Die Mediävistik und ihr Mittelalter

Europa im Mittelalter

Abhandlungen und Beiträge
zur historischen Komparatistik

Herausgegeben von Michael Borgolte,
Wolfgang Huschner, Benjamin Scheller
und Barbara Schlieben

Band 45



Die Mediävistik und ihr Mittelalter

Herausgegeben von
Jan-Hendryk de Boer, Marcel Bubert
und Katharina Ulrike Mersch

DE GRUYTER

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 36 wissenschaftliche Bibliotheken und Initiativen ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Geschichte fördern.

ISBN 978-3-11-078453-4
e-ISBN (PDF) 978-3-11-121614-0
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-121641-6
ISSN 1615-7885
DOI https://doi.org/10.1515/9783111216140



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter http://creativecommons.org/licenses/by/4.0.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte, die nicht Teil der Open-Access-Publikation sind (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.). Diese erfordern ggf. die Einholung einer weiteren Genehmigung des Rechteinhabers. Die Verpflichtung zur Recherche und Klärung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Library of Congress Control Number: 2024941230

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2024 bei den Autorinnen und Autoren, Zusammenstellung © 2024 Jan-Hendryk de Boer, Marcel Bubert und Katharina Ulrike Mersch, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Geschichte

Open Access für exzellente Publikationen aus der Geschichte: Dank der Unterstützung von 36 wissenschaftlichen Bibliotheken und Initiativen können 2023 insgesamt neun geschichtswissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen und Initiativen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Dachinitiative „Hochschule.digital Niedersachsen“ des Landes Niedersachsen
Universitätsbibliothek Bayreuth
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Universitätsbibliothek Bern
Universitätsbibliothek Bielefeld
Universitätsbibliothek Bochum
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Sächsische Landesbibliothek, Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB)
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg – Universitätsbibliothek
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Universitätsbibliothek der FernUniversität in Hagen
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Technische Informationsbibliothek (TIB)
Universitätsbibliothek Hildesheim
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln
Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
Universitätsbibliothek Mainz
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte, Mainz
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster Bibliotheks- und Informationssystem (BIS) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universität Potsdam
Universitätsbibliothek Vechta
Universitätsbibliothek der Bauhaus-Universität Weimar
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
Zentralbibliothek Zürich

Vorwort

Der vorliegende Band geht zurück auf eine Tagung, die im Oktober 2021 in Göttingen stattfand. Anlass war der einundsechzigste Geburtstag von Frank Rexroth, bei dem wir entscheidende Jahre unserer wissenschaftlichen Karriere verbracht und von dem wir mehr gelernt haben, als sich hier sagen lässt. Eigentlich hatten wir geplant, seinen sechzigsten Geburtstag zu feiern, allerdings ist daraus aufgrund der Corona-Pandemie nichts geworden. Doch im Grunde war dieses Abweichen von der Konvention recht passend: Frank Rexroth, der sich in seinen Büchern, Aufsätzen und Lehrveranstaltungen intensiv mit der Geschichte der Universitäten und der Wissenschaft, darunter nicht zuletzt der Geschichtswissenschaft als seiner eigenen Disziplin beschäftigt hat, tritt akademischen Riten bis heute eher in der Perspektive des analytischen Beobachters gegenüber, statt die Praktiken einfach nur teilnehmend zu vollziehen. Insofern stand für uns bei der Planung der Tagung und der daraus hervorgegangenen Publikation fest, dass wir nicht nur Schüler*innen und Kolleg*innen versammeln wollten, die den Jubilar zu preisen hätten. Vielmehr gedachten wir – ganz im Stile Frank Rexroths –, die Gelegenheit zu nutzen, um grundsätzliche Diskussionen über das Fach, seine Geschichte, Gegenwart und mögliche Zukünfte zu führen. Die große Bereitschaft aller, die wir für Tagung und Band angefragt haben, sich auf dieses Vorhaben einzulassen, hat es ermöglicht, unseren Plan in die Tat umzusetzen.

Wir sind bei der Realisierung von Tagung und Band auf vielfältige Weise unterstützt worden, wofür wir Dank schulden: Die Fritz Thyssen Stiftung hat die Göttinger Tagung großzügig finanziert. Michael Borgolte nahm nicht nur an einer Podiumsdiskussion während der Tagung teil, sondern hat insbesondere den Band in die Reihe ‚Europa im Mittelalter' aufgenommen. Matthias Büttner stand uns bei Planung und Organisation der Veranstaltung hilfreich zur Seite. Bei der Redaktion der Beiträge beziehungsweise der Erstellung des Registers wurden wir durch Jessica Fischer (Universität Duisburg-Essen) und Laura Zander (Ruhr-Universität Bochum) hervorragend unterstützt. Kirstin de Boer hat uns nicht nur bei der Durchführung der Tagung geholfen, sondern auch mit guten Ratschlägen und wachen Augen an der Korrekturarbeit am Band mitgewirkt. Von Seiten des Verlages haben Laura Burlon, Elisabeth Kempf und Eva Locher das Projekt professionell begleitet und alle Verzögerungen (fast) klaglos hingenommen. Unser besonderer Dank gilt den Beiträgerinnen und Beiträgern, die ihre Vorträge zu Aufsätzen umgearbeitet und dabei die verschiedenen Facetten der aktuellen Diskussionen in der Mediävistik ausgefaltet und weiterentwickelt haben.

Es schmerzt uns, dass Uwe Israel, der viele Jahre in Göttingen zusammen mit Frank Rexroth gearbeitet hat und zuletzt Professor in Dresden war, die Veröffentlichung seines besonders aufschlussreichen Beitrags aufgrund seines viel zu frühen Todes im Juni 2023 nicht mehr erleben konnte. Seiner möchten wir an dieser Stelle gedenken.

Jan-Hendryk de Boer, Marcel Bubert und Katharina Ulrike Mersch
Duisburg, Münster und Bochum im Mai 2024

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-202

Inhalt

Vorwort —— VII

Jan-Hendryk de Boer, Marcel Bubert, Katharina Ulrike Mersch
Die Mediävistik und ihr Mittelalter. Einleitung —— 1

Teil 1: **Vergangene Gewissheiten. Zur Geschichte der Mediävistik**

Marcel Bubert
Die Mediävistik und ihr Streit ums Mittelalter. Wissenssoziologische Perspektiven auf die Geschichte der Mittelalterforschung und Mittelalterimagination bis ca. 1960 —— 21

Folker Reichert
Wege zum Mittelalter. Ernst Kantorowicz und Carl Erdmann im Vergleich —— 47

Sita Steckel
‚The Making of the High Middle Ages'. Die historische Meistererzählung vom Aufstieg des modernen Westens im Hochmittelalter im Werk Sir Richard W. Southerns —— 81

Catherine König-Pralong
Indisziplin in der Philosophiegeschichte. Das Mittelalter und die Vereinigten Staaten als Gegenstände der Wissensgeschichte —— 125

Karl Ubl
***Western constitutionalism* und Politische Theologie. Zwei konkurrierende Narrative der Mittelalterforschung —— 141**

Teil 2: **Neue Unübersichtlichkeit. Herausforderungen der gegenwärtigen Mediävistik**

Dorothea Weltecke
Minderheiten und Mehrheiten. Religiöse Zugehörigkeit und das ‚Mittelalter' —— 163

Bernhard Jussen
Vorboten der Irrelevanz. Wie befreit man das Wort ‚Mittelalter' von seinem Begriff – und warum? —— 179

Steffen Patzold
Der lange Schatten der Spätantike und das Ende des Frühmittelalters. Ein Versuch über die Mittelmeerwelt des ersten Jahrtausends —— 201

Klaus Oschema
Paradigmatisch europäisch? Perspektiven, Grenzen und Risiken einer ‚europäischen' Mediävistik —— 217

Thomas Bauer
Zwischen Eurozentrismus und Teleologie. Die alten und neuen Leiden der Arabistik —— 249

Patrick J. Geary
Constructing and Deconstructing the Middle Ages —— 267

Teil 3: **Perspektiverweiterungen. Ausgewählte Themen und Tendenzen mediävistischer Forschung**

Uwe Israel
Sine ira et studio? Die Mediävistik und die (De-)Konstruktion eines jüdischen Frühmittelalters —— 291

Hedwig Röckelein
Expertenkulturen vor den Expertenkulturen? Astronomisches und medizinisches Wissen in der Karolingerzeit —— 315

Wolfgang Eric Wagner
Wer waren die schlimmsten Rabauken an der spätmittelalterlichen Universität Rostock? Eine personengeschichtliche Spurensuche —— 339

Benjamin Scheller
Fernhandel als (Nicht-)Wissenskultur. Zukunftsorientierte Information und Lehren „so wahr wie das Vaterunser" in den Briefen Francesco Datinis (1335–1410) und seiner Gesellschaften —— 371

Kristin Skottki
Rassismus und Antisemitismus im europäischen Mittelalter. Eine neue Suche nach historischen Wurzeln? —— 391

Jan-Hendryk de Boer
Die Mediävistik und ihre Gegenwart. Ein Versuch über Mittelalterforschung nach der Moderne —— 429

Personenregister —— 473

Ortsregister —— 481

Jan-Hendryk de Boer, Marcel Bubert, Katharina Ulrike Mersch

Die Mediävistik und ihr Mittelalter. Einleitung

Der Mediävistik geht es nicht gut. Auf diesen Nenner lassen sich die zahlreichen Bestandsaufnahmen mediävistischer Forschung bringen, die in den letzten Jahren in Europa und Nordamerika veröffentlicht wurden. Offenbar befindet sich die Mediävistik in einer Krise: Sie scheint zunehmend irrelevant zu werden, insofern ihre Arbeiten und Einsichten außerhalb der eigenen Fachöffentlichkeit kaum oder überhaupt nicht zur Kenntnis genommen werden.[1] Große Debatten in der Geschichtswissenschaft, den Geisteswissenschaften insgesamt oder gar der Gesellschaft stößt sie nicht (mehr) an und gestaltet sie nur in geringem Maße mit.[2] Schließlich ist sie sich sogar unsicher geworden, was eigentlich ihr Gegenstand ist. Denn was ist dieses ‚Mittelalter', mit dem sie sich befasst? Ergibt der Begriff heute noch einen Sinn? Oder transportiert er ein überholtes eurozentrisches Epochendenken, das es zu überwinden gilt? Ist das *medium aevum* unrettbar Teil von Fortschrittsgeschichten, in denen sich die westliche Moderne ihrer selbst versichert – und damit ins Museum untauglicher historischer Konzepte zu verabschieden? Sollte das ‚Mittelalter' globalgeschichtlich erweitert werden, oder verliert der Begriff dann jede konzeptionelle Klarheit und legt eurozentrische Vorannahmen über jegliches zu erforschende Phänomen?[3] Steht also der Aufbruch in eine Mediävistik ohne Mittelalter an?

Befinden wir uns folglich in einer Krise der Mediävistik und des Mittelalters? Vielleicht lohnt es sich, sich vor der Revolution erst einmal gründlich umzuschauen und die Debatten zu kartieren. Dazu dient eine kritische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Periodisierungsversuchen und den verschiedenen Deutungen des Mittelalters, die in der Geschichte der historisch arbeitenden Disziplinen hervorgebracht wurden. Sie führt vor Augen, dass es für die aktuelle Diskussion nicht ganz unratsam wäre, vor der Verabschiedung des Mittelalterkonzepts, dessen Nachteile niemand mehr leugnen kann und will, einen Moment innezuhalten und sich zu fragen, ob die zur Verfügung stehenden Alternativen, die das Mittelalter als historische

1 Das ist etwa der Ausgangspunkt für die Bemühung, die Mediävistik wieder relevant zu machen, in *Jones*/*Kostick*/*Oschema* (Hrsg.), Medieval Studies (2020) und *Drews/Müller/Topefer* (Hrsg.), Mediävistik (2021).

2 So bereits *Groebner*, Mittelalter (2008), 16–21.

3 Vgl. als einschlägige neuere Debattenbeiträge *Goetz* (Hrsg.), Kontroversen (2023); *Bauer*, Mittelalter (2018); *Jussen*, Antike (2017); *ders*., Geschenk (2023); *Borgolte*, Mittelalter (2012); *ders.*, Crisis (2017); *Moore*, Global Middle Ages (2016); *Brauner*, Das „globale Mittelalter" (2022); derartige Selbstvergewisserungen sind allerdings nicht allein ein Phänomen der letzten Jahre, sondern hatten bereits seit den späten 1970er Jahren und um 2000 Konjunktur; vgl. als repräsentative Beispiele *Oexle* (Hrsg.), Stand (1996); *Goetz*, Einführung (2000); *Goetz*, Mediävistik (1999); *Pernoud*, Mittelalter (1979).

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-001

Kategorie ersetzen könnten, tatsächlich den erhofften Erkenntnisfortschritt bescherten oder nicht (wie etwa der Vorschlag, auf Epochen ganz zu verzichten und einfach nach Jahrhunderten durchzuzählen) wieder neue Probleme mit sich brächten, die von der nächsten Generation von Forscher*innen nach der gleichen sozialen Logik (und mit der gleichen Berechtigung) angeprangert und bekämpft werden würden. Das Resultat einer solchen Verschiebung wäre wohl, dass nicht wenig Zeit und Energie, die in Forschung oder Wissenschaftsvermittlung fließen könnten, erneut von einer Diskussion um Begriffe absorbiert würden, an deren Ende die bedingt revolutionäre Erkenntnis stünde, dass die etablierten Periodisierungsschemata diskursiv konstruiert sind und durch alternative Kategorien substituiert werden könnten, die andere Schwerpunkte setzen. Diese Bemerkung sollte jedoch nicht als reine Polemik verstanden werden: Die in diesem Band fortgeführte und kritisch diskutierte Debatte um Epochenkonzepte ist wichtig und setzt unverzichtbare Impulse für die Selbstreflexion der historisch arbeitenden Disziplinen. Doch die in nicht wenigen Interventionen in dieser Diskussion implizit vorausgesetzte Vorstellung, man könne, wenn man nur gründlich genug nachdenke und ausreichend präzise hinsehe, ein historisches Kategorienschema finden, das die Wendepunkte, Brüche und Verlaufsformen der Geschichte referentiell adäquat repräsentiert, sollte aus unserer Sicht verabschiedet werden – sie gehört sozusagen in die Wissenschaftsgeschichte.

Wie bereits wiederholt festgestellt wurde, sind weder die Diskussion um die prinzipielle Adäquatheit des Mittelalterbegriffs, die gegenwärtig intensiviert geführt wird, noch die Frage, ob man das Mittelalter nicht irgendwie ‚anders' denken, perspektivieren und erforschen müsste, als solche grundsätzlich neu.[4] Sowohl die Einsicht, dass das Mittelalterkonzept in die Irre führt, wenn man es nicht immer wieder streng auf seine Schwächen und Fallstricke hin beleuchtet, als auch die Erkenntnis, dass es andere Möglichkeiten der Klassifizierung und Einteilung der Geschichte gibt, die, selbst wenn sie neue Probleme aufwerfen, genauso gut funktionieren würden, scheinen schon seit mehreren Jahrzehnten zu den Gemeinplätzen mediävistischer Selbstkritik zu gehören. Einige der aktuellen Vorschläge, das Mittelalter als historische Kategorie über Bord zu werfen, verstehen sich dementsprechend als logische Konsequenz eines schon länger um sich greifenden Unbehagens am Mittelalter. Doch auch wenn diese Unzufriedenheit in jüngster Zeit zweifellos eine neue Qualität aufweist und auf neuartige Irritationen (wie die Herausforderungen der Globalgeschichte) reagiert, so offenbart der Blick in die Geschichte der Mittelalterforschung und Mittelalterimaginationen gleichwohl, dass es ebenso verfehlt wäre anzunehmen, ein seit langem etabliertes und reibungslos operierendes Paradigma habe nun zu erodieren begonnen, um in absehbarer Zeit ganz zu zerfallen. Vielmehr zeigt eine soziologische und disziplinenübergreifende Perspektive auf die Art und Weise, in der das ‚Mittelalter' konstruiert, verstetigt und historisch vermittelt wurde, dass sich die an diesem Konstruktionsprozess beteiligten Akteur*innen

4 Exemplarisch: *Werner*, Mittelalter (1998); *Le Goff*, Moyen Âge (1977).

noch nie gänzlich einig darüber waren, worauf sich dieser Begriff eigentlich beziehen und welche Bedeutung man ihm zuschreiben sollte.[5] Zumindest lange Zeit nach seiner ‚Erfindung' durch Francesco Petrarca *et eiusmodi similes* sah sich das Mittelalter noch mit konkurrierenden Periodisierungen der Geschichte und Epochenbegriffen konfrontiert, die ohne ein *medium aevum* auskamen. Aber auch in der Phase seiner weitgehenden Akzeptanz als historischer Kategorie seit dem 19. Jahrhundert wurde bekanntlich über die Bilder, Deutungen und Narrative, die in Auseinandersetzung mit diesem Konzept hervorgebracht wurden, auf das Heftigste gestritten.

Während man die Kanonisierung des triadischen Epochenmodells oftmals mit den Schriften des Historikers Christoph Cellarius am Beginn des 18. Jahrhunderts in Verbindung bringt, so waren sich spätere Geschichtsschreiber häufig weiterhin vollkommen uneinig darüber, wo die Grenzen des mittleren Zeitalters zu verorten seien, sofern sie ihm nicht, wie Edward Gibbon in seiner zwischen 1776 und 1789 in sechs Bänden veröffentlichten ‚History of the Decline and Fall of the Roman Empire', generell einen Epochenstatus absprachen.[6] Doch auch nach der Konsolidierung der Epochentrias, die sich nach 1800 in ganz unterschiedlichen Diskursräumen vollzog, blieb das Mittelalter eine Projektionsfläche, die sehr verschiedene Zuschreibungen erlaubte.[7] Dies gilt nicht nur für die basale Dichotomie vom ‚entzweiten Mittelalter', auf die Otto Gerhard Oexle wiederholt hingewiesen hat,[8] sondern auch für die Deutungen und Sinngebungen, die in den Kontroversen der sich nun ausdifferenzierenden mediävistischen Disziplinen jeweils stattgefunden haben. Die Bilder der Epoche oder ihrer Traditionen, die in den Forschungskontexten der Historie, der Philologien, der Philosophie oder der Musikologie während des 19. Jahrhunderts jeweils hervorgebracht wurden, bildeten den Nährboden zahlreicher Debatten, die in der Folgezeit um die Deutung und Einordnung des Mittelalters in seiner spezifischen Relation zur Moderne geführt wurden. Eine Infragestellung des Epochenschemas fand dabei nicht zuletzt durch die Versuche statt, die nach der Wende zum 20. Jahrhundert in unterschiedlichen Bereichen darauf abzielten, die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit dadurch zu relativieren, dass die historischen Anfänge vermeintlich genuin neuzeitlicher oder moderner Phänomene im Mittelalter verortet wurden. Die Renaissance des 12. Jahrhunderts, die Charles Homer Haskins postuliert hat,[9] ist das prominenteste Beispiel dafür; doch in diese Richtung weisen auch etwa die Bestrebungen, den Beginn moderner wissenschaftlicher Theorien und Methoden in der Scholastik des 13. und 14. Jahrhunderts zu suchen, wie sie in Frankreich von Pierre Duhem[10] sowie in

5 Einen solchen Ansatz skizziert Marcel Buberts Beitrag in diesem Band ausführlicher.

6 *Levine*, Humanism and History (1987), 178–190; *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992), 846 f.

7 Vgl. *Raedts*, Entdeckung (2016).

8 *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992); *ders*., Moderne (1997); ebenso: *Rexroth*, Mittelalter und Moderne (2008).

9 *Haskins*, Renaissance (1927).

10 *Duhem*, System du monde (1913–1959).

den Vereinigten Staaten von der Schule um den Wissenschaftshistoriker Lynn Thorndike[11] ausgingen.

Entscheidend ist allerdings, dass die verschiedenen Perspektiven, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch eine Betonung der Kontinuität bestimmter Konstellationen in der *longue durée* eine Relativierung der Epochenschwelle anregten, wiederum auf sehr unterschiedliche Resonanz stießen. Während in Deutschland die Sichtweisen eines Max Weber, der die Differenziertheit und Dynamik des Mittelalters herausgestellt[12] und damit prinzipiell einen Weg gewiesen hatte, wie eine strikte Abgrenzung des Mittelalters von der Moderne hätte überbrückt werden können, lange Zeit kaum aufgegriffen wurden, verschafften sich nach der Mitte des Jahrhunderts zunehmend Anschauungen Geltung, die durch die Weiterführung neuer methodischer Ansätze, wie jenen der Sozialgeschichte, sowohl neue Gesamtdeutungen der Epoche als auch wiederum entschiedenere Infragestellungen des gängigen Periodisierungsschemas erlaubten. Auch solche Untersuchungen, die, wie etwa Ernst Robert Curtius' berühmte Studie ‚Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter' von 1948,[13] den Mittelalterbegriff emphatisch im Titel führten, boten Perspektiven auf die europäische Geschichte an, die Traditionslinien aufzeigten, die weit über die Grenzen des Mittelalters hinausreichten. Neue Sichtweisen auf die Epoche waren schließlich mit den Anfängen einer methodisch neu aufgestellten Stadt- und Wirtschaftsgeschichte verbunden, die in Deutschland ab den späten 1950er Jahren eine Beschäftigung mit sozialen Gruppen in mittelalterlichen Gesellschaften anregte.[14]

Ab den 1960er Jahren wurde zunächst wohl in der DDR am intensivsten mit tradierten Mittelalterbildern gebrochen. Hier versuchte sich eine neue Generation von Historiker*innen an der Einbettung der Epoche in die Konzepte des Historischen Materialismus.[15] Zwei Überblicksdarstellungen der 1980er Jahre konzentrierten maßgebliche Ergebnisse der vielschichtigen Diskussionen: Die Zeit zwischen dem 5. Jahrhundert und den 1470er Jahren wurde als Abfolge verschiedener Entwicklungsstufen des Feudalismus begriffen. Den Merowingern wurde die Errichtung eines Feudalstaats in Gallien zugeschrieben, den Karolingern die eines „frühfeodalen" Großstaats. Das Hochmittelalter wurde mit der Entstehung eines „deutschen Feudalstaates" assoziiert, in dessen Werden dem bäuerlichen Widerstand große Bedeutung zugemessen wurde. Den „Eintritt der Bürger in den Klassenkampf" seit dem 11. Jahrhundert verortete man in der Phase der „vollen Entfaltung der feudalen Gesellschaftsordnung". Während der Klassenkampf im 15. Jahrhundert einen Höhepunkt erlebt habe, sei das Feudalsystem zu-

11 *Thorndike*, Experimental Science (1923–1958).

12 *Oexle*, Kulturwissenschaftliche Reflexionen (1994).

13 *Curtius*, Europäische Literatur (1948); dazu *Rexroth*, Curtius (2019).

14 Etwa *Maschke*, Continuité sociale (1960); *ders*., Verfassung und soziale Kräfte (1959); dazu *Moraw*, Kontinuität und später Wandel (2005), 121.

15 *Borgolte*, Feudalismus (1998), 247; *ders*., Sozialgeschichte (1996), 93–118, zu den Diskussionen um die Periodisierung besonders 100–104.

gleich brüchig geworden. Die darauffolgende Zeit wurde mit dem Kapitalismus verbunden.[16] Obwohl die hier gesetzten zeitlichen Zäsuren leicht mit der auf Herrscherhäuser bezogenen Einteilung in Früh-, Hoch- und Spätmittelalter in Verbindung zu bringen waren, so zeigten sich doch die Geschichte der Produktionsbedingungen und die des ‚Volkes' für die Periodisierung als maßgebend. In der BRD wurden diese Konzepte nur von wenigen ernsthaft diskutiert.[17] Für die Rede vom Mittelalter ist Peter Blickles ‚Kommunalismus' als Gegenentwurf zum Feudalismus erwähnenswert, umschreibt der Frühneuzeithistoriker damit doch nicht eine Epoche zwischen dem 5. und dem 15. Jahrhundert oder dem 16. und dem 19. Jahrhundert, sondern die Zeit zwischen 1300 und 1800.[18]

Die sich seit den 1960er Jahren in der BRD durchsetzende Sozialgeschichte war im Bereich der Mediävistik von individuellen Zugängen geprägt, trat „ohne den programmatischen Anspruch eines Paradigmenwechsels für das gesamte Fach"[19] auf und strebte in der Regel keine neue Darstellung der mittelalterlichen Geschichte per se an. Karl Bosl allerdings forderte 1973 „die Entscheidung gegen eine universalistisch verstandene Verfassungsgeschichte zu Gunsten einer totalen und universalen Geschichte unter gesellschaftlich-anthropologischem Aspekt".[20] Er hatte im Jahr zuvor eine entsprechende Studie vorgelegt, weitere sollten folgen.[21] In der Periodisierung, so Michael Borgolte, ähnele Bosls Entwurf den Konzepten der marxistischen Geschichtswissenschaft, unterscheide sich von ihnen jedoch durch die Ablehnung eines wirtschaftsgeschichtlichen Primats zugunsten eines anthropologischen Zugangs. Die Zeit bis 1300 begriff Bosl als eine Epoche des Aufbruchs in räumlicher, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, politischer und intellektueller Hinsicht mit Auswirkungen bis ins 18. und teils sogar in das 19. Jahrhundert hinein. Das 14. und 15. Jahrhundert waren für ihn charakterisiert durch „die ständische Bewegung".[22] In der französischen Mediävistik folgten die Auseinandersetzungen mit marxistischen Theoremen und sozialgeschichtlichen Ansätzen ganz anderen Prämissen, und sie blickten überdies in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bereits auf eine jahrzehntealte, durch die Annales-Schule begründete Tradition zurück.[23]

Der Methodenwandel und der Wandel geschichtswissenschaftlicher Perspektiven von der Politik- zur Sozialgeschichte zur Historischen Anthropologie und schließlich zu einer historischen Kulturwissenschaft machten sich seit den 1960er Jahren, in Deutsch-

16 *Autorenkollektiv*, Deutsche Geschichte, Bd. 1 (1982); *Autorenkollektiv*, Deutsche Geschichte, Bd. 2 (1983).

17 Zu den Ausnahmen siehe *Borgolte*, Sozialgeschichte (1996), 176–182.

18 *Borgolte*, Feudalismus (1998), 252–255. Stellvertretend für Blickles Arbeiten zum Thema sei hier *Blickle*, Unruhen (1988) genannt.

19 *Borgolte*, Sozialgeschichte (1996), 66–91, 119, Zitat 91.

20 *Bosl*, Reflexionen (1973), 9. Siehe hierzu *Borgolte*, Sozialgeschichte (1996), 145.

21 *Bosl*, Grundlagen (1972); *Bosl*/*Weis*, Gesellschaft (1976).

22 *Borgolte*, Sozialgeschichte (1996), 152 f.

23 Siehe *Borgolte*, Feudalismus (1998), 257–259.

land besonders seit den 1980er Jahren langfristig auch im Verständnis der Epoche ‚Mittelalter' bemerkbar.[24] Die Vorstellung von einer statischen Zeit sei derjenigen einer dynamischen und vielfältigen Zeit gewichen, so Hans-Werner Goetz. Besondere Attraktivität gewann dieser Zeitraum fachübergreifend durch die ihm unterstellte Alterität und damit als Kontrastfolie zur Moderne,[25] als die er schon seit der Aufklärung dienen konnte.[26] Und so ergaben sich auch für die kulturgeschichtlich geprägte Mediävistik der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts spezifische Bilder vom Mittelalter, in der die mit der Moderne verbundene Fortschrittserzählung adaptiert oder angegriffen wurden.[27] Colin Morris und Aaron Gurjewitsch etwa verlagerten die Wurzeln der modernen Individualität in die zweite Hälfte des Mittelalters.[28] Auch der Beginn negativer Entwicklungslinien wurde im Mittelalter gesucht. Hier sei beispielhaft auf Robert Ian Moores These von der langfristig wirkmächtigen Entstehung einer „Persecuting Society" im 12. Jahrhundert verwiesen.[29] George Duby zeichnete mit Bezug auf die Liebe das Mittelalter als negatives Kontrastbild.[30] Philippe Ariès hingegen stilisierte das Mittelalter als positives Gegenbild zur Moderne: Damals habe man noch menschlich sterben können, in der Gegenwart sei dem Tod das Humane genommen.[31] Aus feministischer Sicht kontrastierte Joan Kelly-Gadol die höfische Kultur des Mittelalters, die Frauen recht große Handlungsspielräume erlaubt habe, mit der Renaissance, in der jene systematisch beschnitten worden seien.[32]

Wo sich Paradigmen verschieben und vervielfachen, da wird im Endeffekt auch die suggerierte Einheitlichkeit des Mittelalters in Frage gestellt oder wenigstens eine Tendenz dazu erkennbar, einzelne Forschungsthemen über Epochen- und Kulturgrenzen hinweg zu behandeln.[33] Der vergleichsweise späte Einfluss der linguistischen Wende in der Mediävistik schärfte schließlich das Bewusstsein für den „Konstruktionscharakter unserer eigenen Geschichtsdarstellungen".[34] Somit verwundert es nicht, dass seit den späten 1980er Jahren der Konstruktionscharakter des Mittelalters besonders

24 Programmatisch *Le Goff*, Moyen Âge (1977). Dass sich in den vielfältigen Forschungssträngen jeweils einzelne wirkmächtige Richtungsstreitigkeiten ergaben, die teils international, teils nur in einzelnen Ländern geführt wurden, sei bislang nicht hinreichend reflektiert worden, so lautete jedenfalls der Tenor der von Hans-Werner Goetz geleiteten Sektion „Deutungsstreitigkeiten in der jüngeren Mediävistik" auf dem Historikertag 2021. Siehe https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127694 sowie – um weitere Beiträge ergänzt – *Goetz* (Hrsg.), Kontroversen (2023).

25 *Goetz*, Einführung (2000), 10–15. Zu diesen Entwicklungen siehe auch *ders.*, Mediävistik (1999), 84–101.

26 *Oexle*, Moderne (1997), 311.

27 *Geary*, Middle Ages (2007), 112 f.

28 *Morris*, Discovery (1972); *Gurjewitsch*, Individuum (1994).

29 *Moore*, Formation (1987).

30 *Duby*, Moyen Âge (1988).

31 *Ariès*, Essais (1975). Siehe hierzu *Oexle*, Moderne (1997), 361 f.

32 *Kelly-Gadol*, Women (1977).

33 *Goetz*, Mediävistik (1999), 44, 105 f., 124.

34 *Goetz*, Mediävistik (1999), 115.

lebhaft diskutiert wurde und wird,[35] auch in seiner Funktion als Kontrastfolie in anderen Fächern als der Geschichtswissenschaft. Dies offenbart sich zum Beispiel bei der vergleichenden Lektüre von Oexles Artikel ‚Luhmanns Mittelalter' und Niklas Luhmanns Entgegnung ‚Mein Mittelalter'.[36] Der Schlagabtausch zwischen dem Historiker und dem Soziologen veranschaulicht eine Herausforderung, die die Mediävist*innen auch dann betrifft, wenn sie unter sich sind. Man denke an die weitreichenden Folgen der ‚Meistererzählungen vom Mittelalter' in unterschiedlichen historisch arbeitenden Disziplinen, die im von Frank Rexroth herausgegebenen gleichnamigen Band aufgefächert wurden.[37] Auch Janet Nelson unterstrich 2017 nochmals, dass das Mittelalter nicht geboren, sondern gemacht wurde, und zwar immer wieder seit der Frühen Neuzeit bis in die heutige Zeit. Man täte gut daran, so Nelson, es neu zu erfinden.[38]

Aber wie? Darüber wird seit den 1990er Jahren relativ kontinuierlich gestritten, wobei man zunächst vor allem darüber nachdachte, wie eine Mediävistik jenseits der Nationalgeschichtsschreibung zu gestalten sei.[39] In diesem Kontext tauchte man auch in die eigene Fachgeschichte hinab und fand viele Gründe, warum ein Paradigmenwechsel erforderlich sei.[40] So entschlüsselte Borgolte die Genese von der Nationalgeschichte hin zu einer europäischen Geschichte beziehungsweise Globalgeschichte. Er wies darauf hin, dass der jeweils gewählte Bezugsrahmen bedingen könne, dass die Periodisierung von Geschichte in Antike, Mittelalter und Neuzeit ihr Fundament einbüße.[41] Die mit der Globalisierung verbundenen Herausforderungen böten jedoch gleichzeitig die Möglichkeit zum Perspektivwechsel und lüden ferner dazu ein, statt *der* Geschichte des Mittelalters (im Singular) *die* Geschichten des Mittelalters (im Plural) zu schreiben.[42] Vielleicht müssen wir also eher von der Mediävistik und ihren Mittelaltern sprechen. François-Xavier Fauvelle etwa meinte für das 8. und das 15. Jahrhundert hinreichend Wandlungsprozesse ausmachen zu können, um für die Zeit zwischen den beiden Polen von einem afrikanischen Mittelalter sprechen zu können.[43] In Aniruddha Rays ‚Towns and Cities of Medieval India' wird die Zeitspanne vom 13. bis 18. Jahrhundert, in der die behandelte Region durch eine starke politische, religiöse und kulturelle Diversität cha-

35 *Geary*, Mittelalterforschung (1996), 78 f. macht auf verschiedene einschlägige Konferenzen in Deutschland, Frankreich und den USA aufmerksam.

36 *Oexle*, Luhmanns Mittelalter (1991); *Luhmann*, Mein Mittelalter (1991).

37 *Rexroth* (Hrsg.), Meistererzählungen (2007). Siehe hierin insbesondere *ders.*, Meistererzählungen (2007).

38 *Nelson*, Medieval History (2017), 17.

39 Siehe zum Beispiel *Borgolte*, Perspektiven (2001); *Goetz*/*Jarnut* (Hrsg.), Mediävistik (2003); *Loud*/*Staub* (Hrsg.), Making (2017).

40 Siehe zum Beispiel *Nagel*, Schatten (2005); *Geary*/*Klaniczay* (Hrsg.), Middle Ages (2013).

41 *Borgolte*, Ende (2001), 579, 582.

42 Zum Beispiel *Borgolte*, Crisis (2017), 70, 78, 84. Vgl. für die europäischen Geschichte(n) *ders.*, Ende (2001), 589.

43 *Fauvelle*, Rhinozeros (2017), 23.

rakterisiert ist, als ‚Middle Ages' bezeichnet.[44] Das so konstruierte indische Mittelalter beginnt und endet damit später als das afrikanische und das europäische.

Grundlegende Fragen an die in den Generationen zuvor erarbeiteten Gerüste ergeben sich freilich nicht allein in der allumfassenden globalen Perspektive; es genügt schon der Hinweis darauf, dass es nicht ausreichen kann, eine christliche Monokultur zu fokussieren. Der Nutzen des Mittelalterbegriffs hat insbesondere hier seine Grenzen, was Thomas Bauer für ein sogenanntes ‚islamisches Mittelalter' aufgezeigt hat.[45] Er bemängelte den Eurozentrismus des Mittelalterkonzepts und befürwortete andere historische Periodisierungen, die sich stärker an der islamischen Geschichte statt vorrangig an der (west-)europäischen orientierten.[46] Borgolte hat in Auseinandersetzung mit Bauer dafür plädiert, die Mediävistik als Teildisziplin in eine Eufrasienforschung zu wandeln, die ihrem Anspruch nach das mediterrane Europa, Nordafrika und das westliche Asien gleichermaßen behandelt und auf diese Weise den Eurozentrismus überwindet.[47] Solchen fachwissenschaftlichen Diskussionen zum Trotz erfreuen sich Nationalgeschichten des Mittelalters in der Öffentlichkeit einiger Beliebtheit. Patrick Geary hat in diesem Punkt auf das Fortwirken geschichtswissenschaftlicher Linien, die im 19. Jahrhundert gezeichnet wurden, hingewiesen.[48] Ein Grund mehr, sich mit der Vergangenheit des eigenen Fachs zu beschäftigen.

Aber auch an anderen Stellen stößt man an Grenzen, zum Beispiel wenn man Phänomene in der *longue durée* betrachtet. Bernhard Jussen hat unter anderem konstatiert, dass die Bedeutung der sich seit dem 11. Jahrhundert formierenden Stadtkommunen in ihrer politikgeschichtlichen Dimension in Makronarrativen nicht hinreichend erfasst wird. Warum? Man müsse, so Jussen, „auf das Makromodell, das Paradigma, verweisen. Für das, was die Formierung der pluralistischen Zivilgesellschaft ausmacht, ist die sogenannte ‚Neuzeit' zuständig, nicht das ‚Mittelalter', das gerade über Alterität definiert ist. Die Geschichte des Republikanismus wird in der ‚Neuzeit' erzählt."[49] Sollte man sich also von den Epochenbegriffen vollständig lösen oder doch ‚nur' mutig epochale Grenzüberschreitungen wagen, zu denen Geary ermuntert hat?[50] Die Entscheidung fällt schwer, zumal eine Abkehr vom Mittelalter Oexle zufolge auch für die Erforschung der anderen Epochen sowie für Kunsthistoriker*innen, Philolog*innen und andere mehr folgenreich wäre: „‚Mittelalter' ist in der Genese des Denkens der Moderne der fundamentale Bezugspunkt, an dem sich Epochenbegriffe wie ‚Antike', ‚Renaissance' oder ‚Re-

44 *Ray*, Towns (2015).

45 *Bauer*, Mittelalter (2018).

46 Gleichzeitig ist freilich auch zu beobachten, dass typischerweise mit dem westeuropäischen Mittelalter verbundene Kategorien genutzt werden, um kulturvergleichend zu arbeiten. Siehe zum Beispiel *Hugon*/*Kellner*, Communities (2020), *Shogimen*, Heresy (2020).

47 *Borgolte*, Mittelalter (2018).

48 *Geary*, Ethnicities (2017), 66 f.

49 *Jussen*, Antike (2017), 40 f.

50 *Geary*, Middle Ages (2007), 119.

formation‘ und vor allem der Begriff der ‚Moderne‘ selbst orientieren. Ohne ‚Mittelalter‘ gibt es keine ‚Antike‘, keine ‚Renaissance‘ und keine ‚Moderne‘“, so Oexle.[51] Das gesamte übliche Periodisierungsgerüst geriete also ins Wanken, schneide man das ‚Mittelalter‘ heraus.

Zweifellos sind viele der hier nur angedeuteten Argumente *gegen* die Verwendung des Mittelalterbegriffs und des damit verbundenen Epochenkonzepts, die in zahlreichen Beiträgen des vorliegenden Bandes genauer vorgestellt werden, grundsätzlich berechtigt, ignoriert werden können und sollten sie nicht. Und doch gibt es neben der von Oexle prophezeiten epochalen Unordnung, die aus einem Abschied vom Mittelalter erwüchse, gute Gründe, nicht vorschnell etablierte Ausdrücke und Ordnungsschemata zu verabschieden.[52] Genannt seien drei: ein anekdotischer, ein strategischer und ein prinzipieller. Als zwei der Herausgeber*innen dieses Bandes im Frühjahr 2023 auf Einladung von Masaki Taguchi und des Arbeitskreises für vergleichende Verfassungsgeschichte ihre Forschungen in Tokyo und Kyoto vorstellen durften, kam dort angesichts der aufgeregten europäischen und nordamerikanischen Debatten auch die Frage auf, ob vom japanischen Mittelalter gesprochen werden könne. Zu unserer Überraschung bejahten die japanischen Kolleginnen und Kollegen dies entschieden. Das ‚Mittelalter‘ sei in der japanischen Geschichte zwar im Vergleich zu Europa zeitlich anders gelagert, da es mit der Kamakura-Zeit im 12. Jahrhundert einsetze und mit dem Beginn der Tokugawa-Herrschaft um 1600 ende, es habe sich aber sehr bewährt, diese Phase der Erosion der Zentralgewalt und der gesellschaftlichen und politischen Umbrüche insgesamt als ‚japanisches Mittelalter‘ zu bezeichnen. Unsere Frage, ob diese Übernahme europäischer Kategorien für die Geschichte Japans nicht problematisch, gar ‚kolonialistisch‘ sei, verneinten unsere Gesprächspartnerinnen und -partner. Im Gegenteil, sie waren überzeugt, dass gerade die Adaption des für die europäische Geschichte vertrauten Mittelalterkonzepts es nicht nur gestatte, die japanische Geschichte besser zu verstehen, sondern die geteilten Konzepte allererst einen solchen vergleichenden Zugriff erlaubten, wie ihn der Arbeitskreis selbst praktiziere. Unsere Versuche, Japan zu exotisieren, indem seine Geschichte zu einer ganz anderen als der europäischen Geschichte erklärt wurde, erschienen den Kolleginnen und Kollegen problematisch, da aus ihrer Sicht die dringend benötigte globale Erforschung des Mittelalters damit verunmöglicht würde. Wenn jeder nur noch seine eigenen Konzepte und Begriffe verwendete, die spezifisch für den eigenen Forschungsbereich geprägt wurden, so waren sie überzeugt, wäre eine gemeinsame Erforschung der vormodernen Welten kaum mehr denkbar.

Fraglos besitzt die Mittelalterforschung in Japan ein spezifisches Gepräge, was nicht zuletzt in der Orientierung japanischer historischer Forschung an der europäi-

51 *Oexle*, Bilder (2004), 12 f. Siehe auch *ders.*, Bild (1990), 1–3.

52 Ein abgewogenes Plädoyer dafür, den Mittelalterbegriff beizubehalten, sich seiner Fallstricke aber bewusst zu sein, findet sich bereits bei *von Moos*, Gefahren (1999).

schen, insbesondere der deutschen und französischen, sowie seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs an der nordamerikanischen Geschichtswissenschaft begründet liegt.[53] Doch zu den besagten Überlegungen kommt ein weiterer, strategischer Grund, warum das Mittelalter nicht so bereitwillig aufgegeben werden sollte, wie es einige besonders entschlossene Stimmen der deutschen oder angloamerikanischen Forschung fordern. Denn die Mediävistik befindet sich in der eigentümlichen Situation, dass ihre Forschungsleistungen nur schwer in das Gesamt der jeweiligen Fachdiskussionen eindringen, was nicht nur für die Geschichtswissenschaft, sondern in mindestens ebenso hohem Maße für die Literaturwissenschaften, die Rechtswissenschaft oder die Philosophie gilt. Einen Sonderfall stellen allenfalls die katholische Theologie und die Kanonistik dar, in denen die Beschäftigung mit mittelalterlichen Theologen wie Thomas von Aquin sowie dem mittelalterlichen Kirchenrecht nach wie vor eine größere Selbstverständlichkeit besitzt als in allen übrigen Geisteswissenschaften. Dieser der mediävistischen Forschung im jeweiligen Fach beigemessenen geringen Relevanz begegnen zu wollen, indem man einfach behauptet, nicht mehr vom ‚Mittelalter' zu sprechen, erscheint als wenig aussichtsreiche Strategie. Zudem verspielt sie eine Chance, doch wieder relevant(er) zu werden.

Denn es besteht weiterhin ein populäres Interesse an der Vormoderne und insbesondere am Mittelalter. Besonders augenfällig wird das an historischen Romanen verschiedener Anspruchsniveaus, die bemerkenswert häufig im Mittelalter angesiedelt werden. Unter den qualitätsvollen Produkten sei nur Umberto Ecos noch immer viel gelesener Roman ‚Der Name der Rose' genannt, dem sich Hilary Mantels Bücher um den englischen Politiker Thomas Cromwell an die Seite stellen ließen.[54] Zwar liegt die Tudorzeit außerhalb dessen, was im historischen Proseminar als ‚Mittelalter' gelehrt wird, doch das Konstruktionsprinzip von Mantels Romanen besteht darin, Cromwell als einen rationalistisch-strategischen Akteur und damit als Verkörperung eines ‚modernen' Denkstils ‚mittelalterlichen' Akteurinnen und Akteuren wie Heinrich VIII. oder dem Gelehrten Thomas Morus gegenüberzustellen. Deren einfältiger religiöser Ängste und Hoffnungen, ihrer Begeisterung für die Symbole der Macht, für Riten und höfische Prachtentfaltung, für überkommene Praktiken und Ideen vermag sich Mantels Cromwell strategisch zu bedienen, was seinen steilen Aufstieg in den Büchern ‚Wolf Hall' und ‚Bring Up the Bodies' ermöglicht, aber schlussendlich auch seinen Sturz verursacht in ‚The Mirror and the Light'. Dass er sich im letzten Band des Zyklus immer stärker von jenen Toten umgeben sieht, die sein Handeln verursacht haben, deutet darauf hin, dass er dem Mittelalterlichen nicht zu entkommen vermag, ebenso wie sich Anne Boleyn, die neben Cromwell am stärksten mit modernem Machtkalkül ausgestattete Figur, in den komplizierten Geflechten vormoderner familiärer Rivalitä-

53 Vgl. *Kido*, Study (1995); *Ishii*, Anwendung (1997). Für die germanistische Mediävistik in Japan vgl. *Kōzō*, Mediävistik (2002).

54 *Mantel*, Wolf Hall (2009); *dies.*, Bodies (2012); *dies.*, Mirror (2020).

ten um Gunst und Einfluss bei Hofe verheddert und dies schließlich mit ihrem Leben bezahlt. Eco hat in ‚Der Name der Rose' diese von Mantel leitmotivisch eingesetzte Konstruktion des Einbruchs moderner Rationalität in die zugleich dunkle und bunte Welt mittelalterlicher Religiosität ebenfalls genutzt, sie aber auch ironisch unterlaufen, indem er sie durch das Arsenal postmodernen Erzählens als literarischen Topos entlarvt hat. Dass solche Romane geschrieben, rezensiert, gekauft, gelesen werden, deutet darauf hin, dass es Interesse am Mittelalter gibt. In diese Richtung weist auch die ungebrochene Begeisterung für J. R. R. Tolkiens ‚Der Herr der Ringe', die in eine aus mittelalterlichen und fantastischen Elementen gewobene Gegenwelt einzutauchen erlaubt, oder George R. R. Martins ‚A Song of Ice and Fire' beziehungsweise die daraus hervorgegangene Serie ‚Game of Thrones', die ihrerseits ein bildmächtig ausgesponnenes Pseudomittelalter bietet.[55]

All diese Bücher, Filme und Serien greifen nicht einfach nur einzelne Elemente mittelalterlicher Geschichte und Kultur auf und rüsten sie für ihre Zwecke um, sie bedienen sich mal ernsthaft, mal spielerisch vielmehr des zugrunde liegenden Epochenmodells, wonach das Mittelalter fundamental anders ist als die vertraute Jetztwelt. Dazwischen wird jener Epochenbruch gesetzt, den Reinhart Koselleck als ‚Sattelzeit' bezeichnet hat und in dem sich die Welt in ihren Grundfesten geändert hat – darin dürften sich Eco, Mantel, Tolkien, Martin und die auf sie zurückgreifenden Serienmacher*innen und Regisseur*innen einig sein. Gerade darin liegt der Grund, warum Autorinnen, Filmemacher, Leserinnen und Zuschauer sich von einer mittelalterlichen Gegenwelt faszinieren lassen. Wenn die mediävistische Forschung ihrerseits auf das Mittelalterkonzept verzichtet, beraubt sie sich der Möglichkeit, die verbreiteten Imaginarien und Narrative in ihrem Sinne zu nutzen.

Denn will Forschung relevant sein, muss sie an Vorannahmen potentieller Rezipient*innen anschließen. Selbstverständlich sollte sie diese nicht einfach bedienen, sondern produktiv irritieren – das kann aber nur dann gelingen, wenn bestehendes Interesse aufgegriffen wird. Sonst redet man aneinander vorbei – oder noch schlimmer nur noch mit sich selbst. ‚Das Mittelalter' oder weiter gefasst ‚die Vormoderne' ist in den genannten großen Erzählungen aber nicht ein vernachlässigbarer oder beliebig zu ersetzender Bestandteil, sondern – als Gegenüber der ‚Moderne' – das Konstruktionsprinzip. ‚Die Antike' dient wiederum als Bezugspunkt für ‚Mittelalter' beziehungsweise ‚Vormoderne' und ‚Moderne', so dass ein nur auf den ersten Blick stabiles Ordnungssystem entsteht, das aber durch seine verschiedenen ambigen Relationen dynamisiert werden kann. Letzteres verdeutlichen bereits Aktualisierungen des ‚Mittelalterlichen' in verschiedenen Subsystemen (nicht nur) der westlichen Moderne, im Englischen gerne als *medievalism* bezeichnet.[56] Es bleibt eine wichtige Aufgabe mediävistischer Forschung,

55 Vgl. *Pavlac* (Hrsg.), Game of Thrones (2017); *Carroll*, Medievalism (2018).

56 Vgl. *Di Carpegna Falconieri*, Médiéval et militant (2015); *Bildhauer*/*Jones* (Hrsg.), Middle Ages (2017); *Matthews/Sanders* (Hrsg.), Subaltern Medievalisms (2021).

sich mit ihnen kritisch auseinanderzusetzen, da es nur mit dem ihr zu Gebote stehenden Wissen möglich ist, derartige suggestive Neuschöpfungen des Mittelalters zu dekonstruieren. Dass sie derartig wirksam sein können, liegt aber wiederum an den darin beschlossenen Epochenimaginationen – bezogen auf das Mittelalter und die jeweilige Gegenwart. Hier einfach auf die Problematik von Epochenschemata hinzuweisen, wird als kritischer Impuls verhallen, denn die Aneignungen des Mittelalters funktionieren gerade über große Erzählungen von Alterität und Fortschritt. Insbesondere über die Epochenimagination steckt Mittelalterliches und Mediävistisches in der Moderne. Beschließt die Mediävistik also, das Konzept ‚Mittelalter' einfach zu eliminieren, und kann sie kein vergleichbar überzeugendes und eingängiges anbieten, beraubt sie sich einer großen Chance, wieder relevant zu werden.

Ein drittes Argument, warum es sich lohnen könnte, weiterhin vom Mittelalter zu sprechen, ist prinzipieller Natur. Es steckt im Titel dieses Bandes und der zugrunde liegenden Tagung, die im Oktober 2021 anlässlich des einundsechzigsten Geburtstages von Frank Rexroth in Göttingen stattgefunden hat. Das Verhältnis von ‚Mittelalter' und ‚Mediävistik' ist nämlich, wie der obige kursorische Durchgang durch die Forschungsgeschichte bereits angedeutet hat, nicht ein rein zufälliges, das sich beliebig revidieren ließe. Vielmehr ist die Vorstellung vom Mittelalter wesentlich durch die mediävistische Forschung seit dem 19. Jahrhundert produziert worden, die ihrerseits wiederum an vormoderne und aufklärerische Beschäftigungen mit den Jahrhunderten zwischen 500 und 1500 anknüpft. Nicht nur der Begriff eines *medium aevum*, sondern das gesamte mehrteilige Epochenschema ist dabei entwickelt worden und ins Bewusstsein der europäischen Gesellschaften eingedrungen.[57] Zugleich hat sich die Mediävistik ihre Methoden, Konzepte und Erzählungen geschaffen, um jenen Zeitraum untersuchen und erfassen und darüber schreiben zu können. Mediävistische Forschungstechniken, wie sie häufig noch immer zum Leidwesen der Studierenden in geschichtswissenschaftlichen Einführungsveranstaltungen unterrichtet werden, sind entwickelt worden in Bezug auf spezifische mittelalterliche Quellentypen wie Urkunden, Annalen und Chroniken, für die Deutung mittelalterlicher Erzeugnisse wie Siegel oder Wappen, für die Interpretation mittelalterlicher Schriftformen und Redeweisen, für das Verständnis der Genese mittelalterlicher Texte vor dem Urheberrecht, der Etablierung des Buchdrucks und der Erfindung einer starken Autorpersona. Diese Techniken haben die Erforschung des Mittelalters geprägt und sind umgekehrt von ihr geprägt worden. Dies gilt nicht nur für das mediävistische Handwerkszeug. Auch theoretische Ansätze sind immer wieder in Bezug auf Mittelalter und Vormoderne entwickelt worden. So bereits durch die Annales-Schule, insbesondere die Forschungen von Marc Bloch, und ebenso in Gestalt von mediävistischen Spielarten von Sozialgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Geschlechtergeschichte und

57 Vgl. *Corbellari*, Moyen Age (2019); *Mertens*, Mittelalterbilder (1992); *Neddermeyer*, Mittelalter (1988); *Voss*, Mittelalter (1972); *Holl*, Vorstellung (2022); *Pericolo*/*Richardson* (Hrsg.), Remembering (2015).

Kulturgeschichte. Selbst die Postcolonial Studies sind in den letzten Jahren für das Mittelalter adaptiert worden und haben sich dabei verändert. Denn in allen Übertragungen von für die Moderne oder Spätmoderne entwickelten Theorien auf das Mittelalter zeigt sich, dass es nicht mit einigen kleineren Verschönerungsarbeiten getan ist, sondern es umfassender Umbaumaßnahmen bedarf, um diese Theorien für die Erforschung von Gesellschaften zu verwenden, die in vielen Aspekten von den heutigen verschieden sind. Wird theoretische Arbeit in der Geschichtswissenschaft ernst genommen, verändert sie die Theorien. Das gilt – wie schon die Annales-Historiker gezeigt haben – gerade auch für eine theoriegeleitete Untersuchung mittelalterlicher Zeiten und Räume.

Dass sich dieser Eindruck signifikanter Differenz immer wieder in der Erforschung der Zeit zwischen etwa 500 und circa 1500 einstellt, dürfte selbst für die meisten Kritiker*innen des Mittelalterkonzepts gelten.[58] Verabschiedet man dieses, besteht also die Gefahr, die konstitutiven Elemente der eigenen Disziplin gleich mit zu beseitigen. Dafür mag es sogar Gründe geben – möglicherweise bedarf die Mediävistik eines gründlichen methodologischen und theoretischen Kehraus, um wieder sichtbar und relevant zu werden. Vielleicht ist die Mediävistik sogar tatsächlich überflüssig und sollte in der jeweiligen Hauptdisziplin aufgehen, so dass Historiker*innen sich dann einfach aus ‚der Geschichte' beliebige Zeiträume herausgreifen, ohne sich an überkommenen Epochenschemata zu orientieren, Germanist*innen Walther von der Vogelweide und Bertolt Brecht gemeinsam untersuchen, ohne den einen für einen ‚mittelalterlichen', den anderen für einen ‚modernen' Autor zu halten, Theolog*innen Meister Eckhart und Dorothee Sölle ins Gespräch bringen, ohne eine epochale Differenz zwischen ihnen auszumachen, und Rechtswissenschaftler*innen Rechtspluralismus in den deutschen Städten des 15. Jahrhunderts mit den heutigen Debatten um eine Ausdifferenzierung von Rechten kurzschließen. Ohne Epochendenken und jenseits ‚des Mittelalters' ist vieles denk- und machbar, es entstehen aber Kosten, die in einer ehrlichen Debatte benannt und diskutiert werden sollten. Epochale Spezialisierungen aufzugeben, Epochendenken zu verabschieden, ‚das Mittelalter' zu dekonstruieren, kann angesichts eines starken Präsentismus in politischen und wissenschaftlichen Diskussionen in Europa oder den USA nicht nur dazu führen, dass die Zeit vor 1800 stillschweigend zu einer wahrhaft dunklen Vorzeit wird. Zudem dürfte ein handwerklicher Kompetenzverlust die Konsequenz sein, wodurch zwar eingängige Erzählungen produziert werden könnten, die aber empirisch auf tönernen Füßen stünden. Vor dem Bildersturm ist also zu fragen, wie die Mediävistik und ihr Mittelalter zusammenhängen, wie sich Methoden, Theorien, historische Erkenntnisse und Meistererzählungen wechselseitig bedingen und was geschieht, wenn einzelne Elemente dieser Konstellationen getilgt werden.

Der vorliegende Band möchte einen Beitrag zu dieser Diskussion leisten. Dazu setzt er im Sinne der obigen Überlegungen an drei Punkten an: Erstens wird die oben knapp umrissene Geschichte der mediävistischen Disziplinen an aussagekräftigen

58 Vgl. den gewählten zeitlichen Ansatz in *Jussen*, Geschenk (2023).

Personen, Büchern, Problemstellungen und Konstellationen untersucht, wobei immer wieder der Fokus auf den Zusammenhang von Methodenbildung, Theoriearbeit, Narrativbildung und Erkenntnis über vergangene Phänomene gelenkt wird. Zweitens bemüht sich der Band, aktuelle Debatten im Fach aufzugreifen und weiterzuführen. Dazu gehören die leidenschaftlichen Diskussionen um die weitere Verwendung des Mittelalterkonzepts und der überkommenen Epochenkonstruktion sowie die Debatte um eine globalgeschichtliche Neuausrichtung der Mediävistik. Hinzu treten drittens Beiträge, die einzelne aktuelle Forschungsthemen und Kontroversen aufgreifen, die in besonderem Maße geeignet sind, das Verständnis der Relation zwischen der Mediävistik und ihrem Mittelalter zu erhellen, und die zugleich Neubestimmungen dieser Beziehung erlauben. Der abschließende Beitrag nimmt dann in einer Draufsicht auf die Aufsätze des Bandes die hier angestellten Überlegungen wieder auf und versucht sie zu systematisieren.

Bibliographie

Philippe Ariès, Essais sur l'histoire de la mort en Occident du Moyen Âge à nos jours. Paris 1975.

Autorenkollektiv unter Leitung von *Evamaria Engel / Bernhard Töpfer*, Deutsche Geschichte, Bd. 2. Die entfaltete Feudalgesellschaft von der Mitte des 11. bis zu den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts. Berlin 1983.

Autorenkollektiv unter Leitung von *Joachim Herrmann*, Deutsche Geschichte, Bd. 1. Von den Anfängen bis zur Ausbildung des Feudalismus Mitte des 11. Jahrhunderts. Berlin 1982.

Thomas Bauer, Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2018.

Bettina Bildhauer / Chris Jones (Hrsg.), The Middle Ages in the Modern World. Twenty-First Century Perspectives. Oxford 2017.

Peter Blickle, Unruhen in der ständischen Gesellschaft, 1300–1800. (Enzyklopädie deutscher Geschichte 1) München 1988.

Michael Borgolte, Hat sich das Mittelalter erledigt?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Online, 03.09.2018.

Michael Borgolte, A Crisis of the Middle Ages? Deconstructing and Constructing European Identities in a Globalized World, in: Graham A. Loud / Martial Staub (Hrsg.), The Making of Medieval History. York 2017, 70–84.

Michael Borgolte, Mittelalter in der größeren Welt. Eine europäische Kultur in globaler Perspektive, in: Historische Zeitschrift 295 (2012), 35–61.

Michael Borgolte, Vor dem Ende der Nationalgeschichten? Chancen und Hindernisse für eine Geschichte Europas im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 272 (2001), 561–596.

Michael Borgolte, Perspektiven europäischer Mittelalterhistorie an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, in: ders. (Hrsg.), Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik. (Europa im Mittelalter 1) Berlin 2001, 13–27.

Michael Borgolte, Feudalismus. Die marxistische Lehre vom Mittelalter und die westliche Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für Historische Forschung 25 (1998), 245–260.

Michael Borgolte, Sozialgeschichte des Mittelalters. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit. (Historische Zeitschrift. Beiheft N. F. 22) München 1996.

Karl Bosl, Reflexionen über die Aktualität der Geschichtswissenschaft. Walter Schlesinger zum 65. Geburtstag, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 36 (1973), 3–15.
Karl Bosl, Die Grundlagen der modernen Gesellschaft im Mittelalter. Eine deutsche Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters, 2 Bde. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 4) Stuttgart 1972.
Karl Bosl / Eberhard Weis, Die Gesellschaft in Deutschland, Bd. 1. Von der fränkischen Zeit bis 1848. (Staat und Gesellschaft 2) München 1976.
Christina Brauner, Das „globale Mittelalter" und die Gegenwart der Geschichtswissenschaft, in: traverse 29:2 (Vormoderne postkolonial / Moyen Âge postcolonial) (2022), 41–62.
Tommaso Di Carpegna Falconieri, Médiéval et militant. Penser le contemporain à travers le Moyen Âge. Paris 2015.
Shiloh Carroll, Medievalism in „A Song of Ice and Fire" and „Game of Thrones". Woodbridge 2018.
Alain Corbellari, Le Moyen Age à travers les âges. (Collection Focus 27) Neuchâtel 2019.
Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern 1948.
Kathleen Davis / Nadia Altschul (Hrsg.), Medievalisms in the Postcolonial World. The Idea of ‚the Middle Ages' outside Europe. Baltimore 2009.
Wolfram Drews / Matthias Müller / Regina Toepfer (Hrsg.), Mediävistik 2021. Positionen, Strategien, Visionen. (Das Mittelalter 26,1) Heidelberg 2021.
Georges Duby, Mâle Moyen Âge. De l'amour et autres essais. Paris 1988.
Pierre Duhem, Le systeme du monde. Histoire des doctrines cosmologiques de Platon a Copernic, 10 Bde. Paris 1913–1959.
Andrew B. R. Elliott, Medievalism, Politics and Mass Media. Appropriating the Middle Ages in the Twenty-First Century. (Medievalism 10) Cambridge 2017.
François-Xavier Fauvelle, Das goldene Rhinozeros. Afrika im Mittelalter. München 2017.
Patrick Geary, European Ethnicities and European Ethnicity. Does Europe Have too much History?, in: Graham A. Loud / Martial Staub (Hrsg.), The Making of Medieval History. York 2017, 58–69.
Patrick Geary, „Multiple Middle Ages". Konkurrierende Meistererzählungen und der Wettstreit um die Deutung der Vergangenheit, in: Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift. Beiheft N. F. 46) München 2007, 108–120.
Patrick Geary, Mittelalterforschung heute und morgen. Eine amerikanische Perspektive, in: Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhundert. (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 2) Göttingen 1996, 73–97.
Patrick Geary / Gábor Klaniczay (Hrsg.), Manufacturing Middle Ages. Entangled History of Medievalism in Nineteenth-Century Europe. (National Cultivation of Culture 6) Leiden 2013.
Hans-Werner Goetz (Hrsg.), Kontroversen in der jüngeren Mediävistik. Köln 2023.
Hans-Werner Goetz, Einführung. Gegenwart des Mittelalters und Aktualität der Mittelalterforschung, in: ders. (Hrsg.), Die Aktualität des Mittelalters. (Herausforderungen. Historisch-politische Analysen 10) Bochum 2000, 7–23.
Hans-Werner Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung. Darmstadt 1999.
Hans Werner Goetz / Jörg Jarnut (Hrsg.), Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung. München 2003.
Jacques Le Goff, Pour un autre Moyen Âge. Temps, travail et culture en Occident. 18 essais. Paris 1977.
Valentin Groebner, Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen. München 2008.
Aaron Gurjewitsch, Das Individuum im europäischen Mittelalter. München 1994.
Charles Homer Haskins, The Renaissance of the Twelfth Century. Cambridge (MA) 1927.
Bernhard Holl, Medium aevum. Die Vorstellung eines mittleren Zeitalters im westlichen Geschichtsdenken von Paulus bis zur Postmoderne, in: Theologie und Glaube 112 (2022), 275–290.

Pascale Hugon / *Birgit Kellner*, Rethinking Scholastic Communities in Medieval Eurasia. Introduction, in: Medieval Worlds 12 (2020), 2–11.

Shiro Ishii, Zur Anwendung des Feudalismus-Begriffs auf die japanische Geschichte, in: Japan Review 9 (1997), 75–85.

Chris Jones / *Conor Kostick* / *Klaus Oschema* (Hrsg.), Making the Medieval Relevant. How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present. (Das Mittelalter. Beiheft 6) Berlin / Boston 2020.

Bernhard Jussen, Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa 526–1535. München 2023.

Bernhard Jussen, Wer falsch spricht, denkt falsch. Warum Antike, Mittelalter und Neuzeit in die Wissenschaftsgeschichte gehören, in: Debatte 18 (2017), 38–52.

Joan Kelly-Gadol, Did Women Have a Renaissance?, in: Renate Bridenthal (Hrsg.), Becoming Visible. Women in European History. Boston u. a. 1977, 137–165.

Takeshi Kido, The Study of the Medieval History of Europe in Japan, in: Journal of Medieval History 21 (1995), 79–96.

Hirao Kōzō, Germanistische Mediävistik in Japan, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 32 (2002), 19–37.

Joseph M. Levine, Humanism and History. Origins of Modern English Historiography. Ithaca 1987.

Graham A. Loud / *Martial Staub* (Hrsg.), The Making of Medieval History. York 2017.

Niklas Luhmann, Mein Mittelalter, in: Rechtshistorisches Journal 10 (1991), 66–70.

Hilary Mantel, The Mirror and the Light. London 2020.

Hilary Mantel, Bring Up the Bodies. London 2012.

Hilary Mantel, Wolf Hall. London 2009.

David Matthews / *Michael J. Sanders* (Hrsg.), Subaltern Medievalisms. Medievalism „from below“ in Nineteenth-Century Britain. Cambridge 2021.

Erich Maschke, Continuité sociale et histoire urbaine médiévale, in: Annales 15 (1960), 936–948.

Erich Maschke, Verfassung und soziale Kräfte in der deutschen Stadt des Mittelalters, vornehmlich in Oberdeutschland, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 46 (1959), 289–349.

Dieter Mertens, Mittelalterbilder in der Frühen Neuzeit, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992, 29–54.

Robert I. Moore, A Global Middle Ages?, in: James Belich u. a. (Hrsg.), The Prospect of Global History. Oxford 2016, 80–92.

Robert I. Moore, The Formation of a Persecuting Society. Oxford 1987.

Peter von Moos, Gefahren des Mittelalterbegriffs, in: Joachim Heinzle (Hrsg.), Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Frankfurt (Main) / Leipzig 1999, 33–63.

Peter Moraw, Kontinuität und später Wandel. Bemerkungen zur deutschen und deutschsprachigen Mediävistik 1945–1970/75, in: ders. / Rudolf Schieffer (Hrsg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert. (Vorträge und Forschungen 62) Ostfildern 2005, 103–138.

Colin Morris, The Discovery of the Individual, 1050–1200. New York 1972.

Anne Christine Nagel, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970. Göttingen 2005.

Uwe Neddermeyer, Das Mittelalter in der deutschen Historiographie vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. (Kölner historische Abhandlungen 34) Köln 1988.

Janet Nelson, Why Re-Inventing Medieval History Is a Good Idea, in: Graham A. Loud / Martial Staub (Hrsg.), The Making of Medieval History. York 2017, 17–36.

Otto Gerhard Oexle, Bilder gedeuteter Geschichte. Eine Einführung, in: ders. / Áron Petneki / Leszek Zygner (Hrsg.), Bilder gedeuteter Geschichte. Das Mittelalter in der Kunst und Architektur der Moderne, Teilbd. 1. (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 23,1) Göttingen 2004, 9–30.

Otto Gerhard Oexle, Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte, in: Peter Segl (Hrsg.), Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt. Kongreßakten des 6. Symposiums des Mediävistenverbandes in Bayreuth 1995. Sigmaringen 1997, 307–364.

Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts. (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 2) Göttingen 1996.

Otto Gerhard Oexle, Kulturwissenschaftliche Reflexionen über soziale Gruppen in der mittelalterlichen Gesellschaft. Tönnies, Simmel, Durkheim und Max Weber, in: Christian Meier (Hrsg.), Die Okzidentale Stadt nach Max Weber. Zum Problem der Zugehörigkeit in Antike und Mittelalter. (Historische Zeitschrift. Beiheft N. F. 17) München 1994, 115–159.

Otto Gerhard Oexle, Das entzweite Mittelalter, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992, 7–28.

Otto Gerhard Oexle, Luhmanns Mittelalter, in: Rechtshistorisches Journal 10 (1991), 53–66.

Otto Gerhard Oexle, Das Bild der Moderne vom Mittelalter und die moderne Mittelalterforschung, in: Frühmittelalterliche Studien 24 (1990), 1–22.

Brian A. Pavlac (Hrsg.), Game of Thrones versus History. Written in Blood. Hoboken 2017.

Lorenzo Pericolo / Jessica N. Richardson (Hrsg.), Remembering the Middle Ages in Early Modern Italy. Turnhout 2015.

Régine Pernoud, Überflüssiges Mittelalter? Plädoyer für eine verkannte Epoche. Zürich 1979.

Peter Raedts, Die Entdeckung des Mittelalters. Geschichte einer Illusion. Darmstadt 2016.

Aniruddha Ray, Towns and Cities of Medieval India. A Brief Survey. New Delhi 2015.

Frank Rexroth, „Abendland-Substanz-Literatur"? Über Ernst Robert Curtius, sein größtes Werk und die Mittelalterbilder des 20. Jahrhunderts, in: Caroline Horch / Thomas Schilp (Hrsg.), Memoria – Erinnerungskultur – Historismus. Zum Gedenken an Otto Gerhard Oexle. (Memoria and Remembrance Practices 2) Turnhout 2019, 249–265.

Frank Rexroth, Das Mittelalter und die Moderne in den Meistererzählungen der historischen Wissenschaften, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 38 (2008), 12–31.

Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift. Beiheft N. F. 46) München 2007.

Frank Rexroth, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung, in: ders. (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift. Beiheft N. F. 46) München 2007, 1–22.

Takashi Shogimen, Rethinking Heresy as a Category of Analysis, in: Journal of the American Academy of Religion 88 (2020), 726–748.

Lynn Thorndike, A History of Magic and Experimental Science, 8 Bde. New York 1923–1958.

Jürgen Voss, Das Mittelalter im historischen Denken Frankreichs. Untersuchungen zur Geschichte des Mittelalterbegriffes und der Mittelalterbewertung von der 2. Hälfte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. München 1972.

Karl-Ferdinand Werner, Das „Europäische Mittelalter". Glanz und Elend eines Konzepts, in: ders. (Hrsg.), Einheit der Geschichte. Studien zur Historiographie. (Beihefte der Francia 45) Sigmaringen 1998, 3–15.

Teil 1: **Vergangene Gewissheiten. Zur Geschichte der Mediävistik**

Marcel Bubert

Die Mediävistik und ihr Streit ums Mittelalter. Wissenssoziologische Perspektiven auf die Geschichte der Mittelalterforschung und Mittelalterimagination bis ca. 1960

Das Thema dieses Sammelbandes sowie des folgenden Beitrags steht in einem doppelten Nexus zur Forschung von Frank Rexroth, zu dessen Geburtstag die Konferenz über „Die Mediävistik und ihr Mittelalter“ im Oktober 2021 veranstaltet worden war.[1] Einerseits ist dieser Nexus inhaltlich begründet, insofern es um die Wissenschafts- und Fächergeschichte der Mediävistik geht, der sich Rexroth mehrfach und in verschiedenen Hinsichten zugewandt hat.[2] Auf der anderen Seite ist diese Verbindung methodologischer Art, da die Perspektive, die hier auf die mediävistische Forschungsgeschichte eingenommen wird, nicht zuletzt in einer Blickrichtung besteht, die auf die ‚soziokulturelle Dimension‘ der Wissenschaft abzielt.[3] Diese Sichtweise, die nach dem Verhältnis zwischen den epistemischen Ordnungen und der sozialen Einbettung von Wissenschaft fragt, kann man in einem weiteren Sinne als ‚wissenssoziologisch‘ bezeichnen.[4] Im Folgenden soll das heuristische Potential einer solchen Herangehensweise für die Analyse der Geschichte der Mittelalterforschung skizziert werden. Dabei wird es vor allem darum gehen, die grundsätzliche *Dialogik* zwischen der Mediävistik und „ihrem Mittelalter“ in den Blick zu nehmen. Offenbar gibt es einen dialogischen Zusammenhang zwischen den selbstreferentiellen Operationen der mediävistischen Forschung und ihrem dabei erzeugten Gegenstand, dem ‚Mittelalter‘, das als Produkt aber wieder auf die Kommunikation der Wissenschaft zurückwirkt, das heißt zum Ausgangspunkt weiterer Systemoperationen wird.

Doch wie genau kann man diesen dialogischen Zusammenhang erforschen? Zu sagen, dass das eine durch das andere geprägt wird, dass ein wechselseitiges Konstitutionsverhältnis zwischen der Mediävistik und ihrem Mittelalter besteht, ist erst ein-

1 Die methodologischen Überlegungen dieses Beitrags greifen Gedanken aus Diskussionen auf, die der Verfasser während seiner Promotionszeit in Göttingen mit Frank Rexroth über die Frage geführt hat, wie eine Soziologie der Wissenschaften des Mittelalters aussehen könnte. Sie werden hier für einen anderen Kontext adaptiert. Für eine kritische Lektüre dieses Aufsatzes danke ich Jan-Hendryk de Boer.

2 *Rexroth*, Keine Experimente (2020); *ders*., „Abendland-Substanz-Literatur“ (2019); *ders*., Zweierlei Geschichten (2015); *ders*., Geschichte schreiben (2013); *ders*., Das Mittelalter (2008); *ders*. (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter (2007).

3 *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018), 38.

4 Der klassische Theorietext ist *Berger*/*Luckmann*, Konstruktion der Wirklichkeit ([24]2012).

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-002

mal nicht schwer. Wie aber bekommt man die Zwischenschritte, die konkreten Vermittlungsvorgänge und Konstruktionsmechanismen dieser Dialogik in den Blick? Auf welche Weise kann man den kulturellen Prozess der Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung[5] von Mittelalterbildern und Epochenimaginationen in seinen sozialen Zusammenhängen sichtbar machen und analysieren? Einen möglichen Zugang bieten Ansätze der neueren Wissenschaftsgeschichte, die die Perspektive der konstruktivistischen Wissenssoziologie, von der hier ausgegangen wird, weitergeführt und mit anderen Theoriekonzepten, wie etwa der Praxistheorie, Medientheorie, Akteur-Netzwerk-Theorie oder Gruppensoziologie verbunden und für die Erforschung epistemischer Kulturen fruchtbar gemacht haben. Die methodischen Zugänge der neueren Wissenschaftsgeschichte, der ‚Science Studies' oder ‚History and Sociology of Science' können sehr unterschiedlich ausfallen, haben aber das Ziel einer umfassenden Kontextualisierung der Wissenschaft und einer Analyse der konkreten Orte, Praktiken, Institutionen und Sozialisationsformen der *Scientific Community* gemeinsam.[6] Diese Perspektive, die die ‚Situiertheit'[7] des Wissens fokussiert, ohne es auf seine sozialen Kontexte zu reduzieren, kann dem hier verfolgten Anliegen einige Denkanstöße liefern.

Ein solches Vorgehen würde dann nicht nur allgemein darauf abzielen, die grundsätzliche gesellschaftliche Bedingtheit von Wissenschaft aufzuzeigen, sondern etwa zu erforschen, wie die *Produktion* wissenschaftlichen Wissens mit spezifischen Denkstilen, Habitusformen, Gruppenidentitäten und Distinktionsstrategien im sozialen Feld der Wissenschaft verbunden ist. Diese Fragen, wie sie auch Frank Rexroth in seinem Buch über die ‚Fröhliche Scholastik' verfolgt hat, müssten also die Episteme der Wissenschaft (in diesem Fall der Mediävistik) im Zusammengang mit ihren Sozialisationsformen, vor allem aber mit den Konflikten zwischen Akteur*innen, Gruppen und Schulen betrachten, durch welche die Formation dieser Episteme konditioniert und stetig verändert wird. Das Soziale *in* der Wissenschaft, dies hatte bereits Pierre Bourdieu in seiner Wissenschaftssoziologie vehement betont, manifestiert sich auch in Konkurrenzen und Abgrenzungsstrategien innerhalb eines dynamischen Gefüges von Positionen und Differenzen.[8]

Auf die Geschichte der Mittelalterforschung und Mittelalterimagination übertragen, würde es also unter anderem darum gehen, den gelehrten *Streit* um das Mittelal-

5 Nach dem Dreischritt von *Berger*/*Luckmann*, Konstruktion der Wirklichkeit ([24]2012).

6 Exemplarisch *Shapin*, Never Pure (2010); *Knorr-Cetina*, Epistemic Cultures (1999); *Barnes*/*Bloor*/*Henry*, Scientific Knowledge (1996); *Latour*, Science in Action (1988); *Law* (Hrsg.), Power (1986); *Shapin*/*Schaffer*, Leviathan (1985); *Barnes*, Scientific Knowledge (1980); klassisch *Merton*, Sociology of Science (1973).

7 *Haraway*, Situated Knowledges (1988).

8 *Bourdieu*, Les usages (1997); der praxeologische und konflikttheoretische Ansatz Bourdieus ist für die Wissenschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit erprobt worden von: *Füssel*, Gelehrtenkultur (2006); *ders*., Die Gelehrtenrepublik (2011).

ter, die konkurrierenden Entwürfe und Deutungen der Epoche in ihren sozialen, institutionellen und medialen Bedingungen zu untersuchen, die sich vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart freilich tiefgreifend transformiert haben. Das ‚Mittelalter' war in seiner Deutungsgeschichte freilich nicht einfach ein konsistentes Gebilde, das im 18. Jahrhundert konstruiert und fortan tradiert worden wäre; vielmehr war die Epoche des Mittelalters, in ihrer Bedeutung und ihrem Verhältnis zur Moderne, bekanntlich stets Gegenstand höchst unterschiedlicher Sinngebungen, von denen die um 1800 entstandene Dichotomie des aufgeklärten und des romantischen Mittelalterbilds, die Otto Gerhard Oexle als ‚entzweites Mittelalter' bezeichnet hat, ein besonders nachhaltig wirksames Muster darstellt.[9]

Dieses prinzipiell entzweite Mittelalter, das in aufklärerischer Perspektive als rückständig, in romantischer Sicht als harmonisch und geordnet erscheint, hat die Epochenimaginationen sowohl der allgemeinen Geschichtskultur als auch der akademischen Geschichtswissenschaft in einer sehr grundsätzlichen Weise bis heute geprägt. Gleichwohl – das ist hier entscheidend – stellen die wissenschaftlichen und populärkulturellen Deutungen des Mittelalters seit dem 19. Jahrhundert freilich keineswegs bruchlose Fortsetzungen dieser Epochenbilder dar. Das entzweite Mittelalter bildet vielmehr einen ‚offenen Text', der innerhalb wie außerhalb des Wissenschaftssystems von ganz unterschiedlichen Standorten und mit jeweils eigenen Rezeptionseinstellungen kreativ angeeignet, gedeutet und auf diese Weise aktualisiert werden konnte.[10] In diesem Sinne erscheint das entzweite Mittelalter als geschichtskultureller Text, der zwar durch eine spezifische Appellstruktur gekennzeichnet ist, die nachfolgende Rezeptionsakte in gewissem Maße prädisponiert, aber gleichzeitig ambig und ‚offen' genug bleibt, um durch immer wieder neue Sinnzuschreibungen aktualisiert zu werden.[11] Dass diese Aneignungen und Deutungen des Mittelalters bei aller Diversität gleichwohl in jeweils eigener Weise auf die um 1800 konstruierte Dichotomie von Mittelalter und Moderne verwiesen blieben und in vielen Kontexten der Selbstbespiegelung einer Moderne dienten, die sich auf der Kontrastfolie des Mittelalters als solche profilierte, hat Otto Gerhard Oexle oftmals betont.[12]

9 *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992); *ders*., Die Moderne (1997).

10 Außerhalb der Wissenschaft etwa in literarischen, künstlerischen, politischen, religiösen oder kulturkritischen Diskursfeldern: *Saltzman*/*Perry* (Hrsg.), Thinking of the Middle Ages (2023); *Alvestad*/*Houghton* (Hrsg.), The Middle Ages (2021); *Matthews*/*Sanders* (Hrsg.), Subaltern Medievalisms (2021); *Parker*/*Wagner* (Hrsg.), The Oxford Handbook (2020); *Dallapiazza*/*Ruzzenenti* (Hrsg.), Mittelalterbilder (2017); *Mierke*/*Ostheimer* (Hrsg.), Mittelalterrezeption (2015); *Herweg*/ *Kappler-Tasaki* (Hrsg.), Mittelalter des Historismus (2015); *Reudenbach* (Hrsg.), Mittelalterbilder (2013); *Althoff* (Hrsg.), Die Deutschen (1992).

11 In Anlehnung an *Eco*, Lector in fabula (^{3}1998); *Iser*, Der Lesevorgang (^{2}1979); *ders*., Die Appellstruktur (1970).

12 *Oexle*, Die Moderne (1997); *Oexle*, Geschichtswissenschaft (1996); siehe auch: *Rexroth*, Das Mittelalter (2008).

Diese Einschreibung in etablierte Deutungsmuster konnte freilich auch *ex negativo* geschehen, wenn nämlich der strikte Gegensatz von Mittelalter und Moderne gerade dadurch in Frage gestellt wurde, dass man die Anfänge vermeintlich genuin neuzeitlicher Phänomene, wie Aufklärung, Renaissance oder Scientific Revolution, im Mittelalter verortete.[13] Zumindest insofern derartige Phänomene als ‚moderne' Elemente im Mittelalter identifiziert werden, bleiben diese Kontinuitätserzählungen *ex negativo* auf die binäre Opposition von Mittelalter und Moderne bezogen. Die Dichotomie von Mittelalter und Moderne bleibt implizit vorausgesetzt, wenn man sie dadurch überwinden möchte, dass man auf die Modernität des Mittelalters verweist.[14]

Durch diese Vielfalt von Aktualisierungen und Aneignungen der Epoche, darauf kommt es hier an, wurden in der Geschichte der modernen Mittelalterforschung gleichsam „multiple Mittelalter" konstruiert – um eine Formulierung von Patrick Geary aufzugreifen, der sich damit auf „konkurrierende Meistererzählungen" vom Mittelalter bezogen hat.[15] Denn der intellektuell produktive ‚Streit', wie man wiederum mit Georg Simmel sagen könnte,[16] die Konkurrenzen und Konflikte der akademischen Disziplinen und Schulen, mit ihren jeweiligen Denkstilen, Methoden und Fragestellungen, führten in der Wissenschaftsgeschichte zur Herausbildung sehr vielfältiger, koexistierender, aber vor allem auch rivalisierender Bilder und Narrative vom Mittelalter. Dabei haben sich derartige Konkurrenzen mitunter in ganz unterschiedlichen Diskursräumen herausgebildet.

Denn diese dynamische Pluralisierung des ‚Mittelalters' wurde in der Geschichte der Mittelalterimagination nicht zuletzt dadurch vorangetrieben, dass sich die diskursiven und institutionellen Rahmenbedingungen, unter denen über das Mittelalter gesprochen und gestritten wird, im Laufe der Moderne tiefgreifend transformierten, indem sich immer weitere disziplinäre Subsysteme und Standorte ausdifferenzierten, von denen auf das ‚Mittelalter' zugegriffen werden konnte. Bereits mit der Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert[17] und ihrer operationalen Schließung zu einem sozialen System, das sich von seiner Umwelt unterscheidet,[18] war eine fundamentale Grenzziehung gegenüber anderen Diskursräumen und Medien der Geschichtskultur, vor allem der Dichtung, Aufklärungshistorie und Geschichtsphilosophie, einhergegangen. Für die Ordnung des historischen Diskurses war diese Abgrenzung konstitutiv: „Wie vielgestaltig die Historie in ihrem Inneren auch war, ihre Vertreter waren sich darin einig, dass sie weder Poeten noch Philoso-

13 Klassisch *Haskins*, The Renaissance (1927); *Duhem*, Le système (1913–1959); *Thorndike*, History of Magic (1923–1970); *Flasch*/*Jeck* (Hrsg.), Das Licht der Vernunft (1997).

14 Dazu *Bubert*, Mittelalter (2019).

15 *Geary*, „Multiple Middle Ages" (2007).

16 *Simmel*, Der Streit (^{3}1999).

17 Allgemein: *Kuttler*/*Rüsen*/*Schulin* (Hrsg.), Geschichtsdiskurs (1997); *Iggers*, Geschichtswissenschaft (2007), 22–31; *Raphael*, Geschichtswissenschaft (2003).

18 Im Sinne von *Luhmann*, Die Wissenschaft (1990); *Stichweh*, Die Autopoiesis (2013).

phen sein wollten".[19] In der Geschichtswissenschaft spricht man seither anders über das Mittelalter als in der Philosophie (sowie später, und bis heute, etwa in der Soziologie).[20]

Die fortschreitende Binnendifferenzierung der Disziplinen hatte allerdings zur Folge, dass sich die disziplinären Standorte von Mittelalterimaginationen, die in diesen Subsystemen jeweils hervorgebracht wurden, bald auch innerhalb der Geschichtswissenschaft diversifizierten. Mit der Ausdifferenzierung von Abteilungen, Lehrstühlen und Instituten kamen weitere Standorte in die Welt, von denen die Appellstruktur des (entzweiten) Mittelalters aktualisiert werden konnte. Ganz entscheidend dafür war die Professionalisierung der Mittelalterforschung seit dem 19. Jahrhundert, in deren Folge sich ‚Mittelalterforscher*innen' als Angehörige einer eigenen sozialen Kategorie herausbildeten, das heißt als Gruppe von Akteur*innen formierten, die sich als Mediävist*innen – und zwar nur solche – verstanden und kategorisierten.[21] Heinrich von Sybel (gest. 1895) hatte noch über den ersten Kreuzzug promoviert, später aber über die Französische Revolution sowie dann über Preußen und Wilhelm I. geschrieben.[22] Johann Gustav Droysen (gest. 1884) hatte sich zunächst mit Alexander dem Großen befasst, bevor er ab 1855 eine Geschichte der Preußischen Politik vom 15. bis zum 18. Jahrhundert publizierte.[23] Erst im späten 19. Jahrhundert konstituierten sich Mediävist*innen in Reinkultur. Dabei spielten Prozesse der Schulbildung eine entscheidende Rolle: Julius von Ficker (gest. 1902) interessierte sich primär für das Mittelalter,[24] was etwa Engelbert Mühlbacher (gest. 1903) und Emil von Ottenthal (gest. 1931) als seine Schüler fortsetzten.[25] Welche kanalisierende und diskursregulierende Wirkung von Institutionen, wie den *Monumenta Germaniae Historica*, ausging, an der Mühlbacher und Ottenthal mitwirkten, wird daran gleichfalls ersichtlich. Die Einrichtung von eigenen Lehrstühlen für die Geschichte des Mittelalters, wie an der Berliner Universität 1872, stellte die Me-

19 *Rexroth*, Geschichte schreiben (2013), 271.

20 Die ganz unterschiedlichen Mittelalterbilder, die bis heute in Geschichtswissenschaft und Soziologie koexistieren (oftmals ohne im engeren Sinne zu rivalisieren), wären eine eigene soziologische Studie wert; siehe etwa die bereits klassische Kontroverse zwischen Niklas Luhmann und Otto Gerhard Oexle: *Oexle*, Luhmanns Mittelalter (1991); *Luhmann*, Mein Mittelalter (1991); siehe auch: *Steckel*, Differenzierung (2013).

21 Im Sinne einer ‚Selbstkategorisierung' *Turner*, Towards a Cognitive Redefinition (1982).

22 *Sybel*, Geschichte (1841); *ders.*, Die Begründung (1889–1894).

23 *Droysen*, Geschichte Alexanders des Großen (1833); *ders.*, Geschichte der Preußischen Politik (1855–1886).

24 Über welches er bekanntlich auch gestritten hat: *Koch*, Der Streit (1963).

25 In seiner Rede anlässlich des Todes von Ficker im Jahr 1902 betonte Ottenthal nicht nur seine Prägung durch den „unvergeßlichen Lehrer und Meister" (3), sondern artikulierte auch ein Gruppenbewusstsein in Bezug auf die „historische und rechtshistorische Schule Fickers" (19), welcher er sich selbst neben Mühlbacher und weiteren aktiven Professoren, angesprochen als „wir jüngere Schüler" (18), zurechnete (*Ottenthal*, Julius von Ficker (1903)).

diävistik schließlich institutionell auf Dauer.[26] Wer künftig über die Kreuzzüge promovierte, kam aus dem Mittelalter so einfach nicht mehr raus.

Die soziale Infrastruktur, die aus diesen Differenzierungsprozessen emergierte, hat die Genese multipler Mittelalter entscheidend gefördert. Einig waren sich die verschiedenen Disziplinen über das Mittelalter nie. Nicht weniger zentral für die hier diskutierten Zusammenhänge aber sind die Streitigkeiten, die sich jeweils innerhalb der Diskursräume der mediävistischen Disziplinen formierten. Neben der Geschichtswissenschaft bildeten auch die seit dem 19. Jahrhundert entstehenden Philologien sukzessive eigene Mittelaltersektionen aus. Wenngleich hier die epochalen Grenzen mitunter weniger strikt gezogen wurden als in der Historie, wurde das konsolidierte Periodisierungsschema der Geschichte dabei dennoch auf die Literatur übertragen.[27] In den Forschungen der frühen Philologien nahm das Mittelalter jedenfalls durchweg eine zentrale Stellung ein. Für den als Begründer seines Fachs in Deutschland geltenden Romanisten Friedrich Diez (gest. 1876), der ab 1830 einen Lehrstuhl für mittelalterliche und moderne romanische Sprachen und Literaturen in Bonn bekleidete, stand die mittelalterliche Dichtung der Troubadour ebenso im Mittelpunkt des Interesses[28] wie die Arbeiten über „altdeutschen Meistergesang“ und „Deutsche Rechts Althertümer“ das Werk eines Jakob Grimm (gest. 1863) prägten.[29] Dieser setzte zusammen mit Karl Lachmann (gest. 1851) und anderen nicht nur einen wichtigen Impuls für die Genese der Germanistik als Philologie,[30] sondern etablierte mit seiner ausschweifenden Polemik gegen Friedrich Heinrich von der Hagen (gest. 1856) zugleich von Beginn an eine germanistische Streitkultur.[31] Letzterer hatte ab 1810 Professuren für deutsche Literatur in Berlin und Breslau bekleidet und bald damit begonnen, „im noch weitestgehend unvermessenen Gelände der altdeutschen Studien einen größtmöglichen ‚Claim‘ für sich selbst abzustecken“[32], zu dessen Herausforderung die Grimms wiederum antraten. Während die Germanistik mit dem Deutsch-Philologischen Seminar in Rostock im Jahr 1858 ihre erste universitäre Institution erhielt, fanden in der Folgezeit immer weitere Philologien ihren Weg in die Universitä-

26 Nachdem nicht nur Jacob Burckhardt, sondern auch Georg Waitz und Heinrich von Sybel den Ruf auf den Berliner Lehrstuhl Leopold von Rankes nach dessen Emeritierung abgelehnt hatten, trat im Jahr 1872 Karl Wilhelm Nitzsch zusammen mit Heinrich von Treitschke die Nachfolge Rankes an. Nitzsch übernahm dabei den zweiten, eigens neu eingerichteten Lehrstuhl für die Geschichte des Mittelalters. Bereits 1862 war zudem mit Philipp Jaffé ein dezidierter Mediävist zum außerordentlichen Professor für Historische Hilfswissenschaften in Berlin ernannt worden, was gleichfalls zur Verstetigung der Mittelalterforschung als Spezialdisziplin beitrug. Nach dessen Tod erfolgte 1873 die Berufung Wilhelm Wattenbachs auf ein Ordinariat für Hilfswissenschaften (*Elm*, Mittelalterforschung (1992), 214 ff.).

27 *Haye*, Periodisierung der lateinischen Literatur (2007).

28 *Dietz*, Die Poesie (1826); *ders*., Leben und Werke (1829); *ders*., Über die Minnehöfe (1825).

29 *Bluhm*, Die Brüder Grimm (1997).

30 *Meves*, Zum Institutionalisierungsprozeß (1994).

31 *Bluhm*, Der Wissenschaftskrieg (Zugriff: 26.06.2023).

32 *Bluhm*, Der Wissenschaftskrieg (Zugriff: 26.06.2023), 6 f.

ten.[33] Mit dem Waliser John Rhŷs (gest. 1915) erhielt im Jahr 1877 auch etwa die philologische Erforschung der keltischen Sprachen ihren ersten Lehrstuhlinhaber in Oxford, dessen Interesse in Studien über ‚Celtic Britain' und ‚Arthurian Legend' wiederum maßgeblich dem Mittelalter galt.[34] Das ‚keltische' Mittelalter bekam zudem im Kontext der Unabhängigkeitsbewegung im Irland des 19. Jahrhunderts eine enorme politische Brisanz, die auch die wissenschaftlichen Debatten entscheidend konditionierte. Das Bestreben, eine gleichsam unverfälschte keltische Tradition in der Literatur des Mittelalters zu identifizieren, die sich zur Konstruktion nationaler Identität mobilisieren ließ, beflügelte eine spezifische Deutung des irischen Mittelalters, die im 20. Jahrhundert zum Gegenstand heftiger Forschungskontroversen wurde.[35]

Nicht weniger konfliktträchtig waren schließlich die Setzungen, die mit dem Beginn der Erforschung mittelalterlicher Philosophie im 19. Jahrhundert einhergingen.[36] Mit der kirchlich geförderten Konstruktion des ‚Thomismus' als eines Denksystems, das die Einheit von Vernunft und Glaube gewährleisten sollte, die man in der modernen Philosophie vermisste,[37] etablierte die durch die Neoscholastik angestoßene Beschäftigung mit der mittelalterlichen Philosophie ein Paradigma, das lange fortwirkte, aber auch Widerspruch provozierte. Das neoscholastische Mittelalterbild legte den Grundstein für einen Streit über das ‚Wesen' der mittelalterlichen Philosophie, der in der Fachgeschichte des 20. Jahrhunderts immer wieder die Gemüter erhitzen sollte.[38]

Gesprochen und gestritten wurde über das Mittelalter seit dem 19. Jahrhundert folglich in sehr verschiedenen Kontexten und Diskursräumen sowie über die Grenzen mehrerer Disziplinen hinweg. Die unterschiedlichen Sinnzuschreibungen, die in dieser komplexen Konstellation von Positionen und Differenzen in Bezug auf das Mittelalter artikuliert wurden, haben eine beachtliche Breite an Deutungen der Epoche hervorgebracht, denen allerdings – darauf kommt es hier an – wiederum in sehr unterschiedlichem Maße Verbreitung und Anerkennung zuteilwurde. Die konkurrierenden Meistererzählungen, in denen die Mediävistik ihre multiplen Mittelalter konstruiert hat, verharrten meist nicht in friedlicher Koexistenz, sondern drängten sich mitunter gegenseitig aus dem Feld. Zentral für eine Wissenssoziologie der Mediävistik wäre daher nicht die Frage, welche dieser Narrative der historischen Wahrheit näher-

33 Zur mittellateinischen Philologie: *Haye*, Periodisierung der lateinischen Literatur (2007).

34 *Rhŷs*, Celtic Britain (1882); *ders*., Studies (1891).

35 Zu diesen Debatten *Bubert*, Das altirische Recht (2020); *Johnston*, Eoin MacNeill's Early Medieval Ireland (2020); *dies*., Literacy and Identity (2013); *McCone*, Pagan Past (1990).

36 Zur Philosophiegeschichtsschreibung *König-Pralong*, La colonie philosophique (2019); *dies*., Médiévisme philosophique (2016); *König-Pralong*/*Meliadò*/*Sanfilippo* (Hrsg.), The Territories (2019); siehe auch den Beitrag von *König-Pralong* in diesem Band.

37 *Mandrella*, Philosophie (2021).

38 Dazu etwa *Imbach*, Neue Perspektiven (1996); *ders*., Laien in der Philosophie (1989); *Aertsen*/*Speer* (Hrsg.), Philosophie im Mittelalter (1998).

kommen, sondern welche Faktoren die Akzeptanz oder Ablehnung dieser Sinngebungen in der Scientific Community jeweils konditionierten.

Zu diesen Faktoren, die darüber entscheiden, ob die Geltungsansprüche von Narrativen, Deutungen und Bildern des Mittelalters auf Zustimmung oder Zurückweisung stoßen, zählen nicht nur die äußeren politischen und kulturellen Rahmenbedingungen der Wissenschaft, die finanzielle Ausstattung von Instituten und Universitäten oder die Machtstrukturen von Privilegierung und Diskriminierung, die den Aufstieg oder die Ausgrenzung von Akteur*innen in der Wissenschaft bedingen. Ebenso relevant sind Aspekte, die stärker mit der spezifischen Eigenlogik des akademischen Feldes verbunden sind: Die Akkumulation von symbolischem Profit durch Preise, Ehrungen und Zitationen[39] spielt dabei genauso eine Rolle wie das Prestige von Publikationsorten oder das akademische ‚Charisma', das bestimmte Lehrstühle, Institute und Universitäten umgibt und auf die Wahrnehmung der dort tätigen Wissenschaftler*innen abfärbt.[40] Noch entscheidender dürfte schließlich jedoch die Frage sein, ob oder inwieweit es Forscher*innen gelingt, eine *Schule* zu etablieren, die bestimmte Narrative weiterführt, elaboriert und gegen konkurrierende Schulen verteidigt. Die soziale Bedeutung von Schulen, die der amerikanische Soziologie Randall Collins für die Durchsetzung von Wahrheitsansprüchen in der Philosophiegeschichte besonders akzentuiert hat,[41] wäre auch für eine Soziologie der Mittelalterforschung in Betracht zu ziehen, um zu erklären, warum und auf welche Weise sich bestimmte Paradigmen oder Deutungen etabliert und gegen andere behauptet haben und warum anderen, zeitgleichen Sinngebungen keine Beachtung zuteilwurde.[42]

Dass die Wirksamkeit und der ‚Erfolg' von Mittelalterdeutungen folglich von spezifischen *Rezeptionsbedingungen* abhängen, ließe sich in zahlreichen Kontexten der Geschichte der Mediävistik und der Mittelalterimagination aufzeigen. Bereits bei der ‚Erfindung' des Mittelalterkonzepts im 14. Jahrhundert sowie bei dessen Durchsetzung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts waren es jeweils vielschichtige Rahmenbedingungen, die Anschlusskommunikation und einen entsprechenden Rezeptionsprozess, der zur Verstetigung des Konzepts führte, erst ermöglichten. Dass das Mittelalter überhaupt zu einer Deutungskategorie avancieren konnte, der in der historischen Selbstbeschreibung Europas eine ernstzunehmende Relevanz zukam, war nach seiner Erfindung zunächst sogar gar nicht wahrscheinlich. Petrarcas (gest. 1374) Konstruktion des *medium aevum* fand zwar durchaus Anhänger, wie Leonardo Bruni (gest. 1444), die es aufgriffen

39 *Bourdieu*, Les usages (1997); *ders.*, Homo academicus (1992); siehe auch: *Münch*, Die akademische Elite (2007).

40 *Clark*, Academic Charisma (2006).

41 *Collins*, Sociology (1998).

42 Dieser synchrone Ansatz, der zeitgleich entstandene Theorien in der Wissenschaftsgeschichte darauf befragt, warum sich die einen langfristig durchsetzten und die anderen gerade nicht, liegt auch der klassischen Studie von Steven Shapin und Simon Schaffer über Thomas Hobbes und Robert Boyle zugrunde: *Shapin/Schaffer*, Leviathan (1985).

und in ihre Klassifizierung der Geschichte implementierten. Letzterer übernahm in seinen *Historiarum Fiorentinarum libri XII* die Vorstellung einer nachantiken Zeit, die mit der Absetzung des Romulus Augustulus einsetzte, für ihn jedoch bereits im 12. Jahrhundert endete.[43] Auch französische Humanisten, wie Jean de Hesdin (gest. 1412), der Petrarca kannte,[44] wollten die kulturelle Erneuerung mit der in Frankreich entstandenen Literatur des 12. Jahrhundert beginnen lassen.[45] Weiter nordöstlich der Alpen hingegen, wo wiederum andere Rezeptionsbedingungen herrschten, stieß das Mittelalter zunächst kaum auf Interesse. Enea Silvio Piccolomini (gest. 1464), der sich in seinem später als *Germania* titulierten Brieftraktat von 1458 um eine Deutung der ‚deutschen' Geschichte bemühte,[46] griff diese Kategorie nicht auf, sondern unterschied eine *vetus Germania* von einer *nova Germania*.[47] Auch von der Wertung, die Petrarca seiner mittleren Zeit aufgedrückt hatte, ist bei Piccolomini nichts zu finden: Sein ‚neues Deutschland' wird in den höchsten Tönen gepriesen, die Zeit Karls des Großen (hier ein deutscher Kaiser) als Glanzzeit stilisiert. Damit sollte er nicht alleine bleiben. Jakob Wimpfeling (gest. 1528) widersprach Piccolomini zwar, was die Rolle der Kirche in der deutschen Geschichte betraf, aber in seiner Beurteilung der nachantiken Zeit stieß er in das gleiche Horn: Karl der Große habe den Deutschen Ruhm und Ehre beschert, Maximilian I. sei der größte Feldherr der Geschichte.[48] Ein ‚Mittelalter' kennt Wimpfeling nicht. Die Trias Petrarcas hatte in diesem Narrativ keinen Platz.[49]

Die Idee eines *medium aevum*, die Petrarca mit Blick auf Sprache und Literatur konzipiert hatte, war demnach bereits ziemlich alt, als sie von Christoph Cellarius (gest. 1707) in der Zeit um 1700 als allgemeine Epoche entworfen wurde.[50] Doch auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts stieß dieser Vorschlag keineswegs auf allgemeine Begeisterung. Breite Resonanz erfuhr das Epochenkonzept hingegen erst, nachdem es unter veränderten Bedingungen und in anderen Kontexten propagiert wurde. Zentral war dafür unter anderem die veränderte Zeiterfahrung des späten 18. Jahrhunderts, wie Otto Gerhard Oexle im Anschluss an Reinhart Koselleck gezeigt hat: Die Kategorie

43 *Holl*, Medium aevum (2022), 278; *Clark*, Antiquitas (2015).

44 *Smalley*, Jean de Hesdin (1961).

45 *Buck*, Humanismus im Mittelalter (1963), 214.

46 *Krebs*, Negotiatio Germaniae (2005), 118.

47 *Mertens*, Mittelalterbilder (1992), 33.

48 *Mertens*, Mittelalterbilder (1992), 36 f.

49 Siehe auch *Neddermeyer*, Das Mittelalter (1988).

50 *Pericolo*/*Richardson* (Hrsg.), Remembering the Middle Ages (2015); *Mertens*, Mittelalterbilder (1992); *Neddermeyer*, Das Mittelalter (1988); zu Christoph Cellarius, der 1694 durch Friedrich III. von Brandenburg zum Professor für Rhetorik und Geschichte an die Universität Halle berufen wurde: *Rohling*, Cellarius (2020); siehe von Cellarius vor allem seine *Historia universalis* von 1702, die im Laufe des 18. Jahrhunderts zahlreiche bearbeitete und erweiterte Auflagen erfuhr: *Cellarius*, Historia Universalis (1702).

des Fortschritts stellte die Moderne unweigerlich in eine differentielle Relation zu einem durch Statik geprägten Mittelalter.[51]

Aus wissenssoziologischer Sicht wäre darüber hinaus jedoch zu fragen, welche sozialen Faktoren an der Durchsetzung und Profilierung des Mittelalterkonzepts beteiligt waren. Bezeichnend ist ja, dass in den 1760er und 1770er Jahren die konkreten Periodisierungen noch keinesfalls fertig kanonisiert waren, sondern vielmehr erst modelliert, verhandelt und immer wieder neu entworfen wurden, so dass verschiedene Modelle miteinander konkurrierten. Der Historiker Johann Christoph Gatterer (gest. 1799) etwa (um einen Göttinger zu nennen), nahm in seinen verschiedenen Werken der 1760er und 70er Jahre selbst immer wieder andere Einteilungen vor – in seinem ‚Abriss der Universalgeschichte' von 1773 etwa eine 1800-Jahres-Periode von Alexander dem Großen bis zum Fall Konstantinopels, in seinem ‚Weltgeschichts-Kompendium' von 1785 hingegen eine 800-jährige Periode von der Völkerwanderung bis zum Ende der Kreuzzüge.[52] Edward Gibbon (gest. 1794) sprach in seiner ‚History of the Decline and Fall of the Roman Empire' dem Mittelalter generell einen Epochenstatus ab.[53] Auch diese Sichtweisen hätten sich jeweils langfristig durchsetzen können, woraus sich die Frage ergibt, welches Zusammenspiel von Faktoren, welche Verkettung von Umständen sozusagen, anderen Modellen zum Durchbruch verhalf.

Die Rezeptionsbedingungen, die die Durchsetzung des Epochenkonzepts ‚Mittelalter' um 1800 beförderten, waren zweifellos mit der komplementären Konstruktion einer westlichen Moderne verbunden, die eines dunklen Zwillings bedurfte, um ihr Profil zu konturieren. Die Mediävalisierung des Mittelalters und die Orientalisierung des Orients waren in diesem Kontext komplementäre Prozesse.[54] Im Deutschland des 19. Jahrhunderts konstituierte sich ein spezifisches Interesse an der fernen Zeit des Mittelalters, die zur Stiftung einer Kontinuität deutscher Geschichte dienen konnte, welche die fehlende politische Einheit vor 1871 kompensierte und die Reichsgründung legitimierte.[55] Aber bedurften diese Geschichtsbilder wirklich einer Trias der Epochen und der historischen Grenzen von 500 und 1500? Hätte es nicht gereicht, eine Moderne von einer Vormoderne oder, wie Piccolomini, ein altes von einem neuen Deutschland zu unterscheiden? Wäre dies nach den Erfahrungen von 1806 nicht naheliegend gewesen? Anhand welcher Kriterien die Epochenschwellen in Geschichtskulturen jeweils verortet und begründet werden, lässt sich nicht mit einem pauschalen Verweis auf politische und kulturelle Rahmenbedingungen erklären. Die Frage, warum andere Optionen nicht realisiert wurden und welche konkreten Faktoren den Erfolg oder Misserfolg bestimm-

51 *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992).

52 *Gierl*, Geschichte (2012), 314–325.

53 *Levine*, Humanism and History (1987), 178–190; *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992), 846 f.

54 Zu Letzterem klassisch *Said*, Orientalism (1978).

55 *Pauly*/*Ries* (Hrsg.), Staat und Historie (2021); *Pauly*/*Ries*, Affäre und Misere (2021); *Althoff* (Hrsg.), Die Deutschen (1992); *Althoff*, mittelalterliches Reich (2006); *Herweg*/*Kappler-Tasaki* (Hrsg.), Mittelalter des Historismus (2015).

ter Periodisierungen und Deutungen der Geschichte herbeiführten, lässt sich nur durch eine subtilere Analyse eruieren, die auch die soziale Logik des akademischen Streits um die Epochen einbezieht, die sich unter den Bedingungen eines neuartig strukturierten Wissenschaftssystems in der Moderne auf andere Weise manifestierte als in den Gelehrtenkulturen, in denen Petrarca, Piccolomini, Wimpfeling oder Gatterer agierten.

1 Flaschenpostbotschaften, Schulen und *Outsider*

Derartigen Fragen nachzugehen und zu diskutieren, aus welchen Gründen alternative Modelle gerade nicht reüssierten oder in Vergessenheit gerieten, erfordert nach dem hier verfolgten Ansatz, an die wissenssoziologische Grundannahme anzuknüpfen, dass historischer Wandel in der Wissensgeschichte nicht einfach durch die Produktion besserer Ideen oder besserer Modelle herbeigeführt wird, sondern an die sozialen und epistemischen Bedingungen gekoppelt ist, von denen die *Anschlussfähigkeit* neuer Konzepte abhängt. Dieser Umstand zeigt sich wiederum in besonderem Maße daran, dass neue Perspektiven und Sichtweisen in der Forschungsgeschichte oftmals erst unter veränderten Vorzeichen (und erst mit großem zeitlichem Abstand) zu Anschlusskommunikation geführt haben.

Die neuen kulturwissenschaftlichen Ansätze, die beispielsweise in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Max Weber, Ernst Cassirer, Karl Mannheim oder Erwin Panofsky formuliert wurden und neuartige Zugänge auch für die historischen Wissenschaften eröffneten, stießen in der deutschen Mittelalterforschung zunächst nur sporadisch oder stark verzögert auf Resonanz.[56] Wie eine ‚Flaschenpost', so ließe sich sagen, gingen etwa die Philosophie der symbolischen Formen Ernst Cassirers[57] oder die Ikonologie Erwin Panofskys auf Reisen, um erst viele Jahrzehnte später ‚gefunden' zu werden, nachdem sich die Rezeptionsbedingungen geändert hatten. Auch etwa die interdisziplinären Ansätze eines Percy Ernst Schramm (gest. 1970) (erneut ein Göttinger) stellten ihrerseits methodische Neuerungen innerhalb der Mittelalterforschung dar,[58] die zu seiner Zeit nur bedingt Anschluss fanden, später jedoch noch einmal auf gewandelte Rezeptionsbedingungen trafen, als man sich in neuer Weise für die kommunikative Funktion von Zeichen und Ritualen,[59] für Bildwissenschaft oder interkulturelle Trans-

56 *Oexle*, Deutsche Mittelalterhistoriker (2005); siehe auch *Hasberg*, Mediävistik als Avantgarde (2011).
57 *Cassirer*, Philosophie der symbolischen Formen (1923–1929).
58 *Rexroth*, Geschichte schreiben (2013); *Oexle*, Deutsche Mittelalterhistoriker (2005); zu Leben und Werk Percy Ernst Schramms allgemein *Thimme*, Percy Ernst Schramm (2006).
59 So etwa in den Forschungen zur symbolischen Kommunikation seit den 1980er Jahren; exemplarisch *Althoff*, Macht der Rituale (2003); *Bak* (Hrsg.), Coronations (1990); *Nelson*, Politics and Ritual (1986).

ferprozesse zu interessieren begann.[60] Noch prägnanter wird das Phänomen der Rezeptionsverzögerung etwa anhand der Begriffsgeschichte greifbar, deren Methodologie bereits im 19. Jahrhundert durch Otto von Gierke (gest. 1921) entwickelt worden war,[61] zu dieser Zeit aber gänzlich unbeachtet blieb, während sie später, unter völlig anderen Rezeptionsbedingungen, von Otto Brunner erfolgreich propagiert wurde.[62]

Günstige Voraussetzungen für die Etablierung neuer Ansätze waren in der Mediävistik nicht zuletzt dann gegeben, wenn es einzelnen Forscher*innen gelang, eine Schule zu etablieren, deren Angehörige das Erbe des Lehrers oder der Lehrerin fortsetzt und gegen andere Schulen verteidigt. Percy Ernst Schramm hatte zwar zahlreiche Promovend*innen, darunter etwa Arno Borst, die aber die Ansätze Schramms nur teilweise aufgriffen oder keine Mediävist*innen wurden. Ernst Schulin promovierte 1956 bei Schramm in Göttingen über Hegel und Ranke, Reinhard Rürup 1962 über den Staats- und Völkerrechtler Johann Jakob Moser (gest. 1785).[63] Die mittelalterzugewandten Schüler*innen hingegen, wie Borst, Marie Luise Bulst-Thiele oder Wilhelm Berges verfassten mitunter einflussreiche Standardwerke der Mediävistik, gingen aber methodisch mehrheitlich andere Wege als die ‚Herrschaftszeichen' des Lehrers.[64] Die kunsttheoretisch inspirierte Beschäftigung mit Zeichensystemen und Bildern, mit der symbolischen Dimension von Ritualen und Praktiken war in den mediävistischen Paradigmen der Mitte des 20. Jahrhundert noch nicht im gleichen Maße salonfähig wie dies in späteren Zeiten der Fall sein sollte. ‚Erfolgreicher' war in dieser Hinsicht Schramms Göttinger Kollege Hermann Heimpel (gest. 1988),[65] dessen Deutung etwa der mittelalterlichen Königsherrschaft paradigmenkompatibler erschien und in der Mediävistik der Nachkriegsjahrzehnte auf breite Zustimmung stieß. Dass Heimpel sein symbolisches Kapital, das auch von der Einrichtung des Göttinger Max-Planck-Instituts für Geschichte im Jahr 1956 profitierte,[66] erfolgreich zur Festigung seiner Rolle als meinungsbildender Autorität einzusetzen verstand, hatte einen stabilisierenden Effekt auf die herrschenden Paradigmen der Mediävistik in Deutschland, in denen vorerst „keine Experimente" gewagt wurden.[67]

60 Aus dem vielseitigen Œuvre Schramms hier nur seine Studien zu ‚Herrschaftszeichen und Staatssymbolik': *Schramm*, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik (1954–1956); dazu auch *Bak*, Medieval Symbology (1973).

61 *Oexle*, Deutsche Mittelalterhistoriker (2005), 92; *ders*., Versuch wissenschaftsgeschichtlicher Rekapitulation (1988).

62 *Brunner*, Land und Herrschaft (1939); dazu und zu den Debatten um Brunner allgemein *Oexle*, Anmerkungen zum Werk Otto Brunners (1984); *Algazi*, Otto Brunner (1997).

63 *Rürup*, Johann Jakob Moser (1965); *Schulin*, Erfassung des Orients (1958).

64 So etwa die grundlegende Studie von Berges über die ‚Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters' (*Berges*, Fürstenspiegel (1938)), mit der er 1937 bei Schramm promoviert wurde.

65 *Boockmann*, Der Historiker Hermann Heimpel (1990).

66 *Nagel*, Schatten des Dritten Reichs (2005), 187–208.

67 *Rexroth*, Keine Experimente (2020); *ders*., Geschichte schreiben (2013); siehe auch: *ders*., Die Halkyonischen Tage (2021); *Nagel*, Schatten des Dritten Reichs (2005).

Besonders wirksame Schulen im engeren Sinne waren in der Geschichte der Mediävistik vor 1960 nicht nur die Annales-Schule in Frankreich, die mit Marc Bloch (gest. 1944) von Beginn an einen zentralen Impulsgeber aus der Mittelalterforschung in ihren Reihen wusste.[68] Richard Southern (gest. 2001) gelang in Großbritannien eine höchst wirksame Schulbildung, die das modernisierungstheoretisch grundierte Mittelalterbild, das Southern in seinem Buch ‚The Making of the Middle Ages' von 1953 kreierte, langfristig stabilisierte.[69] In Deutschland, wo man anders als in Frankreich mit den methodischen Neuerungen der Struktur- und Mentalitätsgeschichte vorerst nicht experimentierte,[70] hatte seit den frühen 1950er Jahren etwa der ‚Freiburger Arbeitskreis' um Gerd Tellenbach eine merkliche Schulwirkung, die den (in der Mediävistik) neuen Zugang der Prosopographie auf die Bahn brachte und zur Folge hatte[71], dass mehrere Generationen von Forscher*innen, wie Karl Schmid und diejenigen, die wiederum bei ihm promovierten, zumindest einen Teil ihrer wissenschaftlichen Karriere mit personengeschichtlichen Studien, mit Grafen, Verbrüderungsbüchern und Nekrologen verbringen durften.[72] Im Ansatz innovativ, stellten diese Arbeiten allerdings keine Herausforderung für die herrschenden Paradigmen der Mittelalterforschung dar. Hitzige Debatten haben Verbrüderungsbücher nicht entfacht.

Im US-amerikanischen Kontext, der hier nur gestreift werden kann, ging eine nachhaltige Schulbildung beispielsweise vom Kreis um den Wissenschaftshistoriker Lynn Thorndike (gest. 1965) aus, die über dessen Schüler Marshall Clagett (gest. 2005) gleichfalls generationenübergreifende Wirkungen entfaltet und mit Edward Grant (gest. 2020) bis in die jüngste Zeit fortgewirkt hat. Das grundsätzliche Bild, das Thorndike von der Wissenschaft des Mittelalters gezeichnet hatte,[73] sollten seine Schüler*innen gegen alle Kritik bis zuletzt mit Inbrunst verfechten.[74] Der Deutungskampf, der im 20. Jahrhundert über die Rolle und die Bedeutung des Mittelalters in der Geschichte der okzidentalen Wissenschaft ausgetragen wurde, stellte wiederum maßgeblich einen Konflikt der ‚Standorte' in einer binnendifferenzierten Disziplin dar: Um die Frage, wie die Episteme des Mittelalters beschaffen und wann der Beginn der modernen Wissenschaft zu verorten sei, stritten sich die Mediävist*innen in der Nachfolge Thorndikes vor allem mit Forscher*innen, die ihrerseits, wie Alexandre Koyré, in der frühen Neuzeit zuhause waren.[75] Die zugrunde liegende Streitfrage be-

68 *Schöttler* (Hrsg.), Marc Bloch (1999); *Middell*/*Sammler* (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte (1994).

69 *Southern*, Making of the Middle Ages (1953); zu Southerns Mittelalterbild und seiner Wirkung siehe den Beitrag von *Steckel* in diesem Band.

70 Dazu auch *Schöttler*, Trotzige Ablehnung (2002); *ders*., Geschichte der ‚Annales'-Rezeption (1994).

71 *Nagel*, Schatten des Dritten Reichs (2005), 145–155.

72 Zu diesen Forschungen exemplarisch *Borgolte*, Die Grafen Alemanniens (1986); *Althoff*/*Wollasch*, Totenbücher von Merseburg (1983); *Schmid*/*Wollasch*, Societas et Fraternitas (1975).

73 Vor allem in *Thorndike*, History of Magic (1923–1958).

74 Etwa: *Grant*, Foundations of Modern Science (1996).

75 Dazu demnächst *Bubert*, Logik der Verknappung (im Druck).

traf dabei freilich ebenso die Deutung der Epoche insgesamt, nicht weniger als es bei den Debatten der Fall war, die Charles Homer Haskins Buch über die ‚Renaissance' des 12. Jahrhundert nach sich gezogen hat.[76] Auch wenn die Kernfrage bis heute umstritten ist, so dürfte der Umstand, dass sich das Bild der mittelalterlichen Wissenschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts gleichwohl fundamental gewandelt hat, nicht unwesentlich auch dem Eifer und der Beharrlichkeit der Thornike-Clagett-Schule geschuldet sein.

Die grundsätzliche Frage, unter welchen sozialen Bedingungen neue Zugänge in der Mediävistik und andere Perspektiven auf das Mittelalter auf Akzeptanz oder Ablehnung stießen – wann bestimmte Flaschenpost-Botschaften, wenn man es so nennen möchte, gefunden und gelesen wurden – ließe sich in ganz verschiedene Richtungen weiterdenken. So wäre es beispielsweise reizvoll, in einer ähnlichen Hinsicht einmal die soziale Rolle von Außenseiter*innen in der Geschichte der Mittelalterforschung genauer zu verfolgen, also die Wirksamkeit und die Handlungsspielräume von solchen Akteur*innen zu analysieren, die ihre spezifischen Ansätze oder Deutungen gerade durch die Abgrenzung vom akademischen Mainstream profiliert haben.[77] Solche alternativen Figuren haben in der Wissenschaftsgeschichte immer wieder (und bereits im Mittelalter selbst) eben durch diese *Abgrenzungslogik* höchst innovative Entwürfe auf den Weg gebracht und waren auch in der Geschichte der Mediävistik wiederholt aktiv. Gemeint sind strukturelle Außenseiter*innen, die sich kritisch gegenüber der Zunft positionierten (dem „Betrieb", wie Friedrich Nietzsche gesagt hätte)[78] und Sichtweisen artikulierten, die quer zum herrschenden Paradigma lagen, dabei aber Impulse setzten, die innerhalb des Systems (wenn auch mitunter erst später) für Irritationen sorgten. Aus der mediävistischen Geschichtswissenschaft der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wäre dabei etwa an Carl Erdmann oder Ernst Kantorowicz zu denken,[79] die man zumindest teilweise in diesem Kontext sehen könnte, aber auch aus der Philosophiegeschichte oder der Literaturwissenschaft ließen sich einschlägige Beispiele finden.

In der Philosophiegeschichte begann etwa Anneliese Maier (gest. 1971) ihre Laufbahn als Außenseiterin mit geringen Karrierechancen, während sie in Rom, seit 1945 als wissenschaftliche Mitarbeiterin der *Biblioteca Vaticana*, an ihren monumentalen ‚Studien zur Naturphilosophie der Spätscholastik' schrieb.[80] Obwohl Maier, die bis zu ihrem Tod in einem einfachen Zimmer eines Nonnenhauses in Rom lebte, fast nie eine Konferenz besuchte und ihre Werke aus dem Abseits auf Deutsch verfasste, fand die sukzessive Veröffentlichung der ‚Studien' ab 1949, deren Bände Standardwerke

76 *Haskins*, The Renaissance (1927).

77 Zu diesen Figuren (und ihrer Wahrnehmung) in der Wissenschaftsgeschichte *Bubert*, Kreative Gegensätze (2019); *König-Pralong*/*Meliadò*/*Radeva* (Hrsg.), ‚Outsiders and Forerunners' (2018).

78 *Oexle*, ‚Historismus' (1996), 53–57; *ders*., Von Nietzsche zu Max Weber (1996), 75 f.

79 *Oexle*, Deutsche Mittelalterhistoriker (2005); zu Erdmann: *Reichert*: Fackel in der Finsternis (2022); siehe ebenso den Beitrag von *Reichert* in diesem Band.

80 *Maier*, Naturphilosophie der Spätscholastik (1949–1958).

der mediävistischen Wissenschaftsgeschichte darstellen, rasch große Anerkennung in der internationalen Forschung, die auf diesem Gebiet um die Jahrhundertmitte von Akteuren wie Marshall Clagett dominiert wurde. Noch deutlich vor diesem erhielt Maier im Jahr 1966 mit der George-Sarton-Medaille als zweite Frau die höchste Auszeichnung in der Wissenschaftsgeschichte.[81] Maier hatte weder einer Schule angehört, noch konnte sie eine begründen. Gleichwohl war sie nicht nur als kritische Rezensentin aktiv, sondern pflegte auch früh Briefkorrespondenzen und intensive Kontakte in gelehrten Netzwerken, zu denen ebenso Marshall Clagett gehörte, den sie mehrfach in Rom traf,[82] während er dort für seine später berühmt gewordene Studie über ‚Archimedes im Mittelalter' forschte.[83] Doch obwohl sie von diesen Netzwerken zweifellos profitierte, so darf Maier allerdings auch als Beispiel für eine Mediävistin gelten, die sich trotz institutioneller Randposition durch die Qualität ihrer Quellenforschung Geltung verschaffte. Das Wirken, die Erfolge und Misserfolge der Außenseiter*innen in der Geschichte der Mediävistik wären eine eigene Studie wert. Diese Figuren, die ihre Disziplinen mitunter nachhaltig prägten, gehörten in der Regel gerade keiner ‚Schule' im engeren Sinne an, sondern waren als Einzeltäter*innen unterwegs, die den akademischen Betrieb vom Spielfeldrand aus mit Impulsen versahen.

2 Substanzliteratur und Holismus, Differenzierung und Antiessentialismus: Konstellationen von Mittelalterbildern

Die Deutungen und Entwürfe des Mittelalters, die in der Geschichte der Mediävistik verhandelt und umkämpft wurden, betrafen nicht nur verschiedene Periodisierungen, die immer wieder vorgeschlagen wurden, sondern auch die Konzeptionen und Sinngebungen, die sich auf das vermeintliche Wesen und den Charakter der Epoche in ihrer Gesamtheit bezogen. Auch diese Großdeutungen haben sich in der Geschichte der Mittelalterforschung und Mittelalterimagination vom 18. bis zum 20. Jahrhundert freilich ebenfalls tiefgreifend gewandelt. Ersichtlich wird dies etwa anhand der zunehmenden Abkehr von sowohl substantialistisch als auch holistisch begründeten Geschichtsbildern seit der Mitte des 20. Jahrhunderts, die in sehr verschiedenen Varianten ältere Mittelalterkonstruktionen geprägt haben, indem sie ein essentialistisch verstandenes ‚Wesen' des Mittelalters oder seiner Traditionen (in Literatur, Kunst, Philosophie) oder schlicht eine ‚Ganzheit' der Epoche voraussetzten, die sich als solche erfassen ließe.

81 *Maierù*/*Sylla*, Daughter of her Time (2005).
82 *Maierù*/*Sylla*, Daughter of her Time (2005), 635.
83 *Clagett*, Archimedes in the Middle Ages (1964–1984).

Die spezifischen Formen, in der diese Arten der Epochenimagination begegnen, sind wiederum stark vom jeweiligen Standort der Autor*innen sowie von den Medien und Kommunikationszusammenhängen geprägt, in deren Rahmen sie artikuliert wurden. Für die Historie macht es einen entscheidenden Unterschied, ob Mittelalterdeutungen im Kontext einer Geschichtsforschung begegnen, deren Analysen sich an die eigene Fachwissenschaft richten, oder ob Epochenimaginationen in Form einer ‚Geschichtsschreibung' produziert werden, die auf die Erwartungen eines außerakademischen Publikums reagiert, indem sie „Sinngebung durch Synthetisierung" leistet.[84]

Gesamtdeutungen der Epoche oder (wesenhafte) Zuschreibungen an das Mittelalter in seiner Ganzheit haben allerdings eine lange Geschichte und lassen sich von Ernst Troeltschs (gest. 1923) Konzept einer mittelalterlichen „Einheitskultur"[85] über Jacob Burckhardts (gest. 1897) Vorstellung einer ubiquitären ‚Gebundenheit' mittelalterlicher Menschen[86] oder Novalis' (gest. 1801) christlicher Einheitsidee, die er in seiner Schrift über ‚Die Christenheit oder Europa'[87] von 1799 zum Ausdruck brachte, bis in die Anfänge des modernen Mittelalterbegriffs verfolgen, in denen die Epoche als solche konstruiert wurde. In besonders prägnanter Weise sind holistische Mittelalterbilder dabei jedoch im kulturkritischen Diskurs artikuliert worden, zu dem bereits die Intervention des Novalis gehörte, der seiner fragmentierten Gegenwart die „Eine Christenheit" aus der Zeit vor der Reformation entgegenhielt.[88] In der Mitte des 20. Jahrhunderts hat etwa Romano Guardini (gest. 1968) in seinem Essay über ‚Das Ende der Neuzeit' von 1950 diesen Diskursstrang erneut aufgegriffen und in gegenwartskritischer Absicht ein „Wesen des Mittelalters" skizziert.[89] Dieses besteht für ihn nicht nur in einem allumfassenden Ordnungsdenken, in dem irdische und himmlische Hierarchien in ein „Verhältnis mannigfacher Entsprechungen" treten und „der Idee nach eine große Einheit" bilden;[90] das Wesen des Mittelalters manifestiert sich gleichfalls durch eine „universelle Symbolik", die „das ganze Dasein durchwaltet". Die Weltsicht des mittelalterlichen Menschen ist symbolistisch: „Der mittelalterliche Mensch sieht überall Symbole".[91]

Das Deutungsmuster, das in diesen Formulierungen durchscheint, hat freilich auch innerhalb der Mediävistik selbst, also in den disziplinären Diskursräumen der wissenschaftlichen Mittelalterforschung, seine Spuren hinterlassen und zur Konstruktion von Mittelalterentwürfen gedient, die auf die *Einheit* der Epoche abzielten. Dies ist etwa in der älteren Forschung zum (vermeintlichen) *ordo*-Denken oder ‚Weltbild' des Mittelal-

84 *Rexroth*, Geschichte schreiben (2013), 270; *ders*., Geschichte erforschen (2009).
85 *Troeltsch*, Soziallehre der christlichen Kirchen (1912); dazu *Steckel*, Differenzierung (2013).
86 *Burckhardt*, Cultur der Renaissance (1860).
87 *Novalis*, Christenheit oder Europa (1826).
88 *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992), 848.
89 *Guardini*, Das Ende der Neuzeit (2016), 25.
90 *Guardini*, Das Ende der Neuzeit (2016), 22.
91 *Guardini*, Das Ende der Neuzeit (2016), 27.

ters der Fall.[92] Doch auch substantialistische Geschichtsbilder, die weniger auf die Ganzheit der Epoche, sondern auf die substantielle Persistenz bestimmter Entitäten über lange Zeiträume hinweg aus waren, hatten in der älteren Forschung einen festen Platz und lieferten die epistemischen Prämissen für die Annahme einer ‚germanischen Kontinuität', wie bei Otto Höfler (gest. 1987) und der durch seinen Lehrer Robert Much (gest. 1936) begründeten ‚Wiener Schule'[93], für die Behauptung eines Fortbestehens paganer keltischer Traditionen in Irland[94] oder etwa für die Vorstellung, dass die frühesten Zeugnissen mittelalterlicher Mehrstimmigkeit aus dem 9. Jahrhundert „von allem Anfange an die Keime des gesamten harmonischen Wesens"[95] in sich getragen hätten – eines harmonischen Wesens, welches wiederum, so war der einflussreiche Musikhistoriker Hugo Riemann (gest. 1919) überzeugt, „durch die seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. datierende Überflutung des europäischen Südens durch dem Norden entstammende Völker in die Musikübung gekommen" sein musste.[96] Derartige Perspektiven gingen jeweils auf ihre Weise davon aus, dass es eine substantielle Persistenz spezifischer Entitäten in der Geschichte gäbe, deren Manifestationen sich im Mittelalter nachweisen ließen, das vor diesem Hintergrund in größere Kontinuitätskonstruktionen (abendländischer oder germanischer Identität) integriert werden konnte.

***

Gegenüber denjenigen Zugängen, die eine Ganzheit der Epoche propagierten oder implizit voraussetzten, haben andere Perspektiven die Komplexität, Dynamik und Differenziertheit des Mittelalters herausgestellt. Derartige Mittelalterentwürfe konnten die Linie Max Webers weiterführen, der bereits lange zuvor die Ausdifferenzierung von gesellschaftlichen Sphären mit jeweils spezifischen Eigenlogiken im Mittelalter beschrieben hatte.[97] Während dieses Angebot Webers in der (deutschen) Mediävistik im Ganzen lange Zeit unerhört blieb, hatte allerdings bereits Gerd Tellenbach in seinem Buch ‚Libertas' von 1936 den Kampf zwischen Klerus und Laien um die Machtordnung in der Welt, wie er sich im Investiturstreit entlud, auch mit einem Auseinandertreten von geistlicher und säkularer Gewalt verknüpft.[98] In der englischsprachigen Forschung rückte etwa Walter Ullmann (gest. 1983) mit seiner Studie über ‚The Growth of Papal Government' von 1955 die Autonomisierungstendenz der weltlichen Sphäre in den Fokus, die er gleichfalls im Kontext der Konflikte zwischen klerikaler und säkularer

92 *Manz*, Der Ordo-Gedanke (1937); in dieser Deutungstradition steht auch noch *Gurjewitsch*, Weltbild des mittelalterlichen Menschen (^{4}1989) (russ. Originalausg. 1972).

93 *Brather*/*Heizmann*/*Patzold*, ‚Germanische Altertumskunde' (2021), 13 f.

94 So etwa bei *Jackson*, The Oldest Irish Tradition (1964); *Dillon*, Archaism of Irish Tradition (1947); *Binchy*, Lingustic and Historical Value (1943).

95 *Riemann*, Geschichte der Musiktheorie (^{2}1921), 139.

96 *Riemann*, Geschichte der Musiktheorie (^{2}1921), 2.

97 *Weber*, Wirtschaftsethik der Weltreligionen (^{2}1922); *ders*., Wirtschaft und Gesellschaft (1922); dazu *Oexle*, Kulturwissenschaftliche Reflexionen (1994).

98 *Tellenbach*, Libertas (1936).

Macht im Mittelalter verortete.[99] Eine breitere Beschäftigung mit sozialen Gruppen in mittelalterlichen Gesellschaften setzte in Deutschland schließlich mit den Anfängen einer methodisch neu aufgestellten Stadt- und Wirtschaftsgeschichte, wie sie Erich Maschke ab den späten 1950er Jahren unternahm, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein.[100]

So wie der Blick auf die ‚Differenziertheit' mittelalterlicher Gesellschaften, den Weber eröffnet hatte, und wie die Ansätze der Annales-Schule sukzessive zu Anschlusskommunikation führten und dabei neue Bilder des Mittelalters hervorbrachten, so machte sich in der Zeit nach 1945 eine generelle Tendenz zu ‚antisubstantialistischen' Perspektiven auf das Mittelalter bemerkbar. Mit einer solchen trat zu Beginn der 1960er Jahre etwa Reinhard Wenskus (gest. 2002) auf den Plan, dessen Konzept der Ethnogenese einen Wandel in der mediävistischen Forschung einleitete, indem es die frühmittelalterlichen *gentes* letztlich als kognitive Kategorien betrachtete, die durch die *Vorstellung* einer gemeinsamen Herkunft und Zugehörigkeit, nicht durch ein germanisches Wesen konstituiert wurden.[101] Identitäten waren damit Elemente einer gedachten Wirklichkeit, nicht Ausdruck einer beobachtungsunabhängigen Wesenheit.[102] Fast zur gleichen Zeit begann der irische Philologe James Carney mit seinen ‚Studies in Irish Literature and History' aus dem Jahr 1955 den Kampf gegen den keltischen Substantialismus des irischen Mittelalters zu eröffnen,[103] welchen das bislang dominante Lager der „Nativists" in der irischen Mediävistik propagiert hatte.[104] Carneys Ansatz widersprach radikal dem herrschenden Paradigma, sollte aber langfristig beim größten Teil der Forschung Zustimmung finden.

Eine Essentialisierung bestimmter Traditionen oder Entitäten, wie sie in der älteren Forschung häufig vorkam, fand aber auch in ganz anderen Kontexten Widerspruch. Geschichtsbildern, die das Mittelalter für die Konstruktion einer *substantiellen Persistenz* abendländischer Identität in der Geschichte des Okzidents einspannten, traten etwa solche Ansätze entgegen, welche die mittelalterliche Überlieferung vielmehr als einen offenen, das heißt unabgeschlossenen Kommunikationszusammenhang begriffen. Dies war der Zugang, den Ernst Robert Curtius in seinem ‚epochalen' Werk ‚Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter' aus dem Jahr 1948 wählte.[105] Die Konfiguration von Topoi, die er in der europäischen Tradition identifizierte, verstand er nicht als Medium eines okzidentalen Wesens, das sich in der Literatur des Abendlands Ausdruck verlieh,

99 *Ullmann*, Growth of Papal Government (1955); dazu *Steckel*, Differenzierung (2013), 45.

100 Etwa *Maschke*, Continuité sociale (1960); *ders*., Verfassung und soziale Kräfte (1959); dazu *Moraw*, Kontinuität und später Wandel (2005), 121.

101 *Wenskus*, Stammesbildung und Verfassung (1961); dazu *Brather*/*Heizmann*/*Patzold*, ‚Germanische Altertumskunde' (2021), 18.

102 Dazu *Plassmann*, Identitätsstiftung (2024).

103 *Carney*, Studies in Irish Literature (1955).

104 *Ó Coileáin*, James Carney (2015).

105 *Curtius*, Europäische Literatur (1948).

sondern als offenes Zeichengefüge, das immer wieder neue Aktualisierungen und Sinnzuschreibungen ermöglichte. ‚Europäisch' waren in dieser Perspektive literarische Kommunikationsakte, die an diesem Sinnzusammenhang partizipierten, ohne dass dafür eine abendländische ‚Substanz' vonnöten wäre.[106]

Dass sich diese in der Tendenz ‚antiessentialistische' Blickrichtung in der deutschsprachigen Mediävistik nach der Jahrhundertmitte auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Hinsichten bemerkbar machte, war Bestandteil und Faktor eines Prozesses, in dessen Folge schließlich veränderte Rezeptionsbedingungen entstanden, unter denen auch die neuartigen kulturwissenschaftlichen Ansätze der ersten Jahrhunderthälfte anschlussfähiger erschienen. Die neukantianisch inspirierten ‚kritizistischen' Zugänge, die sich nicht dafür interessierten, wie es ‚eigentlich' gewesen ist, sondern Geschichte als ein im Vorgang der historischen Erkenntnis erzeugtes gedankliches Konstrukt begriffen, mussten nun ebenso paradigmenkompatibler erscheinen wie solche Ansätze, die die Hervorbringungen von Wirklichkeit durch Kommunikation, symbolische Formen und Zeichensysteme in den Blick nahmen.

∗∗∗

Die sehr unterschiedlichen Epochenimaginationen, die mitunter *zeitgleich* artikuliert wurden – die sich also nicht unbedingt ablösten, sondern oftmals auch parallel existierten –, machen schließlich deutlich, dass sich epistemische Verschiebungen der Art, wie sie im Vorausgehenden angedeutet wurden, ebenso in synchronen Konstellationen von Positionen und Differenzen und im Rahmen spezifischer Konfliktdynamiken vollzogen. Für eine Wissenssoziologie der Mediävistik sind solche ‚Konstellationen' konkurrierender Aneignungen und Deutungen des Mittelalters sowie die Frage, aus welchen Gründen diese Sinngebungen auf Akzeptanz oder Ablehnung stoßen, lohnende Untersuchungsfelder, die Aufschluss darüber geben, auf welche Weise die Mediävistik ihre ‚multiplen Mittelalter' jeweils konstruiert, objektiviert und an spätere Generationen vermittelt hat. Diese ‚Kreisbewegung' von Konstruktion, Durchsetzung und Vermittlung entspricht prinzipiell dem Dreischritt der Erzeugung von ‚Wirklichkeit', der zu Beginn als Abfolge von Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung im Sinne Peter Bergers und Thomas Luckmanns vorgestellt wurde. Eine Wissenssoziologie der Mediävistik und Mittelalterimagination müsste aber insbesondere zeigen, wie dieser Konstruktionsmechanismus in der Geschichtskultur einer Gesellschaft sowie im akademischen Betrieb der Mittelalterforschung konkret funktioniert. Dabei sind nicht nur die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Wissenschaft sowie die sich wandelnden institutionellen Infrastrukturen der mediävistischen Disziplinen seit dem 19. Jahrhundert, sondern auch die sozialen Eigenlogiken des akademischen Feldes in den Blick zu nehmen, die mit Konkurrenzen zwischen verschiedenen Denkrichtungen und Schulen, mit Machtverhältnissen und Distinktionsstrategien, aber ebenso mit dem

106 Dazu *Rexroth*, „Abendland-Substanz-Literatur" (2019).

Wirken und den Impulsen von Außenseiter*innen verbunden sind. Dass diese Faktoren eine maßgebliche Rolle für die Frage spielen, welche Entwürfe und Sinngebungen, welche Ansätze und Methoden in der Geschichte der Mittelalterforschung und Mittelalterimagination auf Akzeptanz oder Ablehnung gestoßen sind, wurde in diesem Beitrag versucht plausibel zu machen. Dabei ging es noch nicht darum, fertige Antworten zu geben, sondern darum, Fragen zu formulieren und Perspektiven zu zeichnen, die eine Wissenssoziologie der Mediävistik anleiten könnten.

Bibliographie

Jan A. Aertsen / Andreas Speer (Hrsg.), Was ist Philosophie im Mittelalter? (Miscellanea mediaevalia 26) Berlin 1998.

Gadi Algazi, Otto Brunner. „Konkrete Ordnung“ und Sprache der Zeit, in: Peter Schöttler (Hrsg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945. Frankfurt (Main) 1997, 166–203.

Gerd Althoff, Die Deutschen und ihr mittelalterliches Reich, in: Bernd Schneidmüller / Stefan Weinfurter (Hrsg.), Heilig – Römisch – Deutsch. Das Reich im mittelalterlichen Europa. Dresden 2006, 119–132.

Gerd Althoff, Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter. Darmstadt 2003.

Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992.

Gerd Althoff / Joachim Wollasch, Die Totenbücher von Merseburg, Magdeburg und Lüneburg. (Monumenta Germaniae historica. Libri Memoriales et Necrologia. Nova Series 2) München 1983.

Karl C. Alvestad / Robert Houghton (Hrsg.), The Middle Ages in Modern Culture. History and Authenticity in Contemporary Medievalism. London 2021.

János M. Bak (Hrsg.), Coronations. Medieval and Early Modern Monarchic Ritual. Berkeley 1990.

János M. Bak, Medieval Symbology of the State. Percy E. Schramm's Contribution, in: Viator 4 (1973), 33–63.

Barry Barnes, Scientific Knowledge and Sociological Theory. London 1980.

Barry Barnes / David Bloor / John Henry, Scientific Knowledge. A Sociological Analysis. Chicago 1996.

Peter L. Berger / Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt (Main) ^{24}2012.

Wilhelm Berges, Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters. (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde 2) Leipzig 1938.

Daniel A. Binchy, The Lingustic and Historical Value of the Irish Law Tracts. (Proceedings of the British Academy 29) London 1943.

Lothar Bluhm, *compilierende oberflächlichkeit* gegen *gernrezensirende Vornehmheit*. Der Wissenschaftskrieg zwischen Friedrich Heinrich von der Hagen und den Brüdern Grimm. 2004, online: Goethezeitportal http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/bluhm_wissenschaftskrieg.pdf (Zugriff: 26.06.2023).

Lothar Bluhm, Die Brüder Grimm und der Beginn der Deutschen Philologie. Eine Studie zu Kommunikation und Wissenschaftsbildung im frühen 19. Jahrhundert. Hildesheim 1997.

Hartmut Boockmann, Der Historiker Hermann Heimpel. Göttingen 1990.

Michael Borgolte, Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit. Eine Prosopographie. (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 2) Sigmaringen 1986.

Pierre Bourdieu, Les usages sociaux de la science. Pour une sociologie clinique du champ scientifique. Paris 1997.

Pierre Bourdieu, Homo academicus. Frankfurt (Main) 1992.

Sebastian Brather / Wilhelm Heizmann / Steffen Patzold, ‚Germanische Altertumskunde' im Rückblick. Einführung, in: dies. (Hrsg.), Germanische Altertumskunde im Wandel, Bd. 1. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 100,1) Berlin 2021, 1–36.

Otto Brunner, Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter. Baden (bei Wien) 1939.

Marcel Bubert, Die Logik der Verknappung. Innovationsrhetorik in den Meistererzählungen der ‚Scientific Revolution', in: Frank Rexroth (Hrsg.), Innovationsrhetoriken. Die Faszination des Neuen im 14. bis 16. Jahrhundert. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. N.F.) Berlin (im Druck).

Marcel Bubert, ‚Indo-European in Basis in Origin'. Das altirische Recht zwischen insularem Archaismus und europäischer Verflechtung, in: Das Mittelalter 25:1 (2020), 165–179.

Marcel Bubert, Das Mittelalter ist nie modern gewesen. Rückblicke, Reflexionen und Aussichten, in: *ders*., Kreative Gegensätze. Der Streit um den Nutzen der Philosophie an der mittelalterlichen Pariser Universität. (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 55) Leiden 2019, 554–580.

August Buck, Gab es einen Humanismus im Mittelalter?, in: Romanische Forschungen 75 (1963), 213–239.

Jacob Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. Stuttgart 1860.

James Carney, Studies in Irish Literature and History. Dublin 1955.

Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 3 Bde. Berlin 1923–1929.

Christoph Cellarius, Historia Universalis. Breviter Ac Perspicue Exposita, In Antiquam, Et Medii Aevi Ac Novam Divisa, Cum Notis Perpetuis. Jena 1702.

Marshall Clagett, Archimedes in the Middle Ages, 5 Bde. Wisconsin 1964–1984.

Frederic N. Clark, Antiquitas and the Medium Aevum. The Ancient/Medieval Divide and Italian Humanism, in: Lorenzo Pericolo / Jessica N. Richardson (Hrsg.), Remembering the Middle Ages in Early Modern Italy. Turnhout 2015, 19–41.

William Clark, Academic Charisma and the Origins of the Research University. Chicago 2006.

Randall Collins, The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change. Cambridge 1998.

Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern 1948.

Michael Dallapiazza / Silvia Ruzzenenti (Hrsg.), Mittelalterbilder in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Rezeption – Transfer – Transformation. (Rezeptionskulturen in Literatur- und Mediengeschichte 10) Würzburg 2017.

Friedrich Dietz, Leben und Werke der Troubadours. Leipzig 1829.

Friedrich Dietz, Die Poesie der Troubadours. Zwickau 1826.

Friedrich Dietz, Über die Minnehöfe, Beiträge zur Kenntnis der romanischen Poesie. Berlin 1825.

Myles Dillon, The Archaism of Irish Tradition, Oxford 1947.

Johann Gustav Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, 14 Bde. Berlin 1855–1886.

Johann Gustav Droysen, Geschichte Alexanders des Großen, Hamburg 1833.

Pierre Duhem, Le système du monde. Histoire des doctrines cosmologiques de Platon a Copernic, 10 Bde. Paris 1913–1959.

Umberto Eco, Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. München ^{3}1998.

Kaspar Elm, Mittelalterforschung in Berlin. Dauer und Wandel, in: Reimer Hannsen (Hrsg.), Geschichtswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Persönlichkeiten und Institutionen. Berlin 1992, 211–260.

Kurt Flasch / Udo Reinhold Jeck (Hrsg.), Das Licht der Vernunft. Die Anfänge der Aufklärung im Mittelalter. München 1997.

Marian Füssel, Die Gelehrtenrepublik im Kriegszustand. Zur bellizitären Metaphorik in gelehrten Streitkulturen der Frühen Neuzeit, in: Carlos Spoerhase / Kai Bremer (Hrsg.), Gelehrte Polemik. Intellektuelle Konfliktverschärfungen um 1700. Frankfurt (Main) 2011, 158–175.

Marian Füssel, Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit. Darmstadt 2006.

Patrick J. Geary, „Multiple Middle Ages". Konkurrierende Meistererzählungen und der Wettstreit um die Deutung der Vergangenheit, in: Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007, 107–120.

Martin Gierl, Geschichte als präzisierte Wissenschaft. Johann Christoph Gatterer und die Historiographie des 18. Jahrhunderts im ganzen Umfang. (Fundamenta Historica 4) Stuttgart 2012.

Edward Grant, The Foundations of Modern Science in the Middle Ages. Their Religious, Institutional, and Intellectual Contexts. Cambridge 1996.

Romano Guardini, Das Ende der Neuzeit / Die Macht. Mainz 2016.

Aaron J. Gurjewitsch, Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. München ^{4}1989 (russ. Originalausg. Moskau 1972).

Donna Haraway, Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies 14 (1988), 575–599.

Wolfgang Hasberg, Mediävistik als Avantgarde. Kulturwissenschaftliche Strömungen in der Geschichtswissenschaft der Weimarer Republik, in: Archiv für Kulturgeschichte 93 (2011), 303–332.

Charles Homer Haskins, The Renaissance of the Twelfth Century. Cambridge (MA) 1927.

Thomas Haye, Die Periodisierung der lateinischen Literatur des Mittelalters. Literaturwissenschaftliche Meistererzählungen als axiomatische und narrative Muster der Objektkonstitution und Strukturbildung, in: Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007, 43–56.

Matthias Herweg / Stefan Kappler-Tasaki (Hrsg.), Das Mittelalter des Historismus. Formen und Funktionen in Literatur, Kunst, Film und Technik. Würzburg 2015.

Berhard Holl, Medium aevum. Die Vorstellung eines mittleren Zeitalters im westlichen Geschichtsdenken von Paulus bis zur Postmoderne, in: Theologie und Glaube 112 (2022), 275–290.

Georg G. Iggers, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang. Göttingen 2007.

Ruedi Imbach, Neue Perspektiven für die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie, in: *ders*., Quodlibeta. Ausgewählte Artikel / Article choisis, hrsg. von Francis Chevenal / Thomas Ricklin / Claude Pottier. Fribourg 1996, 1–16.

Ruedi Imbach, Laien in der Philosophie des Mittelalters. Hinweise und Anregungen zu einem vernachlässigten Thema. (Bochumer Studien zur Philosophie 14) Amsterdam 1989.

Wolfgang Iser, Der Lesevorgang. Eine phänomenologische Perspektive, in: Rainer Warning (Hrsg.), Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München ^{2}1979, 253–276.

Wolfgang Iser, Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa. Konstanz 1970.

Kenneth H. Jackson, The Oldest Irish Tradition. A Window on the Iron Age. Cambridge 1964.

Elva Johnston, Eoin MacNeill's Early Medieval Ireland. A Scholarship for Politics or a Politics of Scholarship, in: Chris Jones / Conor Kostick / Klaus Oschema (Hrsg.), Making the Medieval Relevant. How Medievalists are Revolutionising the Present. (Das Mittelalter, Beihefte 6) Berlin 2020, 211–224.

Elva Johnston, Literacy and Identity in Early Medieval Ireland. (Studies in Celtic History 33) Woodbridge 2013.

Karin Knorr-Cetina, Epistemic Cultures. Cambridge (MA) 1999.

Gottfried Koch, Der Streit zwischen Sybel und Ficker und die Einschätzung der mittelalterlichen Kaiserpolitik in der modernen Historiographie, in: Joachim Streisand (Hrsg.), Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Die deutsche Geschichtswissenschaft vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichseinigung von oben. Berlin 1963, 311–336.

Catherine König-Pralong, La colonie philosophique. Écrire l'histoire de la philosophie aux XVIII^{e}–XIX^{e} siècle. Paris 2019.

Catherine König-Pralong, Médiévisme philosophique et raison moderne. De Pierre Bayle à Ernest Renan. Paris 2016.
Catherine König-Pralong / Mario Meliadò / Matteo Sanfilippo (Hrsg.), The Territories of Philosophy in Modern Historiography. Turnhout 2019.
Catherine König-Pralong / Mario Meliadò / Zornitsa Radeva (Hrsg.), ‚Outsiders and Forerunners'. Modern Reason and Historiographical Births of Medieval Philosophy. Turnhout 2018.
Christopher Krebs, Negotiatio Germaniae. Tacitus' Germania und Enea Silvio Piccolomini, Giannantonio Campano, Conrad Celtis und Heinrich Bebel. Göttingen 2005.
Wolfgang Kuttler / Jörn Rüsen / Ernst Schulin (Hrsg.), Geschichtsdiskurs. Die Epoche der Historisierung. Frankfurt (Main) 1997.
Bruno Latour, Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society. Cambridge (MA) 1988.
John Law (Hrsg.), Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge. London 1986.
Joseph M. Levine, Humanism and History. Origins of Modern English Historiography. Ithaca 1987.
Niklas Luhmann, Mein Mittelalter, in: Rechtshistorisches Journal 10 (1991), 66–70.
Niklas Luhmann, Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt (Main) 1990.
Anneliese Maier, Studien zur Naturphilosophie der Spätscholastik, 5 Bde. Rom 1949–1958.
Alfonso Maierù / Edith Sylla, Daughter of her Time. Anneliese Maier (1905–1971) and the Study of Fourteenth-Century Philosophy, in: Jane Chance (Hrsg.), Women Medievalists and the Academy. Madison 2005, 625–645.
Isabelle Mandrella, Philosophie, in: Wolfram Drews / Matthias Müller / Regina Töpfer (Hrsg.), Mediävistik 2021. Positionen, Strategien, Visionen. (Das Mittelalter 26,1) Heidelberg 2021, 217–222.
Luise Manz, Der Ordo-Gedanke. Ein Beitrag zur Frage des mittelalterlichen Ständedenkens. Stuttgart 1937.
Erich Maschke, Continuité sociale et histoire urbaine médiévale, in: Annales 15 (1960), 936–948.
Erich Maschke, Verfassung und soziale Kräfte in der deutschen Stadt des Mittelalters, vornehmlich in Oberdeutschland, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 46 (1959), 289–349.
David Matthews / Michael J. Sanders (Hrsg.), Subaltern Medievalisms. Medievalism „from below" in Nineteenth-Century Britain. Cambridge 2021.
Kim McCone, Pagan Past and Christian Present in Early Irish Literature. (Maynooth Monographs 3) Maynooth 1990.
Dieter Mertens, Mittelalterbilder in der Frühen Neuzeit, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992, 29–54.
Robert K. Merton, Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations. Chicago 1973.
Uwe Meves, Zum Institutionalisierungsprozeß der Deutschen Philologie, in: Jürgen Fohrmann / Wilhelm Voßkamp (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1994, 197–203.
Matthias Middell / Steffen Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten 1929–1992. Leipzig 1994.
Gesine Mierke / Michael Ostheimer (Hrsg.), Mittelalterrezeption in der DDR-Literatur. Würzburg 2015.
Peter Moraw, Kontinuität und später Wandel. Bemerkungen zur deutschen und deutschsprachigen Mediävistik 1945–1970/75, in: Peter Moraw / Rudolf Schieffer (Hrsg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert. (Vorträge und Forschungen 62) Ostfildern 2005, 103–138.
Richard Münch, Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt (Main) 2007.
Anne C. Nagel, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970. (Formen der Erinnerung 24) Göttingen 2005.
Uwe Neddermeyer, Das Mittelalter in der deutschen Historiographie vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. (Kölner historische Abhandlungen 34) Köln 1988.

Janet L. Nelson, Politics and Ritual in Early Medieval Europe. London 1986.
Novalis, Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment, in: Ludwig Tieck / Friedrich Schlegel (Hrsg.), Novalis. Schriften, Bd. 1. Berlin 1826, 187–208.
Seán Ó Coileáin, James Carney, in: Pádraig Ó Riain (Hrsg.), The Poems of Blathmac Son of Cú Brettan. Reassessments. (Irish Texts Society, Subsidiary Series 27) London 2015, 1–46.
Otto Gerhard Oexle, Staat – Kultur – Volk. Deutsche Mittelalterhistoriker auf der Suche nach der historischen Wirklichkeit 1918–1945, in: Peter Moraw / Rudolf Schieffer (Hrsg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert. (Vorträge und Forschungen 62) Ostfildern 2005, 63–101.
Otto Gerhard Oexle, Die Moderne und ihr Mittelalter. Eine folgenreiche Problemgeschichte, in: Peter Segl (Hrsg.), Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt. Sigmaringen 1997, 307–364.
Otto Gerhard Oexle, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne. Göttingen 1996.
Otto Gerhard Oexle, ‚Historismus'. Überlegungen zur Geschichte des Phänomens und des Begriffs, in: *ders*., Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne. Göttingen 1996, 41–72.
Otto Gerhard Oexle, Von Nietzsche zu Max Weber. Wertproblem und Objektivitätsforderung der Wissenschaft im Zeichen des Historismus, in: *ders*., Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne. Göttingen 1996, 73–94.
Otto Gerhard Oexle, Kulturwissenschaftliche Reflexionen über soziale Gruppen in der mittelalterlichen Gesellschaft. Tönnies, Simmel, Durkheim und Max Weber, in: Christian Meier (Hrsg.), Die Okzidentale Stadt nach Max Weber. Zum Problem der Zugehörigkeit in Antike und Mittelalter. (Historische Zeitschrift, Beihefte 17) München 1994, 115–159.
Otto Gerhard Oexle, Das entzweite Mittelalter, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992, 7–28.
Otto Gerhard Oexle, Luhmanns Mittelalter, in: Rechtshistorisches Journal 10 (1991), 53–66.
Otto Gerhard Oexle, Otto von Gierkes ‚Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft'. Ein Versuch wissenschaftsgeschichtlicher Rekapitulation, in: Notker Hammerstein (Hrsg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900. Stuttgart 1988, 193–217.
Otto Gerhard Oexle, Sozialgeschichte – Begriffsgeschichte – Wissenschaftsgeschichte. Anmerkungen zum Werk Otto Brunners, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 71 (1984), 305–341.
Emil von Ottenthal, Julius von Ficker, gest. 10. Juli 1902. Innsbruck 1903.
Joanne Parker / Corinna Wagner (Hrsg.), The Oxford Handbook of Victorian Medievalism. Oxford 2020.
Walter Pauly / Klaus Ries (Hrsg.), Staat und Historie. Leitbilder und Fragestellungen deutscher Geschichtsschreibung vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. (Staatsverständnisse 157) Baden-Baden 2021.
Walter Pauly / Klaus Ries, Staat und Historie. Affäre und Misere einer „verspäteten Nation", in: dies. (Hrsg.), Staat und Historie. Leitbilder und Fragestellungen deutscher Geschichtsschreibung vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. (Staatsverständnisse 157) Baden-Baden 2021, 11–19.
Lorenzo Pericolo / Jessica N. Richardson (Hrsg.), Remembering the Middle Ages in Early Modern Italy. Turnhout 2015.
Alheydis Plassmann, Identitätsstiftung, Ethnogenese und Ethnopoiesis. Die Funktion von Herkunftserzählungen und ihre Interpretation in der Forschung, in: Marcel Bubert (Hrsg.), Aneignungen der Geschichte. Narrative Evidenzstrategien und politische Legitimation im europäischen Mittelalter. Köln 2024, 111–132.
Lutz Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart. München 2003, 66–80.
Folker Reichert, Fackel in der Finsternis. Der Historiker Carl Erdmann und das „Dritte Reich", 2 Bde. Darmstadt 2022.

Bruno Reudenbach (Hrsg.), Mittelalterbilder im Nationalsozialismus. (Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte 9) Berlin 2013.
Frank Rexroth, Die Halkyonischen Tage. Professor Heimpel zwischen Zauber und Alb, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 15 (2021), 21–32.
Frank Rexroth, Keine Experimente! Hermann Heimpel und die verzögerte Erneuerung der deutschen Geschichtsforschung nach 1945, in: Dirk Schumann / Desirée Schautz (Hrsg.), Forschen im Zeitalter der Extreme. Akademien und andere außeruniversitäre Forschungseinrichtungen im Nationalsozialismus und nach 1945. Göttingen 2020, 297–325.
Frank Rexroth, „Abendland-Substanz-Literatur"? Über Ernst Robert Curtius, sein größtes Werk und die Mittelalterbilder des 20. Jahrhunderts, in: Caroline Horch / Thomas Schilp (Hrsg.), Memoria – Erinnerungskultur – Historismus. Zum Gedenken an Otto Gerhard Oexle. (Memoria and Remembrance Practices 2) Turnhout 2019, 249–265.
Frank Rexroth, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters, München 2018.
Frank Rexroth, Zweierlei Geschichten. Heinrich Denifle, Georg Kaufmann und der Streit um die Frühgeschichte der europäischen Universitäten, in: Andreas Sohn / Jacques Verger / Michel Zink (Hrsg.), Heinrich Denifle (1844–1905). Ein dominikanischer Gelehrter zwischen Graz, Rom und Paris. Paris 2015, 81–96.
Frank Rexroth, Geschichte schreiben im Zeitalter der Extreme. Die Göttinger Historiker Percy Ernst Schramm, Hermann Heimpel und Alfred Heuß, in: Kurt Schönhammer / Christian Starck (Hrsg.), Sie befruchtet und ziert. Die Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 28) Berlin 2013, 265–299.
Frank Rexroth, Geschichte erforschen oder Geschichte schreiben? Die deutschen Historiker und ihr Spätmittelalter 1859–2009, in: Historische Zeitschrift 289 (2009), 109–147.
Frank Rexroth, Das Mittelalter und die Moderne in den Meistererzählungen der historischen Wissenschaften, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 38 (2008), 12–31.
Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007.
John Rhŷs, Studies in the Arthurian Legend, Oxford 1891.
John Rhŷs, Celtic Britain. London 1882.
Hugo Riemann, Geschichte der Musiktheorie im IX.–XIX. Jahrhundert, Berlin ^{2}1921.
Bernd Rohling, Cellarius, Christoph, in: Stefanie Arend u. a. (Hrsg.), Frühe Neuzeit in Deutschland 1620–1720. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon, Bd. 2. Berlin 2020, Sp. 192–212.
Reinhard Rürup, Johann Jakob Moser. Pietismus und Reform. Wiesbaden 1965.
Edward Said, Orientalism. New York 1978.
Benjamin A. Saltzman / R. D. Perry (Hrsg.), Thinking of the Middle Ages. Midcentury Intellectuals and the Middle Ages. Cambridge 2023.
Karl Schmid / Joachim Wollasch, Societas et Fraternitas. Begründung eines kommentierten Quellenwerks zur Erforschung der Personen und Personengruppen des Mittelalters, in: Frühmittelalterliche Studien 9 (1975), 1–48.
Peter Schöttler, Trotzige Ablehnung, produktive Mißverständnisse und verborgene Affinitäten, in: Heinz Durchhardt / Gerhard May (Hrsg.), Geschichtsforschung um 1950. Mainz 2002, 65–80.
Peter Schöttler (Hrsg.), Marc Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer. Frankfurt (Main) 1999.
Peter Schöttler, Zur Geschichte der ‚Annales'-Rezeption in Deutschland (West), in: Matthias Middell / Steffen Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte. Leipzig 1994, 40–60.
Percy Ernst Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom dritten bis zum sechzehnten Jahrhundert. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 13, 1–3) Stuttgart 1954–1956.
Ernst Schulin, Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke. Göttingen 1958.

Steven Shapin, Never Pure. Historical Studies of Science as if It Was Produced by People with Bodies, Situated in Time, Space, Culture, and Society, and Struggling for Credibility and Authority. Baltimore 2010.

Steven Shapin / Simon Schaffer, Leviathan and the Air-Pump. Hobbes, Boyle, and the Experimental Life. Princeton 1985.

Georg Simmel, Der Streit, in: *ders*., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hrsg. von Otthein Rammstedt. Frankfurt (Main) ^{3}1999, 284–382.

Beryl Smalley, Jean de Hesdin O. Hosp. S. Ioh., in: Recherches de théologie ancienne et médiévale 28 (1961), 283–330.

Richard Southern, The Making of the Middle Ages. Yale 1953.

Sita Steckel, Differenzierung jenseits der Moderne. Eine Debatte zu mittelalterlicher Religion und moderner Differenzierungstheorie, in: Frühmittelalterliche Studien 47 (2013), 307–351.

Rudolf Stichweh, Die Autopoiesis der Wissenschaft, in: *ders*., Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Bielefeld 2013, 47–72.

Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. vornehmlich nach den preußischen Staatsacten, 7 Bde. München 1889–1894.

Heinrich von Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzugs. Düsseldorf 1841.

Gerd Tellenbach, Libertas. Kirche und Weltordnung im Zeitalter des Investiturstreites. (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 7) Stuttgart 1936.

David Thimme, Percy Ernst Schramm und das Mittelalter. Wandlungen eines Geschichtsbildes. Göttingen 2006.

Lynn Thorndike, A History of Magic and Experimental Science, 8 Bde. New York 1923–1958.

Ernst Troeltsch, Die Soziallehre der christlichen Kirchen, in: *ders*., Gesammelte Schriften, Bd. 1. Tübingen 1912.

John Turner, Towards a Cognitive Redefinition of the Social Group, in: Henri Tajfel (Hrsg.), Social Identity and Intergroup Relations. Cambridge 1982, 15–40.

Walter Ullmann, The Growth of Papal Government in the Middle Ages. A Study in the Ideological Relation of Clerical to Lay Power. London 1955.

Max Weber, Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, in: *ders*., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1. Tübingen ^{2}1922, 237–573.

Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1922.

Reinhard Wenskus, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen *gentes*. Köln 1961.

Folker Reichert

Wege zum Mittelalter. Ernst Kantorowicz und Carl Erdmann im Vergleich

Niemandem wird das Mittelalter an der Wiege gesungen. Niemandem wird es in die Wiege gelegt. Vielmehr stellt es sich irgendwann irgendwie ein. Und genau darum soll es im Folgenden gehen: Wie wird man Mediävist? Und welche Folgen hat das für den Umgang mit Geschichte? Inwieweit wirken sich die Ursachen und Motive der Forschung auf deren Darstellungsformen, Inhalte und Ergebnisse aus? Dabei halte ich mich an zwei – wie ich finde – charakteristische Beispiele: Ernst H. Kantorowicz und Carl Erdmann (Abb. 1, 2). Der eine ist mittlerweile sehr prominent, der andere allenfalls unter Mediävisten. Doch auch seine Zeit wird kommen.

Aus zwei Gründen eignen sich die Beispiele hervorragend: Erstens erlebten sie beide, Kantorowicz und Erdmann, ihre wissenschaftliche Sozialisation in der sog. Zwischenkriegszeit, einer Zeit, in der die Geschichtswissenschaft gehalten war, sich gewissermaßen neu zu erfinden. Die alte Staats-, Politik- und Dynastiengeschichte hatte sich nicht völlig erledigt, war aber fragwürdig geworden. Die Katastrophe des Weltkriegs und die Probleme der Nachkriegszeit führten dazu, dass die Historiker sich auf Themenfelder einließen, die die Schicksale von Kollektiven in sich schlossen: Landes- und Siedlungsgeschichte, Wirtschafts-, Sozial- und auch Volksgeschichte, Ideen-, Geistes- und Kulturgeschichte. Es ist kein Zufall, dass Otto Gerhard Oexle unter den fünf Historikern, die ungefähr gleichzeitig die kulturgeschichtliche Wende in der deutschen Mediävistik auf den Weg gebracht haben, Ernst Kantorowicz und Carl Erdmann aufführt.[1]

Zweitens sind beider Biographien eng miteinander verbunden, ja ineinander verflochten. Sie gehörten der gleichen Generation an – nur drei Jahre trennten sie voneinander. Beide stammten aus dem (später) sogenannten Grenz- und Auslandsdeutschtum, der eine aus Posen, der andere aus Dorpat in Estland, war also Deutschbalte, was damals viele als einen charakterlichen Makel ansahen: für einen *baltischen Giftmichel* hielt man auch Erdmann.[2] Damit hängt zusammen, dass sie beide einen gewissen Außenseiterstatus beanspruchen konnten beziehungsweise hinnehmen mussten: Kantorowicz auch wegen seines Judentums, Erdmann auch wegen seiner (nicht zu belegenden, sondern nur zu vermutenden) Homosexualität. Politisch und weltanschaulich standen sie sich nahe und hielten persönlich viel voneinander: in Rom lernten sie sich kennen und schätzen, in Frankfurt erlebten sie beide ein Debakel, in Berlin, in den heiligen Hallen der Monumenta Germaniae Historica, wurden sie Freunde. Sie hatten also so viel miteinander

1 *Oexle,* ‚Staat' (2005), 80–89.

2 *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 33 f., 144.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-003



Abb. 1: Ernst Kantorowicz 1921 (Wikimedia Commons).



Abb. 2: Carl Erdmann 1921 (Sammlung Folker Reichert).

gemeinsam, dass man nicht Gefahr läuft, Äpfel und Birnen miteinander zu vergleichen, sondern Vergleichbares wird hier verglichen. Umso deutlicher treten dadurch die Unterschiede zwischen Kantorowicz und Erdmann hervor.

1 Kaiser Friedrich II. in Heidelberg

Was also hat Ernst Kantorowicz ins Mittelalter verschlagen? Einige Hinweise sind seiner Anmeldung zur Immatrikulation in Heidelberg zu entnehmen, eigenhändig ausgefüllt am 29. September 1919 (Abb. 3).[3]

An dem unscheinbaren Dokument ist dreierlei interessant:

Erstens ein Nachtrag von anderer Hand (vermutlich eines Verwaltungsbeamten): *Heeresdienst 4. 8. 14 – 15. Nov. 18*. Viereinhalb Jahre, von Anfang bis Ende des sogenannten Weltkriegs, hatte Kantorowicz im Feld gedient, an der Westfront, an der Ostfront und ein halbes Jahr in Kleinasien, wo er Türkisch lernte und ein Interesse an Geschichte und Kultur des östlichen Mittelmeerraums entwickelte. 1933, als er überlegte, ob er die Frontkämpferklausel zum ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums' in Anspruch nehmen soll, nannte er sich einen *alten Kriegsknecht*.[4] Nach seiner Abmusterung absolvierte er je zwei Semester in Berlin und München, um schließlich sein Studium in Heidelberg fortzusetzen.[5] Jahre später erinnerte er sich, dass der Pedell wichtiger war als der Rektor, dass in der Quästur nur fünf oder sechs Angestellte beschäftigt waren und dass die Universität nach Bezahlung der Gebühren von ihren Studenten nichts weiter wissen wollte. Er habe vollständige *Lernfreiheit* genossen.[6]

Zweitens das Studienfach: Nationalökonomie. Das hat mit dem familiären Hintergrund zu tun: Die Familie Kantorowicz besaß schon in der dritten Generation eine florierende Spirituosenfabrik in Posen. Die Marke war weit über die Reichsgrenzen hinaus bekannt, und Ernst soll sogar damit kokettiert haben, einen berühmten Namen zu tragen.[7] Nach dem Abitur arbeitete er in der Hamburger Filiale, um sich mit der Welt des Handels, des Gelds und der Geschäfte vertraut zu machen. Ein Studium der Nationalökonomie hätte die theoretische Fortsetzung seiner praktischen Ausbildung sein können. Doch zum Abschluss legte er keine Arbeit zur Statistik, Geldlehre oder sonst einem ökonomischen Thema im eigentlichen Sinn vor, sondern eine Dissertation über ‚Das Wesen der muslimischen Handwerkerverbände' – keine bedeutende wissenschaftliche Leistung, eher ein großzügiges Hinweggleiten über Zeiten und Probleme.[8] Immerhin bezeugt sie das große Interesse des Verfassers am Nahen Osten und, indem

3 Universitätsarchiv Heidelberg, Studentenakte Ernst Kantorowicz. – Der Akte liegt eine Notiz bei: *Vorsicht noch Bücher!*

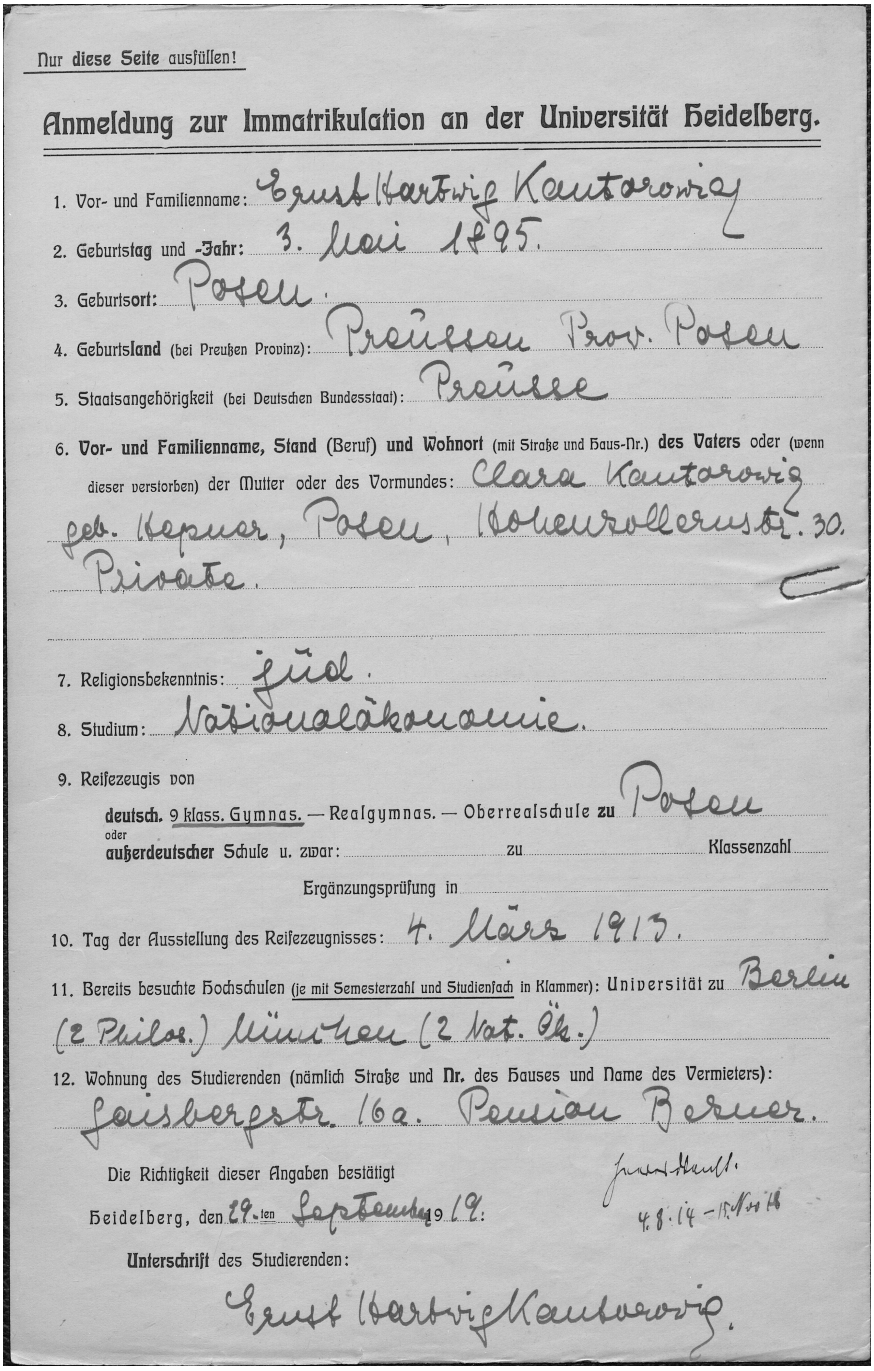
4 An Paul Fridolin Kehr, 7. Mai 1933 (Berlin, GStA PK, Nachlass Kehr, 20/109); an Percy Ernst Schramm, Mai/Juni 1933, zitiert in *Grünewald*, „Übt an uns Mord" (1997), 59.

5 *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 48–55.

6 *Kantorowicz*, Pre-Hitler German Universities (1945), 3–7.

7 *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 115.

8 *Kantorowicz*, Muslimische Handwerkerverbände (1922). Lerner vermisst „jedes Bemühen um Beweisführung, Quellenauswertung und -abwägung oder gar Nuancierung. Es wäre zu viel des Lobes, diese Doktorarbeit auch nur über eine heutige Bachelorarbeit zu stellen" (*Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 80).



Nur **diese Seite** ausfüllen!

Anmeldung zur Immatrikulation an der Universität Heidelberg.

1. Vor- und Familienname: Ernst Hartwig Kantorowicz
2. Geburtstag und -Jahr: 3. Mai 1895.
3. Geburtsort: Posen.
4. Geburtsland (bei Preußen Provinz): Preussen Prov. Posen
5. Staatsangehörigkeit (bei Deutschen Bundesstaat): Preusse
6. **Vor- und Familienname, Stand** (Beruf) **und Wohnort** (mit Straße und Haus-Nr.) **des Vaters** oder (wenn dieser verstorben) der Mutter oder des Vormundes: Clara Kantorowicz geb. Kepner, Posen, Hohenzollernstr. 30. Private.
7. Religionsbekenntnis: jüd.
8. Studium: Nationalökonomie.
9. Reifezeugis von
   deutsch. 9 klass. Gymnas. — Realgymnas. — Oberrealschule **zu** Posen
   oder
   außerdeutscher Schule u. zwar: ... zu ... Klassenzahl ...
   Ergänzungsprüfung in ...
10. Tag der Ausstellung des Reifezeugnisses: 4. März 1913.
11. Bereits besuchte Hochschulen (je mit Semesterzahl und Studienfach in Klammer): Universität zu Berlin (2 Philos.) München (2 Nat. Ök.)
12. Wohnung des Studierenden (nämlich Straße und **Nr.** des Hauses und Name des Vermieters): Leisbergerstr. 16a. Pension Berner.

Die Richtigkeit dieser Angaben bestätigt

Heidelberg, den 29. ten September 1914: 4.8.14 – 15.4.16

Unterschrift des Studierenden:

Ernst Hartwig Kantorowicz.

Abb. 3: Kantorowicz' „Anmeldung" zur Immatrikulation in Heidelberg (Universitätsarchiv Heidelberg).

zum Vergleich die Verhältnisse in Byzanz und im lateineuropäischen Mittelalter herangezogen sind, sein breites historisches Wissen. Betreut wurde die Arbeit von Eberhard Gothein, der zwar einen Lehrstuhl für Nationalökonomie innehatte, aber immer auf eine historische Professur gehofft hatte. Sein Spektrum in Forschung und Lehre war so breit, dass er auch Dissertationsthemen akzeptierte, von denen er selbst nur wenig verstand. Die Kollegen sprachen von einer *Doktorfabrik*. Kantorowicz konnte sich also über mangelnde Unterstützung nicht beklagen. Aber Gotheins Art behagte ihm nicht. Er rede ständig so viel und wie eine *Gießkanne* – ein Urteil, das andere mit ihm teilten.[9] Da auch der zweite Fachvertreter, Alfred Weber, langweilige Vorlesungen hielt (*immer dasselbe*) und dessen Bruder Max in einem von Kantorowicz besuchten Münchener Kolleg keine ihn überzeugende Darstellung, sondern „ein wahres Bild innerweltlicher Askese“[10] geboten hatte, gab es nichts, was ihn bei den Wirtschafts- oder Sozialwissenschaften hielt. Aber auch im Fach Geschichte reüssierte er – vorerst – nicht. In einem Seminar über Alexander den Großen erhielt er zwar das barsche Kompliment, er tauge *für jeden Stoff, in dem sich Orient und Occident verbinden*;[11] aber der Seminarleiter, der Althistoriker Alfred von Domaszewski, brachte damit zum Ausdruck, dass er nichts mit ihm zu tun haben wolle. Der Weg zur Geschichte, der Weg zum Mittelalter führte für Kantorowicz nicht über die Universität.

Schließlich – drittens – Kantorowicz' Wohnanschrift: die Pension Bezner in der Gaisbergstraße, wo sich die Mitglieder des George-Kreises bevorzugt und gelegentlich der ‚Meister' selbst einquartierten.[12] Kantorowicz machte dessen Bekanntschaft, erlag Stefan Georges Charisma und wurde als ‚Belkanto' oder auch ‚Chevalier' Mitglied des Kreises, dem er sich lebenslang verbunden fühlte. Er gehörte zu denen, die am Sarg des ‚Meisters' die Totenwache hielten, war stolz darauf, in demselben Umfeld wie der Hitler-Attentäter Claus von Stauffenberg aufgezogen worden zu sein (*nursed in my nursery*), und hielt – ungeachtet einer allmählichen Distanzierung – daran fest, dass alles, was er zu leisten vermöge, *aus* einer *Quelle gespeist ist, und dass diese Quelle auch nach über 20 Jahren immer noch sprudelt*.[13] Bis an sein Lebensende soll in seinem Schlafzimmer ein Bild Stefan Georges gestanden haben: *Wer je die flamme umschritt, bleibe der flamme trabant*.[14]

Kantorowicz erhielt den Auftrag, für die von George herausgegebenen ‚Blätter für die Kunst' eine Biographie des Stauferkaisers Friedrich II. zu schreiben. Denn an den großen Männern, den „Kulturheilanden“, wie Friedrich Gundolf sie nannte, glaubte

9 *Gudian*, Ernst Kantorowicz (2014), 29. – Suada: *Hampe,* Kriegstagebuch ([2]2007), 450 (18. Okt. 1916); zu Gothein vgl. *Maurer,* Eberhard Gothein (2007); zur *Doktorfabrik* ebd., 209 f.

10 Vgl. *Grünewald*, Kantorowicz und George (1982), 33 (nach Helmuth Plessner).

11 *Grünewald*, Kantorowicz und George (1982), 47 f.

12 *Mumm*, „Sieghafte Jugend“ (2011), 127–143; *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 73.

13 *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 441 f. mit 521 f. Anm. 11; *Egyptien*, Dichter (2018), 391; Totenwache: *Raulff*, Kreis (2009), 31–38.

14 *Gudian*, Ernst Kantorowicz (2014), 35; *George*, Stern (1993), 84.

man, sich orientieren zu müssen, um Wege aus der Krise der Zeit (schon vor und erst recht nach dem Weltkrieg) zu finden: an Plato, Caesar, Shakespeare, Goethe, an George selbst und nun eben auch an Friedrich II., wie der ‚Meister' ihn sah: *Der Grösste Friedrich· wahren volkes sehnen· / Zum Karlen- und Ottonen-plan im blick / Des Morgenlandes ungeheuren traum / Weisheit der Kabbala und Römerwürde / Feste von Agrigent und Selinunt*.[15] Mit dem Morgenland kannte Kantorowicz sich aus, alles andere würde sich richten.

Das Ergebnis ist bekannt: In kürzester Zeit entstand eine *Schwarte* (Rudolf Borchardt) von 650 Druckseiten, die im Kreis auf eine Stufe mit Gundolfs ‚Shakespeare' gestellt wurde. Das Buch erschien in Georges Hausverlag Georg Bondi und erhielt das Gütesiegel der ‚Blätter': das Sonnenrad, die Swastika (die allerdings wegen ihrer optischen Nähe zum Hakenkreuz aus den Nachkriegsauflagen getilgt wurde). Es war ein „Geistbuch" im Verständnis des Kreises; man kann es aber auch als Produkt akademischer *Lernfreiheit* bezeichnen, so wie der Verfasser sie schätzte. Es sollte keineswegs Wissenschaft präsentieren; denn daraus machte sich der ‚Meister' nichts. Es enthält keine Nachweise oder Anmerkungen, schon gar nicht in Form ‚deutscher' Fußnoten, auch kein Literaturverzeichnis, sondern nur ein Register. Es sollte nicht Gelehrsamkeit demonstrieren, sondern dem Leben dienen. Es beginnt mit einer (später ebenfalls getilgten) ‚Vorbemerkung', die von einer Kranzniederlegung an Friedrichs Grab in Palermo berichtet und zur Erinnerung an die deutschen Herrschergestalten aufruft – *gerade in unkaiserlicher Zeit*. Und es schließt mit dem Spruch der Sibylle: *Er lebt und er lebt nicht*, was sich aber nicht auf den Kaiser, sondern auf des Kaisers Volk beziehe. Damit war das deutsche gemeint.[16]

Das Friedrichbuch traf offenbar den Nerv der Zeit. Der Ausgang des Weltkriegs, der als schandbar empfundene Friedensvertrag und die desaströsen ökonomischen Folgen hatten zumal die Oberschichten in Deutschland von der Sekurität des Kaiserreichs in die Orientierungslosigkeit der jungen Republik gestürzt. Der Blick auf weit zurückliegende, angeblich viel glanzvollere Zeiten drängte sich zur mentalen Bewältigung der Kriegsfolgen geradezu auf. Vor 1914 konnte das Mittelalter als romantisches, als Goldenes Zeitalter verklärt werden, und die weitverbreitete Stauferseligkeit nahm die angeblichen Vorläufer der eigenen, erneut glanzvollen Epoche in den patriotischen Blick. Nach 1918 wurde das deutsche Mittelalter zum Sehnsuchtsort des Ungenügens an den gegenwärtigen Zuständen. Friedrich II., der letzte große Staufer, stand für späten Glanz und unerfüllte Wünsche zugleich. Publikum und Kritik stießen sich nicht an dem hohen Ton, der das Friedrichbuch von der ersten bis zur letzten Seite durchzieht, sondern hielten ihn für dem Gegenstand völlig angemessen und begrüßten begeistert das Buch. Der ersten Auflage folgte rasch eine zweite, bis 1936 eine dritte und vierte. Übersetzungen ins Englische (1931) und Italienische (1939) schlossen

15 *George*, Der Siebente Ring (1986), 22 (Die Gräber in Speier).

16 *Kantorowicz*, Kaiser Friedrich der Zweite (1927), 7, 632.

sich an, in neuerer Zeit noch weitere. Obwohl das Buch sich in Intention und Aussage ganz an das deutsche Publikum richtete, erregte es auch im Ausland Aufsehen. Kantorowicz wurde vom namenlosen Mitglied eines esoterischen Kreises zum erfolgreichen Autor, vom immer noch jugendlich wirkenden Adepten zur nationalen und internationalen Berühmtheit.[17]

Doch die professionelle Historie sah sich provoziert. Bis dahin hatte sie, was die deutsche, preußische, staufische Geschichte, was also die national relevanten Themen betrifft, nahezu ein Deutungsmonopol. Das allgemeine Interesse am Mittelalter wurde zunächst durch Wilhelm von Giesebrecht, später durch Karl Hampe mit ihren vielgelesenen Überblickswerken befriedigt. Was die Professoren sonst noch trieben, Editionen, Regestenwerke, Aufsätze und Miszellen zu den spezielleren Fragen, wurde als professionelle Arbeit an den fachlichen Grundlagen in respektvoller Verehrung akzeptiert. Nun aber erhielten die Professoren gleich von zwei Seiten Konkurrenz: Freie Schriftsteller wie vor allem Emil Ludwig bedienten das Interesse des Publikums an historischen Biographien und etablierten das Genre einer ‚historischen Belletristik'. Schon da waren die Historiker *ernstlich böse* (Carl von Ossietzky).[18] Und mit Ernst Kantorowicz öffnete ein Jünger Stefan Georges dessen heimliches Reich und betrat mit einem erfolgverheißenden Buchtitel das historische Feld. Nun waren die Mediävisten gefordert. Albert Brackmann, ein Schwergewicht in der Zunft und professioneller Vertreter eines Objektivitätsideals im Ranke'schen Sinn, übernahm es, deren Unmut zu artikulieren. Er warf Kantorowicz vor, Grundregeln des wissenschaftlichen Arbeitens und der Quellenkritik missachtet und sich seinem Gegenstand *in mythischer Schau* genähert zu haben. *Imagination créatrice* habe den *realen Wirklichkeitssinn* verdrängt.[19] Zumal den Vertretern der älteren Generation sprach Brackmann damit aus dem Herzen. Ihnen galt Kantorowicz als *Variétékünstler*, *Dichter* oder *Wortkünsteler*, der ein auf *Sensationswirkung* berechnetes Buch vorgelegt habe. Dass er wenige Jahre später und aufgrund dieses Buchs auf einen Lehrstuhl berufen wurde, konnten sie nicht verstehen.[20]

Der Fortgang der Kontroverse ist bekannt und wurde vielfach behandelt. Brackmann gab sich versöhnlich, blieb aber grundsätzlich bei seinem Standpunkt. Kantorowicz antwortete schriftlich und mündlich, mit *Chuzpe*[21] auf dem Historikertag in Halle 1930, als er die versammelte Zunft nicht nur mit seiner eleganten Kleidung, sondern auch mit der These provozierte, nur eine künstlerische Geschichtsschreibung aus der Schule Georges könne der Nation dienen, alles andere sei entweder Geschichtsfor-

17 *Grünewald*, Ernst Kantorowicz und George (1982), 57–80; *Reichert*, Gelehrtes Leben (2009), 181–188; *Huth*, Geschichte (2010), 41–52; *Schlüter,* Explodierende Altertümlichkeit (2011), 285–316.

18 *Gradmann*, Historische Belletristik (1993); *Perrey,* Emil Ludwig (2017).

19 *Brackmann,* Kaiser Friedrich II. (1929), 534–549. Zu Brackmann vgl. *Lemberg*, Objektivität (2022), 181–205.

20 *Davidsohn,* Menschen (2019), 193; *Cohn,* Verwehte Spuren (1995), 548.

21 *Cohn*, Verwehte Spuren (1995), 548.

schung oder eben historische Belletristik; mit beidem verbinde ihn nichts. Ausgerechnet mit dem Wahlspruch der Monumenta Germaniae Historica beschloss er seinen Vortrag: *Sanctus amor patriae dat animum*. Das Interesse war riesig, das Echo geteilt. Nach seiner Abreise wurden dem *Georgisten* höhnische Gesänge nachgesungen.[22]

Kaum bekannt ist, dass und in welchem Ausmaß sich Carl Erdmann für Kantorowicz eingesetzt hat. Am aufschlussreichsten ist ein Schreiben, mit dem er sich für die Zusendung von Brackmanns Angriff auf Kantorowicz bedankt und gleichzeitig dem Absender widerspricht.[23] Das kann man tun, aber nicht unbedingt als Nachwuchshistoriker gegenüber einem der einflussreichsten Mediävisten in Deutschland. Erdmann stellte sich also *ein wenig* auf Kantorowicz' Seite: Man lese das Buch nicht mühsam, sondern mit Genuss; es sei künstlerisch gestaltet, und dafür müsse man die manchmal nicht reale, sondern magische Beleuchtung historischer Sachverhalte in Kauf nehmen. Selbst das, was im Friedrichbuch über den Orient stand und von Brackmann als offenbare *Mythenschau* kritisiert worden war, dass nämlich *den Weltmonarchen* (...) *nur der Orient die Unbedingtheit und den Nimbus*[24] verlieh, dürfe man nicht wörtlich verstehen, sondern als atmosphärische Überleitung, als Fläche für ein Bild. Dem Autor sei es nämlich nicht um die rekonstruierbaren Umstände und die datierbaren politischen Absichten gegangen, sondern um *Sinn und Wesen der Erscheinungen*. Man dürfe – was Brackmann getan hatte – nicht von einem Methodenfehler sprechen. Erdmann wagte es, einem Großordinarius zu widersprechen und ihn über Grundfragen von Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung zu belehren, getarnt freilich als die persönliche Meinung eines Vertreters der jüngeren Generation. Dazu gehörte zweifellos Mut. Ob Brackmann jemals auf dieses Schreiben geantwortet hat, ist nicht bekannt.

Erdmann hat sich noch zweimal für Kantorowicz und das Friedrichbuch eingesetzt: einmal, als er Friedrich Baethgen um eine wohlwollende Rezension bat (was dann auch geschah),[25] ein zweites Mal, indem er selbst eine Rezension schrieb, die die Vorzüge *dieses einzigartigen Werkes* hervorhob, die *Vereinigung eines individuell und weltanschaulich bedingten Geschichtsbildes mit der fachlich-quellenmäßigen Fundierung* lobte und den Mediävisten nahelegte, *etwas weniger Exaktheit und etwas mehr Einfühlung* walten zu lassen. Allerdings hatte er dafür das Erscheinen des Ergänzungsbands abwarten müssen, der nämlich all das enthielt, was die Kritiker vermisst hatten: Nachweise, Belege, Quellen und Literatur.[26] Im Rahmen seiner Möglichkeiten war Erdmann daran beteiligt, dem Friedrichbuch den Weg in die Wissenschaft zu ebnen und dem Verfasser Respekt in der

22 *Grünewald*, Wahlspruch (1994), 89–125; *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 155; *Groth*, Grundlage (2022), 149–180.

23 Unten im Anhang, Nr. I.

24 *Kantorowicz*, Kaiser Friedrich der Zweite (1927), 154; *ders.*, „Mythenschau".

25 Ernst Kantorowicz an Friedrich Baethgen, 27. Okt. 1929 (München, Archiv der MGH, Nachlass Baethgen, A 246). Die Besprechung erschien in: Deutsche Literaturzeitung 51 (1930), 75–85; Nachdruck in *Wolf*, Stupor mundi (1966), 49–61; vgl. dazu *Matheus*, Kantorowicz (2005), 291–323, hier 298 f.

26 Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 49 (1932), 585–587.

Zunft zu verschaffen. Er tat das aus einem Gefühl der Loyalität heraus, die er einem geschätzten Autor schuldig zu sein glaubte. Sie hatten sich kennengelernt, als Kantorowicz in den römischen Archiven und Bibliotheken den Ergänzungsband ausarbeiten wollte und das Preußische Historische Institut (damals im Palazzo Lazzaroni nahe bei der Fontana di Trevi) regelmäßig frequentierte. Der gute Vorsatz hielt nur wenige Wochen. Dann stolperte Kantorowicz von *Sensation* zu *Sensation*, geriet als von den *Balsamdüften des Ruhms* (Ernst von Salomon) umschmeichelter Autor in den Strudel des römischen Gesellschaftslebens und erkundete schließlich mit frischerworbenem Führerschein und tannengrünem Fiat 509 die Campagna. Frascati bianco und Orvieto classico erwiesen sich ebenfalls als *sensationell*. Jegliches Arbeiten hatte ein Ende.[27]

Von Carl Erdmann ist nichts dergleichen überliefert. Anders als Kantorowicz, der das römische Leben genoss, gab er sich in den sechs Jahren, die er am Preußischen Historischen Institut tätig war, nichts anderem als stiller Forschung hin. Immer waren die Rollen klar verteilt: hier der bescheiden lebende Stipendiat, dort der vermögende Weltmann, der durch Kleidung und Auftreten (*elegant und sogar parfümiert*), durch Stimme und Sprechweise wie ein *Dandy* wirken konnte;[28] hier der stocksteife Intellektuelle, der schon als Schüler im Turnen nicht über eine „3“ hinausgekommen war,[29] dort der sportive Ex-Offizier, der mit Bogenschießen, Speerwerfen und Schwimmen seine Ferien verbrachte, *ganz anständig* Tennis spielte und 100 Meter in 12 Sekunden herunterlief;[30] hier der zurückhaltende Gelehrte, der sich am liebsten in die Originale vertiefte, dort der extravertierte Charismatiker, dem schon in jungen Jahren nachgesagt wurde, regelmäßig zu *explodieren*.[31] Doch obwohl sie sich in Charakter, Habitus und Auftreten so gründlich unterschieden, blieben Erdmann und Kantorowicz auch in den kommenden Jahren miteinander in Verbindung.

2 Kreuzzugsgedanken in Portugal

Selbstbewusst, wie er war, lehnte Kantorowicz es ab, als Assistent Karl Hampes in Heidelberg zu dienen. Gleichwohl hielt er sich die Option einer Habilitation an anderem Ort offen: Das sei ihm *an mehreren Universitäten* möglich.[32] Als ihn Kurt Riezler

27 Alles nach Kantorowicz' Briefbericht: Ernst Kantorowicz an Josefine („Fine“) von Kahler, 29. Aug. 1928 (Stuttgart, Stefan George Archiv, Kahler III, 6568). Zu Kantorowicz' Forschungsaufenthalt am Historischen Institut vgl. *Matheus*, Kantorowicz (2005), 295 f.

28 *Ladner*, Erinnerungen (1994), 32.

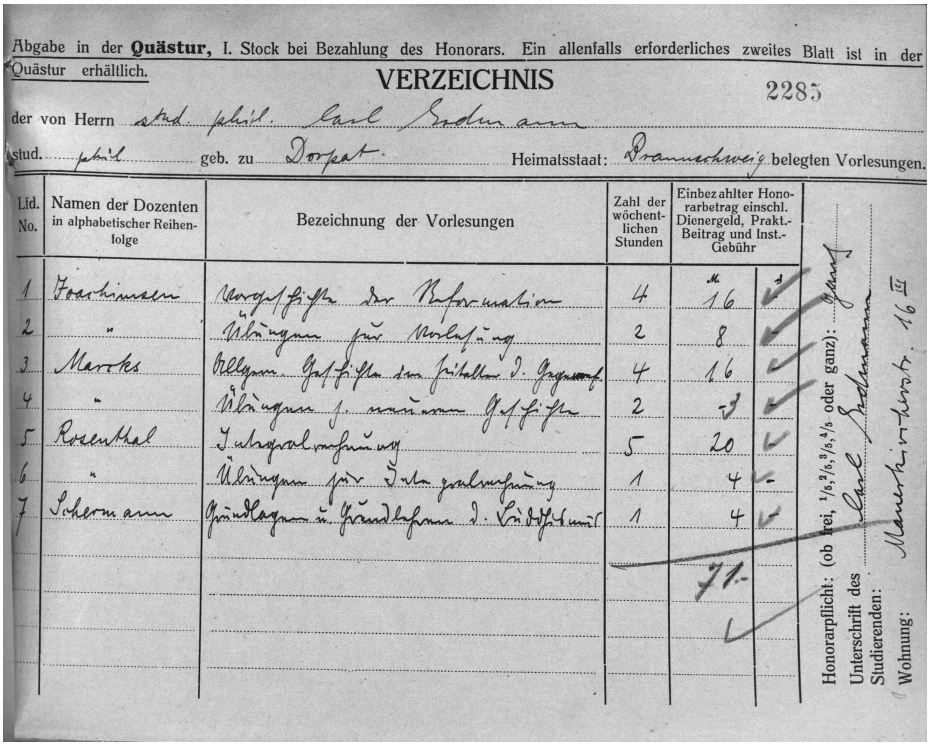
29 Blankenburg, Stadtarchiv, Censuren der Unterprima 1903–1930.

30 Ernst Kantorowicz an Josefine („Fine“) von Kahler, 29. Aug. 1928 (Stuttgart, Stefan George Archiv, Kahler III, 6568); *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 152.

31 Josefine an Erich von Kahler, 30. Mai 1920 (*Gundolf/Kahler*, Briefwechsel (2012), Bd. 2, 476).

32 Ernst Kantorowicz an Josefine („Fine“) von Kahler, 29. Aug. 1928 (Stuttgart, Stefan George Archiv, Kahler III, 6568); *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020).

gegen die Bedenken der Philosophischen Fakultät nach Frankfurt holte und er sich dem Ritual einer *geistigen „circumcisio“*, i. e. einer ersten Fakultätssitzung, unterzogen hatte, war seine Wandlung vom freien Schriftsteller zum professionellen Mediävisten vollzogen.[33] Was aber hat Carl Erdmann ins Mittelalter verschlagen?



Abgabe in der **Quästur,** I. Stock bei Bezahlung des Honorars. Ein allenfalls erforderliches zweites Blatt ist in der Quästur erhältlich.

VERZEICHNIS 2285

der von Herrn stud. phil. Carl Erdmann

stud. phil geb. zu Dorpat. Heimatsstaat: Braunschweig belegten Vorlesungen.

Lfd. No.	Namen der Dozenten in alphabetischer Reihenfolge	Bezeichnung der Vorlesungen	Zahl der wöchentlichen Stunden	Einbezahlter Honorarbetrag einschl. Dienergeld, Prakt.-Beitrag und Inst.-Gebühr M	₰
1	Joachimsen	Geschichte der Reformation	4	16	
2	"	Übungen zur Vorlesung	2	8	
3	Marcks	Allgem. Geschichte des Zeitalters d. Gegenref.	4	16	
4	"	Übungen z. neueren Geschichte	2	--	
5	Rosenthal	Infinitesimalrechnung	5	20	
6	"	Übungen zur Infinitesimalrechnung	1	4	
7	Schermann	Grundlagen u. Grundlehren d. Buddhismus	1	4	
				71.-	

Honorarpflicht: (ob frei, 1/6, 2/6, 3/6, 4/5 oder ganz): ganz

Unterschrift des Studierenden: Carl Erdmann

Wohnung: Mauerkirchstr. 16 IV

Abb. 4: Verzeichnis der von Erdmann belegten Vorlesungen in München (Universitätsarchiv München).

Wiederum lohnt sich ein Blick auf die akademische Sozialisation, genauer: ein Blick in die Studentenkartei der Universität München, wo sich Erdmann im Sommer und Winter 1920/21 einschrieb (Abb. 4).[34] Er belegte Vorlesungen zur allgemeinen Religionsgeschichte (einschließlich der ‚Grundlagen und Grundlehren des Buddhismus‘) und frischte damit seine theologischen Interessen ein wenig auf. Schließlich hatte er – einer Familientradition folgend – in Berlin und Jena Theologie studiert und das Studium erst kurz vor dem Abschluss abgebrochen, um sich in München neu zu orientieren. Er besuchte Vorlesungen und Übungen zur Philosophie der Mathematik und zur

33 *Grünewald*, Ernst Kantorowicz und George (1982), 84 f., 101–113; *Reichert*, Gelehrtes Leben (2009), 187; *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 178–190.

34 München, Universitätsarchiv, Stud-BB-607.

Funktionenlehre (eine davon bei Thomas Manns Schwiegervater Alfred Pringsheim); denn mittlerweile hatte er sich – selbstständig – in das Fach Mathematik eingearbeitet. Eine ihn kennzeichnende Verbindung von „analytische[r] Kraft und spekulative[r] Intelligenz“[35] muss man daraus nicht ableiten. Auf eine Vorlesung zur französischen Literatur des 18. Jahrhunderts konnte er sich berufen, als er sich Jahre später im Rigorosum auch in den romanischen Sprachen prüfen ließ. Vor allem aber studierte Erdmann in München Geschichte, und zwar in der ganzen Breite des Fachs: ‚Römische Geschichte‘ (bei Walter Otto), ‚Geschichte der deutschen Kaiserzeit‘ (bei Hermann Grauert), ‚Allgemeine Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation‘, ‚England und die englische Weltmacht‘ (beides bei Erich Marcks), ‚Deutsche Geschichte 1806–1871‘ (bei Theodor Bitterauf). Auch die Historischen Hilfswissenschaften werden hier und da zu ihrem Recht gekommen sein. Doch nichts davon machte besonderen Eindruck auf Erdmann. Nur den Gymnasiallehrer und Honorarprofessor Paul Joachimsen ließ er später als „seinen eigentlichen, aber auch einzigen Lehrer“ gelten, vielleicht weil ihn dessen Persönlichkeit beeindruckte (ein Außenseiter, der sich zu behaupten vermochte), vielleicht weil ihn sein geistesgeschichtlicher Ansatz die Kontinuitäten und Diskontinuitäten der deutschen Geschichte am besten verstehen ließ, wohl auch weil Vorlesung und begleitende Übungen zur ‚Vorgeschichte der Reformation‘ Erdmanns Aufmerksamkeit auf das späte Mittelalter hinlenkten. Das franziskanische Armutsideal und die spätmittelalterliche Apokalyptik, kirchliche Reformversuche des 14. und 15. Jahrhunderts, Schisma und Konziliarismus, Joachim von Fiore, Wyclif und Savonarola, Hussitismus und Humanismus kamen dabei nachweislich zur Sprache. Aus all dem ergab sich ein Panorama der politischen, gesellschaftlichen und geistigen Verhältnisse, womit die Vorlesung schloss.[36] Kantorowicz hat keine einzige mediävistische Lehrveranstaltung besucht, Erdmann immerhin zwei.

Doch Autodidakten waren sie beide, der eine aus Prinzip, der andere aus Neigung. Die entscheidenden Anstöße erhielt auch Erdmann nicht an der Universität, sondern sie ergaben sich aus einem ganz persönlichen Entschluss: Er verdingte sich als Hauslehrer bei einer deutsch-jüdischen Unternehmerfamilie, die nach dem Ende des Weltkriegs nach Lissabon zurückkehrte.[37] Der Sohn des Hauses sollte eine deutschsprachige Schulbildung erhalten (später studierte er in der Schweiz). Drei Jahre blieb Erdmann in Portugal, drei Jahre, in denen die Weichen für seine weitere berufliche Laufbahn gestellt wurden. Er erlernte die nicht ganz einfache Landessprache und kam sowohl mit den Alltagsproblemen in der europäischen Peripherie als auch mit den instabilen politischen Verhältnissen zurecht. Offenbar war man mit seiner Arbeit zufrieden. Jedoch

35 So *Fuhrmann,* Menschen und Meriten (2001), 297.

36 Das teils ausformulierte, teils in Stichworten niedergeschriebene und vielfach ergänzte Manuskript der Vorlesung ist in Joachimsens Nachlass erhalten geblieben (München, Bayerische Staatsbibliothek, Joachimseniana I 3: 11 Hefte). – Zu Joachimsen als Erdmanns ‚Lehrer‘ vgl. *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 70–72.

37 Hierzu und zum Folgenden *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 72–83.

sorgte er für Unmut, wenn er sich Archivbesuche in der Mittagszeit erschlich. Offenbar verbrachte er seine freien Stunden am liebsten in Nationalarchiv und Nationalbibliothek, wo er sich gründlich in die Geschichte Portugals einarbeitete. Das tat er *ab ovo*. Er machte sich mit dem komplexen Archivwesen vertraut, legte sich paläographische Fertigkeiten zu und gab grundsätzlich den Quellen den Vorzug, weil die portugiesische Forschung oft nationalbewusst, aber unkritisch argumentierte. Er verfuhr als Autodidakt und nahm Hilfe von außen nur selten in Anspruch. Lebenslang fühlte er sich in dieser Rolle am wohlsten.

Erdmanns Augenmerk richtete sich von vornherein auf die ältere portugiesische Geschichte. Die modernen Epochen interessierten ihn wenig. Er kümmerte sich nicht um die Zeit der Personalunion mit Spanien (1580–1640), weder um die Folgen des großen Erdbebens von 1755 noch um die Reformen des Marquês de Pombal, schon gar nicht um die Herrschaft der letzten Könige aus dem Hause Bragança, als Portugal nur noch die Rolle eines „Eckenstehers“[38] in Europa einnahm. Das hat seine Logik. Denn im portugiesischen Geschichtsverständnis befand sich das Land mit seinen Kolonien und Stützpunkten, dem Estado da Índia, im sogenannten Zeitalter der Entdeckungen auf dem Höhepunkt seiner Geschichte. Danach kamen nur noch Niedergang, Nostalgie, Melancholie, Fado. Der Begriff dafür: *saudade* (1435/38 erstmals bezeugt!) ist so eng mit der portugiesischen Geschichte verknüpft, dass er als unübersetzbar gilt.[39] Die Grundlagen längst vergangener Größe aber seien im Mittelalter gelegt worden, am Anfang einer ruhmreichen Geschichte habe der Heidenkrieg gestanden, die Expansion nach Afrika und Asien wurde mit dem Fortwirken des Kreuzzugsgedankens (port. *espirito da cruzada*) begründet. Dessen Anfänge zu verfolgen, drängte sich Erdmann in Lissabon geradezu auf.

Er schrieb eine kleine (seine erste) Monographie, die er nach seiner Rückkehr bei der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg als Dissertationsschrift einreichte.[40] Der Doktorvater Anton Chroust hatte zwar mit deren Entstehung nichts zu tun, war aber an dem Thema nicht uninteressiert und fand zudem Gefallen an dem jungen, vielversprechenden Gelehrten. Auch die Mitarbeit an einem Forschungsprojekt stellte er ihm in Aussicht. Hätte er das Angebot angenommen, wäre Erdmann womöglich in der fränkischen Landesgeschichte versunken. Zu seinem Glück lernte er Paul Fridolin Kehr kennen, einen „Wissenschaftsmagnaten“[41], der sich zwar mit Chroust nicht schlecht verstand (was beiderseits alles andere als selbstverständlich war) und ihm trotzdem seinen Schüler ausspannte. Kehr bot ihm ein Forschungsstipendium im Rahmen des von ihm initiierten Göttinger Papsturkundenwerks und damit verbunden die Rückkehr nach Portugal an. Niemand brachte für die Suche

38 *Clara*, Academy of Sciences of Lisbon (2019), 101.

39 *Hatton*, The Portuguese (2022), 229–240. – Zu *suydade*/*saudade* im „Leal Conseilhero“ König Duartes vgl. *Briesemeister*, Eduard (Duarte), Sp. 1595.

40 *Erdmann*, Kreuzzugsgedanke; *ders.*: Kreuzzugsgedanke in Portugal (1930).

41 *Feldkamp*, Pius XI. (1994), 296.

nach Papsturkunden in portugiesischen Archiven und Bibliotheken so gute Voraussetzungen mit wie Carl Erdmann.

Da er so fleißig, hingebungsvoll und effizient arbeitete,[42] stellte ihn Kehr für weitere sechs Jahre als Mitarbeiter am Historischen Institut in Rom ein und ermöglichte ihm damit, sich noch entschiedener auf das Mittelalter zu konzentrieren. Im alltäglichen Betrieb hatte er zwar mit diesem und jenem zu tun; aber die Ausrichtung des Instituts (mitsamt dem Personalstand) war damals eindeutig mediävistisch. Die Arbeit an den Originalen bescherte ihm Befriedigung und Finderglück. Wenn er noch etwas zum 16. Jahrhundert publizierte (nie ging er über dieses hinaus), so waren es Nebenprodukte von diversen Projekten. Sein Forscherblick wurde enger. Durch Kehr standen ihm hervorragende Druckorte offen (‚Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken', ‚Historische Zeitschrift', ‚Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde', ‚Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen', ‚Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften') und gleichzeitig bereitete er eine *Privatarbeit*[43] (seine Habilitationsschrift) vor. Davon weiter unten.

Erdmanns Verhältnis zu Kehr, dem Direktor des Instituts, kann man von zwei Seiten betrachten. Wissenschaftlich schätzten sie sich, menschlich und persönlich lebten sie sich allmählich auseinander. Darauf deutet schon der Anfang ihrer Beziehung, wovon Gerd Tellenbach in Form einer Anekdote berichtet: Wie andere neue Mitarbeiter wurde auch Erdmann einer strengen paläographischen Prüfung unterzogen. Kehr zeigte ihm, „wie eine Papsturkunde paläographisch abzuschreiben sei und schrieb die ersten Zeilen. Als er den jungen Doktor aufforderte, mit der Abschrift fortzufahren, erwiderte dieser die Feder nehmend: und ich darf wohl auch gleich korrigieren, Herr Geheimrat?".[44] Die Anekdote wirft ein bezeichnendes Licht auf das frühe Mit- und auch schon Gegeneinander zweier eigenwilliger Charaktere, die einander respektierten, weil sie aus ähnlichem Holz geschnitzt waren: eigensinnig, meinungsstark, der Forschung hingegeben.

Einen Knick bekam ihre Beziehung, als Kehr sich entschied, die Stellung des 2. Sekretärs (also des örtlichen Platzhalters) nicht an Erdmann, sondern an einen anderen, von diesem wenig geschätzten Wissenschaftler zu vergeben. Noch ein Jahrzehnt später erinnerte sich Erdmann an die Schmach und meinte, von Rom vertrieben worden zu

42 Erdmanns Briefe und Berichte landeten auf Kehrs Schreibtisch, der sich mittlerweile in der Göttinger Arbeitsstelle der Regesta Pontificum Romanorum befindet, und werden teilweise ebendort, teilweise in Kehrs Nachlass im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) in Berlin aufbewahrt.

43 Carl Erdmann an Walther Holtzmann, 23. Juni, 11. Nov. 1929 (Rom, Archiv des DHI, Nachlass W. Holtzmann, Nr. 41); Carl Erdmann an Paul Fridolin Kehr, 24. Dez. 1929 (Rom, Archiv des DHI, Nachlass W. Holtzmann, R 3, Nr. 17/116); Carl Erdmann an Peter Rassow, 18. März 1931 (Koblenz, Bundesarchiv Nachlass P. Rassow, N 1228/194).

44 *Tellenbach,* Geschichte (1988), 210.

sein.[45] Er hätte sich mit der schlecht dotierten und formal untergeordneten, aber faktisch selbstständigen Stellung begnügt, wenn er nur hätte weiterarbeiten können wie bisher. Aber Kehr hatte Größeres mit ihm vor. Er glaubte, über seine Zukunft bestimmen zu können, indem er ihn förderte. Er animierte ihn zur Habilitation in Berlin und leitete alles dafür Nötige in die Wege. Es wurde eine fachlich enge, eine mediävistische Habilitation. Im Colloquium (über „Grundfragen der Forschung über die mittelalterlichen Briefsammlungen") konnten nicht einmal die Neuzeithistoriker richtig mitreden, von den Vertretern der anderen Fächer ganz zu schweigen. Nur der Betreuer der Habilitation (Erich Caspar) und sein unmittelbarer Fachkollege (Robert Holtzmann) ließen sich auf eine substanzielle Diskussion ein. Immerhin war Hermann Oncken von der *gediegenen Persönlichkeit des Herrn Dr. Erdmann*[46] beeindruckt.

Auch an der Habilitationsschrift gab es kaum etwas auszusetzen. Dabei lag sie nicht einmal vollständig vor. Nur ungefähr die Hälfte der vorgesehenen Kapitel war rechtzeitig fertig geworden. Doch das Urteil der Gutachter war einhellig: Man lobte den Verfasser, indem man das Fehlen der zweiten Hälfte beklagte. Nicht einmal der Titel stand bereits fest. ‚Militia sancti Petri' – so sollte er ursprünglich lauten. Immerhin wäre damit zum Ausdruck gebracht worden, worum es eigentlich ging: um das Verhältnis des Papsttums zum Kreuzzugsgedanken, namentlich in den Pontifikaten Leos IX., Gregors VII. und Urbans II. Die ersten Kapitel befassen sich mit dem Thema Kirche und Krieg und spüren die frühen und frühesten Zeugnisse auf. Die letzten behandeln Kirchenreform und Investiturstreit im 11. Jahrhundert. Als das Buch unter deutschem Titel erschien,[47] verschob sich die Wahrnehmung seines Inhalts vom Papsttum zur Kreuzzugsgeschichte. Dass es (viel) später den internationalen Ruhm des Verfassers begründete und mittlerweile als eines der bedeutendsten Werke zur Kreuzzugsgeschichte gilt,[48] kommt geradezu einem Missverständnis gleich. Erdmann war nie ein Kreuzzugshistoriker und wollte nie einer sein. Für Jerusalem, das Heilige Land oder gar die Kreuzfahrerstaaten interessierte er sich nicht. Mit solch exotischen Themen hätte er wahrscheinlich in der deutschen Geschichtswissenschaft nicht reüssiert. Aber indem er den Gegenstand zur Geschichte des Papsttums hin öffnete und einen Bogen zum Investiturstreit und damit zur Kaisergeschichte schlug, fand er Anschluss an Themen, die die deutsche Mittelalterforschung (wie auch die interessierte Öffentlichkeit) von jeher bewegten. Dazu passte es, dass ihm bei einem Forschungsaufenthalt in Paris ein aufsehenerregender Fund gelungen war, der nach seiner eigenen Einschätzung *einigen Rumor verursachen*[49] würde: 36 weitgehend unbekannte Briefe des Domscholasters Meinhard von Bamberg. Die Bekanntmachung und Auswertung der Texte, daran anschließend

45 *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 319 f.

46 Berlin, Archiv der Humboldt-Universität, Phil. Fak. 1245, Bl. 547.

47 *Erdmann*, Entstehung (1935). Zur Entstehung vgl. *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 115–132.

48 Vgl. dazu *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 340–345.

49 Carl Erdmann an Walther Holtzmann, 25. Juni 1930 (Rom, Archiv des DHI, Nachlass W. Holtzmann, Nr. 50).

die Analyse mittelalterlicher Briefe und Briefsammlungen als Quellensorte ganz eigener Art und überhaupt die Geistes- und Bildungsgeschichte des hohen Mittelalters sollten ihn in seinem letzten Lebensjahrzehnt viel mehr beschäftigen als die Geschichte der Kreuzzüge. Seine Habilitationsschrift verschwand in den Bibliotheken und wurde erst Jahrzehnte später aufgrund glücklicher Umstände und ihrer Übersetzung ins amerikanische Englisch wiederentdeckt. Erst seitdem kann man von einem mediävistischen Klassiker sprechen.

Mit seiner Habilitation, mit der er des *berühmten Berliner Formats*[50] teilhaftig wurde, war Erdmann in der Fachwelt sichtbar geworden. Er hatte sich als *Mittelaltliker*[51] etabliert (Begriffe wie „Mediävistik“ oder „Mediävist“ gebrauchte er nicht) und durfte auf eine erfolgreiche akademische Karriere hoffen. Er konkurrierte in der Generation der um 1900 Geborenen mit Martin Lintzel, Gerd Tellenbach, Walther Kienast, Hans-Walter Klewitz. Zeitweilig hieß es, er sei *am Dransten*[52], er galt als kommender Mann. Kantorowicz hätte ihn (schon vor der Habilitation!) gerne nach Frankfurt geholt.[53] Man schätzte seine Gelehrsamkeit, lobte seine Originalität und Selbstständigkeit und wusste, dass Paul Fridolin Kehr ihn unterstützte. Man hielt ihn für ein *wissenschaftliches Phänomen*[54]. Im Berliner Habilitationsverfahren wurde ihm bescheinigt, die von ihm eingereichte Arbeit stütze sich *auf ein breitestes, ganz umfassendes Quellenmaterial* und halte sich, *niemals diesen Boden verlierend, von aller konstruktiven Phantastik* (...) *fern*.[55] Das Kompliment an die Adresse des Kandidaten war eindeutig gegen Ernst Kantorowicz und dessen ‚skandalöses‘ Friedrichbuch gerichtet.[56]

3 Asyl in Berlin

Die Geschehnisse seit der sogenannten Machtergreifung durch die Nationalsozialisten brachten Erdmann und Kantorowicz in engere Verbindung, als sie sie vorher unterhielten. Hatte ihre Beziehung bis dahin eher wissenschaftlichen Charakter, erhielt sie nun einen politischen Kontext und wurde persönlich. Da sich Kantorowicz durch das ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‘ vom 7. April 1933 in seiner Ehre als deutscher Jude verletzt fühlte, zog er sich von seinem Frankfurter Lehrstuhl

50 Fritz Hartung an Richard Fester, 15. März 1929 (*Hartung,* Korrespondenz (2019), 210).
51 Carl Erdmann an Gerd Tellenbach, 11. Mai 1934, 9. Feb. 1936 (*Reichert*, Fackel, Bd. 2 (2022), 43, 115).
52 Carl Erdmann an Gerd Tellenbach, 21. Jan. 1934 (*Reichert*, Fackel, Bd. 2 (2022), 39).
53 Ernst H. Kantorowicz an Paul Fridolin Kehr, 18. April 1932 (Berlin, GStA PK, Nachlass Kehr, 20/107–108).
54 Tübingen, Universitätsarchiv, 205/89, Bl. 9 (22. Mai 1933).
55 Berlin, Archiv der Humboldt-Universität, Phil. Fak. 1245, Bl. 547 (Erich Caspar).
56 Vgl. Karl Hampe (Caspars Lehrer) über die „konstruktive Neigung“ bzw. „einen gewissen konstruktiven Zwang“ bei Kantorowicz, *Hampe*, Lebensbild Kaiser Friedrichs II. (1932), 450, 455; *Wolf*, Stupor Mundi (1966), 73, 78.

zurück und schlug Erdmann als einen von zwei Vertretern vor. Erdmann sollte die allgemeine mittelalterliche Geschichte, ein in die Jahre gekommener Privatdozent die Historischen Hilfswissenschaften übernehmen. Doch Erdmann bestand darauf, dass er den Studierenden seine Meinung über die gegen Kantorowicz gerichteten Boykottbestrebungen und sein Eintreten für diesen öffentlich (also in seiner Vorlesung) mitteilen wolle. Die Vertretung zerschlug sich.[57]

Gleichzeitig kam an der Berliner Universität eine konzertierte Intrige gegen Erdmann in Gang. Als notorischem *Vertreter der intellektuellen Opposition gegen den Nationalsozialismus*, der *zur deutschen Gegenwart* (...) *kein inneres Verhältnis* besitze, wurde ihm schließlich die Lehrbefugnis entzogen. Von der Universität war er damit vertrieben.[58] Von Kehr erhielt er eine Mitarbeiterstelle (ein ‚Stipendium') bei den Monumenta Germaniae Historica (die seit 1937 als ‚Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichtskunde' firmierten). Damit kamen er und seine Mutter einigermaßen über die Runden. Kehr hatte ihm zwar immer und mit Nachdruck geraten, die Universitätslaufbahn anzustreben;[59] aber Erdmann schätzte seine didaktischen Fähigkeiten gering, und da ihm die wissenschaftliche Arbeit die größte Genugtuung bescherte, war er mit seinem prekären Status zufrieden. Allerdings stand er immer unter dem Diktat der Zeit: ein *Damoklesschwert*[60] schwebe über ihm. Äußerungen aus dem Reichserziehungsministerium, er solle sich einen anderen Beruf suchen, nahm er sehr ernst. Der mehrfache Wechsel im Präsidentenamt am Reichsinstitut hatte für ihn nicht nur fachliche, sondern auch existentielle Bedeutung.

Seit Oktober 1934 lebte auch Kantorowicz wieder in Berlin, *im Auge des Orkans*,[61] wie einer seiner Freunde später schrieb. Erneut konnte er in der Bibliothek der Monumenta seinen Studien nachgehen. Des Wohlwollens des Präsidenten war er sich nach wie vor sicher. Die Aussicht, *die früheren Monumenta-Abendgespräche wieder aufzunehmen*,[62] übte großen Reiz auf ihn aus. Er verfasste einen Aufsatz über ‚Gelehrte Anachorese im Mittelalter' und meinte seine eigene Situation: *mit den Großen des Altertums ungestört Zwiesprache* halten und gleichzeitig *das Elend der Gegenwart vergessen*.[63] *Hieronymus im Gehäuse* nahm er als *das rechtfertigende Sinnbild gelehrten Klausnertums* für Petrarca und sich selbst in Anspruch.[64] Erstmals schrieb er ausgiebig Fußnoten (*gelehrte Tsetse-Fliegen*[65], wie er sie später einmal nannte) und machte damit deutlich, dass er sich jenen Formen des wissenschaftlichen Arbeitens

57 *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 156–160.
58 *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 164–178; *Kinas*, Akademischer Exodus (2018), 287–290.
59 Kehr an Erdmann, 21. Okt. 1934 (Berlin, GStA PK, Nachlass Kehr, 11/8).
60 An Ernst Witte, 19. Apr. 1936 (*Reichert*, Fackel, Bd. 2 (2022), 120).
61 *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 234 (nach Maurice Bowra).
62 Ernst Kantorowicz an Kehr, 14. Okt. 1934 (Berlin, GStA PK, Nachlass Kehr, 20/105–106).
63 *Kantorowicz*, Wiederkehr gelehrter Anachorese (1965), 349 (11).
64 *Kantorowicz*, Wiederkehr gelehrter Anachorese (1965), 351 (13).
65 *Kantorowicz*, Die zwei Körper (1990), 24.

anbequemt hatte, die vor allem von der deutschen Mediävistik gepflegt wurden. An die Stelle der „mythischen Schau" trat die Akribie des Gelehrten, der sich in die Einsamkeit zurückzog, an die Stelle des „Geistbuchs" die „minimale Form", *Kleinzeug*, das George als *kleintierhafte tüftelei* bezeichnet hätte. Man kann von einer „Konversion" sprechen.[66] Allerdings wurde der Aufsatz nicht in der ursprünglich vorgesehenen Form publiziert, weil sich zu viele jüdische Autoren an dem Band beteiligt hatten. Von zwei anderen Arbeiten, die Kantorowicz Paul Fridolin Kehr anbot, wurde die eine gar nicht, die andere im Ausland gedruckt.[67] Kantorowicz' Spielräume als wissenschaftlicher Autor waren merklich eingeschränkt worden.

In den Räumen der MGH hatte Kantorowicz regelmäßig mit Carl Erdmann zu tun. Sozial und finanziell waren sie nach wie vor ganz unterschiedlich gestellt; doch sie befanden sich in der gleichen Situation: aus der Universität ausgegrenzt, in der Wissenschaft geduldet, mit einer ungewissen Zukunft vor Augen. Darauf reagierten sie beide in ähnlicher Weise. Man darf sogar vermuten, dass sie sich nicht nur über ihre Ansichten, sondern auch über ihre Absichten austauschten. Der eine, Kantorowicz, hielt einen konspirativ ausgestrahlten Rundfunkvortrag ‚Deutsches Papsttum', mit dem er das *Römischwerden der Deutschen* im 10. und 11. Jahrhundert als Ausdruck universaler Weite beschrieb und den Bamberger Dom mit den *gleich edlen Gestalten einer im Triumph nicht zu lauten Ecclesia und einer in ihrer Trauer verhaltenen Synagoge* als *das wahre Nationalheiligtum der Deutschen* bezeichnete.[68] Der andere, Carl Erdmann, stellte seiner zur gleichen Zeit gedruckten Habilitationsschrift eine wuchtige, auch graphisch ungewöhnliche Widmung von nicht weniger als sieben Zeilen voran, die an die Opfer erinnert, die sein Vater und seine beiden Brüder der deutschen Nation gebracht hatten: jener durch die Preisgabe seines Lehrstuhls, diese durch den Verlust ihres Lebens.[69] Sie war die zornige Antwort auf seinen Rauswurf aus der Universität. Das ganze Buch, in Rom begonnen, im letzten Jahr der Republik als akademische Qualifikationsschrift eingereicht, in der ersten Phase der Diktatur abgeschlossen, erhielt dadurch einen anderen Kontext. Der Widmungstext lautet:

66 *Raulff*, Kreis (2009), 324. „Minimale Form": *Boureau*, Kantorowicz (1992), 120; *Kleinzeug*: Kantorowicz an Ernst Langlotz (zit. *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 245; *kleintierhafte tüftelei*: Blätter für die Kunst XI/XII (1919), in: *Landmann* (Hrsg.), George-Kreis (^{2}1980), 297.

67 Eine (halbfertige) Untersuchung zu den normannischen Laudes in Sizilien und England ging in Kantorowicz' spätere, nun englischsprachige Arbeiten ein; *Kantorowicz*, Norman Finale (1941); *ders*., Laudes Regiae (1946), 157–179, 231–233). Sein Aufsatz über Petrus de Vinea in England, ursprünglich dem Neuen Archiv zugedacht, erschien in den MÖIG in Wien; *Kantorowicz*, Petrus de Vinea (1937).

68 *Grünewald*, Ernst Kantorowicz und George (1982), 130–135; *Seibt*, Römisches Deutschland (1994), 61–71, hier 68; *Philipp*, „Vom Schicksal des deutschen Geistes", 175–177; *Fried*, Einleitung (1998), 32–34; *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 241 f.

69 *Erdmann*, Entstehung (1935), III. Vgl. dazu *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 217–223.

Dem Andenken meines Vaters
der 1893 seine Dorpater Professur verlor,
weil er seiner Muttersprache treu blieb

und meiner beiden Brüder
die 1914 und 1916 fielen
gewidmet im unerschütterten Glauben
an die Zukunft des deutschen Geistes.

Erdmann und Kantorowicz vertraten politisch und weltanschaulich ähnliche Ansichten. Beide erhoben den Anspruch, den ‚deutschen Geist' besser zu repräsentieren als jene, die ihn sich jetzt so lauthals anzueignen versuchten: die Nationalsozialisten. Hier wie dort kann man von Formen einer „Notwehrhistorie"[70] sprechen.

Über ihr tägliches Mit- und Nebeneinander weiß man nur wenig. Briefe, aus denen dazu etwas hervorgehen könnte, sind nicht erhalten. Keiner von beiden betrieb in irgendeiner Form ‚Nachlasspolitik'. Umso mehr sagt es daher aus, dass Kantorowicz mehrfach hervorhob, wie viel er und andere Carl Erdmann und seinem *verblüffenden Spürsinn*[71] verdankten. Und ebenso viel sagt es aus, dass Erdmann ihm (kurz bevor Kantorowicz unter dramatischen Umständen Deutschland verließ) sein neues Buch über die ‚Briefliteratur Deutschlands im XI. Jahrhundert' mit einer ebenso rätselhaften wie persönlichen Widmung überreichte: *Ernst Kantorowicz, dem illegalen Helfer, in Freundschaft C. E.*[72] Mit dem Begriff Freundschaft ging Erdmann äußerst sparsam um. Gerd Tellenbach betrachtete er als seinen Freund, früher wohl auch Peter Rassow, später vielleicht Norbert Fickermann. Auch Ernst Kantorowicz gehörte zu den ganz Wenigen, die er so nahe an sich heranließ.

Danach gingen ihre Lebenswege in völlig verschiedene Richtungen (Abb. 5). Dem einen gelang es, im amerikanischen Universitätssystem Fuß zu fassen, und zunächst in Berkeley, dann in Princeton Karriere zu machen, *gestrandet* zwar, aber an *passable*(*m*) *Strand.*[73] Der andere ging als einfacher Soldat auf dem Balkan zugrunde. Kantorowicz erfuhr davon, als nach Kriegsende „erste Briefe"[74] gewechselt wurden. Er erhielt die Publikationen der MGH und schickte aus Amerika nicht nur CARE-Pakete, sondern auch wissenschaftliche Zeitschriften. Er berichtete von den Eigenarten des Universitätsbetriebs in den Vereinigten Staaten, erzählte von den Schicksalen der Emigranten, gab

70 *Seibt*, Römisches Deutschland (1994), 70.

71 *Kantorowicz*, Selected Studies, 244, 247, 284; Ernst H. Kantorowicz an Norbert Fickermann, 29. Apr. 1948 (unten Anhang, Nr. III).

72 *Fried*, Kantorowicz and Postwar Historiography (1997), 181 Anm. 6. Kantorowicz konnte sich im Dezember 1938 (also wenige Wochen nach der ‚Reichspogromnacht') mit knapper Not in die Emigration retten (*Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 248–260). Erdmanns ‚Studien zur Briefliteratur' waren zur gleichen Zeit in den Druck gegangen (*Reichert*, Fackel, Bd. 2 (2022), 193).

73 So Ernst H. Kantorowicz an Marion Dönhoff, 20. Sept. 1946 (*Hofmann*, Marion Dönhoff (2019)).

74 Das Folgende nach den Briefen Nr. II und III im Anhang. – Zu „ersten Briefen" vgl. *Berg*, Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel (2021); *Rebenich*, Antike (2021), 272–291.



Abb. 5: Ernst Kantorowicz 1949, Carl Erdmann 1944 (Leo Baeck Institute, New York; Sammlung Folker Reichert).

gute Ratschläge und half, wo er konnte. Die MGH lagen ihm nach wie vor am Herzen. Mit der deutschen Mediävistik hatte er keineswegs gebrochen. Mit Leuten wie Ernst Klebel, den er in Berlin erlebt hatte, wollte er nichts zu tun haben und auch Hermann Heimpels Nachkriegslaufbahn beobachtete er sehr kritisch. Doch er legte Wert auf ein differenziertes Urteil.

Und er gedachte Carl Erdmanns, pries dessen Leistungen und würdigte seine *gelassene Bereitschaft, diese Welt zu verlassen*. Würde, auch verkleidet als *amor fati*, war ihm allzeit wichtig und durfte selbst im Tod nicht untergehen – *dignitas non moritur*.[75] Als es dann für ihn so weit war, verhielt er sich entsprechend: *Die ärztliche Verurteilung zu einem baldigen Tod* nahm er *mit stoischer Unerschütterlichkeit* hin. Er verzichtete auf ein Grab und verschwand spurlos.[76] Von Erdmanns Arbeiten hatten ihn vor allem jene über das ottonische Kaisertum und zu Aachen als einem neuen Rom interessiert. Denn damit konnte er seine eigenen Forschungen zur christlichen politischen Theologie untermauern. Davon zeugt auch sein zweites klassisches Werk ‚The King's Two Bodies', das wenige Jahre später erschien.[77] Die ‚Entstehung des Kreuzzugsgedankens' betraf

75 *Kantorowicz*, Die zwei Körper (1990), 381–443. Zum *amor fati*, der ein *unforcierte*[*s*] *Gleichgewicht* verleihe, Ernst H. Kantorowicz an Marion Dönhoff, 17. Juni 1940 (*Hofmann*, Marion Dönhoff [2019], 185).

76 *Ladner*, Erinnerungen (1994), 34; *Raulff*, Der letzte Abend (1999), 167–191; *Raulff*, Kreis (2009), 108 f.; *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 459–464.

77 *Kantorowicz*, Die zwei Körper (1990) (mit zahlreichen Bezugnahmen auf Erdmann).

ihn weniger, und Erdmanns *Gehirn-Turnstunde* (so Edmund E. Stengel) über die Gelnhäuser Urkunde von 1180, einen verfassungsgeschichtlichen Gegenstand also,[78] las er nur an. Das entsprach durchaus den Interessenschwerpunkten Carl Erdmanns in dessen Berliner Jahren und zeigt, wie nahe sie sich wissenschaftlich standen. Wenn sie angeben sollten, was sie wissenschaftlich vorhatten, waren die Antworten nahezu identisch: *Durchforschung des Schul- und Geisteslebens jener Zeit* beziehungsweise *researches on the History of Mediaeval Thought and Education*.[79] Dabei wussten sie beide um die Grenzen der historischen Erkenntnis, gerade weil sie sich um größtmögliche Genauigkeit bemühten und sich deshalb auf die intensive Arbeit an und mit den Quellen einließen. Auch Kantorowicz produzierte jetzt *gelehrte Tsetse-Fliegen* in großer Zahl und verzichtete ausdrücklich auf jedwede praktische oder moralische Anwendung.[80] Sie waren auf unterschiedlichen, eher verschlungenen als geradlinigen Wegen zur Mediävistik gekommen, hatten sich als Autodidakten behauptet, gaben sich mit einem Außenseiterstatus zufrieden und wussten sich – je länger, je mehr – den gleichen wissenschaftlichen Zielen verpflichtet. Gegenseitige Wertschätzung und sogar Freundschaft hatten sich daraus ergeben.

Damit könnte ich schließen. Aber man lasse mich noch Folgendes hinzufügen: Dieser Beitrag ist auch ein Plädoyer für eine mediävistische Wissenschaftsgeschichte, oder anders gesagt: für die Historisierung der Mediävistik. Denn diese ermöglicht – erstens – Blicke hinter die Kulissen des Wissenschaftsbetriebs (was schon instruktiv genug ist) und sie ermöglicht – zweitens – Einsichten in die Zeit- und Interessenbedingtheit der Fragen, die wir stellen, und der Antworten, die wir geben. Das eine ist oft erhellend, das andere manchmal deprimierend. Es gibt nämlich auch Irrwege zum Mittelalter, und nicht selten sind sie aufschlussreicher als die Wege. Der Aufwand ist freilich beträchtlich. Man muss sich auf zwei Spielfeldern gleichzeitig bewegen, der Gegenstand verdoppelt sich sozusagen, und das Selbstverständnis des Mediävisten droht beschädigt zu werden, wenn er nur noch Historiker ist. Doch wie auch immer: man wird für den Aufwand durch reiche Ernte und überraschende, zuweilen irritierende Einsichten entschädigt. Es lohnt sich, die Wege und Irrwege der Mediävistik bis in die Gegenwart zu verfolgen. Wissenschaftsgeschichtliche Reflexion, also die Verortung von Forschung in ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhang, von Otto Gerhard Oexle beharrlich eingefordert, ist auch Frank Rexroth immer ein Anliegen gewesen.

78 Vgl. dazu *Reichert*, Fackel, Bd. 1 (2022), 285.

79 Carl Erdmann an Gerd Tellenbach, 30. Dez. 1939 (*Reichert*, Fackel, Bd. 2 (2022), 216); Kantorowicz in einem Memorandum für das Emergency Committee in Aid of Displaced German Scholars, 15. Februar 1939 (*Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 507 Anm. 11).

80 *Kantorowicz*, Die zwei Körper (1990), 22 (engl. VIII: „The fascination emanating as usual from the historical material itself prevailed over any desire of practical or moral application"). Kantorowicz über sein Wissenschaftsverständnis: *Gudian*, Ernst Kantorowicz (2014), 37; Carl Erdmann an Helmut Beumann, 6. April 1942 (*Reichert*, Fackel, Bd. 2 (2022), 271–274).

Anhang

I. Carl Erdmann an Albert Brackmann

(Nachlass Albert Brackmann, Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, 7/199; masch.)

Rom, 16. September 1929

Sehr geehrter Herr Professor!

Vielen Dank für Ihre verschiedenen Arbeiten, die mir Dr. Vehse[81] aus Berlin überbrachte. Am meisten interessierte mich natürlich die Auseinandersetzung mit Kantorowicz,[82] von der ich hoffe, dass sie zum Anlass einer weitergehenden methodologischen Debatte wird. Denn eine solche haben wir innerhalb des Kreises der Fachhistoriker im Grunde in grösseren Ausmassen seit dem Lamprecht-Streit[83] nicht mehr gehabt, und ich glaube, sie wäre sehr zu wünschen. Gerade für die mittelalterliche Geschichte bin ich überzeugt, dass die Ihren Aufsatz einleitenden Worte von der Ernte,[84] die sich jetzt erhoffen lässt, voll berechtigt sind, dass aber die Schwierigkeiten im Hinblick auf das einzuschlagende Ernteverfahren (das schliesslich ebenso gelernt sein will wie die Arbeit des Säens) sehr gross sind. Denn es ist doch wohl deutlich, dass in unserem Fach jetzt wohl für das Säen, nicht aber für das Ernten eine „Methode" ausgebildet worden ist und dass wir nach anerkannten Masstäben in dieser Richtung erst suchen müssen. Es ist gewiss richtig, dass die Lehrbarkeit beim Einen und Andern nicht die gleiche ist. Aber trotzdem glaube ich, dass eine grundsätzliche Auseinandersetzung über die Frage: wie soll man Geschichte schreiben und wie nicht? gerade in der jetzigen Situation fruchtbar sein würde.

In der Sache selbst kann ich nicht verschweigen, dass ich mich doch ein wenig auf Kantorowicz' Seite stellen möchte. Gewiss: er hat unzweifelhaft vieles übersteigert und überspitzt und in eine magische, nicht gerade reale Beleuchtung gerückt. Aber das ist doch in erster Linie durch die künstlerische Form bedingt, die Kantorowicz seinem Buch

81 Otto Vehse (1901–1943), 1926–1930 am Preußischen Historischen Institut in Rom, seit 1938 o. Prof. in Hamburg.

82 *Brackmann*, Kaiser Friedrich II. (1929); Nachdruck in *Wolf*, Stupor mundi (1966), 5–22.

83 Seit 1891 intensiv geführte Debatte um die kulturgeschichtliche Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft, wie sie von dem Leipziger Historiker Karl Lamprecht (1856–1915) gefordert wurde.

84 *Brackmann*, Kaiser Friedrich II. (1929), 534: (...) *gerade weil wir von der älteren Generation diesen Erfolg rundweg anerkennen, in der Hoffnung, daß nun auf die Zeit der mühsamen Aussaat in der Form der entsagungsvollen Quellenedition und Einzelkritik eine Zeit der reichen Ernte folgen werde, müssen wir doch unsere schweren Bedenken äußern.*

zu geben verstanden hat. Der kundige d. h. historisch gebildete Leser wird immer imstande sein, solche Stellen auf ihr gesundes Mass zurückzuführen, und der Übelstand, den ein solches Reduzieren-Müssen bedeutet, wird reichlich dadurch aufgewogen, dass die Lektüre bei diesem Buch nicht eine mühsame Arbeit, sondern ein Genuss ist. So fasse ich z. B. die napoleonische Orient-Theorie,[85] die das Kreuzzugskapitel einleitet, nicht als ein Dogma oder ein Thema probandum[86] auf, sondern als eine Kapitelüberleitung, die etwa das welthistorische Format der nachfolgenden Ereignisse angeben soll, die Fläche, auf die der Autor sein Bild projiziert, ohne dass der Leser irgendwie genötigt wäre, sich auch seinerseits derselben Leinwand zu bedienen.

Freilich scheint eine grundsätzliche Verschiedenheit in der Auffassung doch auch rein sachlich vorzuliegen. Ihre Kritik verweist Kantorowicz mehrfach auf die jeweiligen politischen Absichten, die die einzelnen Handlungen oder Äusserungen bedingten. In der Tat hat Kantorowicz die Einzelbedingungen, wenn auch nicht übersehen, doch in den Hintergrund treten lassen und dafür häufig eine symptomatische, übergeschichtlich-symbolische Bedeutung hinter den Ereignissen gesucht. In dieser Richtung aber scheint es mir berechtigt, wenn man das Eine tut und das Andere nicht lässt, und auf welche von den beiden Seiten der Geschichtsbetrachtung man das Hauptgewicht legt, das wird immer von der Weltanschauung und dem Geschmack des einzelnen abhängen, und ich bin weit davon entfernt, die Art Kantorowicz' dabei etwa für die einzig wahre zu halten; aber von einem Methodenfehler darf man hierbei m. E. auch nicht sprechen. Denn dass es etwa das einzig Richtige sei, immer nur nach den jeweiligen Bedingtheiten und momentanen politischen Absichten zu fragen und niemals, anhaltend, nach Sinn und Wesen der Erscheinungen zu suchen, das wird sich doch ebensowenig behaupten lassen wie etwa das Gegenteil.

Ich bitte Sie, es mir nicht zu verargen, wenn ich es gewagt habe, Ihnen meine abweichende Meinung auszusprechen. Ich vermute (und im Interesse der erwünschten Debatte hoffe ich es), dass Sie zahlreiche Äußerungen zu diesem von Ihnen angeschnittenen Thema erhalten werden, und ich denke, dass Ihnen solche Meinungsäusserungen auch aus dem Kreise der jüngeren Generation vielleicht von Interesse sein werden.

Mit dem Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung bin ich

Ihr sehr ergebener

Carl Erdmann

---

85 Kantorowicz erklärte im Kreuzzugskapitel der Friedrich-Biographie (*Kantorowicz*, Kaiser Friedrich der Zweite [1927], 154–194), dass „die letzte Stufe der Weltherrschaft" nur beschritt, „wer auch den Orient bezwang"; denn „ihnen verlieh nur der Orient die Unbedingtheit und den Nimbus des Gottes" (154). Napoleon erwähnte er, als er die Krönung Friedrichs in der Grabeskirche mit der Selbstkrönung 1804 verglich (183). Dagegen hatte Brackmann argumentiert; *Brackmann*, Kaiser Friedrich II. (1929), 536–539.

86 So *Brackmann*, Kaiser Friedrich II. (1929), 537.

II. Ernst Kantorowicz an Friedrich Baethgen

(Nachlass Friedrich Baethgen, München, Archiv der MGH, A 246; masch.)

Berkeley, 4. Mai 1947

Lieber Baethgen,

Das ist ja ein phantastischer Reichtum, mit dem Sie mich überschüttet haben. Die grosse Büchersendung kam vor etwa 10 Tagen in meinen Besitz, und ich darf wohl sagen, dass ich meine laufenden Arbeiten völlig vernachlässigt habe, um sozusagen das „Versäumte“ dank Ihrer Hilfe nachzuholen. Ich muss gestehen, und ich schrieb in diesem Sinne auch dieser Tage an Rothfels,[87] dass sowohl die Qualität wie auch der Umfang des von der Mittelhistorie [sic!] während des Krieges Geleisteten ganz erstaunlich ist. Der Umfang lässt sich einigermassen aus den Literaturberichten des DA übersehen, obwohl ja doch auch die MIÖG und die HZ, von Lokal-Zeitschriften abgesehen, in Betracht zu ziehen sind und alles was mit diesen und dem HJb usw. zusammenhängt. Die Qualität ist wohltuend. Wir sind hier, wenn Sie von der „Traditio“ (die Sie hoffentlich bekommen haben) absehen wollen, in der Beziehung wenig verwöhnt, und am wenigsten in Bezug auf wichtige und richtige Problemstellung und Problembehandlung. Aber auch in „Traditio“ werden Sie bemerkt haben, einen wie überaus grossen Anteil darin die „Zentraleuropäer“ beanspruchen dürfen. Ich selbst arbeite, dies nebenbei, an der Zeitschrift nicht mit: Sie kennen meine Einstellung und werden es begreifen, dass ich nicht Friedrich II. in seinem Flammensarge[88] zum Rotieren bringen möchte, indem ich unter einem „Imprimatur“ publiziere. Ich bin immer noch Ghibelline.[89]

Viele der Arbeiten haben mich verblüfft, und zwar weil ich aus diesen erst ersehe, wie völlig ich in dem gewohnten Denkgleis geblieben bin. Erdmanns Auslassungen über das Ottonische Imperiumsproblem und das Aachen-Problem[90] decken sich fast völlig mit dem in den Laudes[91] Gesagten. Ebenso Klewitz' Cencius II[92] deckt sich mit meiner Polemik gegen Eichmann,[93] bei der es mir nur darauf ankam zu zeigen, dass auch via Laudes der frühe Ansatz unmöglich ist und dass C II kaum vor Benedicts

87 Hans Rothfels (1891–1976), 1926–1934 Prof. in Königsberg, 1946–1951 an der University of Chicago, seit 1951 in Tübingen. Bevor Rothfels nach Chicago berufen wurde, war Kantorowicz dort im Gespräch; *Walther*, Hans Rothfels (2005), 88 f.

88 Friedrichs II. Porphyrsarkophag im Dom von Palermo, an dem Kantorowicz und seine Freunde aus dem George-Kreis 1924 einen Kranz niedergelegt hatten.

89 Da das Imprimatur auf ein Vorbehaltsrecht der römischen Kirche zurückgeht, wurde es von Kantorowicz mit Verweis auf sein ‚Ghibellinentum' abgelehnt.

90 *Erdmann*, Das ottonische Reich (1943).

91 *Kantorowicz*, Laudes Regiae (1946).

92 *Klewitz*, Papsttum und Kaiserkrönung (1940/41).

93 *Kantorowicz*, Laudes Regiae (1946), 239–242. – Eduard Eichmann (1870–1946), o. Prof. für Kirchenrecht in Prag (1909), Wien (1913) und München (1918).

Ordo anzusetzen ist; dabei ist es mir völlig einerlei, ob der C II ans Ende oder in die Mitte und erste Hälfte des 12. Jhdts. gesetzt wird. Er kann jedenfalls nicht vor den Papstlaudes entstanden sein, die ihrerseits erst mit Benedict in der neuen Form nachweisbar sind und sich erst kurz vor Innocenz III. allseits durchgesetzt haben. Das Überraschende dabei ist natürlich nicht das fast selbstverständliche Ergebnis, sondern die Tatsache, dass Klewitz genau wie ich die „Sängergruppen" analysiert (wenn auch zu anderem Zwecke), so dass meine Sachen fast wie „Plagiat" aussehen können. Mit anderen Dingen geht es ähnlich. In dem Adventus-Aufsatz,[94] den Sie ja haben, habe ich (Anm. 141) die Interpolation in das Constitutum Constantini angezweifelt, weil ich indessen den Ordo Romanus IX, genau wie Klewitz, damit in Zusammenhang brachte; und eine Arbeit von mir (Tiara and Officium Stratoris) ist gerade bereit in Druck zu gehen, worin ich allerdings alles noch ein Stück weiter schieben kann als Klewitz.

Sehr gediegen ist natürlich, wie stets, Michel's Humbert Sentenzen,[95] doch hätte wohl eine behelfsmässige Ausgabe der beiden Überlieferungsreihen angehängt werden sollen, selbst wenn nach Lage der Hss dies ein schieres Provisorium gewesen wäre. Aber Provisorien sind doch besser als garnichts. Im übrigen ist Michels mit seinem Überreichtum wie stets sehr schwer verdaulich. Er ist wohl der schwerstverdauliche Mediaevalist den ich kenne. Sehr überraschend waren die drei Arbeiten (Heilig–Erdmann–Mayer).[96] Heilig,[97] den ich nicht kenne, muss doch noch ganz jung sein; jedenfalls hat sein Enthusiasmus und seine Freude über den „Fund" etwas sehr junges und angenehm rührendes an sich. Dazu gehört die Freude des Sich-Ausbreitens usw., aber doch eine schöne Arbeit. Erdmann und Mayer habe ich erst angelesen, doch hat mich Ohnsorge[98] interessiert, der anscheinend noch in anderen Zeitschriften Interessantes publiziert hat. Wenn Sie ihn sehen sollten oder ihm schreiben, grüssen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, ich sei zum Austausch von Separata sehr gern bereit. Aber ich kann nicht alles mir Gesandte hier „besprechen" – zudem wird es Sie langweilen, das Ihnen Wohlbekannte von mir noch einmal vorgekaut zu bekommen. Sehr gefreut hat es mich, dass Sie Ihre Engelspapstarbeiten so schön abgerundet haben.[99] Ich möchte davon wirklich eine englische Übersetzung anregen, weil dies Buch so sehr viele Perspektiven eröffnet, die hier unbekannt sind und die hier interessieren würden. Vergessen Sie nicht, dass Joachim von Fiore in die hiesigen Studenten-Historien (die sog. Textbooks) noch nicht eingesickert ist, wonach Sie ermessen kön-

94 *Kantorowicz*, „King's Advent" (1944), Nachdruck in *Kantorowicz*, Selected Studies (1965), 37–75; dt. in *Kantorowicz*, Götter in Uniform (1998), 91–147.

95 *Michel*, Die Sentenzen des Kardinals Humbert (1943).

96 *Mayer/Heilig/Erdmann*, Kaisertum und Herzogsgewalt (1944).

97 Konrad Josef Heilig (1907–1945), seit 1938 Archivar am Erzbischöflichen Archiv in Freiburg i. Br., kam in den letzten Kriegstagen in der Nähe von Belluno in Oberitalien ums Leben (*Maurer*, Heilig (2012)).

98 Werner Ohnsorge (1904–1985), seit 1947 im niedersächsischen Archivdienst, seit 1961 Honorarprof. in Hamburg. Hier wohl gemeint: *Ohnsorge*, Byzanzpolitik Friedrich Barbarossas (1943).

99 *Baethgen*, Der Engelpapst (1933); *Baethgen*, Beiträge (1934); *Baethgen*, Der Engelpapst (1943).

nen, wie hier schulmässig die Mittelhistorie aussieht. Speculum ist sehr heruntergekommen und hat nur relativ wenig Historisches, meist Vernakular-Sprachliches.

Ich werde Ihnen jedoch eine andere kleine Zeitschrift schicken, Mediaevalia et Humanistica, von der bisher vier Bändchen erschienen sind, und auch den neuen Traditio-Band. Ich lege Ihnen ferner den Prospekt der Mediaeval Academy bei, von deren Publikationen das eine oder andere Sie interessieren mag, z. B. No. 33.[100] Lassen Sie mich wissen, was Sie benötigen. Ich schicke es Ihnen gern, und bin ohnedies in Ihrer Schuld. Leider kann ich Ihnen das interessanteste Buch nicht schicken, weil es wie alle englischen Bücher schon eine Woche nach Erscheinen vergriffen war und für Neuauflagen in England doch das Papier mangelt. Ich meine Wilhelm Levisons „England and the Continent in the Eighth Century", ein sehr fein gearbeitetes Werk, das Levisons unsinniges Wissen über dieses Jahrhundert in eine wirkliche Form bringt. Im Vorwort sagt er übrigens Folgendes:

> I should be untrue to myself if I did not mention my old alma mater Bonnensis and the Monumenta Germaniae Historica.[101] If my present book is of any use at all, it is based on the foundations laid in connection with the service which I was privileged to perform for these two institutions during many years

Sie sehen, dass die Emigration so wenig generell „verdammt" hat, wie die Zurückgebliebenen generell „vernazit" sind, was aus Ihren Sendungen (Vorwort zur Strecker-Festschrift[102] und einige Fickermanniana[103] z. B.) sogar überraschend kräftig zum Ausdruck kommt. Von den Klebel[104] etc. abgesehen, scheint mir der einzige, der im Jargon klingelt, Heimpel[105] zu sein, was ich bedauere. Dazu hat er ein Jahrzehnt an der Seite von Ritter gesessen!! Und Ritters Haltung ist weiss Gott eindeutig gewesen.

100 *Lunt*, Financial Relations (1939).

101 *Levison*, England and the Continent (1946), VII: *(...) and I think with grateful mind of the happy collaboration with old friends, colleagues and pupils, many of whom did not bow the knee to Baal, but remained faithful till the hour of parting could no longer be avoided.* Wilhelm Levison (1876–1947) hatte in Bonn studiert, sich ebenda habilitiert und war 1912 zum ao., 1920 zum o. Prof. ernannt worden. Der Zentraldirektion der MGH gehörte er seit 1925 an. 1939 emigrierte Levison nach Durham.

102 *Stengel*, Vorrede (1941), VIIf.

103 Arbeiten des Mitarbeiters der MGH, Abt. Antiquitates, Norbert Fickermann (1905–1995), z. B.: *Fickermann*, Hagiographische Fälschungen (1941); *Fickermann*, Zum V. Poetaband (1943).

104 Ernst Klebel (1896–1961), Lehrstuhlvertreter in Berlin, später Archivar in St. Pölten, seit 1952 o. Prof. in Regensburg (Phil.-theol. Hochschule). Zu seiner Haltung im Nationalsozialismus vgl. *Ziegler*, Ernst Klebel (2012), 503–518.

105 Hermann Heimpel (1901–1988), 1931 o. Prof. in Freiburg i. Br., 1934 in Leipzig, 1941 in Straßburg, seit 1946 in Göttingen, ebd. seit 1956 Direktor des MPI für Geschichte, seit 1946 Mitglied der Zentraldirektion der MGH. Heimpel war in Freiburg promoviert worden, wo Gerhard Ritter (1889–1967) seit 1925 lehrte.

Phantastisch ist übrigens die Leistung von Erdmann in den letzten Jahren gewesen, sowohl was Intensität wie Weite anbelangt. Auf wie viele Gebiete er sich hinausbegeben hat, mit welcher Sicherheit er stets die Probleme trifft (selbst wenn er in den Lösungen bisweilen wohl zu apodiktisch ist), und was alles er überblickt hat, ist fast einzigartig. Es ist ein Jammer, dass dieser Mensch hat zugrunde gehen müssen. Im DArchiv VI, 415, n. 5 und 425, n. 2, kündigt er übrigens eine Arbeit zum nichtrömischen Kaisergedanken und zu Otto III.[106] an, die mich ausserordentlich interessieren würde, da ich selbst auch einiges in der Richtung in Arbeit habe – der Weg vom Imperium zur Urbs, den ich S. 56 ff, 103 ff der Laudes angedeutet habe. Ist diese Arbeit erschienen oder ist wenigstens das Ms in seinem Nachlass gerettet? Übrigens möchte ich etwas anregen, nämlich eine Gedenkschrift für Erdmann, in der vor allem sein eigner Nachlass, falls vorhanden, publiziert werden sollte, sonst aber Beiträge seiner Freunde. Würden Sie die Herausgabe übernehmen? Drucken könnte man wohl in der Schweiz, wenn es in Deutschland nicht geht. Doch schrieb mir Dr. Küpper[107] (Georg Bondi Nachfolger), der in Godesberg ist, dass er wieder drucke, und auch Langlotz hat ein Buch im Druck.[108] Überlegen Sie doch den Vorschlag und besprechen Sie ihn mit anderen.

Indessen haben Sie sicher meine Zeilen erhalten, die ich Ihnen durch den jungen Dr. Lilge[109] geschickt habe. Von ihm freute ich mich zu hören, dass es Ihnen „so weit" gut geht, doch gab er eine jammervolle Beschreibung der Kälte, unter der Sie litten, und der vielen Wollsachen, in die Sie sich einpacken müssen, um dann doch zu frieren. Soll ich Ihnen Kleiderstoff schicken lassen? Es gibt eine Art CARE Paket mit blauem Marinetuch incl. Knöpfen, Garn, Nadeln, Futter etc.? Ebenso gibt es Schuhleder mit allen Materialien, falls Sie jemand haben, der Sie Ihnen machen kann. Dabei fällt mir ein: haben Sie eigentlich je das Paket mit Socken, Thee usw. bekommen? Es gingen an Sie übrigens noch eine ganze Reihe Pakete ab, CARE sowie von irgendeinem anderen Versand. Ich wüsste es gern, ob sie angekommen sind. Sie gingen nicht via Jelavich.[110] Aber der Winter hat wohl alles verzögert.

Von Schramm hatte ich Nachricht. Er ist in grossen Schwierigkeiten, da er nach überstandener Denazifizierung von den Engländern doch nicht wieder eingesetzt ist; sogar sein Vermögen ist ihm gesperrt. Ich bereite gerade ein langes Affidavit für ihn

106 *Erdmann*, Forschungen (1951), 1–51: Die nichtrömische Kaiseridee.

107 Helmut Küpper (1904–1956), Verleger, Inhaber des 1946 in Bad Godesberg wiedereröffneten Verlags „Helmut Küpper vormals Georg Bondi" (in dem Kantorowicz' Friedrichbuch erschienen war).

108 Ernst Langlotz (1895–1978), Klassischer Archäologe mit Verbindungen zum George-Kreis, 1933 an die Universität Frankfurt berufen, seit 1941 in Bonn. – *Langlotz*, Phidiasprobleme (1947).

109 Frederic Lilge (1911–1984), Erziehungswissenschaftler, damals Assistant Prof., später Prof. in Berkeley.

110 Der amerikanische Historiker Charles Jelavich (1922–2013), der Baethgen 1946 ein CARE-Paket von Kantorowicz überbrachte (*Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 287).

vor.[111] Wie erklären Sie sich diese Schwierigkeiten? Dass er 1938 Pg geworden ist,[112] weiss ich; doch zählt das ja kaum zu diesem späten Termin. Ich fürchte, dass seine Frau[113] nicht sehr klug gehandelt hat, weiss es aber nicht; nur klingen ihre Briefe nicht ganz erfreulich (dies unter uns).

Und nun noch eins. Sie schrieben mir, dass Sie vorerst in Berlin bleiben und nur, wenn es garnicht anders geht, würden Sie fort. Ich weiss nicht recht, ob man jenseits der Elb-Saale Linie bleiben soll. In gewissem Sinn hat es gewiss Vorteile: man kann nicht mehr erobert oder befreit werden, was gleich unangenehm sein dürfte. Und weiter: ich glaube nicht, dass die unleugbaren Spannungen zu anderem als einem Nervenkrieg führen werden, jedenfalls nicht in absehbarer Zeit. Die Landkarte, die quasi das 1000jährige Reich nach rückwärts wieder auferstehen liess (Regierungsantritt Heinrichs I), wird sich noch nicht so bald verändern. Dennoch, es kann zu einer Abgeschnittenheit kommen, die man wohl besser vermiede. Die Tendenz hier ist ganz gewiss die des Vorschiebens der Stützpunkte: Griechenland–Türkei mag eines Tages durch Dänemark–Schweden und deren Schutz ergänzt werden müssen, und in Ostasien ist die Tendenz die gleiche.[114] Darum wird es nicht leicht zu einem Zurückziehen aus Berlin kommen können. Trotz alledem würde ich mich, wäre ich Sie, mit dem Gedanken an ein Übersiedeln vertraut machen – Marburg, Heidelberg, Frankfurt, Bonn, oder was sich sonst bietet. Von Berlin gibt es, strategisch, doch nur eine Rückzugslinie: Richtung Sibirien; vom Rhein hingegen gibt es wenigstens diese Rückzugslinie nicht, und das muss man doch positiv werten, selbst wenn es fraglich ist, ob einem westlichere Linien offenstehen werden. Die Gefahr eines totalen Eisenvorhangs[115] ist dort im Westen doch wohl geringer. Und entsprechend würde ich versuchen zu handeln. Missverstehen Sie mich nicht: ich sehe keine „Gefahr“. Aber wenn sich die Möglichkeit ergibt, die Elbe im Gegensinne der Ottonen zu überschreiten, würde es *à la longue* sicher gut sein, eine solche Möglichkeit d. h. einen Ruf nicht abzulehnen.

111 Percy Ernst Schramm (1894–1970), seit 1929 o. Prof. in Göttingen, wurde im März 1947 wegen seiner Mitgliedschaft in NSDAP und SA aus dem Hochschuldienst entlassen. Zusammen mit Hans Rothfels initiierte Kantorowicz eine Briefkampagne zugunsten Schramms und verfasste selbst eine ausführliche Stellungnahme, die maßgeblich zu dessen Entlastung beitrug (vgl. *Thimme*, Percy Ernst Schramm und das Mittelalter (2006); *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 344–348).

112 Richtig: Februar 1939, rückdatiert auf 1. Mai 1937.

113 Ehrengard Schramm, geb. von Thadden-Trieglaff (1900–1985).

114 Am 12. März 1947 versprach Präsident Truman, dass die USA jene Völker unterstützen wollten, deren Freiheit von innen oder außen durch autoritäre Regime bedroht werde (sog. Truman-Doktrin). Den Anlass hatte die Lage in Südosteuropa gegeben. Am 15. Mai wurden vom Kongress Militärhilfen für Griechenland und die Türkei bewilligt. In Ostasien versuchten die USA, den Kommunismus durch die Stärkung Japans, Waffenverkäufe an die nationalchinesische Regierung in Nanjing und die Einrichtung eines verbündeten Staatswesens in Südkorea einzudämmen.

115 Wörtliche Übersetzung von „iron curtain“, wovon Winston Churchill erstmals in einer Rede in Fulton (Missouri) am 5. März 1946 gesprochen hatte.

Von mir ist weniges hinzuzufügen. Ich werde vom Semester und den dauernden Kleingeschäften des Semesters etwas zerrieben und komme kaum zum eignen Arbeiten. Jetzt ist mir eine Festschriftsarbeit[116] noch zwischen alles andere hineingekommen, die mich wieder unterbricht. Der Mangel an Arbeitskontinuität ist doch überaus lästig, zumal es doch hierzulande keine Bedienung gibt und man die Hausarbeit auch leisten muss. Es ist schade, denn ich habe allerlei sehr schöne Dinge in jenem Zustand des Halbangefangenseins, der dann so leicht zum Liegenlassen führt. Da hat man die Fülle der Bibliotheken, die Ihnen fehlt, und keine Zeit, sie auszunutzen! Es ist lästig; doch gibt es in fünf Wochen Ferien, und das grosse „Wunder", das sich zweimal im Jahre vollzieht, wird auch diesmal wieder eintreten: dass ein Semester wirklich zu Ende geht und man es ausgestanden hat. Und die Semester sind hier so lang, vier Monate!

Nehmen Sie alle guten Wünsche und die herzlichsten Grüsse mit nochmaligem Dank für die Bücher, die ein richtiger Thesaurus sind.

Herzlichst wie stets

Ihr

EKa.

III. Ernst Kantorowicz an Norbert Fickermann

(Nachlass Nobert Eickermann, Soest, Stadtarchiv; masch.)

Berkeley, 29. April 1948

Lieber Herr Fickermann, vielen Dank für Ihren Brief und den Waltharius.[117] Ich hatte zu meiner Freude schon von Baethgen erfahren, dass Sie „überdauert" haben, und freue mich nun doppelt, dass Sie trotz allem auch noch zum Arbeiten gekommen sind. Dies ersah ich allerdings auch aus Ihrem Beitrag in the Corona Quernea[118] und aus Ihren Beiträgen in den Nachrichten des DA. Der Nachruf auf Erdmann von seiner Schwester[119] ist schön. Er sagt einem nichts, das man nicht ohnedies wüsste; doch ist es gut, es aus seinen eignen Briefen bestätigt zu sehen – auch die gelassene Bereitschaft, diese Welt zu verlassen! Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir dieses Dokument gesandt zu haben. Ich selbst hatte, wie Baethgen Ihnen gesagt haben mag, den Plan

116 *Kantorowicz*, Christus – Fiscus (1948); Nachdruck in: *Kantorowicz*, Götter in Uniform (1998), 255–262.

117 Fickermanns Schreiben vom 10. März 1948 (Nachlass Eickermann). – *Strecker* (Hrsg.), Waltharius (1947).

118 *Fickermann*, Hagiographische Fälschungen (1941) (vgl. oben zu Nr. 2).

119 *Yella Vulpius-Erdmann*, In memoriam, April 1945 (Typoskript mit Zitaten aus Feldpostbriefen Carl Erdmanns).

gehabt, eine Gedächtnisschrift für ihn zu veranstalten. An Mitarbeitern dürfte es trotz aller Verluste nicht fehlen. Zu viele von uns sind ihm Dank schuldig.

An Dr. Epstein[120] sandte ich alles, was ich noch an Separata habe, darunter zwei nicht allzu bedeutende „Editionen".[121] Eine dritte Edition über Guido Faba,[122] die Sie vielleicht interessieren würde, ist in den von Klibansky[123] (Warburg Inst.) herausgegebenen „Mediaeval and Renaissance Studies", I, 1943, 253–280. Sollte ich noch einen Band auftreiben, so schicke ich ihn Ihnen. Es sind darin noch mehrere Sachen (Boethius, Scotus Eriugena, Priscian, Radulfus Niger),[124] die Sie interessieren würden. Die Laudes[125] gehen direkt vom Verlag an Sie ab. Welcher Zone gehören Sie eigentlich an in Wannsee?[126] Gegebenenfalls kann ich Ihnen natürlich auch direkt die Sachen zustellen, die Sie interessieren. Wollen Sie nicht doch dem „Haupt" der Monumenta[127] folgen? *Ubi caput ibi bene*![128] – Sie haben recht gesehen, dass hier viel (zu viel!) Mediaevalia bearbeitet werden. Das Interesse für Mittelalter ist hier durchaus rege und erfreulich. Das gilt auch von den Studenten, die durchaus aufnahme- und arbeitswillig sind. Die grösste Schwierigkeit bereiten meist die dürftigen Sprachkenntnisse. Das Latein der Studenten ist meist sehr mässig, Griechisch selten anzutreffen; Deutsch oder Französisch wird meist beherrscht, selten beide Sprachen, obwohl sie beide im Doktor-Examen verlangt werden; und mit Italienisch hapert es noch mehr. So muss man darauf immer Rücksicht nehmen. Dennoch kommt bei den Seminaren meist etwas heraus, weil bei denen, die Seminare nehmen, die Vorbildung meist sehr viel besser ist. Ich kann mich nicht beklagen.

Wenn Sie irgendwelche Bücher-Sonderwünsche haben, so lassen Sie es mich doch wissen. Baethgen hat wohl das meiste Nennenswerte erhalten. Das Wichtigste ist wohl W. Levison's „England & the Continent in the Eighth Century",[129] das aber leider

120 Vermutlich der Osteuropahistoriker Fritz Theodor Epstein (1898–1979), später Professor in Bloomington/Indiana, seinerzeit für das German War Documents Project tätig und nach Kriegsende mehrfach in Deutschland. Eine Verbindung zu Kantorowicz könnte schon in den 1930er Jahren bestanden haben (*Lerner*, Ernst Kantorowicz (2020), 504).

121 *Haskins/Kantorowicz*, A Diplomatic Mission of Francis Accursius (1943), mit Edition der Ansprache des Gesandten, 440–447; *Kantorowicz*, Anonymi ‚Aurea Gemma' (1943), mit fünf kurzen Texten in der Appendix, 52–57.

122 *Kantorowicz*, Autobiography of Guido Faba (1941–1943).

123 Raymond Klibansky (1905–2005), 1927–1933 Privatdozent in Heidelberg, danach Dozent in London, seit 1936 Lecturer / Prof. in Oxford, seit 1948 in Montreal; zusammen mit Richard Hunt Herausgeber der Mediaeval and Renaissance Studies am Warburg Institute in London.

124 *Minio-Paluello*, Boethius' Translation (1941–1943); *Labowsky*, New Version (1941–1943); *Hunt*, Studies on Priscian (1941–1943); *Kantorowicz/Smalley*, English Theologian's View (1941–1943).

125 Vgl. oben zu Nr. II.

126 Fickermann wohnte in der Stimmingstraße in Berlin-Wannsee.

127 D. i. Friedrich Baethgen, der als neu gewählter Präsident mit den MGH nach München umzog.

128 Umdeutung der auf Aristophanes und Cicero zurückgehenden Redewendung: *Ubi patria ibi bene*.

129 Vgl. oben zu Nr. II.

nicht zu haben ist, weil die winzigen Auflagen in England im Handumdrehen ausverkauft sind. Ich selbst habe kein Exemplar erhalten können.

Mit den besten Wünschen und Grüssen

stets Ihr

Ernst Kantorowicz

Hat eigentlich der gute Vater Gläser[130] den Krieg überstanden? Mommsen[131] wird demnächst nach Deutschland kommen, freilich kaum nach Berlin. Er ist in Princeton. Ladner,[132] der in Canada war, ist nun auch in den Staaten, an der katholischen Notre Dame University, in South Bend, Indiana. Emmy Heller arbeitet immer noch an ihrem Thomas von Capua, für den sie zumindest Publikation in den Studi e Testi gesichert hat[133] – aber wird er je fertig? Und Helene Wieruszowski[134] ist in oder bei New York. Das wären wohl alle hiesigen „Monumentisten".

Bibliographie

Berlin, Archiv der Humboldt-Universität, Phil. Fak. 1245, Bl. 547.
Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Nachlass Albert Brackmann, 7/199; Nachlass Kehr, 11/8, 20/105–108.
Blankenburg, Stadtarchiv, Censuren der Unterprima 1903–1930.
Heidelberg, Universitätsarchiv, Studentenakte Ernst Kantorowicz.
Koblenz, Bundesarchiv, Nachlass P. Rassow, N 1228/194.
München, Archiv der MGH, Nachlass Baethgen, A 246.
München, Bayerische Staatsbibliothek, Joachimseniana I 3: 11 Hefte.
München, Universitätsarchiv, Stud-BB-607.
Soest, Stadtarchiv, Nachlass Nobert Eickermann.

130 Heinz Gläser (1910–1941), bis 1938 Angestellter beim Reichsinstitut, 1941 gefallen. Zu ihm jetzt Hruza, Zugriff (2023), 327.

131 Theodor E. Mommsen (1905–1958), 1930 Mitarbeiter der MGH, 1936 Emigration in die USA, 1946 Prof. in Princeton, 1954 an der Cornell University.

132 Gerhart Ladner (1905–1993), 1929–1931 Mitarbeiter der MGH, seit 1938 Prof. in Toronto, Kanada, 1946–1951 Prof. an der Notre Dame University, Notre Dame, Indiana, dann in Princeton und an anderen Universitäten in den USA.

133 Emmy Heller (1886–1956) hatte sich schon in ihrer Heidelberger Dissertation von 1926 mit der Briefsammlung des Thomas von Capua beschäftigt und bereitete nach ihrer Emigration in die USA und neben ihrer Tätigkeit am Brooklyn College, New York, die Edition vor. Die Publikation in den von der Biblioteca Apostolica Vaticana herausgegebenen ‚Studi e testi' war schon vor dem Krieg und später erneut vereinbart worden. Heller brachte die Edition jedoch nicht zum Abschluss. Erst 2011 wurde sie in einer vorläufigen Fassung online publiziert: Die Briefsammlung des Thomas von Capua (2011).

134 Helene Wieruszowski (1893–1978), kurzzeitig (und unentgeltlich) Mitarbeiterin der MGH, 1934 Emigration nach Spanien, seit 1940 in den USA, Tätigkeiten in Baltimore und am Brooklyn College, New York, seit 1949 Professorin am City College in New York.

Stuttgart, Stefan George Archiv, Kahler III, 6568.
Tübingen, Universitätsarchiv, 205/89, Bl. 9.
Rom, Archiv des DHI, Nachlass W. Holtzmann, Nr. 41 u. 50; R 3, Nr. 17/116.

Friedrich Baethgen, Der Engelpapst. Leipzig 1943.
Friedrich Baethgen, Beiträge zur Geschichte Cölestins V. (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswiss. Kl. 10,4) Halle (Saale) 1934.
Friedrich Baethgen, Der Engelpapst. (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswiss. Kl. 10,2) Halle (Saale) 1933.
Nicolas Berg, Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel nach 1945, in: Matthias Berg / Helmut Neuhaus (Hrsg.), Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 106) Göttingen 2021, 269–297.
Alain Boureau, Kantorowicz. Geschichten eines Historikers. Stuttgart 1992.
Albert Brackmann, Kaiser Friedrich II. in „mythischer Schau“, in: Historische Zeitschrift 140 (1929), 534–549.
Dietrich Briesemeister, Eduard (Duarte), in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 3. München / Zürich 1986, Sp. 1595f.
Fernando Clara, The Academy of Sciences of Lisbon between Science, International Politics, and Neutrality, 1932–1945, in: Maria Björkman / Patrik Lundell / Sven Widmalm (Hrsg.), Intellectual Collaboration with the Third Reich: Treason or Reason? London / New York 2019, 101–118.
Willy Cohn, Verwehte Spuren. Erinnerungen an das Breslauer Judentum vor seinem Untergang, hrsg. von Norbert Conrads. (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte 3) Köln / Weimar / Wien 1995.
Robert Davidsohn, Menschen, die ich kannte. Erinnerungen eines Achtzigjährigen, hrsg. von Martin Baumeister / Wiebke Fastenrath Vinattieri. (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 77) Berlin 2019.
Jürgen Egyptien, Stefan George. Dichter und Prophet. Darmstadt 2018.
Carl Erdmann, Forschungen zur politischen Ideenwelt des Frühmittelalters. Aus dem Nachlaß des Verfassers, hrsg. von Friedrich Baethgen, Berlin 1951.
Carl Erdmann, Das ottonische Reich als Imperium Romanum, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 6 (1943), 412–441.
Carl Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens. (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 6) Stuttgart 1935.
Carl Erdmann, Der Kreuzzugsgedanke in Portugal, in: Historische Zeitschrift 141 (1930), 23–53.
Carl Erdmann, Der Kreuzzugsgedanke in Portugal. Phil. Diss. (masch.). Würzburg 1925.
Michael F. Feldkamp, Pius XI. und Paul Fridolin Kehr: Begegnungen zweier Gelehrter, in: Archivum Historiae Pontificiae 32 (1994), 293–337.
Norbert Fickermann, Zum V. Poetaband, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 6 (1943), 102–117.
Norbert Fickermann, Hagiographische Fälschungen ottonischer Zeit aus Gernrode, in: Corona quernea. Festgabe. Karl Strecker zur 80. Geburtstage dargebracht. (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde [Monumenta Germaniae historica] 6) Leipzig 1941, 159–198.
Johannes Fried, Einleitung, in: Ernst H. Kantorowicz, Götter in Uniform. Studien zur Entwicklung des abendländischen Königtums, hrsg. von Eckhart Grünewald und Ulrich Raulff. Stuttgart 1998, 32–34.
Johannes Fried, Ernst H. Kantorowicz and Postwar Historiography. German and European Perspectives, in: Robert L. Benson / Johannes Fried (Hrsg.), Ernst Kantorowicz. (Frankfurter Historische Abhandlungen 39) Stuttgart 1997.
Horst Fuhrmann, Menschen und Meriten. Eine persönliche Portraitgalerie. München 2001.
Stefan George, Der Stern des Bundes. (Sämtliche Werke 8) Stuttgart 1993.

Christoph Gradmann, Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik. Frankfurt (Main) / New York 1993.

Simon Groth, Sanctus amor patriae dat animum. Über eine Grundlage des Selbstverständnisses der deutschen Mediävistik, in: Martin Kintzinger / Wolfgang Eric Wagner / Ingo Runde (Hrsg.), Hochschule und Politik. Politisierung der Universitäten vom Mittelalter bis zur Gegenwart. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 16) Basel 2022, 149–180.

Eckhart Grünewald, „Übt an uns mord und reicher blüht was blüht!". Ernst Kantorowicz spricht am 14. November 1933 über das „Geheime Deutschland", in: Robert L. Benson / Johannes Fried (Hrsg.), Ernst Kantorowicz. (Frankfurter Historische Abhandlungen 39) Stuttgart 1997, 57–93.

Eckhart Grünewald, Sanctus amor patriae dat animum – ein Wahlspruch des George-Kreises? Ernst Kantorowicz auf dem Historikertag zu Halle a. d. Saale im Jahr 1930, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 50 (1994), 89–125.

Eckhart Grünewald, Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahre 1938 und zu seinem Jugendwerk „Kaiser Friedrich der Zweite". (Frankfurter historische Abhandlungen 25) Wiesbaden 1982.

Janus Gudian, Ernst Kantorowicz. Der „ganze Mensch" und die Geschichtsschreibung. Frankfurt (Main) 2014.

Friedrich Gundolf / Erich von Kahler, Briefwechsel 1910–1931, hrsg. von Klaus Pott. Göttingen 2012.

Karl Hampe, Kriegstagebuch 1914–1919, hrsg. von Folker Reichert und Eike Wolgast (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 63) München ^{2}2007.

Karl Hampe, Das neueste Lebensbild Kaiser Friedrichs II., in: Historische Zeitschrift 246 (1932), 441–475.

Fritz Hartung, Korrespondenz eines Historikers zwischen Kaiserreich und zweiter Nachkriegszeit, hrsg. von Hans-Christof Kraus. (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 76) Berlin 2019.

George L. Haskins / Ernst H. Kantorowicz, A Diplomatic Mission of Francis Accursius and his Oration before Pope Nicholas III, in: English Historical Review 58 (1943), 424–447.

Barry Hatton, The Portuguese. Lissabon 2022, 229–240.

Gunter Hofmann, Marion Dönhoff. Die Gräfin, ihre Freunde und das andere Deutschland. Eine Biographie. München 2019.

Karel Hruza, Der Zugriff des NS-Regimes auf das Editions-Unternehmen Monumenta Germaniae Historica in Berlin 1933–1936, in: MIÖG 131 (2023), 321–343.

Richard W. Hunt, Studies on Priscian in the Eleventh and Twelfth Centuries, in: Mediaeval and Renaissance Studies 1 (1941–1943), 194–231.

Volkhard Huth, Geschichte, zum Kunstwerk geadelt. „Der Grösste Friedrich" in Werk und Wirkung seines modernen Mythographen Ernst Kantorowicz, in: Volker Herzner / Jürgen Krüger (Hrsg.), Mythos Staufer. Speyer 2010, 41–52.

Ernst H. Kantorowicz, Götter in Uniform. Studien zur Entwicklung des abendländischen Königtums, hrsg. von Eckhart Grünewald und Ulrich Raulff. Stuttgart 1998.

Ernst H. Kantorowicz, Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, München 1990 (engl. 1957).

Ernst H. Kantorowicz, Die Wiederkehr gelehrter Anachorese im Mittelalter [1937], in: *ders.*, Selected Studies. Locust Valley 1965, 338–351.

Ernst H. Kantorowicz, Laudes Regiae. A Study in Liturgical Acclamations and Mediaeval Ruler Worship. Berkeley/Los Angeles 1946, ^{2}1958.

Ernst H. Kantorowicz, Christus – Fiscus, in: Synopsis. Alfred Weber 30.VII.1868 – 30.VII.1948, hrsg. von Edgar Salin, Heidelberg 1948, 223–235.

Ernst H. Kantorowicz, How the Pre-Hitler German Universities Were Run, in: Western College Association (Hrsg.), Fall meeting, November 10, 1945. Addresses on the Problem of Administrative Overhead and the Harvard Report. General Education in a Free Society. Oakland 1945, 3–7.

Ernst H. Kantorowicz, The „King's Advent" and the Enigmatic Panels in the Doors of Santa Sabina, in: The Art Bulletin 26, 4 (1944), 207–231.
Ernst H. Kantorowicz, Anonymi ‚Aurea Gemma', in: Medievalia et Humanistica 1 (1943), 41–57.
Ernst H. Kantorowicz, An Autobiography of Guido Faba, in: Mediaeval and Renaissance Studies 1 (1941–1943), 253–280.
Ernst H. Kantorowicz, A Norman Finale of the Exultet and the Rite of Sarum, in: Harvard Theological Review 34 (1941), 129–143.
Ernst. H. Kantorowicz, Petrus de Vinea in England, in: MIÖG 51 (1937), 43–88.
Ernst. H. Kantorowicz, „Mythenschau". Eine Erwiderung, in: Historische Zeitschrift 141 (1930), 457–471.
Ernst H. Kantorowicz, Kaiser Friedrich der Zweite. Berlin 1927.
Ernst H. Kantorowicz, Das Wesen der muslimischen Handwerkerverbände. Phil. Diss. (masch.). Heidelberg 1922.
Hermann Kantorowicz / Beryl Smalley, An English Theologian's View of Roman Law: Pepo, Irnerius, Ralph Niger, in: Mediaeval and Renaissance Studies 1 (1941–1943), 237–252.
Sven Kinas, Akademischer Exodus. Die Vertreibung von Hochschullehrern aus den Universitäten Berlin. Frankfurt a. M., Greifswald und Halle 1933–1945. Heidelberg 2018.
Hans-Walter Klewitz, Papsttum und Kaiserkrönung. Ein Beitrag zur Frage nach dem Alter des Ordo Cencius II, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 4 (1940/41), 412–443.
Lotte Labowsky, A New Version of Scotus Eriugena's Commentary on Marianus Capella, in: Mediaeval and Renaissance Studies 1 (1941–1943), 187–193.
Gerhart B. Ladner, Erinnerungen, hrsg. von Herwig Wolfram und Walter Pohl. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte 617) Wien 1994.
Georg Peter Landmann (Hrsg.), Der George-Kreis. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Köln ^{2}1980.
Ernst Langlotz, Phidiasprobleme. Frankfurt (Main) 1947.
Joseph Lemberg, Objektivität als Überparteilichkeit. Deutsche Mittelalterhistoriker und das Ideal einer entpolitisierten Wissenschaft 1918–1939, in: Martin Kintzinger / Wolfgang Eric Wagner / Ingo Runde (Hrsg.), Hochschule und Politik. Politisierung der Universitäten vom Mittelalter bis zur Gegenwart. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 16) Basel 2022, 181–205.
Robert E. Lerner, Ernst Kantorowicz. Eine Biographie. Stuttgart 2020 (engl. 2017).
Wilhelm Levison, England and the Continent in the Eighth Century. (The Ford Lectures delivered in the University of Oxford in the Hilary Term 1943) Oxford 1946.
William E. Lunt, Financial Relations of the Papacy with England to 1327. (Publications of the Medieval Academy of America 33) Cambridge (MA) 1939.
Michael Matheus, Ernst H. Kantorowicz (1895–1963) und das Deutsche Historische Institut in Rom, in: Frank G. Hirschmann / Gerd Mentgen (Hrsg.), Campana pulsante convocati. Festschrift anläßlich der Emeritierung von Prof. Dr. Alfred Haverkamp. Trier 2005, 291–323.
Helmut Maurer, Konrad Josef Heilig (1907–1945). Mediävist und politischer Publizist, in: Karel Hruza (Hrsg.), Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945, Bd. 2. Wien / Köln / Weimar 2012, 615–647.
Michael Maurer, Eberhard Gothein (1853–1923). Leben und Werk zwischen Kulturgeschichte und Nationalökonomie. Köln / Weimar / Wien 2007.
Theodor Mayer / Konrad Heilig / Carl Erdmann, Kaisertum und Herzogsgewalt im Zeitalter Friedrichs I. Studien zur politischen und Verfassungsgeschichte des hohen Mittelalters. (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde [Monumenta Germaniae historica] 9) Leipzig 1944.
Anton Michel, Die Sentenzen des Kardinals Humbert, das erste Rechtsbuch der päpstlichen Reform. (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde [Monumenta Germaniae Historica] 7) Leipzig 1943.

Lorenzo Minio-Paluello, The Genuine Text of Boethius' Translation of Aristotle's Categories, in: Mediaeval and Renaissance Studies 1 (1941–1943), 151–177.

Hans-Martin Mumm, „Die sieghafte Jugend der Neckarfluren". Die Pension Friedau, Gaisbergstraße 16a, als Ort Stefan Georges und des Georgekreises, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 15 (2011), 127–143.

Otto Gerhard Oexle, ‚Staat' – ‚Kultur' – ‚Volk'. Deutsche Mittelalterhistoriker auf der Suche nach der historischen Wirklichkeit 1918–1945, in: Peter Moraw / Rudolf Schieffer (Hrsg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert. Ostfildern 2005, 63–101.

Werner Ohnsorge, Die Byzanzpolitik Friedrich Barbarossas und der „Landesverrat" Heinrichs des Löwen, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 6 (1943), 118–149.

Hans-Jürgen Perrey, Emil Ludwig (1881–1948). Dichter – Kämpfer – Menschenfreund. Kiel 2017.

Michael Philipp, „Vom Schicksal des deutschen Geistes". Potsdam 1995.

Ulrich Raulff, Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben. München 2009.

Ulrich Raulff, Der letzte Abend des Ernst Kantorowicz, in: Rechtshistorisches Journal 18 (1999), 167–191.

Stefan Rebenich, Die Deutschen und ihre Antike. Eine wechselvolle Beziehung. Stuttgart 2021.

Folker Reichert, Fackel in der Finsternis. Der Historiker Carl Erdmann und das „Dritte Reich", 2 Bde. Darmstadt 2022.

Folker Reichert, Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 79) Göttingen 2009.

Bastian Schlüter, Explodierende Altertümlichkeit. Imaginationen vom Mittelalter zwischen den Weltkriegen. Göttingen 2011.

Gustav Seibt, Römisches Deutschland. Ein politisches Motiv bei Rudolf Borchardt und Ernst Kantorowicz, in: Sinn und Form 46 (1994), 61–71.

Edmund E. Stengel, Vorrede, in: Corona quernea. Festgabe Karl Strecker zum 80. Geburtstage dargebracht. (Schriften des Reichsinstituts für Ältere Deutsche Geschichtskunde [Monumenta Germaniae historica] 6) Leipzig 1941.

Karl Strecker (Hrsg.), Waltharius. Berlin 1947.

Gerd Tellenbach, Zur Geschichte des preußischen historischen Instituts in Rom (1888–1936), in: *ders.*, Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze, Bd. 1. Stuttgart 1988, 182–218.

David Thimme, Percy Ernst Schramm und das Mittelalter. Wandlungen eines Geschichtsbildes. (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 75) Göttingen 2006, 489–497.

Die Briefsammlung des Thomas von Capua. Aus den nachgelassenen Unterlagen von Emmy Heller und Hans Martin Schaller hrsg. von *Matthias Thumser* und *Jakob Frohmann*, München 2011.

Yella Vulpius-Erdmann, In memoriam, April 1945 (Typoskript).

Peter Th. Walther, Hans Rothfels im amerikanischen Exil, in: Johannes Hürter und Hans Woller (Hrsg.), Hans Rothfels und die deutsche Zeitgeschichte. (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 90) München 2005, 83–96.

Gunther Wolf (Hrsg.), Stupor mundi. Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen. (Wege der Forschung 101) Darmstadt 1966.

Wolfram Ziegler, Ernst Klebel (1896–1961). Facetten einer österreichischen Historikerkarriere, in: Karel Hruza (Hrsg.), Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945, Bd. 2. Wien / Köln / Weimar 2012, 489–522.

Sita Steckel

‚The Making of the High Middle Ages'. Die historische Meistererzählung vom Aufstieg des modernen Westens im Hochmittelalter im Werk Sir Richard W. Southerns

1 Erzählungen vom ‚Aufstieg des Westens' im Hochmittelalter

In einer ausführlichen Auseinandersetzung mit den größeren Meistererzählungen vom Mittelalter skizzierte Frank Rexroth 2008 das ‚entzweite' Mittelalterbild, das bis heute die Wahrnehmung der breiteren Öffentlichkeit wesentlich prägt:[1] Seit der Aufklärung erscheint einerseits ein finsteres und religiös repressives Mittelalter als Kontrast und Folie für den lichtvollen Aufgang der Neuzeit. Andererseits lebt auch ein romantisches Mittelalterbild fort, das eine nostalgische Vorstellung harmonischer Gemeinschaft vor den Fragmentierungen der Moderne heraufbeschwört und damit nicht zur Abgrenzung, sondern zur Identifikation einlädt.[2] Doch gibt es innerhalb wie jenseits der Fachwissenschaft auch noch andere Meistererzählungen vom Mittelalter, und wie Frank Rexroth in ‚Fröhliche Scholastik' reflektiert, gibt es mindestens eine Familie großer Erzählungen, die längst eine „Grenzsteinversetzung" des Beginns der Moderne in die Mitte des Mittelalters erreicht hat:[3] Bestimmte Narrative führen wesentliche Errungenschaften der westlich-europäischen historischen Entwicklung auf Anfänge des elften und zwölften Jahrhunderts zurück. Sie kombinieren meist bestimmte Elemente des aufklärerischen und des romantischen Mittelalterbilds, denn sie beschreiben nicht die Moderne oder Neuzeit, sondern schon das Hochmittelalter als positiv bewerteten Aufbruch gegenüber einer ins Frühmittelalter verschobenen dunklen Vorzeit.

Im Zentrum der folgenden Überlegungen soll eine besonders wirkmächtige Variante dieses Narrativs stehen, der es im Verlauf des 20. Jahrhunderts gelang, sich von älteren Schemata der Geschichtsdeutung abzulösen. Ihren unmittelbaren Hintergrund bilden Forschungen zum Hochmittelalter wie die in der Fachwelt bereits hinlänglich

1 Vgl. *Rexroth*, Das Mittelalter und die Moderne (2008), 14–21; im Bezug auf *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992). Vgl. allgemein auch *Rexroth*, Meistererzählungen und die Praxis (2007).

2 Vgl. insgesamt die Beiträge in *Rexroth* (Hrsg.), Meistererzählungen (2007), besonders *Geary*, Multiple Middle Ages (2007) sowie etwa *Freedman*/*Spiegel*, Medievalisms (1998), 679 und 690–692. Vgl. auch *D'Arcens* (Hrsg.), Cambridge Companion to Medievalism (2016).

3 *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018), 23–27. Vgl. auch *Ders.*, Meistererzählungen und die Praxis (2007), 17 f.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-004

bekannte und weitgehend historisierte Meistererzählung von der ‚Renaissance des 12. Jahrhunderts', die durch das gleichnamige Buch des amerikanischen Historikers Charles Homer Haskins (1870–1937) von 1927 popularisiert wurde.[4] Doch eine der erfolgreichsten Überschreibungen des Narrativs einer mittelalterlichen Renaissance gelang, wie im Folgenden diskutiert werden soll, durch eine Verknüpfung der von Haskins und anderen entwickelten Hochmittelalterdeutung mit dem Konzept der Modernisierung.[5] Das europäische Mittelalter wurde in dieser Rahmung nicht mehr über eine Wiedergeburt der Antike mit modernen Identitäten verknüpft, sondern als direkter Ausgangspunkt von Modernisierungsprozessen beschrieben. Wie im Folgenden besonders interessieren soll, wurde das Hochmittelalter dabei teilweise auch als Beginn einer Phase des ‚Aufstiegs' Europas gegenüber dem Rest der Welt gesehen.

Die Konzeption und Problematik dieser Erzählung tritt deutlich im Werk eines Mediävisten hervor, dessen Hochmittelalterbild im Folgenden als Fallbeispiel für die Rezeption modernisierungstheoretischer Perspektiven und Rahmungen diskutiert werden soll: Der britische Mittelalterhistoriker Sir Richard W. Southern (1912–2001) legte zwischen 1953 und den 1970er Jahren mehrere Studien vor, in denen er die Idee eines ‚Aufstiegs des modernen Westens' seit dem Hochmittelalter ausformulierte. Gleich das erste seiner Bücher, das 1953 veröffentlichte Lehrbuch ‚The Making of the Middle Ages', geriet dabei zu einem internationalen Erfolg und sollte über Dekaden als Lehrbuch zur Mittelaltergeschichte gelesen werden.[6] Dieser Erfolg des Buches ist in einer Reihe vorliegender Studien schon auf bestimmten Faktoren zurückgeführt worden – vor allem auf seine sprachlich ansprechende und quellennahe Darstellung, seinen europäischen Horizont und seine Bezüge auf neue, interessante Themen.[7] Wie ein kurzer Blick in das Buch und in andere Werke Southerns zeigt, verknüpfte Southern die Zeit vom späten 10. bis ins frühe 12. Jahrhundert aber auch sehr stark mit einem Narrativ des europäischen Aufstiegs.

---

4 *Haskins*, Renaissance of the Twelfth Century (1927). Zur Historisierung der mittelalterlichen Renaissancen vgl. etwa *Ferguson*, Renaissance (1948); *Colish*, Haskins's Renaissance (2003); *Melve*, Revolt (2006); *Brentjes*/*Fidora*/*Tischler*, New Approach (2014).

5 Vgl. zur Entwicklung von Modernisierungstheorien (v. a. in der Wirtschafts- und Politikwissenschaft) mit weiteren Hinweisen *Knöbl*, Spielräume (2001), 155–220. Für die Geschichtswissenschaft vgl. *Walker*, Modernization (2005).

6 Zur Rekonstruktion der Biographie Southerns wurde insbesondere zugegriffen auf den für die British Academy verfassten Nachruf seines Schülers *Murray*, Richard William Southern (2003); weiterhin *Ingram*, Southern, R.W. (2010); *Palmer*, Sir Richard (1998); *Martin*, Events (2006); *Bartlett*, Introduction (2004), 1–10; *Steele*, Richard Southern (ohne Jahr). Weiterhin herangezogen wurden die Besprechungen *D'Avray*, Rez. von: *Southern*, Scholastic Humanism (1996); *Boureau*, Richard Southern. A Landscape (1999); *Thomson*, Richard Southern (2002) sowie – mit gebührender Vorsicht – das einschlägige Kapitel in *Cantor*, Inventing the Middle Ages (1991), 337–370. Vgl. zur Einordnung der eher memoirenhaften Diskussion von Cantor die Rezension des Southern-Schülers *Bartlett*, Cantorbury Tales (1992).

7 Vgl. zur Würdigung von ‚Making of the Middle Ages' neben *Murray*, Richard William Southern (2003), 429–431; auch *Nelson*, European History (2007), 83; *Cantor*, Inventing (1991), 338–342; *Martin*, Events (2006).

In einer eröffnenden Passage heißt es dort etwa: „the importance of these centuries in the development of Europe can only be understood by taking a wide view. For a thousand years Europe has been the chief centre of political experiment, economic expansion and intellectual discovery in the world. It gained this position during the period with which we are concerned (...)."[8] Southern beschreibt das Hochmittelalter also nicht nur als expansive Phase politischer, wirtschaftlicher und intellektueller Neuerungen in Europa. Die Relevanz des Hochmittelalters wird vielmehr aus der Behauptung hergeleitet, dass Europa seit dieser Zeit eine Führungsrolle in der Welt übernommen habe.[9] Diese Perspektive prägt tatsächlich das ganze Buch, das quasi versucht, das ‚Geheimnis des Erfolges' der modernen westeuropäischen und britischen Entwicklung aus dem Hochmittelalter herzuleiten. Southern nimmt also offenbar die Vorstellung eines ‚Rise of the West' als einer langfristigen europäischen Sonderentwicklung auf, die seit dem frühen 20. Jahrhundert – etwa von Max Weber – innerhalb der Geschichts- und Sozialwissenschaften gestellt und diskutiert wurde.[10] Doch verknüpfte Southern solche Überlegungen mit dem Hochmittelalter, während Weber und andere Forschende üblicherweise auf Entwicklungen der Frühen Neuzeit verwiesen.

Zwar politisierte Southern die Vorstellung einer historischen Führungsrolle Westeuropas gegenüber dem Rest der Welt nicht weiter. In einem weiteren vielgelesenen Überblicksbuch, ‚Western Society and the Church' von 1970, formulierte er ähnlich beiläufig aber auch die Behauptung, dass Europa schon im 11. Jahrhundert ein selbsttragendes Wirtschaftswachstum erreicht habe, also einen Zustand, den die Wirtschaftswissenschaft der 1960er Jahre ins 18. Jahrhundert datierte und als wichtigen Faktor gesellschaftlicher Modernisierung ansah.[11] Southern betrieb also durchaus eine ‚Zeitpolitik', indem er modernisierungstheoretische Argumente aufgriff und in einen direkten Vergleich zwischen dem europäischen Mittelalter und der zeitgenössischen Lage derjenigen außereuropäischen Staaten umsetzte, die mittlerweile ‚Entwicklungsländer' genannt wurden:[12] Wie er fand, hatte Westeuropa schon im 11. Jahrhundert die Entwicklung begonnen, welche die nichtwestlichen (de facto ja häufig frisch entkolonialisierten) Staaten seiner Gegenwart gerade erst durchliefen: „That moment of self-generating expansion, for which economists now look so anxiously in under-developed countries, came to western Europe in the late eleventh century."[13]

8 *Southern*, Making (1953), 12.

9 Vgl. auch unten bei Anm. 43.

10 Vgl. die Zusammenfassung mit dem Verweis auf Webers klassische Formulierung dieser Frage bei *Mitterauer*, Warum Europa (2003), 8–16 sowie *ders*., Entwicklung Europas (1998); in Bezug auf die Mediävistik bilanzierend auch *Ertl*, Einleitung (2013). Vgl. zur Diskussion weiterer Ansätze *Osterhammel*, Höherer Wahnsinn (1998).

11 Vgl. ausführlicher unten bei Anm. 122.

12 Vgl. zum Konzept der Zeitpolitik *Davis*, Periodization (2008) sowie die klassische Studie *Fabian*, Time and the Other (1983).

13 *Southern*, Western Society (1970), 34.

Solche entwicklungsgeschichtlichen Behauptungen europäischer Überlegenheit sollten bekanntlich in den folgenden Jahrzehnten stark problematisiert werden. Um nur die gröbsten Schlagworte zu nennen, gehörte der 1981 pensionierte Southern wohl zur letzten Generation von Mittelalterhistorikern, die unbekümmert große Erzählungen von der historischen Bedeutung Europas formulieren konnten, bevor die Postmoderne-Debatte die großen Fortschrittserzählungen in theoretisch-methodischer Hinsicht problematisierte und die Postkoloniale Theorie begann, die Fehleinschätzungen und Politisierungen der Überlegenheitspostulate des Westens aufzudecken.[14] Es folgte bekanntlich nicht nur der *cultural turn*, sondern auch eine großangelegte Revision der historischen Positionierung Europas beziehungsweise des Westens gegenüber dem Rest der Welt, an der auch die Mediävistik teilnahm und weiterhin teilnimmt.[15]

Angesichts des ‚schwierigen Erbes' älterer Geschichten europäischer Überlegenheit hat die gegenwärtige Mittelalter- und Geschichtsforschung daher längst mit einer Aufarbeitung und Historisierung begonnen.[16] Mit der breiten und interdisziplinär akzentuierten Debatte um die sogenannte *Great Divergence* wurde das Postulat eines politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs Europas vor der Neuzeit zunächst sachlich geprüft und weitgehend revidiert. Eine europäische Sonderentwicklung in Richtung wirtschaftlicher und geopolitischer Dominanz wird seitdem sehr weitgehend ins 18. und 19. Jahrhundert datiert.[17] Innerhalb der spezialisierten Mittelalterforschung wurden stark identitätsstiftende Darstellungen des Hochmittelalters als Zeit der ‚Renaissancen' oder ‚Grundlegungen der Moderne' zudem weitgehend von neutraleren Rahmungen ersetzt,[18] wobei der

14 Vgl. mit Verweisen auf die weitere Literatur *Arnold*, Responses (2007); *Chakrabarty*, Provincializing Europe (2000); *Ashcroft*/*Griffiths*/*Tiffin* (Hrsg.), Post-Colonial Studies (^{2}2009).

15 Vgl. dazu die Überlegungen von Kristin Skottki in diesem Band, die unten bei Anm. 20 genannte Literatur sowie *Ertl* (Hrsg.), Europas Aufstieg (2013) und schon *Cohen* (Hrsg.), Postcolonial Middle Ages (2000).

16 Vgl. zu diesen Herausforderungen die Überlegungen von Patrick Geary in diesem Band.

17 *Pomeranz*, Great Divergence (^{2}2021) sowie *Parthasarathi*/*Pomeranz*, Great Divergence Debate (2019). Auf die mediävistische Rezeption und Debatte dazu kann hier nicht eingegangen werden, vgl. aber Vgl. *Mitterauer*, Warum Europa (2003); *Moore*, First European Revolution (2000); *Ders*., Medieval Europe in World History (2009); großenteil revidiert in *Ders*., First Great Divergence (2015). Neben diversen Emphasen auf dem 18. und 19. Jahrhundert werden auch ‚kleine Divergenzen' seit etwa 1500 oder der frühen Neuzeit postuliert, vgl. etwa *Gorski*, Little Divergence (2005).

18 Vgl. zu den Konjunkturen von Identität und Alterität im Bezug auf das Mittelalter allgemein *Patzold*, Versuch (2015), 4–13. Zu Rahmungen in der Hochmittelalterforschung sei exemplarisch darauf verwiesen, dass der Band anläßlich des 90-jährigen Publikationsjubiläums von Haskins' ‚Renaissance of the Twelfth Century' den Renaissance-Begriff fallenließ und schlicht als *Noble*/*Engen* (Hrsg.), European Transformations (2012) erschien. Vgl. die Parallelentwicklung eines neutral bezeichneten ‚langen 15. Jahrhunderts' ohne Renaissance- und Reformationsbegriff, diskutiert bei *Engen*, Multiple Options (2008), 257–264.

europäische Rahmen meist erweitert wurde.[19] Die deutschsprachige Mediävistik experimentiert derzeit sogar intensiv mit Rahmungen ‚jenseits des Eurozentrismus', wobei „Welten des Mittelalters" (Michael Borgolte) beschrieben und post-römische, euro-mediterrane, eufrasische oder globale Zuschnitte mit oder ohne Mittelalter-Begriff in der Diskussion sind.[20] Im anglophonen Raum und gerade in den USA mit ihrer starken Lehrbuchkultur ist das alte *Western Civilizations*-Paradigma in der Lehre ebenfalls weitgehend von *World Civilizations* abgelöst worden.[21]

Dennoch erscheint es lohnenswert, das Projekt einer Mediävistik jenseits des Eurozentrismus mit weiteren Maßnahmen der Aufarbeitung des eher schwierigen fachlichen Erbes zu flankieren, gerade auch für den Bereich der Religions- und Wissensgeschichte, in dem diese Bemühungen erst in letzter Zeit verstärkt angelaufen sind.[22] Denn nicht nur sieht sich die historische Zunft mit neuen unwissenschaftlichen, politisch aufgeladenen Geschichtsdeutungen konfrontiert, die sich weiterhin auf das Mittelalter als Ausgangspunkt europäischer Überlegenheit beziehen möchten.[23] Darüber hinaus erweist sich dieses Erbe der Mediävistik auch als fortbestehender Anknüpfungspunkt für aktuelle interdisziplinäre Debatten um die Frage, wie wir längerfristige historische Prozesse überhaupt modellieren könnten.[24]

Diese Diskussion ist in den letzten Jahren nicht zuletzt in der Soziologie geführt worden, die sich intensiv mit ihrem eigenen schwierigen Erbe der großen Modernisierungs- und Säkularisierungstheorien des 20. Jahrhunderts auseinandergesetzt und diese weitgehend historisiert und problematisiert hat.[25] Die teils parallel laufenden Auf-

19 Auf eine euromediterrane Perspektive erweitert etwa die Hochmittelalterdarstellungen bei *Borgolte*, Europa entdeckt seine Vielfalt (2002); *Wickham*, Donkey and the Boat (2023); für weiter ausgreifende Rahmungen vgl. die in der folgenden Anmerkung genannte Literatur.

20 Vgl. beispielhaft *Borgolte*, Welten (2022); *Jussen*, Geschenk des Orest (2023); *Wickham*, Medieval Europe (2016); *Holmes*/*Standen*, Introduction: Towards a Global Middle Ages (2018). Zur Problematisierung verschiedener Begriffe und Kategorien vgl. weiterhin *Hasse*, Was ist europäisch? (2021); *Brauner*, Globale Mittelalter (2022); *Conrad*/*Randeria* (Hrsg.), Jenseits des Eurozentrismus (2002); siehe auch den Beitrag von Klaus Oschema in diesem Band.

21 Vgl. beispielhaft *Stearns* u. a. (Hrsg.), World Civilizations (2006).

22 Vgl. etwa zur Historiographie in diesem Bereich zuletzt *Sère*, L'invention (2019); *Ames*, Medieval Religious (2012) sowie *Brentjes*, Historiography (2023); *Brentjes*/*Fidora*/*Tischler*, New Approach (2014); *König-Pralong*/*Meliadò*/*Radeva* (Hrsg.), Outsiders and Forerunners (2018).

23 Vgl. dazu aktuell vor allem anglophone Beiträge wie *Elliott*, Medievalism (2017); *Kaufman*/*Sturtevant*, Devil's Historians (2020). Für den deutschen Bereich vgl. z. B. die knappen Bemerkungen von *Depreux* u. a., Relevanz (2021), 45–47 sowie den digitalen Beitrag *Kubon*, Deutsche Orden (2020).

24 Vgl. für die Geschichtswissenschaft dazu neben den in Anm. 20 genannten Beiträgen die Überlegungen der Bielefelder Gruppe um Franz-Josef Arlinghaus und Andreas Rüther zu Eigendynamiken, vgl. *Grünewald*/*Gerwin*, Tagungsbericht: Momentum (2020). Eine Kritik der Verengung des historischen Horizonts auf kurzfristige Entwicklungen bringt die Streitschrift von *Guldi*/*Armitage*, History Manifesto (2014), die freilich wenig konkrete Lösungsansätze vorschlägt.

25 Vgl. zur Auseinandersetzung mit Modernisierungstheorien u. a. *Haring*/*Scherke* (Hrsg.), Analyse und Kritik (2000); *Knöbl*, Spielräume (2001); *Knöbl*, Soziologie (2022); *Bhambra*, Rethinking Modernity

arbeitungsprozesse innerhalb der Geschichtswissenschaft[26] sind dabei aber nicht immer wahrgenommen worden – im Gegenteil gilt die Geschichtswissenschaft offenbar teils als reine Faktenlieferantin, deren Befunde man bedenkenlos verwenden kann, um die Modelle der älteren Theorien zu korrigieren. So finden sich in einigen jüngeren soziologischen und religionswissenschaftlichen Beiträgen, die sich ausdrücklich kritisch mit älteren Verlaufsmodellen auseinandersetzen, teils Verweise auf Southern oder auf ältere Studien, die seine Fokussierung auf das Hochmittelalter teilen.[27] Dass solche Studien zum Mittelalter aus dem 20. Jahrhunderts jedoch ebenfalls bereits von Modernisierungstheorien oder ähnlichen Theorieangeboten beeinflusst sein könnten, wie dies Southerns Postulat eines ‚Rise of the Modern West' seit dem Hochmittelalter nahelegt, wird dabei typischerweise nicht einbezogen.

Wie die gerade zitierten Passagen von Southern vor Augen führen, rezipierte freilich bereits die Mediävistik des mittleren 20. Jahrhunderts offensichtlich bestimmte Theorieangebote, wenn auch nur in allgemeiner Form. Doch welche Theorieangebote dies sein mögen, ist bislang nur stückweise erforscht worden. So wissen wir zwar, dass mehrere historische Forschungsfelder ihre Konturen gerade zur Lebens- und Schaffenszeit Southerns (1912–2001) gewannen, also etwa zwischen dem ersten Weltkrieg und den 1980/1990er Jahren. Wir wissen ebenfalls, dass dabei auch weitgehend getrennte Forschungstraditionen zum Früh-, Hoch- und Spätmittelalter entstanden.[28] Doch erscheint aktuell weitgehend unklar, welche theoretischen Grundlagen ein Mittelalterhistoriker wie Southern eigentlich heranzog, um seine Darstellung des Hochmittelalters zu strukturieren.

Im Folgenden soll daher ein skizzenhafter Versuch unternommen werden, Southerns Darstellung des Hochmittelalters als Ursprungszeit moderner europäischer Identität in ihrer Konstruktion einzuordnen und nach ihren Hintergründen zu befragen. Da auf engem Raum keine vertiefte Auseinandersetzung mit der Biographie und dem Werk Southerns möglich ist,[29] kann dies nur in explorativer Form geschehen, für die

(2009); zur Säkularisierungstheorie mit weiteren Verweisen *Gabriel*/*Gärtner*/*Pollack* (Hrsg.), Umstrittene Säkularisierung (²2014); *Hunter*, Secularization (2015).

26 Vgl. unter vielen Beiträgen zur Geschichte der Mittelalterforschung etwa *Goetz*, Kontroversen (2023); *Ders*., Moderne Mediävistik (1999); *Moraw*/*Schieffer* (Hrsg.), Deutschsprachige Mediävistik (2005); *Reichert*, Fackel (2022). Für die internationale Forschung siehe etwa *Geary*/*Klaniczay* (Hrsg.), Manufacturing Middle Ages (2013); *Noone*, Medieval Scholarship (2019); *Classen*, Handbook (2010); *Deyermond*, Century (2007); *Engen*, Past and Future (1994).

27 Vgl. *Pollack*, Religion (2016), 117 mit Verweis auf Southern; *Wohlrab-Sahr*/*Kleine*, Historicizing Secularity (2021), 290 mit Verweis auf Pollack und Berman (zu Letzterem unten bei Anm. 143 folgende).

28 Für die Frühmittelalterforschung ist dies relativ intensiv diskutiert worden, vgl. *Wood*, Modern Origins (2013); *Pohl* (Hrsg.), Suche nach den Ursprüngen (2004).

29 Vgl. zur Einordnung Southerns die Ansätze in *Deyermond* (Hrsg.), Century (2007), darin besonders *Nelson*, European History (2007); *Luscombe*, Medieval Thought (2007) sowie *Colish*, Intellectual History (1994); zu Southerns Werk besonders *Murray*, Richard William Southern (2003); *Steele*, Richard Southern (o. J.); *Palmer*, Sir Richard (1998).

die größeren Strukturen verschiedener Werke im Vordergrund stehen sollen. Ein erster Abschnitt des folgenden Beitrags diskutiert zunächst Southerns große Erzählung vom Aufstieg Westeuropas in ‚Making of the Middle Ages' (1953), zwei weitere fragen nach kulturellen Vergleichskategorien (‚Making of the Middle Ages und Western Views of Islam', 1960) sowie nach der Rolle religiöser Identitäten (‚Western Society and the Church', 1970) und Southerns Verständnis langfristigen Wandels (‚Medieval Humanism', 1970). Ein knapper Ausblick soll schließlich der Rezeption seines Werks gelten.

2 The Making of the Middle Ages: Innovative Syntheseleistung und Metaerzählung

Wie im ausführlichen Nachruf seines Schülers Alexander Murray sowie in Würdigungen der späteren Werke Southerns und in wenigen kurzen Essays immer wieder deutlich wird, wurde Richard Southern von seinen Zeitgenossen stets als Ausnahmeerscheinung angesehen.[30] Dazu trug nicht nur seine früh sichtbare intellektuelle Brillanz und seine steile Oxforder Karriere seit den 1930er Jahren bei, sondern auch und vor allem sein erstes Buch: Southerns größter Erfolg war und blieb ‚The Making of the Middle Ages' (1953). Dieses schlanke Buch verfasste er als Mitglied der Oxforder History Faculty schon seit etwa 1950. Vorangegangen waren zwei bewegte Dekaden des Studiums (1929–1932), der ersten Forschungs- und Tutorenstellen in Oxford seit 1932, des freiwillig angetretenen Kriegsdiensts seit 1940 und der Familiengründung. Die Zeit für die Abfassung des Werks fand Southern tatsächlich nur aufgrund längerer Kur- und Krankenhausaufenthalte nach einer Tuberkuloseerkrankung, die ihm eine spätere Taubheit einbrachte. Mit der Abfassung des Buches kam er offenbar der Anregung Sir Maurice Powickes (1963) nach, der neben Vivian Galbraith (1976) einer seiner akademischen Lehrer war. Es wurde ein ungeahnter Erfolg: Nur wenige Jahre nach der Erstauflage wurde es von Yale University Press aufgekauft, und erreichte schließlich eine Zahl von 30 Auflagen in 27 Sprachen. Das Werk diente offenbar an britischen und nordamerikanischen Universitäten über Dekaden als Einführungslektüre für die mittelalterliche Geschichte und soll in über 150.000 Exemplaren zirkuliert haben.[31]

Gründe für diesen Erfolg lassen sich deutlich ausmachen: Das Buch traf nicht nur den Zeitgeist, sondern wich auch in pionierhafter Weise vom Zuschnitt etablierter Lehrwerke ab: Es präsentierte eine Skizze der westeuropäischen Geschichte vom späten 10. bis zum 12. Jahrhundert und war damit eines der ersten Lehrwerke zum Mittelalter, das keine Nationalgeschichte mehr bot. Wie Janet Nelson hervorhebt, hatte

30 Vgl. zu Southerns Biographie die oben in Anm. 6 und 7 genannte Literatur. Besonders zurückgegriffen wird auf *Murray*, Richard William Southern (2003) und *Steele*, Richard Southern (o. J.).

31 Diese Angabe zur Auflage (ohne Belege) bei *Martin*, Events (2006), 300. Vgl. insgesamt *Murray*, Richard William Southern (2003), 430; *Cantor*, Inventing (1991), 338 und öfter; *Palmer*, Sir Richard (1998).

dies erhebliche Wirkung: „‚The Making of the Middle Ages' (1953) is the book which, more than any other, has drawn students and a wider public to medieval European history during the past half century."[32] Doch auch thematisch erweiterte Southern den Horizont vorliegender Darstellungen erheblich – und zwar vor allem, indem er über die politische Geschichte und *constitutional history* hinausging, die in Oxford bislang dominant gewesen war, spätestens seit der Zwischenkriegszeit aber Konkurrenz von einer Reihe neuer Themenfelder bekommen hatte.

Southerns eigenes Studium scheint tatsächlich sehr stark von den Suchbewegungen geprägt worden zu sein, die verschiedene Schulen der Mittelalterforschung neuen Themen und Horizonten nachspüren ließ. Kurz vor Studienbeginn des erst siebzehnjährigen Southern in Oxford (1929) war etwa Haskins' ‚Renaissance of the Twelfth Century' erschienen und hatte Southern offenbar tief geprägt.[33] Auch innerhalb der konfessionellen Kirchengeschichten wurden vielerlei neue Ansätze entwickelt, die auf Southern (wie unten noch zu diskutieren sein wird) intensive Wirkungen entfalteten.[34] Als wesentliche Leistung von Southerns ‚Making of the Middle Ages' ist jedoch hervorzuheben, dass er sich einer Spezialisierung zunächst verweigerte: Anders als die traditionelle Politikgeschichte, aber auch anders als der auf die *Latin letters* und Wissenschaftsgeschichte beschränkte Haskins bot Southern in seinem ersten Synthesewerk ein umfassendes Panorama von Politik, Wirtschaft, sozialen Dynamiken, Religiositäten und erweitertem Wissen des Hochmittelalters.

Viele Würdigungen des Werks hoben jedoch sowohl die elegante und lockere Darstellungsweise des Buches wie seine ‚neuen' Themen als Gründe seines Erfolgs hervor:[35] Southern schrieb anschaulich und fügte häufig kleine Miniaturen oder ‚Vignetten' zu historischen Personen ein, was Frank Barlow treffend als „happy use of exempla" beschreibt.[36] Dabei fanden auch weniger bekannte historische Personen und Frauen Erwähnung.[37] Als extrem populäre Akzente erwiesen sich die Betonung individueller Bindungen und besonders der Freundschaft im Hochmittelalter.[38] Wie der kanadische Mediävist Norman Cantor berichtet, vermittelte das Buch einen neuen „romantischen"

32 Vgl. *Nelson*, European History (2007), 83 sowie etwa *Steele*, Richard Southern (o. J.). Der europäische Zugriff war freilich in thematisch engeren Darstellungen längst etabliert, vgl. etwa *Tout*, Empire and Papacy (1898).

33 Vgl. *Murray*, Richard William Southern (2003), 421–422.

34 Vgl. unten ab Anm. 87.

35 Vgl. *Cantor*, Inventing (1991), 339–354 sowie etwa die Rezensionen *Miller*, Rez. von: *Southern*, Making (1954) und *Charanis*, Rez. von: *Southern*, Making (1954).

36 *Barlow*, Rez. von: *Southern*, Western Society und Medieval Humanism (1971), 419. Der Begriff „vignette" bei *Murray*, Richard William Southern (2003), 430.

37 Vgl. etwa *Southern*, Making (1953), 26.

38 Außerordentlich viel zitiert wurde etwa die mittlerweile weitgehend revidierte Studie des Southern-Schülers Colin Morris: *Morris*, Discovery (1987). Zur Einordnung *Kramer*/*Bynum*, Twelfth-Century Individual (2002). Zur Erforschung der Freundschaft vgl. als Forschungsbilanz der Generation nach Southern die Beiträge in *Haseldine* (Hrsg.), Friendship (1999).

Eindruck vom Mittelalter[39] und war daher eine Quasioffenbarung für junge Historiker und Historikerinnen: „‚The Making of the Middle Ages' was much more than a very great book of historical scholarship. It was a revelation, the Gospel According to St. Richard, a liberation, an epiphany. He had articulated what we all felt, but could not find the words or courage to say (...)."[40] Auch der weniger überschwängliche Cambridger Historiker Christopher Brooke schreibt suggestiv, dass das Buch quasi magische Wirkung entfaltete: „[it] instantly bewitched us."[41]

Kaum hervorgehoben worden sind bislang jedoch zwei weitere markante Eigenschaften von ‚Making of the Middle Ages': Erstens bot es auf den Spuren der Haskins'schen ‚Renaissance' eine neue Gesamtdeutung der mittelalterlichen Geschichte, die auf das Hochmittelalter fokussiert war. Southern hatte sich zwar eigentlich nur wegen der Anlage der Lehrbuchreihe beim Hutchinson-Verlag auf den gewählten Zeitraum des Hochmittelalters zu beschränken. Doch erstens machte er sich diese Periodisierung zu eigen und behauptete schon mit dem Titel, die wesentlichen Tendenzen der gesamten Epoche zu beschreiben. Denn der Verweis auf das Making of, der das ‚Werden' des Mittelalters aufruft, suggeriert eigentlich, dass erst das Hochmittelalter das ‚eigentliche' Mittelalter gewesen sei.[42] Zweitens skizzierte Southern ausdrücklich eine Aufstiegsgeschichte, und argumentierte dabei äußerst gegenwartsnah und in engen Bezügen zu modernen Werten und Identitäten. Dies lässt sich vor allem einer hoch verdichteten und aufgeladenen Einleitung zu ‚Making of the Middle Ages' entnehmen, die kaum vier Seiten füllt und im Duktus täuschend sachlich daherkommt.

Southern scheint dort zu Beginn des Lehrbuchs nur in trocken historischer Manier den Gegenstand zu umreißen. Doch positioniert er sich schon auf der zweiten Seite klar zu Fragen der Periodisierung des (Hoch-)Mittelalters, im ersten Kapitel dann auch zur räumlichen Abgrenzung Westeuropas und deren Bedeutung. Dabei verknüpft Southern seine inhaltlichen Schwerpunkte gleich mit einer theoretischen Deutung, denn er beschreibt die hochmittelalterlichen Jahrhunderte nicht nur als wichtigen Teil der europäischen Geschichte, sondern weist sie als deren fundierende Grundlage aus, indem er direkte Bezüge zwischen der Führungsrolle Europas im 20. Jahrhundert und dem Hochmittelalter herstellt. Wie oben zitiert, ergebe sich die Bedeutung des Hochmittelalters aus der Gegenwart, da Europa im Hochmittelalter die Führungsrolle in den Bereichen der politischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Entwicklung übernommen habe, die es bis in die Gegenwart innehabe.[43]

39 Vgl. die Betonung des Themas Individualität bei *Cantor*, Inventing the Middle Ages (1991), 337–342.

40 *Cantor*, Inventing (1991), 347.

41 Hier zitiert nach *Steele*, Richard Southern (o. J.).

42 Vgl. so den Tenor von *Southern*, Making (1953), 12 f.

43 Vgl. die Passage mit etwas mehr Kontext, *Southern*, Making (1953), 12: „(...) the importance of these centuries in the development of Europe can only be understood by taking a wide view. For a thousand years Europe has been the chief centre of political experiment, economic expansion and intellectual discovery in the world. It gained this position during the period with which we are concerned, it is

Southern erzählt somit keine bloße Geschichte Europas oder Westeuropas, sondern spezifisch die Geschichte des ‚Aufstiegs Westeuropas' – das er ausdrücklich als Grundlage einer modernen ‚westlichen Zivilisation' (*western civilization*) versteht.[44] Der abschließende Halbsatz der einleitend zitierten Passage akzentuiert dabei, dass für Southern in den 1950er Jahren bereits ein Verlust europäischer Hegemonie drohte, denn der volle Satz lautet: „[western Europe] gained this position during the period with which we are concerned: it is only losing it in our own day (...)".[45] Southern schrieb sich also mit dem Buch auch in einen kommentierenden Diskurs des 20. Jahrhunderts ein, der – unter anderem auf den Spuren Oswald Spenglers (1880–1936) – den Untergang des Abendlands heraufziehen sah. Gerade im bröckelnden Kolonialreich des britischen Empire der 1950er Jahren hatten entsprechende Vorstellungen wohl erhebliche Brisanz.[46] Doch Southerns Haltung war nicht kulturpessimistisch: Seine identitätsstiftende Meistererzählung versprach vielmehr, das Geheimnis des Erfolges des westeuropäischen Abendlands aufzudecken und damit für die Gegenwart – erneut – zugänglich zu machen.

Fragt man, wie Southern zu seiner Annahme einer weltweiten Führungsrolle Europas seit dem Hochmittelalter kam, so zeigt eine etwas genauere Lektüre der Einleitung zu ‚Making of the Middle Ages' zunächst auf, dass Southern eigentlich ganz unterschiedliche Mittelalterdeutungen einbezog. Als erster sichtbarer Einfluss auf Southerns Gesamtkonzeption erscheint Haskins' ‚Renaissance', da Southern in der einleitenden chronologischen Eingrenzung hervorhebt, dass 972 Gerbert von Aurillac († 1003) von Rom nach Reims zog, um sein in Spanien und Italien erworbenes gelehrtes Wissen nun in Westeuropa weiterzugeben.[47] Das andere Ende seines Untersuchungszeitraums knüpfte Southern jedoch an die lateinische Eroberung von Byzanz 1204, die den im Frühmittelalter zusammengebrochenen Kontakt Europas zum Mittelmeerraum wieder hergestellt habe. Diese Beobachtung spielt andere historische Schulen an, die auf den Spuren Henri Pirennes (1862–1935) sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Ansätze zur Bedeutung des Mittelmeerraums für den europäischen Wohlstand betonten.[48] Das mit ‚Latin Christianity and its Neighbours' betitelte erste Kapitel, das in der Tat einen großen europäischen Horizont und vor allem die Bezüge Europas zum Mittelmeerraum skizziert, macht diesen Einfluss noch deutlicher. Auch die von Pirenne erforschten Städte werden häufig angesprochen.[49] Doch referieren andere Teile von

only losing it in our own day. The position was achieved slowly and silently, unheralded by any great military events or clear-cut political or social revolution."

44 Vgl. etwa *Southern*, Making (1953), 15.

45 *Southern*, Making (1953), 12 (vgl. Anm. 43).

46 Vgl. zum Motiv des untergehenden Westens *Bonnett*, Idea of the West (2004), 6. *Spengler*, Untergang (1918–1922) erschien im Englischen als *Spengler*, Decline (1927).

47 Vgl. neben *Haskins*, Renaissance (1927) auch *Haskins*, Studies in Medieval Science (1924). Lediglich auf das zweite Werk findet sich ein direkter Verweis in den Fußnoten zu Southerns Einleitung.

48 Vgl. v. a. *Pirenne*, Mahomet et Charlemagne (1937).

49 Vgl. *Pirenne*, Medieval Cities (1925).

‚Making of the Middle Ages' dann sowohl etablierte Nationalgeschichte als auch den politischen Flügel der Schule der Annales: Gleich auf der zweiten Seite der Einleitung ist etwa von der Abwehr der Ungarn durch das Heer Ottos I. in der Schlacht auf dem Lechfeld (955) als historischem Wendepunkt die Rede, und im Verlauf des Buches knüpft Southern sowohl an verfassungsgeschichtliche Arbeiten (nicht zuletzt aus der deutschen Forschung) als auch an Überlegungen zur Feudalgesellschaft und ihren Grundlagen auf den Spuren von Marc Bloch (1888–1944) und anderen an.[50] Wie Nelson hervorhebt, schreckte Southern generell nicht vor Bezügen auf die gewalttätigen Eroberungen und Kriege des hochmittelalterlichen Adels zurück:[51] Einerseits ging er auf Konflikte und Fehdewesen, andererseits sehr ausführlich auf die Kreuzzüge ein. Letztere waren für ihn nicht nur Teil einer hochinteressanten europäischen Expansions- und Eroberungsbewegung, die bereits an den modernen Kolonialismus erinnerte, sondern auch Wegbereiter intellektuellen Austauschs.[52] In der Darstellung der Papstkirche und des Reformpapsttums zeigt sich in ‚Making of the Middle Ages' auch weiterer Einfluss der traditionellen protestantischen Nationalgeschichten und der Kirchengeschichte, die klassischerweise eine Meistererzählung von Kirchenreform und allmählicher Trennung von Kirche und Staat seit dem sogenannten Investiturstreit anboten.[53] Doch Southern ergänzte diese Perspektive mit neueren Forschungen zur Religiosität der Zeit, vor allem zum hochmittelalterlichen Mönchtum, wie unten noch genauer zu diskutieren sein wird.

Schon die ersten Seiten von ‚Making of the Middle Ages' zeigen mit diesem Panorama einen wenig überraschenden, aber wichtigen Tatbestand auf: Wie die meisten Lehr- und Überblickswerke stützt sich Southerns Lehrbuch auf eine ganze Reihe vorausgehender Forschungen unterschiedlicher Provenienz. Viele dieser Forschungsperspektiven auf das 10. bis 13. Jahrhundert sind dabei ihrerseits als Gegenentwürfe zu einem dominierenden Mittelalterbild des späteren 19. Jahrhunderts zu lesen, nämlich zur wirkmächtigen Meistererzählung der katholischen Neoscholastik des späten 19. Jahrhunderts, die verschiedene Versionen einer ‚Formierung des christlichen Abendlands' durch die katholische Hochscholastik des 13. Jahrhunderts postulierte.[54] Southerns ‚Making of the Middle Ages' erscheint insofern als eine Art Metaerzählung der vorausgehenden, gegen das katholische Mittelalter der Hochscholastik orientierten sektoralen Studien, aus denen er bestimmte Aspekte selektierte und deren unterschiedliche chronologische Schwerpunkte er verknüpfte.

50 Vgl. *Southern*, Making (1953), 73–116; vgl. auch die dortigen Verweise mit Anmerkungen auf 259–263.

51 *Nelson*, European History (2007), 83.

52 Vgl. *Southern*, Making (1953), 31.

53 Vgl. *Southern*, Making (1953), 118–169. *Murray*, Richard William Southern (2003), 425 und 430, verweist darauf, dass Southern als junger Dozent sogar in der Lehre französische und deutsche Ansätze bevorzugte, in seiner späteren Tätigkeit aber doch das Standardwerk von *Tout*, Empire and Papacy (1898) empfahl.

54 Vgl. *Paul*, Neo-Scholastic Philosophers (2018); *Colle*, Neo-Scholasticism (2010); *Decock*/*Raymaekers*/*Heyrman* (Hrsg.), Neo-Thomism in Action (2021).

Southern ging allerdings noch weiter über diese Vorlagen hinaus, denn er formulierte auch eine übergreifende Deutung. Gleich einleitend postulierte Southerns ‚Making' eine zusammenhängende zivilisatorische Entwicklung für Westeuropa – und zwar im vollen Bewusstsein einer an sich nicht besonders aussagekräftigen Quellenlage. Wie mehrere, aus heutiger Sicht äußerst denkwürdige Passagen in der Mitte der Einleitung von ‚Making of the Middle Ages' konzedieren, ließen sich eigentlich kaum spezifische Ereignisse benennen, mit denen man das Postulat eines Aufstiegs Europas seit dem Hochmittelalter argumentativ untermauern konnte: Richtiggehende Revolutionen gab es nicht, sondern meist nur langsame und graduelle Entwicklungen. Wie Southern zugab, war nur sehr schwer aus den Quellen zu begründen, warum ein Aufstieg Europas ausgerechnet im Hochmittelalter erfolgt sein sollte.[55] Doch wie er fand, könne der historische Blick dennoch eine revolutionäre Transformation freilegen, wenn man die Ereignisse als Anzeichen neuer ‚gestaltender Kräfte' in den Blick nehme. Solche ‚verborgenen Kräfte' und ‚Vorzeichen' versprach Southern offenlegen zu wollen.[56]

Mit diesem Verweis auf langsame, fast unmerkliche Veränderungen zollte Southern der strukturgeschichtlichen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Respekt. Doch als historisch wirkmächtige Faktoren hob er stattdessen ‚gestaltende Kräfte' (*forces*) hervor.[57] Politische und sozioökonomische Strukturveränderungen waren also nur Rahmenbedingungen für das Entstehen ‚noch geheimerer und gewichtigerer Veränderungen im Denken und Fühlen'[58], die als ‚geheime Revolution'[59] die gesamte Gesellschaft verwandelten. Mit dieser Positionsnahme machte Southern seine Perspektive deutlich als Form der Ideengeschichte oder *intellectual history* erkennbar, die noch ihre Verwandtschaft mit idealistischer Geistesgeschichte, deren katholischen Adaptationen in der Philo-

55 *Southern*, Making (1953), 12: „[Europe's] position was achieved slowly and silently, unheralded by any great military events or clear-cut political or social revolution. (...) This silence in the great changes of history is something which meets us everywhere as we go through these centuries."

56 *Southern*, Making (1953), 13: „There were of course resounding events (...) but their greatness lies less in their practical consequences than in their indication of the forces at work in the world. Indeed it is characteristic of the period that the importance of events is to be measured less by the decisions which they enforce than by their symbolic value as revelations of change or as portents of things to come. The significant events are often the obscure ones, and the significant utterances are often those of men withdrawn from the world and speaking to a very few. The truly formative work of the period was often hidden from the eyes of contemporaries (...). The stabilisation of the boundaries of Europe, the slow recovery of political order, and the unprecedented acceleration of economic activity were not only in themselves silent reversals of previous tendencies: they were the conditions which made possible even more secret and momentous changes in thought and feeling, and in the direction of society for both secular and spiritual ends."

57 Diese Konzeption übernahm der Übersetzer Friedrich Schöne in den kongenialen Titel für die deutsche Übersetzung des Werks als ‚Gestaltende Kräfte des Mittelalters. Das Abendland im 11. und 12. Jahrhundert' (1960).

58 Vgl. *Southern*, Making (1953), 13.

59 *Southern*, Making (1953), 13: „The secret revolution of these centuries (...)."

sophiegeschichte und wohl auch mit der entstehenden französische Mentalitätengeschichte erahnen lässt.[60]

3 *Translatio Imperii*: Das westliche, christliche Europa als Raum der kulturellen Erneuerung

Als Besonderheit der ideengeschichtliche Perspektive Southerns ist freilich ihre räumliche Fokussierung auf Westeuropa. Wie erwähnt, ging Southern in ‚Making of the Middle Ages' über die Nationalgeschichte hinaus.[61] Er reihte sich aber nicht in die frühen Bemühungen einer europäisch-vergleichenden Geschichtsschreibung ein, sondern nutzte eine andere, letztlich universalhistorische Rahmung, die sich besonders deutlich an seiner 1962 erschienenen Studie zur westlichen Sicht des Islam ablesen lässt. Kristin Skottki wies 2011 darauf hin, dass Southerns Wahrnehmung christlicher und islamischer Kulturen letztlich Samuel Huntingtons (1927–2008) These eines *clash of civilizations* ähnelt.[62] Doch diese Ähnlichkeit verdankt sich offenbar einem spezifischen Theorierahmen: Wiewohl Southern dies nicht explizit ausweist, deutet sein Begriffsgebrauch stark darauf hin, dass der in der Jahrhundertmitte extrem populäre britische Historiker und Geschichtsphilosoph Arnold J. Toynbee (1889–1975) für ihn als Ideengeber wirkte.[63]

Toynbees zwischen 1934 und 1961 erschienene, zwölfbändige vergleichende Weltgeschichte enthält mit Konzepten wie dem Zivilisationswachstum durch „challenge and response" oder der Bezeichnung von Perioden der Kulturbegegnung als „heroic ages" mehrere Begriffe und Konzepte, die direkt bei Southern nachweisbar sind.[64] Southern adaptiert vor allem die Vorstellung zivilisatorischer Entwicklungen und Innovationen durch ‚Herausforderungen' (*challenge and response*) – eine Vorstellung, mit der sich

60 Eine genauere Verortung wäre sicherlich lohnenswert – vgl. zu den möglichen einflussgebenden Strömungen etwa die Überlegungen und Überblicke von *Mahler*/*Mulsow*, Einleitung (2014); *de Boer*, Unerwartete Absichten (2016), 79–146.

61 Vgl. für die zeitgenössischen Kontexte etwa *Schneidmüller*, Außenblicke (2001), 316–318.

62 Vgl. *Skottki*, Medieval Western Perceptions (2011), 113.

63 Diese These wäre ausdrücklich weiter zu überprüfen. Vgl. zu Toynbee die Beiträge in *McIntire*/*Perry* (Hrsg.), Toynbee Reappraisals (1989); *Sumberg*, Toynbee (1947); *Lang*, Globalization (2011); *Osterhammel*, Höherer Wahnsinn (1998).

64 Vgl. zu „challenge and response" *Toynbee*, Study of History, Bd. 1 (1934), 271–298 und Bd. 2 (1934) passim; „heroic age" bei *Toynbee*, Study of History, Bd. 8 (1954). Beispiele für *challenge and response* in Southerns Werk hier im Folgenden, das Konzept des *heroic age* im Untertitel von *Southern*, Scholastic Humanism (2001), Bd. 2 („The Heroic Age").

Toynbee übrigens explizit von rassistischen Geschichtskonzeptionen absetzte.[65] Toynbee hatte eine ‚westliche Zivilisation' aber mit Verweis auf das Christentum am Übergang zum Christentum in der Spätantike angesetzt,[66] während Southern den Grenzstein in das Hochmittelalter versetzte. Dass er Toynbees Vorstellung von ‚Zivilisationen' und deren Wachstum und Entwicklungspfaden adaptierte, bewirkte aber eine konzeptuell verankerte Tendenz zur Teleologie und Essentialisierung.

Southern machte seine Anleihen bei dieser Perspektive freilich kaum je direkt deutlich. Sie sind erst zu erkennen, wenn man der erzählerischen Logik hinter seinen Darstellungen nachgeht. Das erste Kapitel von ‚Making of the Middle Ages' scheint so zunächst nur einen geographischen Horizont abzustecken, wobei die Fokussierung auf Westeuropa sachlich begründet wird. Folgt man der Diskussion, die quasi die verschiedenen Regionen Europas Revue passieren lässt, so tritt ganz allmählich als roter Faden hervor, dass Southern Ungleichzeitigkeiten und unterschiedlichen Umgang mit Herausforderungen als entscheidende Konstituenten Westeuropas fasst.[67] Zunächst werden etwa Unterschiede zwischen Westeuropa und dem östlichen Teils des Kontinents erklärt, die einerseits sprachlich, andererseits durch Ungleichzeitigkeiten politischer Entwicklungen voneinander unterschieden werden. Während sich die Westeuropäer beispielsweise mit den Kreuzzügen für die religiöse Sache zusammentaten – und zur Überraschung der Franzosen sogar exotische Schotten in unzivilisierter Aufmachung auftauchen, um das Kreuz zu nehmen – blieben die Deutschen dem Kreuzzug wegen ihres Konflikts mit dem Papsttum fern.[68] Im Folgenden sei es zu einem weiteren „misfiring of German leadership in Europe" gekommen, das Southern als keineswegs selbstverständlich, aber doch unabweisbar darstellt. Southern betont zunächst, dass der Bedeutungsverlust der Deutschen kein Anzeichen für eine „backwardness of German civilization" sei.[69] Er entwickelt sogar ein langes Lob des ostfränkisch-deutschen Reichs während der Ottonenzeit, das deutlich hörbare Echos der deutschen Nationalgeschichte des 19. Jahrhunderts transportiert.[70] Doch dieses Szenario wird nur aufgebaut, um im nächsten Atemzug konterkariert zu werden: Das römisch-deutsche Reich hatte mit dem Tod Ottos I. zwar einen Zenit erreicht, so Southern, konnte diesen aber nicht halten, während die westeuropäischen Reiche zu dieser Zeit eben erst eine ‚Erneuerung' („renovation") begannen, in deren Verlauf der Westen den Osten überholte.[71]

65 Toynbee argumentierte gegen eine Verwendung des Konzepts Rasse als Erklärungsfaktor, vgl. Toynbee, Study of History, Bd. 1 (1934), 207–249. Vgl. aber zu Toynbees problematischer Stellung zum historischen Judentum mit Verweisen *Schweitzer*, Toynbee and Jewish History (1989).

66 Vgl. zu Toynbees religiösen Positionen etwa *McIntire*, Toynbee's Philosophy of History (1989).

67 Vgl. zur Rolle der Sprache *Southern*, Making (1953), 16 f.

68 *Southern*, Making (1953), 18 f.

69 *Southern*, Making (1953), 20.

70 *Southern*, Making (1953), 19.

71 Siehe *Southern*, Making (1953), 20.

Diese Begründung für die ‚Fehlzündung' deutscher Führung innerhalb Europas mag auch andere historiographische Wurzeln haben, lässt sich hier aber vor allem als Adaptation der von Toynbee entwickelten Theorie zivilisatorischer Entwicklungen durch *challenge and response* lesen. Auf den nächsten Seiten wird die Erzählung von der aufsteigenden, jungen Zivilisation Westeuropas dann mit einer Abgrenzung entlang einer Nord-Süd-Achse vervollständigt. Unterschiede zwischen Südwesteuropa und dem ‚eigentlichen' Westeuropa werden dabei auf Unterschiede im Bildungsstand bezogen: Anhand einer einzelnen Quelle, dem Totenrotel des 1051 verstorbenen spanischen Grafen Wifred von Cerdaña,[72] stellt Southern dar, dass die Sprache des Südens ‚archaisch' und ‚antik' war, da man im Mittelmeerraum noch auf die antike Bildungstradition zurückgreifen konnte. Der Norden sei dagegen von Innovativität, Freiheit und Experimentierfreude geprägt gewesen.[73] Während also für Südeuropa Stagnation aufgrund mangelnder Herausforderung zu verzeichnen war, bereitete das Fehlen alter Strukturen in Westeuropa den Weg für Neuerungen.

Anstelle einer expliziten theoretischen Rahmung – etwa einem Verweis auf Toynbee oder andere Ansätze, die man in den Fuß- und Endnoten vergeblich sucht – illustrierte Southern seine Auffassung von einem zivilisatorischen Aufstieg Westeuropas zu Ende seiner Einleitung dann mit einer für ihn typischen Geste: Er ließ die Zeitgenossen sprechen und untermauerte die Geltung seiner Aussagen zum europäischen Hochmittelalter direkt aus den mittelalterlichen Quellen – und damit, wie man bemerken muss, auch aus deren christlichem Geschichtsverständnis. Wie Southern formulierte, wurde die ‚geheime Revolution des Hochmittelalters' nämlich schon von den Zeitgenossen selbst beobachtet, etwa vom Dichter Chrétien de Troyes (um 1190). Chrétien bediente sich in einer berühmten Geschichtsdeutung in der Eingangspassage seines *Cligès* jedoch der bekannten religiösen Figur der *translatio imperii*. Chrétien schreibt (in Southerns Übersetzung):

> Our books have informed us that the pre-eminence in chivalry and learning once belonged to Greece. Then chivalry passed to Rome, together with that highest learning which now has come to France. God grant that it may be cherished here, that the honour which has taken refuge with

72 Vgl. *Southern*, Making (1953), 21 f.

73 *Southern*, Making (1953), 23 f.: „Wherever he went in the South, the messenger acquired an addition to his roll couched in the heavy diction of an archaic style, generally in prose but sometimes in ponderous hexameters, replete with hard and book-learned words, impressively sonorous. (...) No amount of circumlocution in English can do justice to the heavy roll of the Latin periods, expressive of the antique dignity of the South. But no sooner did the messenger come within reach of Poitiers than a different kind of composition prevails, and persists with remarkable consistency throughout the North. The characteristics of this style are its ease and naturalness of language, a light, and sometimes frivolous playing with ideas. The writers treat the messenger's theme with a sometimes callous freedom. There is an atmosphere of literary competition which replaces the solemnity of the South. (...) the compositions of the North reflect the freedom and lightness which are two of the most prominent characteristics of the civilization which was slowly emerging in the eleventh century."

> us may never depart from France. God had awarded it as another's share, but of Greeks and Romans no more is heard; their fame is passed, and their glowing ash is dead.[74]

Dieser Verweis auf die hochmittelalterliche Theorie einer gottgewollten und daher unaufhaltsamen *translatio imperii* von einem Reich zum anderen findet dann auf den folgenden Seiten von ‚Making of the Middle Ages' ein deutliches Echo in der gerade diskutierten Schilderung des westeuropäischen ‚Überholmanövers' gegenüber dem stagnierenden Reich und dem archaisch-antiken Südeuropa. Diese Argumentation erklärt mögliche Unterschiede zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte Westeuropas letztlich nicht, sondern extrapoliert „characteristics of the civilization" aus vereinzelten Quellen.[75] Southerns Formulierungen zeigen dabei recht deutlich seine unterliegende Zeitpolitik: Die neue westeuropäische Zivilisation grenzt einen mit ihr verknüpften Raum der entwicklungsgeschichtlichen Beschleunigung ab. Im Gegensatz zum archaisch geprägten Süd- und dem stagnierenden Mittel- und Osteuropa habe Westeuropa einen erneuernden Fortschritt erlebt, der die westeuropäische Zivilisation in einen Status der Ungleichzeitigkeit gegenüber dem restlichen Europa versetzte.

Wie Kristin Skottki aufzeigt, treten ähnliche Motive und narrative Strategien auch in Southerns Darstellung des Islam auf. Auf der Basis einer Vorlesungsreihe an der Harvard University 1961 (die Southern kurze Zeit später offenbar erfolglos abzuwerben versuchte), veröffentlichte Southern 1962 den Band ‚Western Views of Islam'. Er legte damit nach der 1958 erschienen Studie von Norman Daniel eines der ersten Bücher überhaupt über dieses Thema vor.[76] Doch anders als Daniel stellte Southern auch hier einen identitätsstiftenden Kontrast zwischen lateinisch-christlichem Abendland und islamisch geprägter Welt her. Tatsächlich definierte Southern den Islam – wie schon knapp in ‚Making of the Middle Ages'[77] – als ‚Problem' für die christlichen Autoren. Dies spiegelt nicht nur Southerns explizit auf die christliche Wahrnehmung des Islam verknappte Perspektive, sondern erlaubte ihm auch, eine Fortschrittsgeschichte zu schreiben, die wiederum den Einfluss der Toynbee'schen *challenge and response*-Theorie zeigt:[78] Wiewohl die christlichen Autoren das ‚Problem' einer konkurrierenden Religion Southern zufolge nicht ‚lösen' konnten, habe die Beschäftigung mit diesem Problem doch ihr Wissen verbessert und ihre Argumentationsfähigkeit geschärft, so dass die Toleranz anstieg. Die Geschichte dieses Fortschritts durch Herausforderung beschrieb Southern in den drei großen Abschnitten seines Buches, das nach einem ‚Zeitalter der Ignoranz' (700–1140) im Hochmittelalter ein ‚Jahrhundert der Vernunft und Hoffnung' (1140–1290) ansetzt und für das Spätmittelalter sogar von

74 Hier nach *Southern*, Making (1953), 14.
75 *Southern*, Making (1953), 24.
76 *Daniel*, Islam and the West (1958). Vgl. dazu *Skottki*, Medieval Western Perceptions (2011), 115–120.
77 *Southern*, Making (1953), 36.
78 Tatsächlich argumentiert *Toynbee*, A Study of History, Bd. 2 (1934), 360–369 sogar recht ähnlich.

einem ‚Moment der Vision' (1290–1460) spricht.[79] Wie Skottki beobachtet, nutzte Southern den Islam letztlich sogar nur als Chiffre, die weitere Gegenwartsbezüge erlaubte. Denn Southern rückte die christlich-islamischen Beziehungen des Mittelalters einleitend in die Nähe der ideologischen Konfrontation zwischen westlichem Kapitalismus und Sowjetkommunismus in seiner Gegenwart. Diese System-Konfrontation dürfte im Jahr 1961 – dem Jahr der Vorlesungen Southerns in Harvard und des Berliner Mauerbaus – von brennender Aktualität gewesen sein.[80]

Die zeitgenössische Rezeption des Buches zeigt gleichzeitig auf, dass auch andere Sichtweisen denkbar gewesen wären. Hauptsächlicher Kritikpunkt der Rezensionen war, dass Southerns Darstellung des Islam nicht genügend Abstand von den christlichen Polemiken gewann.[81] Wie etwa John Wansbrough (1928–2002) konstatierte, ein dem Leitungsgremium der Londoner *School of Oriental and African Studies* angehörender Spezialist für die islamische Welt, lag darin aber auch eine verpasste Chance für eine stärker vergleichende Geschichte.[82] Southern schrieb in Aufnahme der Meistererzählung des ‚Goldenen Zeitalters des Islam', dass der Islam bereits früh eine quasimoderne, relativ säkulare Kultur entfaltet habe, die eine Hochphase der Wissenschaft hervorbrachte und auf das Erbe der Antike zurückzuführen sei.[83] Die christliche Welt stellte Southern dagegen als zunächst tief religiös geprägt und rückständig dar – aber nur, um dann wiederum einen ‚Aufstieg' des Westens und eine zunehmende Rationalisierung nachzuzeichnen, mit der die christliche Welt die islamische letztlich ‚überholte'. Wie Wansbrough hervorhob, vertat Southern damit aber auch eine wichtige Chance, die sehr weitreichenden Gemeinsamkeiten der vormodernen christlichen und islamischen Welt herauszustellen, die er in seiner Rezension auch skizzenhaft andeutete:

> When one considers the role of the ‚ulama' in Muslim society, the slow painful growth of Islamic jurisprudence compounded of genuinely Muslim as well as Hellenistic elements, the persistent strain of puritanism in Islam which frequently and for long periods became the basis of political power (...) and finally, that system of land tenure outside the great urban centres which in so

79 Vgl. *Southern*, Western Views (1962), 1–14.

80 *Skottki*, Medieval Western Perceptions (2011), 113 f.

81 Vgl. die deutlich missbilligende Bemerkung „Mr. Southern might have dissociated himself more clearly from some of the opinions he cites" in *Daniel*, Rez. von: *Southern*, Western Views (1964), 580. Vgl. dazu schon *Skottki*, Medieval Western Perceptions (2011), 112 Anm. 26.

82 *Wansbrough*, Rez. von: *Southern*, Western Views (1962).

83 *Southern*, Western Views (1962), 13, nennt den Begriff ‚Golden Age' in leicht anderem Zusammenhang. Zur Historisierung dieser Erzählung *Dziri*/*Güneş* (Hrsg.), Niedergangsthesen (2020). Vgl. als Einschätzung von *Wansbrough*, Rez. von: *Southern*, Western Views (1963), 660: „[Christendom] is described as agrarian, feudal, and monastic, celibate, sacerdotal, and hierarchical, while Islamic society is urban, courtly, and cosmopolitan, sensual, lay, and egalitarian (...). In setting out these views, Professor Southern appears to be ranging himself on the side of his authorities, who were the founders of the medieval and traditional Western image of Islam."

> many respects resembled the feudal structure of medieval European society, one is struck not so much with the differences between Islam and Christendom as with their similarities.[84]

Erst fünfzehn Jahre später, also 1978, sollte Southern diese Diagnose auch an prominenterer Stelle gemacht werden: Wie unten knapp zu diskutieren sein wird, widmete sich auch Edward Said in seiner bahnbrechenden Studie zum ‚Orientalism' Southerns *Western Views*.[85] Festzuhalten wäre hier aber zunächst, dass als Kontext für Southerns asymmetrische Darstellung des Islam einerseits eine mangelnde Distanz zu den christlichen Quellen erscheint. Andererseits neigte Southern dazu, größere theoretische Entwürfe zu formulieren, die er aber nicht etwa als Ableitungen der Theorie Toynbees oder anderer Stichwortgeber auswies, sondern mit selektiv ausgewählten Quellen illustrierte. Wiewohl Southern christliche Heilsgeschichte und christliche Polemik gegen den Islam dabei nicht völlig unkritisch nachschrieb, darf man wohl durchaus eine gewisse Überlappung von ‚Weltgeschichte und Heilsgeschehen' in seinem Werk diagnostizieren – wie sie 1953, also im Publikationsjahr von ‚Making of the Middle Ages', auch Karl Löwith (1897–1973) mit seiner gleichnamigen Studie zu den Beziehungen zwischen Geschichtsphilosophie und religiösen Geschichtsdeutungen aufwies.[86]

4 Zwischen Individuum und Institution. Southerns Darstellung von Religiosität zwischen Struktur- und Ideengeschichte

Dieser Eindruck wirft die Frage nach der religiösen Haltung Southerns auf – und in Bezug auf seine historiographischen Konstruktionen fragt sich ausdrücklich, wie und ob Southern denn eigentlich den Ablauf historischer Prozesse und das quasiheilsgeschichtliche Wirken ‚gestaltender Kräfte' genauer erklärte. Obwohl sich diese Thematik hier nur anreißen lässt, legt in dieser Frage Southerns Umgang mit dem Thema der Religion beziehungsweise der Kirchen- und Christentumsgeschichte einige interessante Vermutungen nahe. Denn auf diesem Feld musste sich Southerns Mittelalterdeutung zu mehreren historischen Meistererzählungen der Zeit positionieren – einerseits zu den strukturgeschichtlichen Erklärungen der häufig marxistisch beeinfluss-

84 Vgl. *Wansbrough*, Rez. von: *Southern*, Western Views (1963), 660.

85 Vgl. etwa *Southern*, Western Views (1962), 7: „The West struggled through a long period of relative stagnation to achieve in the later Middle Ages a social and economic momentum which continued for centuries; Islam achieved power, wealth and maturity almost at a bound, and never again equaled the fecundity of its earliest achievements."

86 Vgl. *Löwith*, Weltgeschichte (2004).

ten Wirtschaftsgeschichte, andererseits aber auch zu mehreren neuen Meistererzählungen der katholisch beeinflussten Kirchen-, Ordens- und Rechtsgeschichte.

Innerhalb der katholischen Gelehrsamkeit hatten sich seit 1900 zunehmend Strömungen durchgesetzt, die sich von den Geschichtsdeutungen der Neoscholastik des späten 19. Jahrhunderts absetzten. Die Frühscholastik war längst auch innerhalb der katholischen Theologie- und Philosophiegeschichte in den Blick geraten, und seit etwa 1900 konstruierten verschiedene katholische Gelehrte zunehmend eher progressivistische Geschichtsbilder.[87] Wohl als Reaktion auf die Erfolge der nationalhistorischen Schulen der Rechts- und Verfassungsgeschichte betonten katholische Gelehrte nun die Rechtssetzung und bürokratische Organisationsform der lateinischen Kirche, also quasi deren ‚Modernität'. Der katholische Historiker Augustin Fliche (1884–1951) schilderte den Reformpapst Gregor VII. (1085) in ‚La Réforme Grégorienne' (1924–1937) so nicht mehr nur als kämpferischen Papst, sondern als Initiator einer großangelegten Reorganisation der Kirche, welche die Blüte der Hochscholastik erst möglich machte.[88] Zur Zeit von Southerns Studienabschluss (1932) hatten zudem der französische katholische Rechtshistoriker Paul Fournier (1853–1935) und sein Schüler Gabriel Le Bras (1891–1970) eine umfangreiche Studie zum Kirchenrecht seit dem Frühmittelalter abgeschlossen, die dieses Bild einer von oben gesteuerten Verrechtlichung der Kirche vertiefte.[89]

Einige der wichtigsten Impulse für Southern kamen jedoch aus einer anderen Richtung, nämlich von der Ordensforschung, die sich vor allem durch Impulse von den Angehörigen der im langen 12. Jahrhundert gegründeten Orden belebte, etwa durch den belgischen Ordenshistoriker Jean Leclercq (OSB, 1911–1993)[90] oder den in Cambridge forschenden David Knowles (OSB, 1896–1974).[91] Einen weiteren Impuls für den jungen Southern könnte die 1931 erschienene, viel gelesene und besprochene Studie des reformierten Theologen Karl Barth (1886–1968) zum frühscholastischen Theologen Anselm von Canterbury (OSB, † 1109) gegeben haben.[92] Jedenfalls entwickelte Southern eine langfristige Faszination für die rationalistische Argumentationen und intensiv gepflegte Freundschaften Anselms von Canterbury. Ihm sollte er im Laufe seines Lebens mehrere

87 Vgl. knapp *Arnold*, Geschichte des Modernismus (2007); *Arnold* (Hrsg.), Nach dem Antimodernismus (2013); *Paul*, Neo–Scholastic Philosophers (2018); *Mettepenningen*, Nouvelle Theologie (2010); *Kirwan*, Avant-Garde Theological Generation (2018).

88 *Fliche*, La Reforme Grégorienne, 3 Bde. (1924–1937). Vgl. zur Einordnung *Miller*, The Crisis (2009).

89 Vgl. *Fournier*/*Le Bras*, Histoire (1931–1932) sowie zur Einordnung *Rolker* (Hrsg.), New Discourses (2019), darin bes. *Austin*, New Narratives (2019) und *Rolker*, Fournier's Narrative (2019); ebd., 4 f. die Einordnung der Entstehung dieses Narrativs bereits in die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts.

90 Vgl. zu Leclercq *Watkins*, Leclercq, Jean (2010), 2454 f.; *Penco*, Dom Jean Leclercq (2003).

91 Zu Knowles vgl. *Brooke*, David Knowles (1976), 438–477; *Brooke* u. a. (Hrsg.), David Knowles Remembered (1991); *Bellenger*/*Johnson* (Hrsg.), Keeping the Rule (2014). *Cantor*, Inventing (1991), 352 f. weist auf eine frühe kritische Rezension Southerns zu Knowles hin, die aber thematischem Einfluss nicht entgegengestanden haben muss.

92 *Barth*, Anselm (1931). Die englische Übersetzung *Barth*, Anselm (1960) erschien freilich erst wesentlich später.

Monographien und kleinere Studien widmen.[93] Unbedingt zu erwähnen ist in diesem Kontext auch, dass der anglikanisch erzogene Southern nach einer langen Phase des Skeptizismus und des Desinteresses an der Kirche und an religiösen Fragen im Verlauf seiner frühen Jahre als Forscher in Oxford, also gleichzeitig mit seiner zunehmenden Fokussierung auf die religiöse Ideenwelt des Hochmittelalters, eine Re-Konversion zum Christentum erlebte. Er verstand sich – wie er selbst angab, auch aufgrund der Einflüsse der mittelalterlichen christlichen Texte, mit denen er sich befasste – ab 1937 wieder als überzeugter Christ und blieb im Verlauf seines Lebens offenbar auch aktives Mitglied der anglikanischen Gemeinde.[94]

Vor diesem Hintergrund erscheint umso interessanter, wie sich Southern in Fragen der Kirchen- und Religionsgeschichte positionierte. Tatsächlich zeichnen sich in seinen beiden Überblicksdarstellungen von 1953 und 1970 zwei miteinander verknüpfte Strategien des Umgangs mit religiösen Dynamiken ab, die in jeweils unterschiedlichen Akzentuierungen vorgetragen werden. Erstens und grundlegend scheint Southern häufig die Strategie zu verfolgen, die Ergebnisse der neueren Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gegen die katholische Kirchengeschichte auszuspielen. Dieses Vorgehen kleidete er aber in sein typisches, kleinteilig-exemplarisches Vorgehen – er brach die großen Erzählungen, die bislang die Ebene von Staaten und Kirchen behandelten, auf lokale soziale Netzwerke herunter und machte sie durch Bezug auf beispielhafte Individuen anschaulich. In der Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Amtskirche folgte ‚Making of the Middle Ages' etwa über weite Strecken dem etablierten Narrativ eines Kampfes zwischen Papsttum und weltlichen Herrschern, wie es auch in der britischen Geschichtsschreibung mit ihrem traditionell protestantischen Hintergrund gängig war.[95] Southern handelte im entsprechenden Kapitel also zunächst über das Papsttum und die Kirchenreform des Hochmittelalters, wobei die dramatischen Ereignisse um Gregor VII. und die Zustände vor und nach dessen Reformen zur Sprache kamen.[96] Doch unterlief Southern dabei sehr deutlich die Tendenz der katholischen Darstellungen seit 1900, das Reformpapsttum als dynamisch und innovativ darzustellen – denn die Reformpäpste erscheinen bei ihm zwar als Neuerer, dabei aber als religiös (allzu) radikal. Diese Deutung machte Southern an einer neuen Perspektive fest, die nicht mehr die Kämpfe der Herrscher, sondern vielmehr die Bedürfnisse des mittleren und niederen Adels fokussierte: Zur Erklärung der Kirchenreform bot Southern eine differenzierte Diskussion des Ämterkaufs, den er – in sehr zutreffender Beobachtung – als typische Strategie dynastischer

93 Vgl. vor allem *Southern*, Saint Anselm and his Biographer (1963); *Southern*, Saint Anselm (1990). *Murray*, Richard William Southern (2003), 424, weist darauf hin, dass Southern nach seinem Studienabschluss als erstes Werk ursprünglich eine Edition der Briefe Anselms plante, die jedoch bereits von Dom Anselm Schmitt (OSB) begonnen worden war.

94 Vgl. *Murray*, Richard William Southern (2003), 426 und 437 f.

95 Wie oben bemerkt, weist *Murray*, Richard William Southern (2003), 425 und 430 auf *Tout*, Empire and Papacy (1898) als übliches Lehrwerk hin.

96 Vgl. *Southern*, Making (1953), 134–153.

Interessenkonsolidierung von lokalen Baronen ansah. Die von den Reformern als Simonie inkriminierte Verquickung geistlicher und weltlicher Ämter stellte Southern daher nicht kategorisch als Missbrauch, sondern eher als historisch gewachsen und zudem als allzu menschlich dar.

Southern widerstand also erfolgreich einer bis heute in der Geschichtswissenschaft bestehenden Versuchung, die ‚Reformen' der Kirchenreformbewegung unkritisch als Korrekturen eines vorherigen ‚Verfalls' zu lesen.[97] Allerdings gewann er seine beobachtende Distanz nicht etwa aus einer Diskussion des Reformbegriffs oder intensiven Quellenstudien, sondern anscheinend eher aus einer Orientierung an der Gegenwart der anglikanischen Kirche beziehungsweise der jüngeren Vergangenheit. So leitet Southern seine Diskussion der Problematik des adeligen Patronatsrechts über Kirchen im 11. Jahrhundert, bevor er es an Beispielen spanischer Adelsfamilien erläutert, umstandslos mit einer Szene aus Jane Austens Roman ‚Mansfield Park' (1814) ein: Dort grämte sich der Landadelige Sir Thomas Bertram, dass sein ältester Sohn durch sein Leben als Dandy in London zu viele Schulden gemacht hatte und er selbst daher nun gezwungen war, sein Patronatsrecht an der Pfarrkirche, mit dem er eigentlich seinen jüngeren Sohn Edward hätte versorgen wollen, an einen Fremden zu verkaufen.[98] Southern kennzeichnete damit die weltliche Vergabe von Kirchenämtern auch als Teil einer englischen Vergangenheit, die ganz offensichtlich positiv aufgeladen war. Indem Southern europäische Adelsfamilien in den Vordergrund stellte, konkretisierte er also sozialhistorische Zugriffe und vermied die ausgetretenen Pfade der alten Nationalgeschichte mit ihrer Betonung der Herrscher und Päpste – aber untergrub auch die von der katholischen Forschung postulierte Bedeutung der Dynamik und Innovativität des Papsttums.

Doch Southern integrierte auch eine viel positivere Sicht auf das mittelalterliche Christentum, vor allem in seiner relativ ausführlichen Darstellung des Mönchtums beziehungsweise Religiosentums.[99] Progressive katholische Historiker wie Leclercq und Knowles hatten das Hochmittelalter bereits als Phase der Innovativität und Kreativität des benediktinischen Mönchtums ausgewiesen und teils auch explizit die soziologischen Theoriebildungen der Zeit rezipiert.[100] Auch Southern beschrieb das hochmittelalterliche Mönchtum aus einer sozialhistorisch akzentuierten Perspektive, die es als Teil eines Gewebes lokaler sozialer Bindungen darstellte, etwa im Umfeld einzelner Klöstern, die als gemeinsame Zentren von Baronen und ihren Vasallen wirkten.[101] Doch

97 Vgl. dazu bereits *Engen*, The Crisis of Coenobitism (1986); *Vanderputten* (Hrsg.), Rethinking Reform (2023).

98 *Southern*, Making (1953), 124 f.

99 Vgl. zum Mönchtum *Southern*, Making (1953), 154–69 und die breite Darstellung in *Southern*, Western Society (1970), 214–299.

100 So *Leclercq*, L'amour des lettres (1957); vgl. etwa auch *Knowles*, From Pachomius to Ignatius (1966), 16.

101 *Southern*, Making (1953), 156–158.

schrieb er den hochmittelalterlichen Reformorden und vor allem den Zisterziensern dieselben, eher allzu radikalen Motivationen zu wie der päpstlichen Kirchenreform und machte sich (ganz anders als etwa Knowles) die Sache der eng mit dem Lokaladel affiliierten Cluniazenser und Reformbenediktiner zu eigen.[102] Seine Deutung war dabei besonders geeignet, das hochmittelalterliche Mönchtum gegenüber einem protestantischen Lesepublikum zu rehabilitieren:[103] Southern beobachtete etwa, dass die lateinische devotionale Literatur, die seit dem Spätmittelalter wichtige Anstöße für die neuzeitliche Laienfrömmigkeit geben sollte, zu überwältigenden Teilen aus der monastischen Tradition stammte und den Laien oft durch monastische Akteure vermittelt wurde.[104] Er illustrierte diese Argumentation mit dem Hinweis auf die Frömmigkeit der von Laien genutzten Stundenbücher des Spätmittelalters – sie seien „short, simple, full of emotional tenderness", und damit eigentlich ein Gegenbild zur „extreme elaboration of corporate services" innerhalb des Mönchtums.[105] Southern bot somit eine letztlich zweigeteilte Darstellung mittelalterlicher kirchlicher Institutionen an: Auf der einen Seite stand die als proto-katholisch beschriebene Amtskirche, die sich in ihre radikalen Ideen verrannte, auf der anderen Seite das nur nominell ins Kloster zurückgezogene, de facto aber in die Lebenswelt der Laien eingebundene Mönchtum als Vorbild proto-protestantischer Frömmigkeit.[106]

Ein knapper Blick auf Southerns Darstellung der gelehrten Wissenstraditionen („tradition of thought") in ‚Making of the Middle Ages' zeigt ebenfalls deutliche Einflüsse konfessioneller Perspektiven: Auch im Bereich der Gelehrten- und Wissenschaftsgeschichte, dem Southern auf den Spuren von Haskins breiten Raum gab,[107] zeigt sich zunächst eine latente Abwertung der katholisch besetzten mittelalterlichen Denktradition der Scholastik. Wie andere protestantische Historiker vor ihm nahm Southern die Scholastikkritik der Humanisten auf und markierte besonders die spätmittelalterliche Scholastik als verknöcherte, allzu trockene Tradition.[108] Wie die neuere katholische Forschung setzte er diesem negativen Urteil dann eine positive Darstellung der Frühscholastik und der intellektuellen Aufbruchsstimmung des Hochmittelalters entgegen. Doch anders als die katholischen Gelehrten verortete Southern die gestaltenden Impulse der mittelalterlichen Gelehrtenkulturen noch säuberlich jenseits der Institutionen – etwa

102 *Southern*, Making (1953), 166–168.

103 *Southern*, Making (1953), 158–165.

104 *Southern*, Making (1953), 158 f.

105 *Southern*, Making (1953), 159.

106 Ähnlich ist auch später argumentiert worden, vgl. etwa *Köpf*, Wurzeln (2008) zur Rezeption Bernhards von Clairvaux in der Reformationszeit.

107 Vgl. neben dem thematischen Kapitel 4 („The Tradition of Thought"), *Southern*, Making (1953), 170–218, auch einleitend und passim Hinweise auf diesen Bereich.

108 Vgl. so immer wieder bestimmte Akzentuierungen in *Southern*, Making (1953) and *Southern*, Western Society (1970); *Southern*, Medieval Humanism (1970). Wie etwa *Barlow*, Rez. von: *Southern*, Western Society / *Southern*, Medieval Humanism (1971), 420, notiert, ist dabei eine gewisse Ambiguität spürbar, da Southern zwischendurch etwa Thomas von Aquin als ‚Humanisten' zu retten versucht.

jenseits der kirchlich getragenen und organisierten Schulen und Universitäten des lateinischen Christentums.

Nach seiner Schilderung veränderte sich die Wissensvermittlung des Hochmittelalters zwar wiederum nach dem Muster von *challenge and response.*[109] Die Kathedralschulen trugen aber allenfalls passiv zu dieser Transformation bei. Sie stellten nur Räume und Ressourcen (wie etwa Bibliotheken), mit deren Hilfe sich dann die aus der Gesellschaft kommenden Innovationen entfalten und wirken konnten. So heißt es:

> The impulse which raised some of them [i. e. cathedral schools] to heights of scholarly repute came from a larger world than that of ecclesiastical routine. It came from the intellectual restlessness, the desire to know more than the needs of daily life required or than local schoolmasters provided, which seems to strike us as a new factor in the general life of Western Europe as we turn from the tenth to the eleventh century. (...) They [the schools] drew to themselves activities which they did not create, and which no amount of legislating could have created within them.[110]

Wie diese Passage zeigt, verfolgte Southern teils eine Strategie, die seine Betonung sozialer Netzwerke und individueller Lebenswelten in eine bestimmte Richtung akzentuiert: Er postulierte übergreifende ‚Impulse' gesellschaftlicher Veränderung, die er als ‚neue Faktoren' der Zeit sah, etwa eine neue ‚intellektuelle Rastlosigkeit' und einen ‚Wissensdurst'. Dieser Geist ließ Individuen auf Reisen gehen, wehte so quasi durch die Institutionen und trug Innovationen in sie hinein. Die von Southern aus dem Handeln von Individuen hypostasierten Impulse werden dann zwar den Gelehrten der Frühscholastik als sozialer Trägergruppe zugesprochen. Doch wird die Kausalität historischer Entwicklung von institutionellen Prozessen abgetrennt.

Schon in ‚Making of the Middle Ages' erweist sich Southerns Darstellung des christlichen Lebens somit trotz deutlicher Bekenntnisse zur Rolle sozialer Kontexte wiederum als Spielart der Ideengeschichte: Southern bezog sich zwar in seiner typischen, erzählerisch geschickten Darstellung von Individuen auf soziale Verhältnisse und auf wirtschaftliche Interessen. Gerade auf diese Weise unterlief er die Deutungen der katholischen Kirchengeschichte. Doch betonte er andererseits Impulse und Ideen als eigentliche ‚gestaltende Kräfte' gesellschaftlicher Veränderungen und grenzte sich so deutlich von den strukturgeschichtlichen, teils marxistisch grundierten Traditionen wie der Schule der *Annales* ab. Dieses Manöver doppelter Grenzarbeiten in zwei Richtungen[111] eröffnete ihm insbesondere für religionsgeschichtliche Deutungen neue Handlungsspielräume: Southern akzentuierte mittelalterliche Religiosität sehr deutlich als schätzenswerte ‚gestaltende Kraft' der europäischen Geschichte, und konnte die profilierte Religiosität des Hochmittelalters so – anders als etwa Haskins – produk-

109 *Southern*, Making (1953), 163 und 177–208.

110 *Southern*, Making (1953), 186–188.

111 Vgl. zum Konzept der Grenzarbeiten *Gieryn*, Boundary-Work (1983) und *Rexroth*/*Mulsow* (Hrsg.), Praktiken (2014).

tiv integrieren. Insgesamt löste er bestimmte Individuen und Ideen einfach konzeptuell und narrativ aus der kirchlichen Hierarchie heraus und spielte sie gegen sie aus.[112]

5 Von ‚gestaltenden Kräften' zum ‚mittelalterlichen Humanismus': Erklärungsmechanismen und Narrative zwischen Ideengeschichte und Modernisierungstheorie

Während bislang vor allem Southerns Rezeption des Paradigmas der Zivilisationstheorie diskutiert wurde, kann eine weitere knappe Auseinandersetzung noch fragen, welche Veränderungen sich in Southerns späteren Werken auffinden lassen. Denn in zwei programmatischen Texten von 1970, seinem zweiten Überblickswerk ‚Western Society and the Church' und seinem programmatischen Aufsatz ‚Medieval Humanism', verfeinerte Southern die konzeptuelle Fassung seiner Hochmittelalterdeutung noch und rezipierte dabei wiederum bestimmte Theorieanstöße.[113]

In ‚Western Society and the Church', das als Überblicksdarstellung innerhalb einer Reihe zur Kirchengeschichte erschien, musste sich Southern zunächst etwas expliziter zur Rolle der Kirche während der mittelalterlichen Jahrhunderte insgesamt äußern – und sich so auch zur Frage der Modernisierung der Kirche positionieren, die während der 1960er Jahre im Kontext des II. Vatikanischen Konzils die katholische Welt stark umgetrieben hatte.[114] Southern ging dabei teilweise mit jüngeren, progressiven Deutungen mit: Während katholische Historiker wie Fliche und Fournier auf den Spuren des älteren Narrativs vom christlichen Abendland eine wesentliche Formung der europäischen Gesellschaft durch die Kirche postuliert hatten, stellte Southern im Einleitungsteil von ‚Western Society and the Church' umgekehrt die Kirche als historisch geformte Institution dar, die sich immer wieder gesellschaftlichen Ein-

112 Aus deutscher Perspektive drängt sich hier unweigerlich der Vergleich zur innovativen religionsgeschichtlichen Positionierung des nur wenig älteren deutschen Mediävisten Herbert Grundmann (1902–1970) auf. Grundmann schloss nicht nur deutlicher an Konzepte der Geistesgeschichte an, wie etwa in seiner Dissertation sichtbar wird (vgl. *Grundmann*, Studien zu Joachim von Fiore (1927), 192). Er fühlte sich bekanntlich 1956/57 von den marxistischen Geschichtsauffassungen seiner ostdeutschen Kollegen noch provoziert, ideengeschichtliche Dynamiken gegenüber sozialhistorischen Deutungen weiter zu betonen, vgl. *Grundmann*, Ursprung (1978, ursprünglich 1957). Darin zeigt sich eine ideologische Dynamik des Antimarxismus, die in gewissem Umfang auch bei Southern wirksam gewesen sein dürfte. Vgl. zu Grundmanns Forschungen aktuell die Beiträge in *Deane*/*Lester*, Between Orders and Heresy (2022).

113 *Southern*, Western Society (1970); *Southern*, Medieval Humanism (1970).

114 Vgl. den Überblick bei *Kreutzer*/*Wassilowsky* (Hrsg.), Zweite Vatikanische Konzil (2014).

flüssen angepasst hatte.[115] Wie ein Rezensent bemerkt, war diese Akzentuierung letztlich das Anliegen des gesamten Werks.[116] Damit nahm Southern Anregungen der aktuelleren katholischen Forschung auf, genauso wie er bereits in ‚Making of the Middle Ages' Vertreter der progressiven *nouvelle théologie* wie den Kirchenhistoriker Marie-Dominique Chenu (1895–1990) zitiert hatte.[117] Doch Southern positionierte sich auch und vor allem als überkonfessionell agierender Historiker, indem er die Wirkmächtigkeit historischer ‚Kräfte' akzentuierte.[118]

Die lokalen sozialen und politischen Kontexte, die ihn in ‚Making of the Middle Ages' noch zur Diskussion der Lebenswelt lokaler Adeliger veranlasst hatten, ließ Southern nun aber stärker hinter einer neuen theoretischen Rahmung verschwinden: Da der Band eine kirchengeschichtliche Reihe bediente und die Sphären der Wirtschaft und der Geopolitik sowieso knapp halten konnte, fasste Southern entsprechende Entwicklungen auf knappstem Raum zusammen und erklärte schlicht, dass die Hauptentwicklung („the main development") des europäischen Hochmittelalters ein starkes ‚Wachstum' und die ‚Expansion' in wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Belangen gewesen sei.[119] Wiewohl Southern wiederum die schwache Basis seiner Annahmen zugab und damit sein Problembewusstsein akzentuierte, beschrieb er nun einen europäischen zivilisatorischen ‚Vorsprung', den er – wie oben zitiert – als ‚Entwicklung' fasste. Dazu passten als neue kontrastierende Folie die ‚Entwicklungsländer', also die um 1970 frisch entkolonisierten neuen Staaten Afrikas und Asiens, unter denen zahlreiche ehemalige britische Kolonien waren, die nun aber zumeist als ‚rückständig' gesehen wurden.[120] Wie bereits zitiert fand Southern 1970, dass sie aktuell teils diejenige Entwicklung durchmachten, die Europa schon im Hochmittelalter begonnen hatte.[121]

115 Southern, Western Society (1970), bes. 15 f.

116 Vgl. *Hays*, Rez. von *Southern*, Western Society, 556.

117 Vgl. *Southern*, Making (1953), 250.

118 Das Konzept ‚wirkender Kräfte', die aus historischer Perspektive rekonstruiert werden können, wird dabei wiederum akzentuiert, vgl. etwa *Southern*, Western Society (1970), 15: „it is important to appreciate the forces which confined and directed the development of the church, for ecclesiastical history is often written as if these forces did not exist, or existed only to be overcome."

119 *Southern*, Western Society (1970), 34.

120 Dazu klassisch etwa die Überlegungen von Stuart Hall, vgl. dazu bei *Winter*, Die Differenz leben (2012), 134–136.

121 Vgl. die charakteristisch vorsichtige Formulierung bei *Southern*, Western Society, 34: „The expansion of Europe had begun in earnest. (...) At present we understand very little of the causes of rapid change on this scale, but it is possible that the most important factor was a great acceleration in economic development in the late eleventh and early twelfth centuries. Intermittent growth had probably been going on for several centuries, but by the end of the eleventh century, this growth had changed its character: From being uncertain and easily reversible it became rapid, ubiquitous, and for a time apparently limitless. That moment of self-generating expansion, for which economists now look so anxiously in under-developed countries, came to western Europe in the late eleventh century."

Wiewohl Southern hier seine theoretischen Ideengeber unter den *economists* wiederum nicht nennt, verweist seine Beschreibung eines ‚Moments der selbsttragenden Expansion' auf die Theorie eines Take-off von Industrialisierungsprozessen, und damit wohl auf das 1960 publizierte Stufenmodell wirtschaftlicher Modernisierung des amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlers Walt Rostow.[122] Sein ‚Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto' ist ein klassischer Entwurf der amerikanischen Modernisierungs- und Entwicklungstheorie.[123] Rostow konstruierte darin ein Modell der Standardentwicklung von der ‚traditionalen Gesellschaft' zur kapitalistischen Moderne nach dem Vorbild der britischen Industrialisierung des 18. und 19. Jahrhunderts.

Dass Southern es wagte, entsprechende Entwicklungstendenzen vom zentralen Prozess der Industrialisierung abzukoppeln und ins Hochmittelalter vorzuverlegen, zeigt zunächst seine typische Interpretationsfreude. Es grenzt aber (gerade aus den Perspektiven der Neuzeitgeschichte und der Wirtschaftsgeschichte) auch an mediävistischen Größenwahn. Tatsächlich muss man wohl Southerns Verständnis von Ideengeschichte einbeziehen, um seine kühne These vom Wirtschaftswachstum als großem Motor hochmittelalterlicher Entwicklung einzuordnen: Für Southern enthielten Dynamiken wie die Professionalisierung der Tuchherstellung im hochmittelalterlichen Flandern mutmaßlich bereits dieselbe Idee wie die industrielle Produktion von Konsumgütern im 19. Jahrhundert. Dass zwischen diesen Dynamiken noch eine massive Verschiebung von Größenordnungen stand, hätte er vielleicht gar nicht geleugnet. Seine Strategie, auf entsprechende wirtschaftswissenschaftliche Theoriebildung nur anzuspielen und Rostow eben nicht direkt zu nennen, illustriert zudem, dass er wohl keinen direkten Dialog mit der Wirtschaftswissenschaft anstrebte. Seine wiederum ‚stille' Theorieanleihe diente im Gegenteil immer noch der Grenzsteinversetzung der ‚relevanten' Geschichte ins Hochmittelalter und wollte mutmaßlich vorrangig die Identität und Relevanz seines Faches der Mittelaltergeschichte innerhalb einer zunehmend auf Gegenwartsprobleme orientierten Geistes- und Sozialwissenschaft stärken. Dass Southern dabei völlig *en passant* den scheinbar ‚unterentwickelten' ehemaligen Kolonien die Geschichte und Zivilisation absprach und sie in den historischen ‚Warteraum' der noch nicht modernen, dem mittelalterlichen Europa vergleichbaren Gesellschaften verwies, merkte er offenbar kaum.[124] Er stand damit gerade um 1970 wohl auch nicht allein, denn der Vergleich nicht-westlicher mit nicht-modernen oder ‚traditionalen' Gesellschaften findet sich auch anderswo als Baustein der Selbstreflexionen der sich nun als ‚modern' verstehenden westlichen Gesellschaften.[125] Ebenfalls 1970 postulierte etwa in den USA der nur wenig ältere Haskins-Schüler Joseph Strayer (1904–1987) ähnliche Entwicklungsunter-

122 *Rostow*, Stages of Economic Growth (1960).

123 Vgl. *Southern*, Western Society (1970), zum Kontext der Modernisierungstheorien *Knöbl*, Spielräume (2001), 25–220.

124 Die Metapher des Warteraums nach *Chakrabarty*, Provincializing Europe (2000).

125 Vgl. als Beispiel etwa den einleitenden Kontrast der modernen westlichen (amerikanischen) Welt mit der vormodern-statischen ‚Südsee' in *Berger*, Heretical Imperative (1979), 1.

schiede für den Spezialbereich der Formierung eines modernen, säkularen Staats. Auch er legte dessen Anfänge auf den Spuren der vorausgehenden Historiographie ins Hochmittelalter.[126] Wie Strayer ebenso beiläufig wie Southern argumentierte, hätten andere Kulturen die hochmittelalterliche Trennung von Staat und Religion nicht vollzogen und damit den Entwicklungspfad zur Moderne quasi zu spät betreten.[127] Die Differenz zwischen christlich-westlichen und anderen, hier konkret islamischen Gesellschaften wurde also auch hier verzeitlicht, womit diese Kulturen als tendenziell rückständig eingestuft wurden. Wie die oben besprochene Rezension von Wansbrough zu Southern zeigt, war dieses Narrativ in den 1960er Jahren wohl noch nicht alternativlos. Es etablierte sich dann aber gerade in den Sozialwissenschaften.[128]

Doch beließ Southern es keineswegs bei seiner stillen Rezeption von Modernisierungstheorie. Im Gegenteil bemühte er sich als guter Historiker auf dem Höhepunkt seiner Karriere, ein etwas klareres Erklärungsmodell für die großen Transformationen zu geben, die er im Hochmittelalter ablaufen sah: Sein 1970 publizierter, aber bereits auf Vorträge der 1960er zurückgehender programmatischer Essay ‚Medieval Humanism' suchte erstmals, die prägenden Ideen hinter den von Southern so häufig postulierten ‚Kräften' definitorisch zu beschreiben, und so seine Vorstellung einer bestimmbaren Entwicklungstendenz des hochmittelalterlichen Westeuropa auf explizite Grundlagen zu stellen. Wiederum nach typischen Gesten der Vorsicht und der Problematisierung[129] führt Southern in seinem Aufsatz aus, dass die hochmittelalterliche Gesellschaft insgesamt von einer Hinwendung zu bestimmten Werten geprägt gewesen sei, die man als ‚humanistisch' bezeichnen könne. Wie er an Einzelbeispielen erläuterte, steigerte sich in Europa mit dem Hochmittelalter die Wertschätzung der Würde des Menschen („dignity of man"), die Wertschätzung der Natur („dignity of nature") und das Vertrauen in die Intelligibilität der Welt, also die Zugänglichkeit des gesamten Universums für den menschlichen Verstand („human reason").[130] Damit bekräftigte Southern letztlich seine These einer wahrnehmbaren hochmittelalterlichen Transformation Westeuropas durch bestimmte neue, langfristig wirksam werdende Ideen. Diese Ideen erscheinen dabei keineswegs als bloße Entlehnungen aus vorhandenen Theorieangeboten, haben aber doch starke Bezüge zu bestimmten Theorien gesellschaftlicher Modernisierung, vor allem aufgrund der Zentralität der Konzepte der Rationalisierung und der Verwissenschaftlichung des Umgangs mit der Natur.

126 Vgl. *Strayer*, Origins (1970) sowie ähnlich den einflussreichen, ursprünglich 1967 erschienenen Aufsatz von *Böckenförde*, Entstehung (1991).

127 Vgl. *Strayer*, Origins (1970), 22–24 und 105. Zur aktuellen Revision entsprechender Ansätze vgl. ausführlich *Wohlrab-Sahr*/*Kleine*, Historicizing Secularity (2021).

128 Vgl. zu Wansbrough oben bei Anm. 82 und 83. Das Narrativ eines ‚verpassten Entwicklungspfades' aufgrund fehlender Entstehung eines säkularen Staates in der islamischen Welt weiterhin bei *Black*, Islam (2008); *Pollack*, Religion (2016), 141–144; vgl. anders *Wohlrab-Sahr*/*Kleine*, Historicizing Secularity (2021); *Yavari*, History of Secularity (2019).

129 Vgl. die Überlegungen zu -ismen zu Beginn, *Southern*, Medieval Humanism (1970b), 29.

130 Vgl. *Southern*, Medieval Humanism (1970), 31–33.

Allerdings enthält Southerns Version einer Modernisierungsgeschichte des Mittelalters wiederum starke religions- und konfessionspolitische Subtexte. Die von seinem Konzept des *medieval humanism* aufgerufenen Werte lassen sich so zunächst – wie schon der Begriff des ‚Humanismus' – mit dem ideologischen Programm einer säkularen Moderne verknüpfen. Doch zeigen Southerns erläuternde Beispiele zu den drei Konzepten der *dignity of man, dignity of human nature* und *human reason*, die großenteils diffizile Punkte mittelalterlicher christlicher Theologie behandeln, dass seine Vorstellungen eines mittelalterlichen ‚Humanismus' sich genausogut mit christlichen Standpunkten verknüpfen ließen. Tatsächlich hatte die katholisch akzentuierte Geschichtsschreibung den Humanismus längst ebenfalls vereinnahmt, teils – wie im Falle des Southern wiederum fast gleichaltrigen, viel gelesenen österreichischen Historikers Friedrich Heer (1916–1983) – explizit in überkonfessionellen Lesarten.[131] Ohne dies genauer verfolgen zu können, lässt sich auch vermuten, dass Southerns Überlegungen sich mit progressiven anglikanischen Positionen der 1950er und 1960er Jahre gedeckt haben dürften. Gerade als Reflexion des spezifischen Milieus der Oxforder Universität, an der profilierte anglikanische, anglo-katholische und skeptische Perspektiven aufeinandertrafen, lässt sich Southerns vorsichtige Definition eines *medieval humanism* wohl als bewusst überkonfessionelle Re-Imagination der vorher stark als katholisch wahrgenommenen hochmittelalterlichen Denktraditionen lesen.

Auch diese Faktoren dürften zum großen Erfolg der Bücher Southerns beigetragen haben: Protestantische Leser und Leserinnen konnten sich in ihnen allenthalben wiederfinden, ohne aber mit aufdringlicher Frömmigkeit belästigt zu werden. Progressive katholische Rezipienten bekamen ebenfalls zahlreiche Brücken gebaut, und für ein indifferentes oder säkulares Publikum rief Southerns ‚modernes' Mittelalter der wissensdurstigen Gelehrten, der Entdeckungsreisen, der Brieffreundschaften und Individualität sowie der weiblichen Teilhabe zahlreiche Bezüge zur Gegenwart auf. Es verwundert also nicht, dass diese neue Meistererzählung in den folgenden Jahrzehnten zahlreiche Anhänger in Kulturen und Regionen fand, die sich zunehmend selbst als ‚westlich' verstanden. Tatsächlich gelang es Southern über seine Rezeption zivilisations- und modernisierungstheoretischer Versatzstücke und über seine Aufwertung der Religion, wichtige Elemente der beiden großen Meistererzählungen der Neuzeit vom Mittelalter zu vereinen: Gegenüber der Aufklärung positionierte Southern das Mittelalter nicht als Gegenbild, sondern als Ursprungszeit, da es für ihn Schauplatz eines Aufstiegs der Wissenschaft und sogar der Naturwissenschaft, des systematisierenden Denkens und der Individualisierung war. Doch betonte er auch Elemente, die den Mittelalterbildern der (christlichen) Romantik entstammten, etwa die sozialen Bindungen und lokale Vergemeinschaftung sowie die Bejahung von Religiosität als positiv wirkender gesellschaftlicher Kraft.

131 Vgl. *Heer*, Dritte Kraft (1960). In Übersetzung erschien z. B. *ders.*, Medieval World (1962) und *ders.*, Intellectual History (1966).

6 Nachspiele: Mittelalterbilder innerhalb und außerhalb der Mediävistik

Doch der lang anhaltende Erfolg dieser Mittelalterdeutung sollte schließlich an ein Ende gelangen. Fragt man abschließend nach der Rezeption Southerns, so muss man zunächst verzeichnen, dass Southerns Bild des Hochmittelalters in der Mediävistik zwar recht allmählich in Kritik geriet, was sicher auch mit Southerns langer Lebenszeit und Schulenbildung zu tun hat.[132] In mehreren Debatten gerieten Southerns Deutungen dann aber unter starken Beschuss. Wiewohl hier kein Raum bleibt, die Entwicklung dieser heute großenteils weiterentwickelten und ausdifferenzierten Diskussionen nachzuvollziehen, können zumindest einige zentrale Wendungen knapp festgehalten werden.

Die Auseinandersetzung mit den großen Entwürfen Southerns erfolgte im Verlauf der 1980er, 1990er und 2000er Jahre innerhalb eines eher kleinteiligen Rahmens in ganz verschiedenen Diskussionssträngen auf mehreren Forschungsfeldern, was die zwischenzeitliche Spezialisierung der Forschung spiegelt. Kritik an Southern kam zunächst aus Fachkreisen, die ihm fern standen – und offene, schärfer formulierte Kritik lässt sich fast nur bei Edward Said (1935–2003) finden. Said statuierte allerdings in seiner paradigmenstürzenden Studie ‚Orientalism' von 1978 an der Oxforder Koryphäe Southern ein zentrales Exempel: Viel schärfer als die vorherigen Rezensenten spießte er auf, dass Southern die hochgradig polemische, abwertende mittelalterliche christliche Auseinandersetzung mit dem Islam einfach als gelehrte Übung sah, die christliche Autoren auf den Weg zu moderner Wissenschaftlichkeit und Aufgeklärtheit geführt habe. Wie Said mit einigem Sarkasmus festhielt, illustrierten die den Fortschritt des Westens betonenden Schlusspassagen von Southerns Werk daher vor allem, dass die westlichen Wissenschaftler die Polemik und Ignoranz mittelalterlicher christlicher Autoren gar nicht erkannten und daher weiterschrieben:

> The best part of Southern's analysis, here and elsewhere in his brief history of Western views of Islam, is his demonstration that it is finally Western ignorance which becomes more refined and complex, not some body of positive Western knowledge which increases in size and accuracy. For fictions have their own logic and their own dialectic of growth and decline.[133]

132 Eine (sicher unvollständige) Liste von Schülern und Schülerinnen mit den Namen Robert Bartlett, Valerie J. Flint, Margaret Gibson, Maurice Keen, Malcolm Lambert, Colin Morris und Alexander Murray in *Nelson*, European History (2007), 84. *Murray*, Richard William Southern (2003), 413–444, erwähnt weiterhin die Mitarbeit von Lesley Smith und Benedicta Ward an Southerns ‚Scholastic Humanism'. Weitere Namen in der Festschrift *Davis*/*Wallace-Hadrill* (Hrsg.), Writing of History (1981). Vgl. auch die Beobachtungen von *Cantor*, Inventing (1991), 359–370, in dessen Schilderungen die nordamerikanischen Besucher und Besucherinnen deutlicher hervortreten.

133 *Said*, Orientalism (1979), 62. Vgl. zu Kritik und Weiterentwicklung der Thesen Saids etwa die Zwischenbilanz *Osterhammel*, Said und die ‚Orientalismus'-Debatte (1997); *Macfie* (Hrsg.), Orientalism (2019).

Eher indirekt blieb dagegen die in den späteren 1980er und 1990er Jahren geäußerte Kritik der in Cambridge tätigen Mittelalterhistorikerin Anna Sapir Abulafia (*1952), die sich der christlichen Wahrnehmung der Juden im Hochmittelalter widmete.[134] Ihre Argumentation macht vor allem deutlich, dass Southerns Konzept eines mittelalterlichen Humanismus einer naheliegenden Prüfung nicht standhielt: Interpretiert man die von Southern diagnostizierten Tendenzen einer neuen Hochschätzung der Würde des Menschen und einer neuen Zugänglichkeit des Universums für menschliche Rationalität in einem modernen Sinn, so würde man erwarten, dass die Hochschätzung gemeinsamen vernunftbegabten Menschseins eine Basis für christlich-jüdische Verständigung gewesen wäre. Wie Abulafia vorführte, resultierte die zunehmende Konzeptionalisierung des Christentums als intelligibler Vernunftreligion aber meist darin, den Gegnern des Christentums diese Vernunft abzusprechen.[135] Diverse gelehrte Autoren des Hochmittelalters – und gerade einige Schüler des von Southern als Rationalisten gefeierten Anselm von Canterbury – sahen Juden gerade nicht als den Christen gleichwertige Menschen an, sondern beschrieben sie qua ihres Judentums und Widerstandes gegen die christlichen Überzeugungen als schlechtere, quasi tierhafte Kreaturen oder unvollständige Menschen. Die Kritik an Southern zielt somit wiederum auf seine Fokussierung auf das Christentum und christliche Positionen. Tatsächlich drängt sich die Frage auf, inwiefern Southern diesen Effekt durch seine mutmaßlich bewusst überkonfessionell gehaltene Perspektive verstärkte: Seine das Mittelalter an die Gegenwart annähernden Formulierungen machen häufig die tiefgreifende christliche Prägung der Quellenbefunde quasi unsichtbar. Dass Southern die asymmetrischen Hegemonievorstellungen des mittelalterlichen Christentums mit rationalitätsbasierter Modernität und Innovativität Westeuropas zusammendachte, führte eben auch dazu, dass mittelalterliche Konzepte der Überlegenheit des Christentums als Religion in eine Vorstellung der Überlegenheit des modernen Westens als Kultur einflossen.

Auch im engeren institutionellen Umkreis Southerns wurden jedoch deutliche Wendungen vollzogen. Etwa gleichzeitig mit den Arbeiten Abulafias zum Judentum formulierte vor allem Robert I. Moore, der im Oxford der 1960er Jahre studiert hatte und offensichtlich auch von Southern beeinflusst wurde, eine radikal gewendete Variante der Meistererzählung zum europäischen Hochmittelalter: Seine Studie zur ‚Entstehung einer Verfolgungsgesellschaft' im Hochmittelalter (‚Formation of a Persecuting Society') von 1987 fokussierte ebenfalls das Hochmittelalter als Zeit großer Transformationen, bot aber sozusagen eine ‚dunkle' Variante der Erzählung vom Aufstieg des Westens an.[136] Moore verteidigte zwar die Idee, dass Europa seit dem Hochmittelalter einen ge-

134 Vgl. insgesamt die differenzierte Auseinandersetzung in *Abulafia*, Christians and Jews (1995). Für die vorausgehenden Arbeiten seit 1989 vgl. *Abulafia*, Christians and Jews (1998), Aufsätze IX bis XVI. Eine knappe und auf Southern direkt bezogene Diskussion des Problems in *Abulafia*, Twelfth-Century Humanism (1996).

135 Vgl. *Abulafia*, Twelfth-Century Humanism (1996).

136 *Moore*, Formation (^{2}2007).

genüber dem Rest der Welt abweichenden Entwicklungspfad eingeschlagen habe, und beschrieb diese Transformation 2000 ausführlich als ‚First European Revolution'.[137] Doch für den ursprünglich über Häresie forschenden Moore war die seit dem Hochmittelalter ausgeprägte Modernität des Westens eine dunkle Modernität, die eine zunehmend systematisch aufgezogene rechtliche Verfolgung von Andersdenkenden wie Häretikern, Juden und Leprösen hervorbrachte und damit sogar auf die Verbrechen totalitärer Regime im 20. Jahrhundert und den Holocaust vorauswies.[138] Wiewohl diese Erzählung mittlerweile selbst als zu monolithisch kritisiert worden ist, markiert sie einen wichtigen Punkt der Abkehr von Southerns optimistischer, affirmativer Hochmittelalter-Deutung.

Weiter in diese Richtung ging auch der Southern-Schüler Robert Bartlett: In einer wiederum sehr ansprechenden und viel gelesenen Überblicksdarstellung griff Bartlett das Thema der hochmittelalterlichen europäischen Expansion auf und beschrieb sie als ‚Geburt Europas aus dem Geiste der Gewalt' (1993, englisch ‚The Making of Europe. Conquest, Colonization, and Cultural Change, 950–1300').[139] Mit der Beschreibung gewaltsamer Expansion widmete sich Bartlett einem Thema, das Southern in ‚Making of the Middle Ages' noch selbst behandelt hatte, in ‚Western Society and the Church' aber nur noch streifte, da er dort (wie oben beschrieben) die Bedeutung des Wirtschaftswachstums als Expansionsfaktor privilegierte.[140] Doch wie neben Bartlett auch andere zeigten, war es kein harmloses, quasi akteurloses Wirtschaftswachstum, das Dinge in Europa in Bewegung setzte, sondern der Zusammenbruch älterer politischer Ordnungsstrukturen seit circa 900, der massiven Konflikten, Konkurrenzen und militärischen Eroberungs- und Durchdringungsbewegungen einer stark wachsenden Aristokratie Raum machte.[141] Die diversen Expansionsbewegungen innerhalb Europas und des Mittelmeerraums erscheinen heute entsprechend nicht mehr als Ausdruck kultureller Überlegenheit oder höherer Rationalität Europas, sondern als Episode innerer und äußerer Eroberung und Kolonisierung, die vorrangig auf rabiaten Extraktionsregimes beruhte.[142]

Doch diese Reorientierungen fanden vor allem innerhalb der Mediävistik statt. In anderen Fächern wurde dagegen zwar Southerns Werk, nicht aber die spät und disparat formulierte Kritik an ihm rezipiert. Den größten Beitrag zum Nachleben der Southern'schen Thesen leistet heute daher vermutlich ein rechtswissenschaftliches Lehrbuch, das

137 *Moore*, First European Revolution (2000).

138 Vgl. *Moore*, Formation (^{2}2007).

139 *Bartlett*, Making of Europe (1993); übersetzt als *Bartlett*, Geburt Europas (1998).

140 Vgl. die knappe, aber deutliche Betonung der Rolle der Gewalt in *Southern*, Western Society (1970), 35.

141 Vgl. etwa auch *Bisson*, Crisis (2009), *Wickham*, Medieval Europe (2016), 141–169 sowie zur Debatte um die *feudal revolution* im Überblick *Patzold*, Kontroverse (2023).

142 Vgl. neben *Bartlett*, Making (1993) z. B. auch *Borgolte*, Welten (2022), 302–307 oder *Johns*, Arabic Administration (2002).

bestimmte Aspekte seiner Hochmittelalterdarstellung in eine rechtshistorischen Variante der Meistererzählung vom Aufstieg des modernen Westens seit dem Hochmittelalter einbettete: Im Jahr 1983 und damit ebenfalls noch vor der vollen Kraftentfaltung der postkolonialen Theorie und der kulturwissenschaftlichen Wende legte der amerikanische Rechtsphilosoph Harold J. Berman (1918–2006), ein wenig jüngerer Zeitgenosse Southerns, eine höchst erfolgreiche Überblicksdarstellung zum Ursprung des modernen Rechts vor. Sein ‚Law and Revolution: The Formation of the Western Legal Tradition' erreichte in den juristischen und sozialwissenschaftlichen Fakultäten der 1980er, 1990er und 2000er Jahre offenbar eine ähnlich große Bedeutung als Lehrbuch wie Southerns ‚Making of the Middle Ages' sie ehemals in den historischen Fakultäten hatte.[143] Inhaltlich amalgamiert das Werk freilich ähnlich wie Southerns ‚Making of the Middle Ages' eine Reihe unterschiedlicher älterer Erzählungen, deren Gewicht auf dem Hochmittelalter liegt.

Als Gesamtrahmen adaptierte Berman die Revolutionstheorie Eugen Rosenstock-Huessys (1888–1973), auf deren Basis er eine Reihe von großen Revolutionen der Geschichte annimmt.[144] Als Grundlegung europäischer Rechtskultur wird dann eine „päpstliche Revolution des Rechts" durch Gregor VII. als eine Top-down-Reorganisation der Kirche und des Kirchenrechts geschildert. Interessanterweise nennt der stark protestantisch geprägte Berman dabei zwar eine lange Reihe historischer, rechtshistorischer und kirchenhistorischer Autoritäten,[145] nicht aber diejenigen Arbeiten, die seine These von der päpstlichen Revolution am stärksten präfigurieren, nämlich die Forschungen der katholischen Gelehrten Augustin Fliche und Paul Fournier.[146] Stattdessen werden diejenigen Aussagen der Forschung zusammengestellt, die Bermans Ansichten stützen. Wie dies oben für Southern vermutet wurde, scheint Berman sich also letztlich auf diverse Forschungen zu stützen, die ihrerseits auf die vorausgehende katholische Meistererzählung vom ‚Aufstieg des christlichen Abendlands' im 13. Jahrhundert reagieren; auch seine Erzählung ist eine Metaerzählung zu den Forschungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In der spezialisierten Forschung zur hochmittelalterlichen Kirche und zum Kirchenrecht ist Bermans Meistererzählung auch eher kritisch aufgenommen worden.[147] Doch dürfte seine Deutung des Hochmittelalters als Ursprungszeit der modernen Rechtsordnung und politischen Trennung von Staat und Kirche heute in den Rechts- und Sozialwissenschaften die wichtigste und bekannteste Mittelalterdeutung

143 *Berman*, Law and Revolution (1983).

144 Vgl. zu ihm etwa *Leutzsch*, Geschichte der Globalisierung (2009).

145 Vgl. die lange Auseinandersetzung bei *Berman*, Law and Revolution (1983), 574–578, die neben Richard Southern unter anderem Gerd Tellenbach, David Knowles, Walter Ullmann, Yves Congar, Marc Bloch, Charles Homer Haskins, Joseph Strayer, Heinrich Mitteis und Peter Brown erwähnt.

146 Vgl. zu ihnen oben Anm. 88 und 89. Zu Bermans religiöser Prägung vgl. *Witte*, Christian Jurisprudence (2019).

147 Vgl. zur mediävistischen Rezeption und Debatte die Übersichten in *Schieffer*, Papal Revolution (1998); *Austin*, New Narratives (2019).

sein. Vereinzelte historische Studien – die meist auf viel höherem Spezialisierungsniveau argumentieren – kommen gegen die Präsenz seines Werks kaum an.

7 Schlussüberlegungen

Obwohl zu einer ausführlichen Würdigung Southerns und seines Werks hier nur Vorarbeiten geleistet werden konnten, darf man doch vermuten, dass einer ihrer zentralen Eindrücke wohl der einer großen Ambivalenz wäre. Wie hier im Vordergrund stand, illustrieren Southerns Arbeiten eine Reihe großer und schwerwiegender Probleme der Mediävistik des 20. Jahrhunderts. Dennoch ist wohl immer wieder deutlich geworden, dass Southern schon aufgrund seiner Aufgeschlossenheit für verschiedene Themenbereiche und seines Experimentierwillens auch als Impulsgeber der aktuellen kulturwissenschaftlichen Mediävistik gezählt werden muss. Drei Eindrücke und mögliche Folgefragen, die sich aus der historisierenden Lektüre seiner Werke für die Mediävistik der Gegenwart ergeben haben, können abschließend zusammengefasst werden.

Eher überraschend, aber für das Verständnis seiner Arbeiten hochgradig relevant erscheint erstens die hier aufgestellte These, dass der für seine Quellennähe bekannte Southern zentrale Teile seiner Deutungen und Erzählungen wohl gerade nicht aus den Quellen gewann, sondern – für die als theoriefern bekannte britische Mittelalterforschung durchaus nicht ganz naheliegend – aus ‚großer Theorie', nämlich aus den universalhistorischen beziehungsweise zivilisationstheoretischen Ansätzen Toynbees, der wirtschaftswissenschaftlichen Modernisierungstheorie Rostows, mutmaßlich auch aus Vorstellungen der gesellschaftlichen Rationalisierung, wie sie im Gefolge der Theoriebildung Max Webers in vielen Varianten zirkulierten. Diese Annahme wäre unbedingt weiter zu differenzieren und zu konkretisieren, wirft aber schon auf der hier gebotenen schmalen Basis interessante Schlaglichter auf die Geschichte der Mittelalterforschung des 20. Jahrhunderts: Wie hier deutlich aufgefallen ist, muss man Southern aufgrund seiner Rückprojektion eines ‚Aufstiegs des modernen Westens' zwar keine rassistischen Umtriebe vorwerfen – die Geschichtstheorie Toynbees wandte sich im Gegenteil ja gegen rassistische Theorien.[148] Doch zeigt sich an Southerns Werk, welch tiefe Spuren die universalhistorischen Entwürfe, großen Sozialtheorien und schließlich Modernisierungstheorien des 20. Jahrhunderts in der Mittelalterforschung hinterließen – und zwar leider häufig, wie auch im Fall Southerns, ohne direkte Zitate und Nennungen, die eine explizite Auseinandersetzung mit diesen Theoriegrundlagen möglich gemacht hätten oder aktueller Forschung signalisieren würden, was sie vor sich hat.

Für die weitere Aufarbeitung des schwierigen Erbes der Mediävistik – und ganz besonders für die Aufarbeitung der Geschichte der mediävistischen Wissens- und Gelehrtengeschichte und der Religionsgeschichte – könnte es daher zweitens von hohem

148 Vgl. oben Anm. 65.

Interesse sein, der Rezeption dieser größeren Theorien einschließlich der Modernisierungstheorien unterschiedlicher nationaler, konfessioneller und disziplinärer Prägung seit der Zwischenkriegszeit noch weiter nachzugehen. Dabei könnte auch die hier vorgetragene Überlegung geprüft werden, dass die hohe Aufmerksamkeit für das Hochmittelalter, die sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts so deutlich abzeichnete, gar nicht unbedingt auf Quellenbefunde zurückgeht, sondern eher als Metadiskurs über die vorausgehende Historiographie verstanden werden muss, die ihrerseits verschiedene national, konfessionell und disziplinär geprägte Alternativen zur großen Meistererzählung der katholischen Gelehrsamkeit vom Aufstieg des christlichen Abendlands im 13. Jahrhundert formulierte. Mit einer solchen Aufarbeitung könnte sich auch eine weitere Klärung unseres Umgangs mit Prozesstheorien verbinden, wie sie aktuell in der Soziologie gefordert worden ist.[149]

Der Erfolg und die große Wirkung Southerns können drittens aber auch als Illustration der Tatsache verstanden werden, dass die interdisziplinäre Rezeption mediävistischer Forschungen wohl nur da erfolgreich sein kann, wo Anstrengungen unternommen werden, sich anderen Disziplinen wie der Rechtswissenschaft oder Soziologie überhaupt verständlich zu machen. Denn dies kann fast nur durch Bemühungen in Richtung einer gemeinsamen Theoriesprache geschehen. Southerns eigene Arbeit ist für diese Tatsache ein genauso interessantes wie ambivalentes Beispiel: Die Rezeption seiner Mittelalterdarstellung beim Rechtshistoriker Berman und beim Soziologen Pollack scheint etwa ganz wesentlich darauf zu beruhen, dass diese Autoren, die selbst stark am Thema der Modernisierung interessiert sind, die Bezüge Southerns auf die Modernisierungstheorie sozusagen wiedererkennen. Berman zitiert etwa just diejenige Passage Southerns, in dem Southern selbst sich auf die Take-off-Theorie Rostows beruft, um den Beginn europäischer Modernisierungsprozesse ins 11. Jahrhundert zu datieren. Pollack bezieht sich ausdrücklich auf Southern, da er die „Ursprünge der Moderne“ ins Hochmittelalter datiert.[150] Southerns Bemühungen um eine anschlussfähige Darstellung des Mittelalters funktionierten also sozusagen. Als Problem erweist sich aus heutiger Sicht eher, dass Southern dabei seine eigenen Theoriegeber nicht nannte. Doch dank der mittlerweile stärker inter- und transdisziplinär aufgestellten Forschung wäre es aktuell wohl um ein Vielfaches leichter, eigene theoretische Kontexte mitzureflektieren.

Tatsächlich wird man am Ende sogar formulieren können, dass der Erfolg der kühnen Deutungen Southerns zwar gravierende Probleme verschleierte, die wir heute weiter aufarbeiten sollten. Doch verschaffte Southern der Mittelalterforschung seiner Zeit interdisziplinäre Beachtung, und wohl sogar gesteigerte Anerkennung bei einem breiteren Publikum.[151] Wiewohl wir heute mit ganz anderen Produktions- und Rezeptionsbedingungen für die Mittelalterforschung zu tun haben als in der Mitte des

149 Vgl. *Knöbl*, Soziologie (2022).

150 Vgl. *Berman*, Law and Revolution (1983), 111; mit Bezug auf Southerns Moderne-Bezug auch *Pollack*, Religion (2016), 117.

151 Vgl. *Depreux* u. a., Relevanz (2021).

20. Jahrhunderts, kann man doch festhalten, dass uns – etwa zum Zweck der Vermittlung unserer Ergebnisse an Nachbardisziplinen – das Mittel der Überblicksdarstellung immer noch zur Verfügung steht. Es wird außerhalb der populärsten Themen der Lehre nur kaum genutzt – mutmaßlich aufgrund der hohen Spezialisierung der Forschung und aufgrund weitgehend fehlender Anreize oder Freiräume, gerade für jüngere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Zwar wird man heute keine neuen großen Erzählungen mehr vorlegen wollen, und auch ein Abarbeiten an Begriff und Erbe der Kategorie ‚Mittelalter' wird eher für Spezialisten relevant bleiben. Doch gäbe es genügend sektorale Themen der Mediävistik, die sowohl für die eigenen Studierenden als auch für bestimmte benachbarte Fächer oder gar breitere Öffentlichkeiten interessant sein könnten. Dass zu solchen Themen aktuell wieder größere Entwürfe vorgelegt werden, erscheint insofern durchaus verheißungsvoll. Sich zunächst noch genauere Rechenschaft über das Erbe der Mediävistik abzulegen, könnte aber sowohl für dieses Vorhaben wie für die interdisziplinäre Verständigung hilfreich sein.

Bibliographie

Anna Sapir Abulafia, Christians and Jews in Dispute. Disputational Literature and the Rise of Anti-Judaism in the West (c. 1000–1150). (Variorum Collected Studies Series) Aldershot u. a. 1998.

Anna Sapir Abulafia, Twelfth-century Humanism and the Jews, in: Ora Limor / Guy G. Stroumsa (Hrsg.), Contra Iudaeos. Ancient and Medieval Polemics Between Christians and Jews. Tübingen 1996, 161–175.

Anna Sapir Abulafia, Christians and Jews in the Twelfth-Century Renaissance. London 1995.

Christine Caldwell Ames, Medieval Religious, Religions, Religion, in: History Compass 10 (2012), 334–352.

Claus Arnold, (Hrsg.), Nach dem Antimodernismus? Über Wege der katholischen Theologie 1918–1958. (Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 32) Ostfildern 2013.

Claus Arnold, Kleine Geschichte des Modernismus. Freiburg (i. Br.) 2007.

John H. Arnold, Responses to the Postmodern Challenge, or, what Might History Become?, in: European History Quarterly 37 (2007), 109–132.

Bill Ashcroft / Gareth Griffiths / Helen Tiffin (Hrsg.), Post-Colonial Studies. The Key Concepts. London ^{2}2009.

Greta Austin, New Narratives for the Gregorian Reform, in: Christof Rolker (Hrsg.), New Discourses in Medieval Canon Law Research. Challenging the Master Narrative. (Medieval Law and its Practice 38) Leiden 2019, 44–57.

Frank Barlow, Rez. von: *Richard W. Southern*, Western Society und *Richard W. Southern*, Medieval Humanism, in: History 56 (1971), 419–422.

Karl Barth, Anselm: Fides Quaerens Intellectum. Anselm's Proof of the Existence of God in the Context of His Theological Scheme. London 1960.

Karl Barth, Fides Quaerens Intellectum. Anselms Beweis der Existenz Gottes im Zusammenhang seines theologischen Programms. (Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus 4.3) München 1931.

Robert J. Bartlett, Introduction, in: *ders*. (Hrsg.), History and Historians. Selected Papers of R. W. Southern. Oxford 2004, 1–10.

Robert J. Bartlett (Hrsg.), History and Historians. Selected Papers of R.W. Southern. Malden 2004.

Robert J. Bartlett, Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt: Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350. München 1998.

Robert J. Bartlett, The Making of Europe. Conquest, Colonization, and Cultural Change, 950–1350. Princeton (NJ) 1993.
Robert J. Bartlett, The Cantorbury Tales, Rez. von: *Norman F. Cantor*, Inventing, online: The New York Review (1992), https://www.nybooks.com/articles/1992/05/14/the-cantorbury-tales/ (Zugriff: 30.09.2023).
Dominic Aidan Bellenger / *Simon P. Johnson* (Hrsg.), Keeping the Rule. David Knowles and the Writing of History. Bath 2014.
Catherine Bennett, Why on Earth is the History Man Being Quite so Hysterical?, online: The Guardian, 04.12.2011. https://www.theguardian.com/commentisfree/2011/dec/04/catherine-bennett-niall-ferguson-libel (Zugriff: 30.09.2023).
Peter L. Berger, The Heretical Imperative. Contemporary Possibilities of Religious Affirmation. New York 1979.
Harold J. Berman, Law and Revolution. The Formation of the Western Legal Tradition. Cambridge (MA) 1983.
Gurminder K. Bhambra, Rethinking Modernity. Postcolonialism and the Sociological Imagination. London 2009.
Thomas N. Bisson, The Crisis of the Twelfth Century. Power, Lordship, and the Origins of European Government. Princeton (NJ) 2009.
Anthony Black, The West and Islam. Religion and Political Thought in World History. Oxford 2008.
Ernst Wolfgang Böckenförde, Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation, in: *ders*. (Hrsg.): Recht, Staat, Freiheit. Studien zur Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte. Frankfurt (Main) 1991, 92–114.
Jan-Hendryk de Boer, Unerwartete Absichten. Genealogie des Reuchlinkonflikts. (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 94) Tübingen 2016.
Alastair Bonnett, The Idea of the West. Culture, Politics, and History. Basingstoke / New York 2004.
Michael Borgolte, Die Welten des Mittelalters. Globalgeschichte eines Jahrtausends. München 2022.
Michael Borgolte, Europa entdeckt seine Vielfalt 1050–1250. (Handbuch der Geschichte Europas 2) Stuttgart 2002.
Michael Borgolte, Sozialgeschichte des Mittelalters. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit. (Historische Zeitschrift Beihefte N. F. 22) München 1996.
Alain Boureau, Richard Southern. A Landscape for a Portrait, in: Past & Present 165 (1999), 218–229.
Christina Brauner, Das ‚globale Mittelalter' und die Gegenwart der Geschichtswissenschaft, in: traverse, 28/2 (2022), 41–62.
Sonja Brentjes, Historiography of the History of Science in Islamicate Societies. Practices, Concepts, Questions. (Variorum Collected Studies Series 1114) London 2023.
Sonja Brentjes / *Alexander Fidora* / *Matthias M. Tischler*, Towards a New Approach to Medieval Cross-Cultural Exchanges, in: Journal of Transcultural Medieval Studies 1:1 (2014), 9–50.
Christopher N. L. Brooke u. a. (Hrsg.), David Knowles Remembered. Cambridge / New York 1991.
Christopher N. L. Brooke, David Knowles. 1896–1974, in: Proceedings of the British Academy 61 (1976), 438–477.
Philippe Büttgen u. a. (Hrsg.), Les Grecs, les Arabes et nous. Enquête sur l'islamophobie savante. Paris 2009.
Norman F. Cantor, Inventing the Middle Ages. The Lives, Works, and Ideas of the Great Medievalists of the Twentieth Century. New York 1991.
Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton (NJ) 2000.
Peter Charanis, Rez. von: *Richard W. Southern*, Making, in: Speculum 29 (1954), 819 f.
Albrecht Classen, (Hrsg.), Handbook of Medieval Studies. Terms, Methods, Trends, 3 Bde. Berlin / New York 2010.

Peter Classen, Die hohen Schulen und die Gesellschaft im 12. Jahrhundert, in: Johannes Fried (Hrsg.), Peter Classen. Studium und Gesellschaft im Mittelalter. (Schriften der MGH 29) Stuttgart 1983, 1–26.
Jeffrey J. Cohen, (Hrsg.), The Postcolonial Middle Ages. New York 2000.
Marcia L. Colish, Haskins's Renaissance Seventy Years Later. Beyond Anti-Burckhardtianism, in: The Haskins Society Journal. Studies in Medieval History 11 (2003), 1–15.
Marcia L. Colish, Medieval Foundations of the Western Intellectual Tradition, 400–1400. Yale 1998.
Marcia L. Colish, Intellectual History, in: John van Engen (Hrsg.), The Past and Future of Medieval Studies. (Notre Dame Conferences in Medieval Studies 4) Notre Dame / London 1994, 190–203.
Ralph Del Colle, Neo-Scholasticism, in: David Fergusson (Hrsg.), The Blackwell Companion to Nineteenth-Century Theology. (Blackwell Companions to Religion) Chichester 2010, 375–394.
Sebastian Conrad, What is Global History? Princeton (NJ) 2016.
Sebastian Conrad / *Shalini Randeria* (Hrsg.), Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt (Main) 2002.
Louise D'Arcens (Hrsg.), The Cambridge Companion to Medievalism. Cambridge 2016.
David D'Avray, Rez. von: *Richard W. Southern*, Scholastic Humanism 1 (1995), online: Reviews in History (1996), https://reviews.history.ac.uk/review/13#comment-0 (Zugriff: 06.02.2023).
Norman Daniel, Islam and the West. The Making of an Image. Edinburgh 1958.
Norman A. Daniel, Rez. von: *Richard W. Southern*, Western Views, in: The English Historical Review 79 (1964), 580–581.
Kathleen Davis, Periodization and Sovereignty. How Ideas of Feudalism and Secularization Govern the Politics of Time. Philadelphia 2008.
Ralph H. C. Davis / *John M. Wallace-Hadrill* (Hrsg.), The Writing of History in the Middle Ages. Essays Presented to Richard William Southern. Oxford 1981.
Jennifer K. Deane / *Anne E. Lester* (Hrsg.), Between Orders and Heresy. Rethinking Medieval Religious Movements. Toronto 2022.
Wim Decock / *Bart Raymaekers* / *Peter Heyrman* (Hrsg.), Neo-Thomism in Action. Law and Society Reshaped by Neo-Scholastic Philosophy, 1880–1960. (KADOC-Studies on Religion, Culture and Society 29) Leuven 2021.
Philippe Depreux u. a., Relevanz der Mediävistik. Das ‚Mittelalter' als Teil unserer Gegenwart, in: Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung 26 (2021), 33–51.
Alan Deyermond (Hrsg.), A Century of British Medieval Studies. Oxford 2007.
Bacem Dziri / *Merdan Güneş* (Hrsg.), Niedergangsthesen auf dem Prüfstand. Narratives of Decline Revisited. (Reihe für Osnabrücker Islamstudien 38) Berlin / New York 2020.
Andrew B.R. Elliott, Medievalism, Politics and Mass Media. Appropriating the Middle Ages in the Twenty-First Century. Cambridge 2017.
John H. van Engen, The Twelfth Century. Reading, Reason, and Revolt in a World of Custom, in: *ders*. / Thomas F. X. Noble (Hrsg.), European Transformations. The Long Twelfth Century. (Notre Dame Conferences in Medieval Studies) Notre Dame (IN) 2012, 17–44.
John H. van Engen, Multiple Options. The World of the Fifteenth-Century Church, in: Church History 77:2 (2008), 257–284.
John H. van Engen (Hrsg.), The Past and Future of Medieval Studies. (Notre Dame Conferences in Medieval Studies 4) Notre Dame (IN) / London 1994.
John H. van Engen, The ‚Crisis of Coenobitism' Reconsidered. Benedictine Monasticism in the Years 1050–1150, in: Speculum 61 (1986), 269–304.
Thomas Ertl (Hrsg.), Europas Aufstieg. Eine Spurensuche im späten Mittelalter. (Globalhistorische Skizzen 23) Wien 2013.
Thomas Ertl, Einleitung, in: *ders*. (Hrsg.), Europas Aufstieg. Eine Spurensuche im späten Mittelalter. (Globalhistorische Skizzen 23) Wien 2013, 9–16.
Johannes Fabian, Time and the Other. How Anthropology Makes its Object. New York 1983.

Wallace K. Ferguson, The Renaissance in Historical Thought. Five Centuries of Interpretation. Boston u. a. 1948.
Niall Ferguson, Der Westen und der Rest der Welt. Die Geschichte vom Wettstreit der Kulturen. Berlin 2012.
Niall Ferguson, Civilization. The West and the Rest. London 2011.
David Fergusson (Hrsg.), The Blackwell Companion to Nineteenth-Century Theology. (Blackwell Companions to Religion) Chichester 2010.
Augustin Fliche, La Réforme Grégorienne, 3 Bde. (Spicilegium Sacrum Lovaniense. Études et documents, 6, 9, 16) Leuven / Paris 1924–1937.
Paul Fournier / Gabriel Le Bras, Histoire des collections canoniques en Occident dépuis les Fausses Décrétales jusqu'au Décret de Gratien, 2 Bde. Paris 1931–1932.
Freedman, Paul / Gabrielle M. Spiegel, Medievalisms Old and New. The Rediscovery of Alterity in North American Medieval Studies, in: American Historical Review 103 (1998), 677–704.
Karl Gabriel / Christel Gärtner / Detlef Pollack (Hrsg.), Umstrittene Säkularisierung. Soziologische und historische Analysen zur Differenzierung von Religion und Politik. Berlin ^{2}2014.
Patrick J. Geary, Multiple Middle Ages – konkurrierende Meistererzählungen und der Wettstreit um die Deutung der Vergangenheit', in: Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007, 107–120.
Patrick J. Geary / Gabor Klaniczay (Hrsg.), Manufacturing Middle Ages. Entangled History of Medievalism in Nineteenth-Century Europe. Leiden 2013.
Thomas F. Gieryn, Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science. Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists, in: American Sociological Review 48:6 (1983), 781–795.
Michael Goebel, Rez. von: *Niall Ferguson*, Der Westen und der Rest, online: H-Soz-Kult, 09.03.2012, http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-17378 (Zugriff: 30.09.2023).
Hans-Werner Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung. Darmstadt 1999.
Jack Goody, Renaissances. The One or the Many? Cambridge 2010.
Philip S. Gorski, The ‚Little Divergence'. The Protestant Reformation and Economic Hegemony in Early Modern Europe, in: William H. Swatos, Jr. / Lutz Kaelber (Hrsg.), The Protestant Ethic Turns 100. Essays on the Centenary of the Weber Thesis. Boulder (CO) / London 2005, 165–190.
Sylvain Gouguenheim, Aristoteles auf dem Mont Saint-Michel. Die griechischen Wurzeln des christlichen Abendlandes. Darmstadt 2013.
Sylvain Gouguenheim, Aristote au Mont-Saint-Michel. Les racines grecques de l'Europe chrétienne. Paris 2008.
Herbert Grundmann, Vom Ursprung der Universität im Mittelalter, in: *ders*. (Hrsg.), Ausgewählte Aufsätze, Bd. 3: Bildung und Sprache. (Schriften der MGH 25:3) Stuttgart 1978, 292–342.
Herbert Grundmann, Religiöse Bewegungen des Mittelalters. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik. (Historische Studien 267) Berlin 1935.
Herbert Grundmann, Studien über Joachim von Fiore. Stuttgart 1927.
Marc Grünewald / Christine Gerwin, Tagungsbericht. Momentum of its Own. Inherent Dynamism in Pre-Modern Societies, online: H-Soz-Kult, 26.05.2020, www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127336 (Zugriff: 30.09.2023).
Anna M. Grzymała-Busse, Sacred Foundations. The Religious and Medieval Roots of the European State. Princeton (NJ) 2023.
Jo Guldi / David Armitage, The History Manifesto. Cambridge 2014.
Sabine A. Haring / Katharina Scherke (Hrsg.), Analyse und Kritik der Modernisierung um 1900 und um 2000. Wien 2000.

Julian Haseldine (Hrsg.), Friendship in Medieval Europe. Stroud 1999.
Charles Homer Haskins, The Renaissance of the Twelfth Century. Harvard 1927.
Dag Nikolaus Hasse, Was ist europäisch? Zur Überwindung kolonialer und romantischer Denkformen. (Was bedeutet das alles? 14061) Ditzingen 2021.
Rhys W. Hays, Rez. von: *Richard W. Southern*, Western Society, in: Church History 42:4 (1973), 556–557.
Friedrich Heer, The Intellectual History of Europe. London 1966.
Friedrich Heer, The Medieval World. Europe, 1100–1350. London 1962.
Friedrich Heer, Die dritte Kraft. Der europäische Humanismus zwischen den Fronten des konfessionellen Zeitalters. Frankfurt (Main) 1960.
Catherine Holmes / Naomi Standen, Introduction. Towards a Global Middle Ages, in: Past and Present Supplement 13 (2018), 1–44.
Ian Hunter, Secularization. The Birth of a Modern Combat Concept, in: Modern Intellectual History 12 (2015), 1–32.
Amy Ingram, Southern, R. W. (Richard William). in: Albrecht Classen (Hrsg.), Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends 3. Berlin / New York 2010, 2653–2655.
Bernhard Jussen, Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa 526–1535. München 2023.
Amy Kaufman / Paul Sturtevant, The Devil's Historians. How Modern Extremists use the Medieval Past. Toronto 2020.
John Kirwan, An Avant-garde Theological Generation. The Nouvelle Théologie and the French Crisis of Modernity. Oxford 2018.
Wolfgang Knöbl, Die Soziologie vor der Geschichte. Zur Kritik der Sozialtheorie. (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2375) Berlin 2022.
Wolfgang Knöbl, Spielräume der Modernisierung. Das Ende der Eindeutigkeit. Weilerswist 2001.
David Knowles, The Religious Orders in England, 2 Bde. Cambridge 1979.
David Knowles, From Pachomius to Ignatius. A Study in the Constitutional History of the Religious Orders. (Sarum Lectures, 1964–1965) Oxford 1966.
David Knowles, The Monastic Order in England. A History of its Development from the Times of St Dunstan to the Fourth Lateran Council 940–1216. Cambridge ^{2}1963.
Catherine König-Pralong / Mario Meliadò / Zornitsa Radeva (Hrsg.), ‚Outsiders' and ‚Forerunners'. Modern Reason and Historiographical Births of Medieval Philosophy. (Lectio. Studies in the Transmission of Texts & Ideas 5) Turnhout 2018.
Ulrich Köpf, Wurzeln reformatorischen Denkens in der monastischen Theologie Bernhards von Clairvaux, in: Athina Lexutt / Volker Mantey / Volkmar Ortmann (Hrsg.), Reformation und Mönchtum. Aspekte eines Verhältnisses über Luther hinaus. Tübingen 2008, 29–56.
Susan R. Kramer / Caroline W. Bynum, Revisiting the Twelfth-Century Individual. The Inner Self and the Christian Community, in: Gert Melville / Markus Schürer (Hrsg.), Das Eigene und das Ganze. Zum Individuellen im mittelalterlichen Religiosentum. (Vita regularis 16) Münster 2002, 57–85.
Ansgar Kreutzer / Günther Wassilowsky (Hrsg.), Das II. Vatikanische Konzil und die Wissenschaft der Theologie. Frankfurt (Main) 2014.
Sebastian Kubon, Der Deutsche Orden auf Pinterest, online: https://www.derdeutscheordenimnetz.de (Zugriff: 30.09.2023).
Ahmet Kuru, Islam, Catholicism, and Religion-State Separation. An Essential or Historical Difference?, in: International Journal of Religion 1 (2020), 91–104.
Michael Lang, Globalization and Global History in Toynbee, in: Journal of World History 22 (2011), 747–783.
Jean Leclercq, L'amour des lettres et le désir de Dieu. Initiation aux auteurs monastiques du Moyen âge. (Initiations au Moyen âge) Paris 1957.
Melve Leidulf, The ‚Revolt of the Medievalists'. Directions in Recent Research on the Twelfth-Century Renaissance, in: Journal of Medieval History 32:3 (2006), 231–252.

Andreas Leutzsch, Geschichte der Globalisierung als globalisierte Geschichte. Die historische Konstruktion der Weltgesellschaft bei Rosenstock-Huessy und Braudel. Frankfurt (Main) 2009.
Karl Leyser, Am Vorabend der ersten europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchszeit. (Schriften des Historischen Kollegs: Dokumentationen 9) München 1994.
Karl Löwith, Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie. Stuttgart 2004.
Niklas Luhmann, Das Recht der Gesellschaft. Frankfurt (Main) 1993.
Niklas Luhmann, Ausdifferenzierung des Rechts. Beiträge zur Rechtssoziologie und Rechtstheorie. Frankfurt (Main) 1981.
David Luscombe, Medieval Thought, in: Alan Deyermond (Hrsg.), A Century of British Medieval Studies. Oxford 2007, 611–630.
A. L. Macfie (Hrsg.), Orientalism. A Reader. Edinburgh 2022.
Ansgar Mahler / Martin Mulsow, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Texte zur Theorie der Ideengeschichte. Stuttgart 2014, 9–49.
John Jeffries Martin, Obscure, Significant Events. R. W. Southern and the Meaning of Scholarship, in: Rethinking History 10 (2006), 297–305.
C. T. McIntire / Marvin Perry (Hrsg.), Toynbee Reappraisals. Toronto 1989.
Jürgen Mettepenningen, Nouvelle Théologie – New Theology. Inheritor of Modernism, Precursor of Vatican II. New York 2010.
Edward Miller, Rez. von: *Richard W. Southern*, Making, in: The English Historical Review 69 (1954), 431–432.
Maureen C. Miller, The Crisis in the Investiture Crisis Narrative, in: History Compass 7 (2009), 1570–1580.
Pankaj Mishra, Watch this Man, online: The London Review of Books 33.21 (2011). https://www.lrb.Co.uk/the-paper/v33/n21/pankaj-mishra/watch-this-man (Zugriff: 30.09.2023).
Michael Mitterauer, Die Entwicklung Europas – ein Sonderweg? Legitimationsideologien und die Diskussion der Wissenschaft. Wien 1999.
Robert I. Moore, The First Great Divergence?, in: Medieval Worlds 1 (2015), 16–24.
Robert I. Moore, Medieval Europe in World History, in Catherine Lansing / Edward D. English (Hrsg.), A Companion to the Medieval World. London 2012, 563–580.
Robert I. Moore, The Formation of a Persecuting Society. Authority and Deviance in Western Europe 950–1250. London ^{2}2007.
Robert I. Moore, The First European Revolution, c. 970–1215. London 2000.
Peter Moraw / Rudolf Schieffer (Hrsg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert. (Vorträge und Forschungen 62) Ostfildern 2005.
Colin Morris, The Discovery of the Individual, 1050–1200. Toronto 1987.
Martin Mulsow / Frank Rexroth (Hrsg.), Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne. (Campus Historische Studien 70) Frankfurt (Main) 2014.
Alexander Murray, Richard William Southern. 1912–2001, in: Proceedings of the British Academy 120 (2003), 413–444.
Janet Nelson, European History, in: Alan Deyermond (Hrsg.), A Century of British Medieval Studies. Oxford 2007, 71–129.
Thomas F. X. Noble / John H. van Engen (Hrsg.), European Transformations. The Long Twelfth Century. Notre Dame (IN) 2012.
Timothy Noone, Medieval Scholarship and Philosophy in the Last One Hundred Years, in: Brian Shanley (Hrsg.), One Hundred Years of Philosophy. Washington 2019, 111–132.
Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Krise des Historismus, Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1880–1932. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 228) Göttingen 2007.
Otto Gerhard Oexle, Das entzweite Mittelalter, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992, 7–28.

Jürgen Osterhammel, Sein Superrätsel, online: Die Zeit, 16 1..2012, http://www.zeit.de/2012/03/L-P-Ferguson (Zugriff: 30.09.2023).
Jürgen Osterhammel, ‚Höherer Wahnsinn'. Universalhistorische Denkstile im 20. Jahrhundert, in: Horst W. Blanke / Friedrich Jaeger / Thomas Sandkühler (Hrsg.), Dimension der Historik. Geschichtstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Geschichtskultur heute. Köln / Weimar / Wien 1998, 277–286.
Jürgen Osterhammel, Edward W. Said und die ‚Orientalismus'-Debatte. Ein Rückblick, in: Asien–Afrika–Lateinamerika 25 (1997), 597–607.
Sidney Painter, Rez. von: *Richard W. Southern*, Making, in: The American Historical Review (1954), 356–357.
William Palmer, Sir Richard Southern Looks Back. A Portrait of the Medievalist as a Young Man, online: Virginia Quarterly Review (1998), https://www.vqronline.org/essay/sir-richard-southern-looks-back-portrait-medievalist-young-man (Zugriff: 30.9.2022).
Prasannan Parthasarathi / Kenneth Pomeranz, The Great Divergence Debate, in: Giorgio Riello / Tirthankar Roy (Hrsg.), Global Economic History. London 2019, 19–37.
Steffen Patzold, Die Kontroverse über die ‚mutation féodale' aus deutscher Perspektive, in: Hans-Werner Goetz (Hrsg.), Kontroversen in der jüngeren Mediävistik. Köln 2023, 395–424.
Steffen Patzold, Das eigene Fremde. Ein Versuch über die Aktualität des Mittelalters im 21. Jahrhundert, in: Dorothea Klein / Markus Frankl / Franz Fuchs (Hrsg.), Überall ist Mittelalter. Zur Aktualität einer vergangenen Epoche. Würzburg 2015, 1–18.
Herman Paul, Vetera Novis Augere. Neo-Scholastic Philosophers and Their Concepts of Tradition, in: Rajesh Heynickx / Stéphane Symons (Hrsg.), So What's New About Scholasticism? Berlin / New York 2018, 255–280.
Gregorio Penco, Dom Jean Leclercq tra storia e profezia del monachesimo. Una svolta epocale. Cesena 2003.
Henri Pirenne, Mahomet et Charlemagne. Paris 1937.
Henri Pirenne, Medieval Cities. Their Origins and the Revival of Trade. Princeton (NJ) 1925.
Walter Pohl (Hrsg.), Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters. (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 8) Wien 2004.
Matthias Pohlig / Detlef Pollack (Hrsg.), Die Verwandlung des Heiligen. Die Geburt der Moderne aus dem Geist der Religion. Berlin 2020.
Detlef Pollack, Religion und gesellschaftliche Differenzierung. Studien zum religiösen Wandel in Europa und den USA III. Tübingen 2016.
Kenneth Pomeranz, The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy. Princeton (NJ) ^{2}2021.
Folker Reichert, Fackel in der Finsternis. Der Historiker Carl Erdmann und das ‚Dritte Reich'. Darmstadt 2022.
Frank Rexroth, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters. (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung) München 2018.
Frank Rexroth, Das Mittelalter und die Moderne in den Meistererzählungen der historischen Wissenschaften, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 151 (2008), 12–31.
Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007.
Frank Rexroth, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung, in: *ders.* (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007, 1–22.
Thomas Ricklin, Der Fall Gouguenheim. The Gouguenheim Case, in: Historische Zeitschrift 290:1 (2010), 119–135.
Christof Rolker (Hrsg.), New Discourses in Medieval Canon Law Research. Challenging the Master Narrative. (Medieval Law and its Practice 28) Leiden 2019.

Christof Rolker, Fournier's Model and Its Merits, in: *ders*. (Hrsg.), New Discourses in Medieval Canon Law Research. Challenging the Master Narrative. (Medieval Law and its Practice 28) Leiden 2019, 4–32.
Philipp W. Rosemann, Duae animae scientificae in pectore meo. Die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie im 20. Jahrhundert – Rückblick und Ausblick, in: Das Mittelalter 5 (2000), 35–47.
Walt W. Rostow, The Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto. Cambridge 1960.
Edward Said, Orientalism. New York 1979 (Originalausg. 1978).
Rudolf Schieffer, The papal revolution in law? Rückfragen an Harold J. Berman, in: Bulletin of Medieval Canon Law 22 (1998), 19–30.
Bernd Schneidmüller, Außenblicke für das eigene Herz. Vergleichende Wahrnehmung politischer Ordnung im hochmittelalterlichen Deutschland und Frankreich, in: Michael Borgolte (Hrsg.), Das Europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik. Berlin 2001, 315–338.
Frederick M. Schweitzer, Toynbee and Jewish History, in: C. T. McIntire / Michael Perry (Hrsg.), Toynbee Reappraisals. Toronto 1989, 195–226.
Bénédicte Sère, L'invention de l'église. Essai sur la genèse ecclésiale du politique, entre Moyen âge et modernité. Paris 2019.
Kristin Skottki, Medieval Western Perceptions of Islam and the Scholars. What Went Wrong?, in: Jörg Feuchter / Friedhelm Hoffmann / Bee Yun (Hrsg.), Cultural Transfers in Dispute. Representations in Asia, Europe and the Arab World since the Middle Ages. (Eigene und fremde Welten 23) Frankfurt (Main) / New York 2011, 107–134.
Richard W. Southern, Scholastic Humanism and the Unification of Europe, 2 Bde. Oxford 1995–2001.
Richard W. Southern, Saint Anselm. A Portrait in a Landscape. Cambridge 1990.
Richard W. Southern, Robert Grosseteste. The Growth of an English Mind in Medieval Europe. Oxford 1986.
Richard W. Southern, Vivian Hunter Galbraith. 1889–1976, in: Proceedings of the British Academy 64 (1978), 397–425.
Richard W. Southern, Medieval Humanism and Other Studies. New York 1970.
Richard W. Southern, Medieval Humanism, in: *ders*., Medieval Humanism and Other Studies. Oxford 1970, 29–60.
Richard W. Southern, Western Society and the Church in the Middle Ages. (The Pelican History of the Church 2) Harmondsworth 1970.
Richard W. Southern, Sir Maurice Powicke, in: Proceedings of the British Academy 50 (1964), 275–304.
Richard W. Southern, Saint Anselm and His Biographer. A Study of Monastic Life and Thought 1059–c.1130. Cambridge 1963.
Richard W. Southern, Western Views of Islam in the Middle Ages. Cambridge (MA) 1962.
Richard W. Southern, The Shape and Substance of Academic History. An Inaugural Lecture Delivered Before the University of Oxford on 2 November, 1961. Oxford 1961.
Richard W. Southern, Gestaltende Kräfte des Mittelalters. Das Abendland im 11. und 12. Jahrhundert. Stuttgart 1960.
Richard W. Southern, The Making of the Middle Ages. Yale 1953.
Oswald Spengler, The Decline of the West, 2 Bde. New York 1927.
Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes, 2 Bde. Wien / München 1918–1922.
Peter N. Stearns, Western Civilization in World History. (Themes in World History) New York 2003.
Sita Steckel, Differenzierung jenseits der Moderne. Eine Debatte zu mittelalterlicher Religion und moderner Differenzierungstheorie, in: Frühmittelalterliche Studien 47 (2013), 307–351.
Helen Steele, Richard Southern. The Discreet Revolutionary. Ohne Jahr. http://www.guernicus.com/academics/pdf/southern.pdf (Zugriff: 30.9.2023).
Joseph R. Strayer, On the Medieval Origins of the Modern State. Princeton (NJ) 1970.
Theodore A. Sumberg, Toynbee and the Decline of Western Civilization, in: Social Research 14:3 (1947), 267–284.

Rodney M. Thomson, Richard Southern and the Twelfth-Century Intellectual World. Essay [Rez. von: *Richard W. Southern*, Scholastic Humanism (1995–2001)], in: Journal of Religious History 26:3 (2002), 264–273.
Thomas Frederick Tout, The Empire and the Papacy (918–1273). New York 1898.
Arnold Toynbee, A Study of History, 12 Bde. London 1934–1961.
Steven Vanderputten (Hrsg.), Rethinking Reform in the Latin West, 10th to Early 12th Century. Leiden 2023.
John Wansbrough, Rez. von: *Richard W. Southern*, Western Views, in: Bulletin of the School of Oriental and African Studies, University of London 26 (1963), 659–660.
Daniel J. Watkins, Leclercq, Jean, in: Albrecht Classen (Hrsg.), Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends, Bd. 3. Berlin 2010, 2454–2456.
Garthine Walker, Modernization, in: dies. (Hrsg.), Writing Early Modern History. London 2005, 25–48.
Peter Weimar (Hrsg.), Die Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert. Zürich 1981.
Chris Wickham, The Donkey and the Boat. Reinterpreting the Mediterranean Economy, 950–1180. Oxford 2023.
Chris Wickham, Medieval Europe. New Haven (NJ) / London 2016.
Rainer Winter, Die Differenz leben. Stuart Hall ‚Der Westen und der Rest' und ‚Wann war der Postkolonialismus', in: Julia Reuter / Alexandra Karentzos (Hrsg.), Schlüsselwerke der Postcolonial Studies. Wiesbaden 2012, 131–141.
John Witte, The Integrative Christian Jurisprudence of Harold J. Berman, in: Daniel L. Dreisbach / Mark D. Hall (Hrsg.), Great Christian Jurists in American History. Cambridge 2019, 230–244.
Monika Wohlrab-Sahr / Christoph Kleine, Historicizing Secularity. A Proposal for Comparative Research from a Global Perspective, in: Comparative Sociology 20 (2021), 287–316.
Ian N. Wood, The Modern Origins of the Early Middle Ages. Oxford 2013.
Neguin Yavari, Towards a History of Secularity in the Pre-Modern Islamic World, in: HCAS „Multiple Secularities – Beyond the West, Beyond Modernities" (Hrsg.), Companion to the Study of Secularity. Leipzig 2019. www.multiple-secularities.de/media/css_yavari_secularitypremodernislam.pdf (Zugriff: 30.09.2022).

Catherine König-Pralong

Indisziplin in der Philosophiegeschichte. Das Mittelalter und die Vereinigten Staaten als Gegenstände der Wissensgeschichte

Wer heute die Geschichte eines Wissensgebietes schreibt, sieht sich mit zwei methodologischen Aufforderungen konfrontiert, die sie oder ihn zur Grenzüberschreitung einladen: Globalität und Interdisziplinarität.[1] Dies gilt insbesondere, wenn dieses Wissen noch immer praktiziert wird, seine Geschichte lang ist und seine Praktiken weit verbreitet sind, wie im Fall der Philosophie. Darüber hinaus gehört die Historikerin, die eine Wissenstradition rekonstruiert, oft zur Gruppe der gegenwärtigen Vertreter dieses Wissens. In dieser Hinsicht bildet die Geschichte der Naturwissenschaften eine Ausnahme. Einige Physiker, wie Steven Weinberg, haben zwar Physikgeschichten geschrieben. Meistens wird aber die Geschichte der Naturwissenschaften von Historikern geschrieben, zum Beispiel in den ‚Science Studies'. Im Gegensatz dazu sind Philosophiehistoriker an philosophischen Seminaren tätig; in Europa haben sie meistens in der Philosophie promoviert. Ihre historiographischen Arbeiten hängen von ihrer Position innerhalb der intellektuellen Gemeinschaft der Philosophen ab; ihrer Herangehensweise liegen daher gewisse Konzeptionen der Philosophie zugrunde, die sie voraussetzen und an denen sie sich orientieren.

Obwohl die Geschichten der verschiedenen Wissensbereiche, die heute noch praktiziert werden, sehr unterschiedlich sind, weisen sie eine gemeinsame Reflexivität auf, die an der Wende zum 19. Jahrhundert erworben wurde, als die Historisierung der gelehrten Praktiken mit ihrer disziplinären Institutionalisierung an den Universitäten einherging. Die Geschichten der Rechtswissenschaft, der Medizin, der Philosophie, der Theologie und der Kunst stellen Wissensgebiete dar, die aus den jeweiligen Disziplinen im 19. Jahrhundert hervorgingen. Dieser Prozess, den ich anderswo als das Aufkommen einer historiographischen Vernunft beschrieben habe,[2] hatte die Funktion, disziplinäre Praktiken zu legitimieren. Historisierte Wissensdarstellungen knüpften an lange Traditionen in ‚kontinuistischen' Narrativen an oder wiesen umgekehrt Traditionen zurück, um einen Bruch zu inszenieren. In beiden Fällen haben diese Gebräuche der Geschichte methodologische Probleme aufgeworfen, die ich zunächst unter drei Stichworten anschneiden werde: Anachronismus, Periodisierung und Definition. Anschließend werde ich einen Versuch zur Überwindung der

1 Eine erste Version dieses Textes erschien auf Englisch unter dem Titel: Indiscipline in the Intellectual History. Immersing the History of Philosophy in the History of Knowledge, in: Intersezioni 41 (2021), 295–309. Ganz herzlich danke ich den Herausgebern dieses Bandes für die sprachliche Korrektur der deutschen Version.

2 *König-Pralong*, Raison historiographique.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-005

disziplinären Aporien, die mit dem Historismus zusammenhängen, einführen: die Wissensgeschichte oder ‚History of knowledge'. Schließlich werde ich den epistemischen Nutzen von der Einbindung der Philosophiegeschichte in die Wissensgeschichte und in die Anthropologie des Wissens besprechen. Dafür werde ich mich mit zwei ‚wilden' Kontinenten der Philosophiegeschichtsschreibung befassen: dem Mittelalter und den Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert.

1 Drei Aporien

Die erste von Historikern verurteilte methodologische Sünde – die Sünde aller Sünden Lucien Febvre zufolge[3] – stellt der Anachronismus dar. Er besteht darin, Praktiken der Vergangenheit zu rekonstruieren, zum Beispiel die mittelalterliche Philosophie, und dabei auszugehen von einer aktuellen Konzeption dieses Wissens, dem eine ahistorische, ewige Natur zugeschrieben wird.[4] Dennoch wurde ein kontrollierter und produktiver Anachronismus in der Geschichtswissenschaft rehabilitiert und von einem dogmatischen Präsentismus unterschieden.[5] In diesem perspektivistischen Ansatz reduziert die Historikerin die Praktiken der Vergangenheit nicht auf die heutigen Normativitäten. Ohne die Differenzen zu tilgen, konfrontiert und vergleicht sie Diskurse unterschiedlicher Naturen, die zu verschiedenen Zeiten produziert wurden. Sie betrachtet die Kontexte ihrer Entstehungen oder einige in ihnen behandelten Themen als ähnlich oder vergleichbar, um historische Evidenzen in Frage zu stellen. Somit verabschiedet sie sich von der historischen Erzählung, um die hermeneutische Aporie des Historismus zu vermeiden, in der die Historikerin als Produkt historischer Traditionen definiert wird und gleichzeitig die Vergangenheit als fremd und endgültig abgeschafft konzipiert werden muss. „Keine Kontinuitätsbehauptung" und „keine Alteritätsunterstellung" sind die beiden Prinzipien einer Methode, die die diskursive Gleichzeitigkeit historischer Diskontinuitäten organisiert, so Frank Rexroth.[6]

Zweitens hat die europäische Periodisierung, die in der Renaissance mit der Erfindung des Mittelalters etabliert wurde,[7] die Geschichtsschreibung geprägt und eine trügerische Linearität und Einheitlichkeit erzeugt. Im Gegensatz zu den modernen Eliten, die sich als „modern" dachten, sowie zu Akteuren der Aufklärung, die über die Definition der Aufklärung debattierten, hat kein intellektueller Denker des Mittelalters seine Gegenwart als mittelalterlich konzipiert. Diese Epoche wurde von den Humanisten *a*

3 *Febvre*, Problème de l'incroyance (2003), 15: „le péché entre tous irrémissible".

4 Siehe *Feuerhahn*, Chercheur (2020).

5 Unter anderen Studien: *Rancière*, Concept (1996); *Loraux*, Éloge (2005); *Boucheron/Offenstadt*, Introduction (2011); *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018).

6 *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018), 17. Siehe *König-Pralong*, Rez. von: *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2020).

7 *Ricklin*, Giovanni Andrea Bussi (2004); *König-Pralong*, Médiévisme philosophique (2016), 9–46.

posteriori erfunden, um eine Region der Geschichte zu charakterisieren und zu verunglimpfen. Wenn westliche Historiker sich mit anderen Gesellschaften befassen, kann darüber hinaus die Kategorie ‚Mittelalter' problematisch werden. Der Islamwissenschaftler Thomas Bauer hat kürzlich vorgeschlagen, sie für den islamischen Bereich aufzugeben.[8] Ihm zufolge gab es in den islamischen Ländern kein Mittelalter; die altertümlichen Traditionen wurden in ihnen über die *longue durée* gepflegt. Die islamische Geschichtsschreibung habe nicht zehn Jahrhunderte ihrer Traditionen als vorwissenschaftliches dunkles Zeitalter abgelehnt.

Solche Vorschläge werfen die Frage nach der Legitimität der europäischen Historikerin auf, über die Verwendung von Kategorien europäischer Herkunft zu entscheiden, die in anderen historiographischen Traditionen wiederverwendet wurden. Um nur ein Beispiel unter anderen zu nennen: Der syrische Philosoph Ṭayyib Tīzīnī wandte die Kategorie des Mittelalters auf die islamische Welt an, um das arabische philosophische Erbe zu rekonstruieren und seine aufklärerischen Aspekte hervorzuheben. Seine in Berlin unter der Betreuung von Hermann Ley geschriebene Dissertation veröffentlichte er 1971 in Damaskus, auf Arabisch, unter dem Titel ‚Projekt einer neuen Sicht auf das arabische Denken im Mittelalter'.[9] In diesem Ansatz, der den Einfluss der europäischen historiographischen Tradition anerkennt und einen produktiven Anachronismus strategisch verwendet, kann ebenfalls die Koexistenz asynchroner Zeitlichkeiten festgestellt werden: die Zeitlichkeiten waren im ‚Mittelalter' nicht synchronisiert, die Gesellschaften interagierten nicht in einer globalisierten Welt.

Schließlich führt die geschichtliche Studie von der Erfindung der Periodisierung und ihren Verwendungen in historischen Disziplinen zu ihrer Pluralisierung in globaler Perspektive. Seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde zum Beispiel die Geschichtswissenschaft aufgefordert, mehrere Renaissancen zu konzipieren.[10] Pablo Blitstein zeigte, wie die These von den ‚multiplen Renaissancen' von Arnold Toynbee und Hu Shi mitproduziert wurde.[11] Jack Goody zufolge sollte die Renaissance auf eurasischer Ebene pluralisiert und die Idee einer direkten Wiederentdeckung der Antike in Europa relativiert werden.[12] Auf pragmatischere Weise haben die Verflechtungsgeschichte, die *histoire croisée* und die Zirkulationsgeschichte dezentrierte Ansätze hervorgebracht, in denen die Wiederverwendungen der Kategorie in anderen gelehrten Regionen der Welt untersucht wurden. Für das 19. Jahrhundert stellte die ‚bengalische Renaissance' einen berühmten Fall dar. Diese soziopolitische und kulturelle Bewegung wurde von ihren eigenen historischen Akteuren in Bengalen so getauft, die die

8 *Bauer*, Warum es kein islamisches Mittelalter gab (2019), 28–31.

9 Siehe *Dhouib* u. a., Rationalitätsdebatten (2021), 451–465.

10 Unter vielen anderen Studien: *Jouanna*, La notion (2002). Zur Geschichtsschreibung der Renaissance in verschiedenen nationalen Traditionen: *Chassagnette*, Les concepts (Zugriff: 24.12.2021).

11 *Blitstein*, Global History (2021).

12 *Goody*, Renaissances (2010).

Kategorie in Anlehnung an bestimmte Ideale der italienischen Renaissance mobilisierten, um sich von der britischen Herrschaft und Hegemonie zu emanzipieren.[13]

Das dritte Problem ist das umstrittenste. In gewisser Hinsicht überschneidet es sich mit den beiden anderen methodologischen Fragen. Die Geschichte eines Wissensbereichs zu schreiben, setzt eine Definition dieses Wissens, seiner Methoden, seiner Objekte und seiner Ergebnisse voraus. Im Gegensatz zu essentialistischen oder realistischen Ansätzen, die vorschreiben, was die Philosophie *de jure* ist, plädiert die historistische Methode häufig für eine Art Nominalismus – manchmal auch als Literalismus gekennzeichnet[14] –, die darauf abzielt, die mannigfaltigen tatsächlichen Erscheinungen der Philosophie zu rekonstruieren. Sie untersucht, was die Philosophie *de facto* war. Unter diesem Gesichtspunkt fällt die Philosophie mit den historischen Unternehmen zusammen, die den Namen ‚Philosophie' für sich beanspruchten, und mit den Praktiken, die im Laufe der Geschichte als philosophisch verstanden wurden. Auf den ersten Blick ist dieser Ansatz großzügig. Die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie schließt zum Beispiel Thomas von Pizan (den Astrologen und Arzt Karls V.), Merlin den Zauberer, wie er im ‚Roman de Merlin' in Prosa erscheint, und lyrische Gedichte wie den ‚Joli buisson de jeunesse' von Jean Froissart ein.[15] In diesen Werken spricht die Philosophie, oder es wird von der Philosophie gesprochen. Allerdings wird der Umfang dieser Art von Philosophiegeschichte auf der anderen Seite stark eingeschränkt: Der nominalistische Ansatz reduziert den kanonischen Korpus erheblich. Die Geschichten der mittelalterlichen Philosophie, die heute an der Universität gelesen werden, enthalten viele heterogene Texte. Diese wurden von intellektuellen Akteuren verfasst, die sich selbst nicht als Philosophen betrachteten. Thomas von Aquin, Petrus Johannis Olivi und Johannes Duns Scotus waren Theologen und schrieben Theologie. Manchmal verteidigten sie diese Praxis, indem sie sie ausdrücklich von der ‚Philosophie' abgrenzten.

Darüber hinaus reduziert der historiographische Nominalismus, soweit er Übersetzungsprozesse anerkennt, die Geschichte der Philosophie von der Antike bis zum 16. Jahrhundert auf die Traditionen, die zusammengewachsen sind und mit der griechischen φιλοσοφία zusammenhingen, nämlich das byzantinische, europäische und mediterrane Denken sowie jüdisch-islamische Traditionen, insbesondere die *falsafa*. Diese Einschränkung wurde von der philosophischen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert vorgenommen. Akademische Philosophiehistoriker „bereinigten" die Geschichte der Philosophie von amerikanischen Unternehmen und vor allem von orientalischem Denken – dem indischen, japanischen und chinesischen. Damit haben sie die philosophische Vernunft als europäisches Erbe eingebürgert, während Philosophiehistoriker

13 *Schildgen/Zhou/Gilman* (Hrsg.), Other Renaissances (2006); *Raj*, Relocating (2007); *Tinguely* (Hrsg.), Renaissance (2008). Zur Debatte über die Bedeutung des Konzepts einer chinesischen Renaissance: *Maissen/Mittler*, Why China (2018).

14 Zum Beispiel *Feuerhahn*, Chercheur (2020).

15 *Vesperini*, Philosophie (2019), 49.

und Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts, wie Jacob Brucker, den von ihnen als ‚exotisch' bezeichneten Philosophien die größte Aufmerksamkeit geschenkt hatten.[16]

In globaler Perspektive fordert die Zirkulationsgeschichte den Nominalismus noch auf andere Weise heraus. Seit dem 17. Jahrhundert nannten sich intellektuelle Akteure aus anderen Teilen der Welt ‚Philosophen'. In ausdrücklicher Bezugnahme auf die europäische Philosophie bezeichneten sie antike heimische Traditionen, die der griechischen φιλοσοφία fremd waren, als Philosophie. Joachim Kurtz hat die ‚Entdeckung' einer uralten ‚chinesischen Logik' im frühen 20. Jahrhundert studiert. Chinesische Intellektuelle ordneten antike chinesische Literaturgattungen der Philosophie zu, indem sie sie mit der Syllogistik des Aristoteles in Verbindung brachten.[17] Waren sie nicht berechtigt, dies zu tun, weil unsere disziplinäre Gerichtsbarkeit[18] es verbietet? In diesem Fall ist die Qualifizierung von Schriften als ‚philosophisch' unter Bezugnahme auf die europäische Philosophie eine anachronistische Operation zweiter Ordnung, eine nachträgliche historiographische Unterstellung. Niemand kann heute leugnen, dass solche Ansätze zur Geschichte des betroffenen Wissens und seiner Konstruktion gehören. Darüber hinaus hat sich die Philosophie hybridisiert. Westliche Texte wurden in verschiedenen Teilen der Welt in Übersetzung oder in Originalsprache rezipiert, sie wurden mit einheimischen Traditionen verflochten. In Japan vermischte die Kyōto-Schule den Buddhismus mit der deutschen Phänomenologie des 20. Jahrhunderts. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde im Nahen und Mittleren Osten das Denken von Averroes (1126–1198) im Lichte eines aus Europa importierten Marxismus neu interpretiert.[19] Heutzutage rekonstruiert eine Philosophiegeschichtsschreibung, die auf Globalität abzielt und oft an westlichen Universitäten betrieben wird, konkrete Begegnungen zwischen Traditionen aus aller Welt.

Wenn sich die Historikerin mit solchen Fragen befasst, stößt sie an die Grenzen des nominalistischen Ansatzes, der die europäische ‚Philosophie' von den sogenannten ‚Weisheiten' oder dem ‚Denken' anderer Teile der Welt unterscheidet. Auf globaler Ebene macht die Untersuchung von Übersetzungen, Begegnungen, Kontroversen, Unterstellungen und Darstellungen, sowohl synchron als auch anachronistisch, nicht nur die Periodisierungen, die von regionalen Geschichtsschreibungen etabliert wurden, obsolet, sondern auch die Definitionen, die innerhalb der disziplinären Traditionen der modernen europäischen Universität gelten. Aus der Wissenschaftsgeschichte und der Soziologie wissenschaftlicher Praktiken ist eine umfassendere Geschichte hervorgegangen, die sich über die disziplinären Traditionen hinaus ausbreitet: die undisziplinierte Wissensgeschichte.

16 *König-Pralong*, Colonie (2019).

17 *Kurtz*, Discovery (2011).

18 Zu diesem Begriff siehe *Abbott*, Chaos (2001), 136.

19 *Kügelgen*, Averroes (1994). Zu Kant in Teheran vgl. *Seidel*, Kant (2015).

2 Von den Disziplinen zum Wissen

Unterschiedliche Arten und Weisen des Wissens, die manchmal klar definiert wurden, wurden lange vor der Etablierung der Disziplinen an der modernen Universität praktiziert.[20] Ihrerseits ist die moderne Geschichtsschreibung den in akademischen Kontexten formulierten disziplinären Programmen gefolgt. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts haben die Geschichten der verschiedenen Wissenschaften dazu beigetragen, disziplinäre Kanons, Grenzen und Zuständigkeiten zu bilden und zu legitimieren. Auf diese Weise haben sie das Wissen in das Prokrustesbett der modernen Disziplinen gezwängt. Dafür bietet die Art und Weise, wie Victor Cousin die Figur des Descartes konstruierte, ein aufschlussreiches Beispiel. Zwischen 1824 und 1826 gab Cousin das Gesamtwerk von Descartes in elf Bänden heraus. Damit bildete er den Prototyp eines Philosophen, der mit dem Konzept der akademischen Disziplin vereinbar war, das sich in Frankreich – namentlich dank Cousin – durchsetzte. Wie Delphine Antoine-Mahut gezeigt hat,[21] wurde der Physiker Descartes, der Autor der ‚Dioptrik', der ‚Meteore' und der ‚Geometrie', zugunsten des Methodentheoretikers und des Metaphysikers in den Hintergrund gedrängt. In der editorischen Arbeit von Cousin wird der ‚Discours de la méthode' zu einer Propädeutik der Metaphysik (der ‚Meditationen'), in Übereinstimmung mit dem philosophischen Projekt, das Cousin für die französische Universität entworfen hat, aber unter Missachtung der wissenschaftlichen Ökonomie der Arbeit von Descartes. In seinem Werk führte der ‚Diskurs' in die drei Abhandlungen über die Naturwissenschaften ein. Die Geschichtsschreibung Cousins reduzierte den Umfang der Philosophie des 17. Jahrhunderts, indem sie die Physik von der Philosophie entfernte.

Wer heutzutage die Geschichte einer Disziplin und ihrer Gegenstände in der *longue durée* rekonstruiert,[22] geht meist vorsichtiger vor.[23] Die Wissenshistorikerin versucht, die skizzierten Gefahren des Historismus zu umgehen, vom unreflektierten Anachronismus bis zum Präsentismus. Die Historikerin ist den Bestimmungen ihrer historiographischen Praktiken bewusst, die mit dem modernen System der Disziplinen zusammenhängen. Die meisten Historikerinnen distanzieren sich von der Whig-Geschichte, das heißt von einer Lesart, die von einer modernen oder aktuellen Definition des Wissens geprägt ist. In einem Band aus dem Jahr 2006, der dem Begriff der

20 Zum Beispiel beschrieb Johan Heilbron soziologische Praktiken im 18. Jahrhundert, vor dem Aufkommen der Soziologie; *Heilbron*, Naissance (2006).

21 *Antoine-Mahut*, Bien reçu? (Zugriff: 08.12.2021). Über die historiographischen Metamorphosen des Descartes siehe *Azouvi*, Descartes (2002).

22 Zu diesem aktuellen Trend *Armitage*, What's the Big Idea? (2012).

23 Es gibt wichtige Ausnahmen wie *Weinberg*, To Explain the World (2015). In ihrer realistischen und präsentistischen Herangehensweise wurde die Physik erst ab dem 19. Jahrhundert entdeckt. Weinberg zufolge ergibt es keinen Sinn, von Physik vor dem Aufkommen der modernen Wissenschaft zu sprechen.

Disziplin gewidmet ist, verortet der Philosophiehistoriker Donald R. Kelley das Problem der Definition in der Renaissance, dem Moment, das seiner Meinung nach einen disziplinären Wendepunkt markierte, indem es die mittelalterliche *scientia* ausschloss. Er versucht, das Problem zu umgehen, indem er sich den Begriff der *mathesis* (Wissen im breiten Sinne) aneignet, den er gegen eine enge und wörtliche Definition der Philosophie ausspielt. Am Ende seines Beitrags erkennt er jedoch den unausweichlichen Whig-Charakter seines Ansatzes an, „puisqu'il accepte les définitions actuelles des disciplines particulières dans le dessein d'écrire leur histoire"[24].

Der Zwang der mit der Geschichte der Disziplinen zusammenhängenden intellektuellen und sozialen Bestimmungen wurde jedoch von Forschern relativiert, die sich außerhalb einer bestimmten Disziplin stellten, um die Geschichte eines Gegenstandes durch die Geschichte seiner verschiedenen Konstruktionen zu schreiben. Cristina Chimisso bewegte sich zwischen Philosophie, Geschichte, Anthropologie und Psychologie, um eine Geschichte der Geistesgeschichte im 20. Jahrhundert zu schreiben. Sie betonte, dass der disziplinäre Blick sogar in Bezug auf das letzte Jahrhundert irreführend ist: Lucien Lévy-Bruhl, der heute als Ethnologe betrachtet wird, hatte einen Lehrstuhl für die Geschichte der modernen Philosophie an der Sorbonne inne und publizierte in philosophischen Zeitschriften. Die Disziplinen seien weniger wichtig als die Ansätze, die von intellektuellen Akteuren verschiedener Netzwerke entwickelt wurden. Chimisso beschreibt ihr Vorhaben auf folgende Weise: „Rather than a history of a discipline, this book is the history of a set of projects which were aimed at investigating the mind (...)".[25] Im ähnlichen Sinne schrieb Stéphane Van Damme eine Geschichte des Naturalismus in den Naturwissenschaften, der Philosophie und den Geisteswissenschaften, von Francis Bacon bis Alexis de Tocqueville.[26] Diese Untersuchungen gehören zu einer Wissensgeschichte, die nach Ansicht ihrer Vertreter „une voie de renouvellement historiographique de l'histoire des sciences"[27] bietet. An der Schwelle zum 21. Jahrhundert formulierten – unter anderen – Peter Burke in England oder Christian Jacob und Stéphane Van Damme in Frankreich diesen methodologischen Ansatz, der die intellektuelle Geschichte, die sich hauptsächlich mit Texten befasst, mit der Geschichte der materiellen Praktiken verbindet. Er zielt darauf ab, die Geistes- und Sozialgeschichte von disziplinären Definitionen zu befreien und ihre Gegenstände zeitlich und über „intellektuelle Welten"[28] hinweg auf globaler Ebene neu zu verorten. Die Wissensgeschichte vollzog einen *spatial turn* und ist durch Indisziplin gekennzeichnet.

Um die Fallstricke des Historismus zu vermeiden, entwickelt die Wissensgeschichte einen anthropologischen Ansatz, der den hermeneutischen Zirkel umgeht.

24 *Kelley*, Problème (2006), 114.
25 *Chimisso*, Writing (2008), 3.
26 *Van Damme*, Seconde nature (2020).
27 *Van Damme*, Prose (2020), 8.
28 *Van Damme*, Prose (2020), 8.

Wie der Raum bildet auch die Zeit ein Koordinatensystem, das keine spezifische ontologische Beschaffenheit aufweist. Die Zeit ist ein Rahmen, in dem die Historikerin ihre Gegenstände platziert. Bruno Latour zufolge „une temporalité n'a rien de temporel. C'est un mode de rangement pour lier des éléments".[29] Mit anderen Worten wirken sich der zeitliche und der räumliche Rahmen nicht auf unterschiedliche Weise auf ihre jeweiligen Objekte aus. In diesem anthropologischen Ansatz ist nämlich die Zeitlichkeit nicht subjektiver oder wahrhaftiger erfahren als der Raum; sie dient keinesfalls zur Abgrenzung der Menschen und der Geisteswissenschaften von der Natur, ihrer Objektivierung und ihren Wissenschaften. Die großen Trennungen des 19. Jahrhunderts, zwischen Kultur und Natur, Verstehen und Erklären, Bewusstsein und Wissenschaftlichkeit, sind nicht mehr gültig. Die Historikerin fragt, wo und wie Wissen produziert wurde,[30] anstatt seine Entstehung und seine Genealogie zu untersuchen. In seinen ‚Lieux de savoir'[31] untersucht Christian Jacob die „lieux successifs occupés par des acteurs individuels ou collectifs sur une carte institutionnelle, disciplinaire, politique",[32] aber auch die materiellen, konstruierten oder natürlichen Orte, die Werkzeuge und die Artefakts, zum Beispiel die Wörterbücher und die Zeitschriften. Schließlich definiert er Orte des Wissens auch als Orte der Interaktion zwischen intellektuellen Akteuren.

Darüber hinaus ist die Wissensgeschichte undisziplinert. Während sie selbst zu einer „Halbdisziplin"[33] mit eigenen Zeitschriften[34] und Gesellschaften[35] geworden ist, definiert sie ihre Gegenstände nicht im disziplinären Rahmen, und sie reduziert Wissen nicht auf Wissenschaft. Sie erforscht wissenschaftliche Praktiken, die in heterogenen Welten beobachtet werden. Auch der Handwerker produziert Wissen, Technologie ist kein Synonym der westlichen Innovation, und die Wissenschaft ist keineswegs ausschliesslich ein Charakteristikum der Moderne. Um seine Praxis zu beschreiben, schwankt Peter Burke zwischen der üblichen Bezeichnung ‚History of Knowledge' und einem Plural, der das Projekt besser wiedergibt: ‚History of Knowledges'.[36] Sein Ansatz, den er als vergleichend

29 *Latour*, Nous n'avons jamais été modernes (^{2}1997), 102. Siehe auch ebd., 103: „Nous n'avons jamais ni avancé ni reculé. Nous avons toujours activement trié des éléments appartenant à des temps différents (...). C'est le tri qui fait le temps et non pas le temps qui fait le tri."

30 Zur Unterscheidung zwischen ‚Ort' (*place*) und ‚Milieu' (*milieu*) in den Wissenschafts- und Technologiestudien siehe *Dumas Primbault/Tortosa/Vailly*, Introduction (2021).

31 Für eine Präsentation des Projekts und der veröffentlichten Bände, siehe: https://lieuxdesavoir.hypotheses.org.

32 *Jacob*, Qu'est-ce qu'un lieu de savoir? (Zugriff: 06.04.2021), § 16.

33 *Burke*, What is the History (2016), 3.

34 Siehe insbesondere das ‚Journal for the History of Knowledge', das seit 2020 online erscheint (https://journalhistoryknowledge.org/).

35 Insbesondere in den Niederlanden, der Schweiz, Deutschland und Großbritannien, https://journalhistoryknowledge.org/1/volume/1/issue/1/.

36 *Burke*, What is the History (2016), 7 und 14.

bezeichnet,[37] zielt auf die Vermeidung disziplinärer und nationaler Voreingenommenheit ab, selbst wenn die untersuchten Gegenstände zur modernen oder zeitgenössischen Welt gehören. In diesem Fall führt die Untersuchung zu einer anderen Reflexivität als derjenigen des Historismus des 20. Jahrhunderts. Sie trägt dazu bei, eine Geschichte nicht der Disziplinen, sondern der disziplinären Spezialisierung oder der Disziplinierung zu schreiben. Peter Burke fügt hinzu, dass diese Geschichte noch geschrieben werden muss, „vielleicht weil ein solches multidisziplinäres Projekt einen nicht spezialisierten Wissenschaftler erfordert".[38] Diese ironische Bemerkung greift die Kritik einiger Vertreter der ‚Science Studies' und der ‚Intellectual History' an einer Wissensgeschichte auf, die zu vage ist und sich nur schwer von der Geistes- und Kulturgeschichte abgrenzen lässt.[39]

3 Die Vereinigten Staaten und das Mittelalter

Die Vertreter der Wissensgeschichte sind größtenteils professionelle Historiker, die in philosophischen Fakultäten in Europa ausgebildet wurden. Ich möchte nun fragen, ob und wie die Philosophiegeschichte – ein Wissen, das seit dem 19. Jahrhundert die Definition seines Bereichs auf einzigartige Weise eingeschränkt hat – von diesem Ansatz profitieren könnte. Die Philosophiegeschichte wird, zumindest in Europa, nicht mehr von Historikern oder Literaturwissenschaftlern geschrieben, sondern von professionellen Philosophen.[40] Welchen erkenntnistheoretischen Gewinn könnte sie erzielen, wenn sie sich in die Geschichte und Anthropologie des Wissens vertieft? Wie kann sie ihre Gegenstände neu situieren, sie verlagern und pluralisieren, um mit anderen Geschichtswissenschaften in Dialog zu treten, die auf die Aufforderungen, global (oder glokal[41]) und interdisziplinär zu denken, reagiert haben? Um einige mögliche Antworten zu skizzieren, werde ich zwei Regionen als Beispiele heranziehen, die zu verschiedenen Zeiten an den Rand der europäischen Philosophiegeschichtsschreibung gedrängt wurden: die Vereinigten Staaten des 19. Jahrhunderts und das lateinische Mittelalter. Das erste Beispiel – die USA – ermöglicht, die Veränderungen eines europäischen Dispositives, das heißt der Philosophiegeschichte, zu beobachten, wenn es in einen neuen Kontext gestellt wird und seine hegemoniale Position verliert. Das zweite Beispiel – das Mittelalter – lädt dazu ein, zwei jüngere historiographische Vorgänge zu betrachten: die

37 *Burke*, Social History (2021), 2.

38 *Burke*, Social History (2021), 161.

39 Siehe *Östling/Heidenblad*, Fulfilling (Zugriff: 06.04.2021).

40 Zur Geschichte der philosophischen Geschichtsschreibung, siehe *König-Pralong*, La colonie (2019), wo der Leser eine Bibliographie finden kann. Ich erwähne hier nur die von Giovanni Santinello und Gregorio Piaia herausgegebene enzyklopädische Reihe *Santinello/Piaia* (Hrsg.), Storia (1979–2004). Für die englische Übersetzung siehe *Piaia/Santinello* (Hrsg.), Models (1993–2022).

41 Zu diesem Begriff siehe *Robertson*, Glocalization (^{2}1997).

Verdichtung der philosophischen Bevölkerung in Regionen, die als arm an Philosophie galten, und die kritische Rekonstruktion von historiographischen Prozessen, die als gelehrte Kolonisierung der Vergangenheit charakterisiert wurden.

Im Laufe ihrer akademischen Institutionalisierung hat die Philosophiegeschichte ihren Gegenstand strikt als eine europäische Eigenschaft definiert.[42] Die berühmten Worte, die Hegel in seiner Berliner Vorlesung über die Geschichte der Philosophie aussprach, veranschaulichen diese erzwungene und gelungene Europäisierung:

> So sind wir im Okzident auf dem Boden der eigentlichen Philosophie. (...) diese Freiheit finden wir erst im griechischen Volke. Daher fängt hier die Philosophie an. Im Orient ist nur ein Einziger frei (der Despot), in Griechenland sind Einige frei, im germanischen Leben gilt der Satz, es sind Alle frei, d. h. der Mensch als Mensch ist frei.[43]

Die Philosophie musste fortan im Singular geschrieben werden (Philosophie „im eigentlichen Sinne"), während die Historiker des 18. Jahrhunderts überall auf der Welt auf verschiedene Formen der Philosophie gestoßen waren.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde dennoch Hegel in den Vereinigten Staaten weithin rezipiert. Die Vereinigten Staaten stellten eine kulturelle Welt dar, die laut Kapil Raj und Otto Sibum „damals nicht Teil des ‚Abendlands' oder der ‚abendländischen Wissenschaft'" war.[44] In Deutschland hatte Hegel sie aus dem Gebiet der Philosophie ausgeschlossen. Die amerikanischen Wissensinstitutionen waren sehr heterogen, es gab noch keine Forschungsuniversität nach deutschem Vorbild, die wissenschaftlichen Praktiken waren innerhalb desselben Fachgebiets sehr unterschiedlich, und die Wissensproduktion war weniger diszipliniert als auf dem alten Kontinent. All dies hinderte den Hegelianismus nicht daran, in St. Louis, Missouri, in einem Club von Philosophen Fuß zu fassen.[45] Einige von ihnen waren autodidaktische deutsche Einwanderer wie Henry Clay Brockmeyer, andere stammten von Siedlern ab und wurden in den Vereinigten Staaten ausgebildet, wie William Torrey Harris, der 1889 zum US-Minister für Bildung ernannt wurde. Als Herausgeber der hegelianischen Zeitschrift ‚The Journal of Speculative Philosophy' kritisierte Harris, der außerdem Hegel verehrte, die hegelianische Verbannung der außereuropäischen Völker aus der Philosophie.[46] Harris eignete sich Hegels Geschichtsschreibung an, formte sie um und verwendete sie für neue Ziele. Er wollte in den Vereinigten Staaten einen neuen anthropologischen Universalismus begründen. Zu diesem Zweck definierte er die Philosophie aus einer sozialen Perspektive

42 Zur Geschichte der Logik, siehe *Brumberg-Chaumont*, À l'Est (2019).

43 *Hegel*, Vorlesung (1986), 122.

44 *Raj/Sibum*, Globalisation (2015), 25.

45 Unter anderen Studien: *Goetzmann* (Hrsg.), American Hegelians (1973); *Flower/Murphy*, Absolute Immigrates (1977).

46 *Harris*, History (1876), 232.

als die Art und Weise, in der „each nation attempts to solve the problems of the world as they appear to it from the standpoint of its national life“.[47]

Anthropologischer Universalismus, ethnologischer Perspektivismus und Naturalismus stellten die wiederkehrenden Merkmale der Philosophien dar, die in die amerikanische Gesellschaft im 19. Jahrhundert oft ohne disziplinäre Kanalisierung flossen. Diese Philosophien wurden von intellektuellen Akteuren aus verschiedenen sozialen Milieus hervorgebracht, die in heterogenen wissenschaftlichen Sphären tätig waren: in konfessionellen Colleges, Universitäten, Clubs und utopischen Gemeinschaften, auf Kongressen und in öffentlichen Vorträgen. Die nebulöse Konstellation der philosophischen Akteure enthielt Transzendentalisten, Hochschulrektoren[48], Universitätsprofessoren, Journalisten[49], Pfarrer[50] und Politiker[51], die sich um die Abgrenzung ihres Wissens von Soziologie, Literatur, Naturwissenschaften und Psychologie wenig kümmerten. Die Vereinigten Staaten des 19. Jahrhunderts sind ein Schlaraffenland für die Wissenshistorikerin, während die Philosophiehistorikerin ihre Objekte nur finden wird, wenn sie sich durch die Disziplinen bewegt, es sei denn, sie reduziert die amerikanische Philosophie auf einen vagen Pragmatismus.[52]

Darüber hinaus wurden die in Europa vorherrschenden disziplinären Definitionen der Philosophie sowie ihre Europäisierung in den Vereinigten Staaten von unterschiedlichen intellektuellen Akteuren angefochten. Einige von ihnen beschäftigten sich nicht hauptsächlich mit der Philosophie. Vertreter der *First Nations* rehabilitierten die oft mündlich überlieferten Philosophien der Ureinwohner. Im Jahr 1903 beschrieb John Napoleon Brinton Hewitt, ein in einem Tuscarora-Reservat geborener Linguist und Ethnologe, die ‚Iroquoian Cosmology‘ als eine ‚primitive‘ Philosophie.[53] 1911 vertrat der Sioux Charles Alexander Eastman (Ohiyesa) die indianischen Völker auf dem ersten Weltkongress der Rassen in London. Im selben Jahr veröffentlichte dieser Arzt, der an der Universität Boston studiert hatte, ‚The Soul of an Indian‘. Im Vorwort dieses Essays kündigt er an, er wolle „the original beliefs and philosophy of

47 *Harris*, History (1876), 225.

48 Zum Beispiel war Asa Mahan, der 1847 ‚A System of Intellectual Philosophy‘ veröffentlichte, der erste Präsident des Oberlin College (Ohio) und des Adrian College (Michigan).

49 George Ripley war ein unitarischer Geistlicher. Er war Mitglied des ‚Transcendental Club‘, trat aus der Kirche aus und gründete die utopische Gemeinschaft ‚Brook Farm‘. Anschließend arbeitete er als Journalist für den ‚New York Tribune‘. Neben anderen philosophischen Werken übersetzte er französische philosophische Werke (insbesondere von Cousin und Jouffroy) ins Englische.

50 Der Reverend und Theologe James Murdock, Herausgeber des ‚Church Review‘, veröffentlichte eine Geschichte der deutschen Philosophie unter dem Titel ‚Sketches of Modern Philosophy, especially among the Germans‘ (1842).

51 Der berühmteste Politiker-Philosoph war Thomas Jefferson. Verwiesen werden kann auch auf William T. Harris.

52 Scott L. Pratt überarbeitete jedoch die Geschichte des amerikanischen Pragmatismus, um seine indianischen Wurzeln ans Licht zu bringen: *Pratt*, Native Pragmatism (2002).

53 *Hewitt*, Iroquoian Cosmology (1903), 134.

the native American“ vor den Vermischungen mit der Bibel und der ‚Caucasian philosophy‘ rekonstruieren.[54] Durch seine Wiederentdeckung einer einheimischen Philosophie entwickelte er eine Kritik an der modernen, vom weißen Mann betriebenen Trennung zwischen wissenschaftlicher Rationalität einerseits und den in den Kirchen gelehrten Wundern andererseits. In der amerikanischen Kolonialgesellschaft, als die Wissensgebiete institutionalisiert wurden, wurden historische Ansätze formuliert, die die Philosophie neu verorteten und ihre wissenschaftliche Kolonisierung durch europäische Eliten kritisierten.

Die mittelalterliche Philosophie wurde früher als die außereuropäischen Philosophien an den Rand gedrängt. Orientalische Gelehrsamkeit, Literatur und Philosophie wurden im Europa des 18. Jahrhunderts noch weitgehend geschätzt,[55] während die mittelalterlichen Jahrhunderte aus der Fortschrittsgeschichte verbannt worden waren. Dieser Ausschluss fand noch bei Heidegger Anklang, trotz der mächtigen mediävistischen Unternehmen des 19. Jahrhunderts.[56] Wie Hegel ein Jahrhundert vor ihm, setzte der Freiburger Professor die Philosophie im eigentlichen Sinne mit dem Zustand des freien Menschen gleich. Er verurteilte damit die mittelalterliche Philosophie zum Tode:

> Weil das eigentliche Philosophieren als das vollkommen freie Fragen des Menschen für das Mittelalter nicht möglich ist, sondern in ihm ganz andere Haltungen wesentlich sind, weil es im Grunde keine Philosophie des Mittelalters gibt (...).[57]

Diese Verurteilung hatte unter den Philosophiehistorikern relativ wenig Einfluss. Seit Jacob Brucker in der Mitte des 18. Jahrhunderts gehörte die mittelalterliche Philosophie zur Philosophiegeschichte, obwohl sie im schulischen Philosophieunterricht oft abgewertet und vernachlässigt wurde. Die Frage nach der Definition der mittelalterlichen Philosophie wurde jedoch nie endgültig beantwortet und ist auch heute noch akut.

Die Neufassung der berühmtesten deutschen Philosophiegeschichte, des in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Friedrich Ueberweg begründeten ‚Grundrisses der Geschichte der Philosophie‘, trägt den aktuellen historiographischen Herausforderungen Rechnung. Der neue Grundriss, der auf über 30 Bände angelegt ist, soll umfassend sein. Nach den Bänden zu den islamischen Philosophien, die sie nicht auf die *falsafa* reduzieren, sondern die Mystiker und den *kalām* einbeziehen, und die ihre Geschichte bis in die Gegenwart studieren, sind Bände zu Afrika und Amerika vorgesehen. 2017 erschienen die zwei der lateinischen Philosophie des 13. Jahrhunderts gewidmeten Bände (1667 Seiten). In der Einleitung präsentiert Peter Schulthess, einer der drei Herausgeber, das Werk im Vergleich zu anderen Geschichten der mittelalterlichen Philosophie, die heute an den Universitäten gelesen werden. Der Ansatz, den er skizziert, ist nichts weniger als eine Verknüpfung der Philosophiegeschichte mit der Wissensge-

54 *Eastman*, Soul (1911), xi.
55 *Bevilacqua*, Republic (2018).
56 *König-Pralong*, Médiévisme (2016).
57 *Heidegger*, Grundbegriffe (1983), 68.

schichte. Einerseits solle die mittelalterliche Philosophie nicht auf den kleinen Teil reduziert werden, den sich die zeitgenössische analytische Philosophie aneignen kann. Andererseits wollen die Herausgeber sie nicht historistisch auf die scholastische Institution beschränken, an der sie vorzugsweise gelehrt wurde, das heißt die philosophische Fakultät. Damit versuchten sie, die Karte des Wissens neu zu erstellen. Im Mittelalter konnte die *philosophia* alle Disziplinen mit Ausnahme der Rechtswissenschaft und der Theologie bezeichnen, aber Letztere war voll von Philosophie, und die Rechtswissenschaft verwendete Logik.[58]

Ausgehend von dieser undisziplinierten Konzeption definiert Peter Schulthess die mittelalterliche Philosophie nicht als ein System oder ein doktrinäres *corpus*, sondern als ein „Rhizom“[59]. Ihre Institutionen, Akteure, literarischen Gattungen und Adressaten waren vielfältig; sie gehörten verschiedenen sozialen Gruppen an. Außerhalb der Universitäten wurde die Philosophie in den *studia* der Provinzklöster und an den Fürsten- und Pontifikalhöfen praktiziert. Außerdem sei nicht zu übersehen, dass gewisse Praktiken der Philosophie eine halbprivate und weibliche Tätigkeit darstellten, wie zum Beispiel im Fall von Christine von Pizan. Um diese Pluralität zu ordnen, setzt der Grundriss zwei aufeinanderfolgende Rahmen an: zunächst Regionen (die den modernen Nationen gleichgestellt werden), dann Disziplinen und ihre Themen. Letztere umfassen die Mathematik, die Physik, die Medizin und die Alchemie sowie Wissensbereiche, die heute der Philosophie zugeordnet werden, wie die Logik und die Ethik. Schließlich nehmen die Herausgeber des ‚Grundrisses der Geschichte der Philosophie‘ eine künstliche Einteilung der Geschichte in Jahrhunderte vor. Für das Mittelalter gehen sie von einer Verräumlichung des historischen Materials aus: Sie unterscheiden geographische Regionen und beobachten die Transformationen und Verwendungen der Philosophie, die zwischen den mittelalterlichen Disziplinen zirkulierte. In diesem Sinne verabschieden sie sich vom Historismus.

Wissenshistorikerinnen stellen heute die trügerische Linearität der westlichen Zeitlogik – oder Chronologie – in Frage. Im Anschluss an Jack Goody[60] hob Dipesh Chakrabarty den exklusiven Charakter eines historistischen Ansatzes hervor, der „Inder, Afrikaner und andere ‚ungehobelte‘ Völker in ein imaginäres Wartezimmer der Geschichte verbannte“.[61] In ähnlicher Weise betrachteten viele Historiker des 19. Jahrhunderts das Mittelalter als Wartezimmer der Moderne. Während der Historismus um seine ausgewählten Objekte herum Räume der Unbeweglichkeit schuf, kann er umgekehrt als eine regionale Epistemologie interpretiert werden, die von einer imperialen Logik hervorgebracht wurde. Zwei Mediävisten, die Spezialisten für iberische Literaturen und Kulturen sind, John Dagenais und Margaret Greer, haben diesen Gedanken in einem programmatischen Text eindringlich zum Ausdruck ge-

58 *Schulthess*, Vorwort (2017), XXI.
59 *Schulthess*, Der Philosophiebegriff (2017), 9.
60 *Goody*, Theft (2006).
61 *Chakrabarty*, Provincializing Europe (^{2}2008), 8.

bracht. Bevor sie sich auf Petrarcas ‚Africa' konzentrieren – den ersten Denker, der sich radikal gegen die mittelalterliche Scholastik wandte –, assoziieren sie die moderne Geographie und den Historismus als einen symmetrischen Ansatz, der auf die Kolonisierung von Raum und Zeit abzielte. Sie verorten ihn am Beginn der europäischen imperialen Expansion:

> Is it possible to colonize a region of history, as it is to colonize a region of geography? There are many reasons to believe so. The history of ‚the Middle Ages' begins at the precise moment when European imperial and colonial expansion begins. The Middle Ages is Europe's Dark Continent of History, even as Africa is its Dark Ages of Geography.[62]

Bibliographie

Andrew Abbott, Chaos of Disciplines. Chicago / London 2001.

Delphine Antoine-Mahut, Bien reçu? Trois éditions de Descartes au XIX^{e} siècle en France, online: Fabula. Les colloques, http://www.fabula.org/colloques/document6563.php (Zugriff: 08.12.2021).

David Armitage, What's the Big Idea? Intellectual History and the Longue Durée, in: History of European Ideas 38 (2012), 493–507.

François Azouvi, Descartes et la France. Histoire d'une passion nationale. (L'esprit de la cité) Paris 2002.

Thomas Bauer, Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2019.

Alexander Bevilacqua, The Republic of Arabic Letters. Islam and the European Enlightenment. Cambridge (MA) 2018.

Pablo A. Blitstein, A Global History of the ‚Multiple Renaissances', in: The Historical Journal 64 (2021), 162–184.

Patrick Boucheron / Nicolas Offenstadt, Introduction générale: une histoire de l'échange politique au Moyen Âge, in: Patrick Boucheron (Hrsg.), L'espace public au Moyen Âge. Débats autour de Jürgen Habermas. Paris 2011, 1–21.

Julie Brumberg-Chaumont, À l'Est (et au Far-Ouest) de la logique, rien de nouveau, in: Catherine König-Pralong / Mario Meliadò / Zornitsa Radeva (Hrsg.), The Territories of Philosophy in Modern Historiography. (Ad argumenta 1) Bari / Turnhout 2019, 39–62.

Peter Burke, A Social History of Knowledge, Bd. 2: From the Encyclopédie to Wikipedia. Cambridge 2021.

Peter Burke, What is the History of Knowledge? Cambridge 2016.

Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. (Princeton Studies in Culture, Power, History) Princeton ^{2}2008.

Axelle Chassagnette, Les concepts de Renaissance et d'humanisme en Allemagne. Quelques remarques sur la (non) définition d'un champ d'étude dans la recherche contemporaine en histoire, online: Revue de l'IFHA, https://journals.openedition.org/ifha/244 (Zugriff: 24.12.2021).

Cristina Chimisso, Writing the History of the Mind. Philosophy and Science in France, 1900 to 1960s. (Science, Technology, and Culture 1700–1945) Aldershot 2008.

John Dagenais / Margaret R. Greer, Decolonizing the Middle Ages. Introduction, in: Journal of Medieval and Early Modern Studies 30 (2000), 431–448.

Sarhan Dhouib u. a., Drittes Kapitel: Arabischer Sprachraum. Selbstkritik im Zeichen der Philosophie seit den 1960er Jahren. § 8. Rationalitätsdebatten, in: Anke von Kügelgen (Hrsg.), Grundriss der

62 *Dagenais/Greer*, Decolonizing (2000), 431.

Geschichte der Philosophie. Philosophie in der Islamischen Welt, Bd. 4/1: 19. und 20. Jahrhundert. Arabischer Sprachraum. Basel 2021, 378–532.
Simon Dumas Primbault / Paul-Arthur Tortosa / Martin Vailly, Introduction – Milieux, media, écologie des savoirs, in: dies. (Hrsg.), Lieux et milieux de savoirs. Pour une écologie des pratiques savantes (Cahiers François Viète III–10 [2021], 1–19), online: https://cfv.univ-nantes.fr/cahiers/numeros-parus/cahiers-francois-viete-serie-iii-n-10 (Zugriff: 06.04.2020).
Charles Alexander Eastman, The Soul of the Indian. Boston 1911.
Lucien Febvre, Le problème de l'incroyance au XVI^{e} siècle. La religion de Rabelais. (Bibliothèque de l'Évolution de l'humanité 42) Paris 2003.
Wolf Feuerhahn, Le chercheur et le discours de ses objets, in: Questions de communication 37 (2020), 1–18.
Elizabeth Flower / Murray G. Murphy, The Absolute Immigrates to America. The St. Louis Hegelians, in: dies. (Hrsg.), A History of Philosophy in America, Bd. 2. New York 1977, 463–514.
William H. Goetzmann (Hrsg.), The American Hegelians. An Intellectual Episode in the History of Western America. New York 1973.
Jack Goody, Renaissances. The One or the Many? Cambridge 2010.
Jack Goody, The Theft of History. Cambridge 2006.
William T. Harris, The History of Philosophy, in: The Journal of Speculative Philosophy 10 (1876), 225–270.
Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesung über die Geschichte der Philosophie I. Werke 18. Frankfurt (Main) 1986.
Martin Heidegger, Die Grundbegriffe der Metaphysik. Gesamtausgabe, II. Abteilung: Vorlesungen 1923–1944, Bd. 29/39. Frankfurt (Main) 1983.
Johan Heilbron, Naissance de la sociologie. Übers. v. Paul Dirkx. (Bancs d'essai) Marseille 2006.
John Napoleon Brinton Hewitt, Iroquoian Cosmology, in: Twenty-First Annual Report of the Bureau of American Ethnology 1899/1900 (1903), 127–339.
Christian Jacob, Qu'est-ce qu'un lieu de savoir?, online: http://books.openedition.org/oep/651 (Zugriff: 06.04.2021).
Arlette Jouanna, La notion de Renaissance. Réflexions sur un paradoxe historiographique, in: Revue d'histoire moderne & contemporaine 49 (2002), 5–16.
Donald R. Kelley, Le problème du savoir et le concept de discipline, in: Jean Boutier / Jean-Calude Passeron / Jacques Revel (Hrsg.), Qu'est-ce qu'une discipline? (Enquête 5) Paris 2006, 97–115.
Catherine König-Pralong, La colonie philosophique. Écrire l'histoire de la philosophie aux XVIII^{e} et XIX^{e} siècles. (En temps & lieux) Paris 2019.
Catherine König-Pralong, Médiévisme philosophique et raison moderne. De Pierre Bayle à Ernest Renan. (Conférences Pierre Abélard) Paris 2016.
Catherine König-Pralong, Rez. von: *Frank Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018), in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 272 (2020), 208–220.
Catherine König-Pralong, Raison historiographique, réceptions croisées et internationalisation de la recherche. L'histoire de la philosophie aux XVIII^{e}–XIX^{e} siècles, online: Fabula: Les colloques. Accuser réception, http://www.fabula.org/colloques/document6561.php (Zugriff: 07.10.2021).
Anke von Kügelgen, Averroes und die arabische Moderne. Ansätze zu einer Neubegründung des Rationalismus im Islam. (Islamic Philosophy, Theology and Science 19) Leiden 1994.
Joachim Kurtz, The Discovery of Chinese Logic. (Modern Chinese Philosophy 1) Leiden 2011.
Bruno Latour, Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique. (La Découverte-Poche. Sciences humaines et sociales 26) Paris ^{2}1997.
Nicole Loraux, Éloge de l'anachronisme en histoire, in: Espaces Temps 87/88 (2005), 127–139.
Thomas Maissen / Barbara Mittler, Why China Did Not Have a Renaissance – and Why That Matters. An Interdisciplinary Dialogue. (Critical Readings in Global Intellectual History 1) Berlin 2018.

Johan Östling / David Larsson Heidenblad, Fulfilling the Promise of the History of Knowledge. Key Approaches for the 2020s, in: Journal for the History of Knowledge 1(1)/3 2020, online: https://journalhistoryknowledge.org/articles/10.5334/jhk.24/ (Zugriff: 06.04.2021).

Gregorio Piaia / Giovanni Santinello (Hrsg.), Models of the History of Philosophy, 4 Bde. (International Archives of the History of Ideas) Dordrecht 1993–2022.

Scott L. Pratt, Native Pragmatism. Rethinking the Roots of American Philosophy. Bloomington 2002.

Kapil Raj / Heinz Otto Sibum, Globalisation, science et modernité. De la guerre de Sept Ans à la Grande Guerre, in: Kapil Raj / Heinz Otto Sibum (Hrsg.), Histoire des sciences et des savoirs, Bd. 2 : Modernité et globalisation. Paris 2015, 11–30.

Kapil Raj, Relocating Modern Science. Circulation and the Construction of Knowledge in South Asia and Europe, 1650–1900. New York 2007.

Jacques Rancière, Le concept d'anachronisme et la vérité de l'historien, in: L'Inactuel 6 (1996), 53–68.

Frank Rexroth, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters. (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung) München 2018.

Thomas Ricklin, Giovanni Andrea Bussi und die *media tempestas* oder was die Geschichte von einem Esel lehrt, in: Internationale Zeitschrift für Philosophie 2 (2004), 5–47.

Roland Robertson, Glocalization. Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity, in: Mike Featherstone / Scott Lash / Roland Robertson (Hrsg.), Global Modernities. (Theory, Culture & Society) London / New Delhi ^{2}1997, 25–44.

Giovanni Santinello / Gregorio Piaia (Hrsg.), Storia delle storie generali della filosofia, 5 Bde. Brescia / Padova 1979–2004.

Brenda Deen Schildgen / Gang Zhou / Sander L. Gilman (Hrsg.), Other Renaissances. A New Approach to World Literature. New York 2006.

Peter Schulthess, Der Philosophiebegriff, in: Alexander Brungs / Vilem Mudroch / Peter Schulthess (Hrsg.), Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie des Mittelalters, Bd. 4: 13. Jahrhundert. Basel 2017, 5–40.

Peter Schulthess, Vorwort, in: Alexander Brungs / Vilem Mudroch / Peter Schulthess (Hrsg.), Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie des Mittelalters, Bd. 4: 13. Jahrhundert. Basel 2017, XXI–XXVI.

Roman Seidel, Kant in Teheran. Anfänge, Ansätze und Kontexte der Kantrezeption in Iran. (Welten des Islams 5) Berlin 2015.

Frédéric Tinguely (Hrsg.), La Renaissance décentrée. (Travaux d'humanisme et Renaissance 440) Genève 2008.

Stéphane Van Damme, La prose des savoirs. Pragmatique des mondes intellectuels. (Histoire et philosophie des savoirs) Paris 2020.

Stéphane Van Damme, Seconde nature. Rematérialiser les sciences de Bacon à Tocqueville. Dijon 2020.

Pierre Vesperini, La philosophie antique. Essai d'histoire. (L'épreuve de l'histoire) Paris 2019.

Steven Weinberg, To Explain the World. The Discovery of Modern Science. New York 2015.

Karl Ubl

Western constitutionalism und Politische Theologie. Zwei konkurrierende Narrative der Mittelalterforschung

Die Epochenbezeichnung ‚Mittelalter' akzentuiert den Gegensatz zum Aufbruch der Neuzeit. Wie Frank Rexroth in der Einleitung zur ‚Fröhlichen Scholastik' feststellt, diente das Mittelalter seit Jacob Burckhardts Buch über die Kultur der Renaissance in Italien „meist als eine Projektionsfläche für alles, was als schlechthin unmodern, statisch und rückständig angesehen wurde."[1] Dieser Gegensatz prägte lange Zeit auch die Geschichtsschreibung der politischen Theorie: Die mittelalterliche Epoche war dem Verdacht ausgesetzt, dass die normativen Diskurse dieses Zeitalters durch die absolute Geltung der christlichen Dogmatik geprägt worden seien, während die säkulare Moderne mit der Entdeckung des Individuums in der Renaissance und der Erfindung des Politischen durch Machiavelli angebrochen sei. In dieser Argumentationslinie, die bis heute in der Tradition von Jacob Burckhardt fortdauert,[2] schließt die Epochenbezeichnung zugleich die Irrelevanz für die Gegenwart ein.

Gegen diesen Verdacht der Bedeutungslosigkeit sind schon seit dem späten 19. Jahrhundert Strategien in der Mediävistik entwickelt worden, Kontinuitäten zwischen Mittelalter und Moderne zu identifizieren. Unter nationalen Vorzeichen geschah dies mit der Annahme einer ursprünglichen Selbstorganisation der germanischen Völker, die der deutschen Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts zugrunde lag und als ‚Teutonic germ theory' bis in die Vereinigten Staaten ausstrahlte.[3] Otto von Gierke (1841–1921) legte eine sehr einflussreiche Variation dieses Narrativs im dritten Band seines ‚Deutschen Genossenschaftsrechts' von 1881 vor, der ersten umfassenden Gesamtdarstellung des politischen Denkens im Mittelalter. In der Übersetzung des englischen Rechtshistorikers Frederic William Maitland (1850–1906) wurde das Buch für Jahrzehnte zur Standardlektüre im englischen Sprachraum. Gierke entwarf ein ‚tragisches' Narrativ über das Aufeinanderprallen des christianisierten germanischen Erbes mit der „Wiederbelebung des Alterthums", „deren Widerstreit die Reflexion entzündete, Kontroversen erregte und immer wieder Versuche zur Auffindung einer höheren Einheit hervorrief"[4]. Dabei verband er seine Geschichtsforschung mit einem politischen Plädoyer für die Rückgewinnung des Ideals genossenschaftlicher Organisation, das durch die Rezeption des römisch-kanonischen Rechts verdrängt worden sei. Maitland distanzierte sich zwar von Gierkes nationalstaatlicher Emphase, würdigte aber sein Ziel, die mittelalterliche Epoche

1 *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018), 25.

2 Vgl. zuletzt z. B. *Greenblatt*, Swerve (2012); *Roeck*, Morgen (2017).

3 *Böckenförde*, Forschung ([2]1995); *Lingelbach*, Klio (2003), 521 f.

4 *Von Gierke*, Genossenschaftsrecht (1881), 3.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-006

als eine Hinführung zum modernen Denken zu verstehen: Ideen von Souveränität, Repräsentation, Gesellschaftsvertrag, Menschenrechten und so weiter seien in der mittelalterlichen Debatte erstmals hervorgetreten.[5]

Die Vorstellung von den mittelalterlichen Ursprüngen des modernen politischen Denkens charakterisiert viele der großen Klassiker der Mittelalterforschung. Das sechsbändige Werk ‚A History of Mediaeval Political Theory in the West' (1903–1936) war von A. J. Carlyle mit dem Ziel begonnen worden, die Ursprünge moderner Konzepte von Rechtsstaat, Genossenschaft und Gesellschaftsvertrag im Mittelalter zu erweisen.[6] Georges de Lagarde trat in seinem fünfbändigen Werk ‚La naissance de l'esprit laïque au déclin du Moyen Âge' (1934–1946) den Beweis an, dass das säkulare Denken bereits seit dem 13. Jahrhundert die Einheit der christlichen Weltanschauung in Frage gestellt hätte.[7] Das zweibändige Werk von Quentin Skinner über ‚The Foundations of Modern Political Thought' (1978) ist der gleichen Vorstellung der Kontinuität verpflichtet, wendet sie aber auf die Entstehung von republikanischen Konzepten bürgerlicher Freiheit und Selbstorganisation an, die in den italienischen Kommunen des 13. Jahrhunderts ihren Ursprung gehabt hätten.[8] Zuletzt unternahm Francis Oakley in drei Bänden zu ‚The Emergence of Western Political Thought in the Latin Middle Ages' (2010–2015) den Versuch, die Geburtsstunde des säkularen politischen Denkens, des Individualismus und des Konsensgedankens in das Mittelalter zurückzuverlegen.[9]

Gegenüber diesen Narrativen der Kontinuität steht der Klassiker ‚The King's Two Bodies'[10] (1957) von Ernst H. Kantorowicz in scharfem Kontrast. Bereits mit seinem Untertitel ‚A Study in Mediaeval Political Theology' demonstrierte er Distanz gegenüber einer Kontinuität der ‚politischen Theorie' vom Mittelalter bis zur Moderne. Der Titel enthält ein Plädoyer für die Alterität der mittelalterlichen Epoche, in der Theologie und Politik untrennbar miteinander verwoben waren. Damit wollte Kantorowicz jedoch nicht einem antiquarischen Verständnis von Geschichtsschreibung das Wort reden. In seinem Vorwort deutet Kantorowicz mit Verweis auf Ernst Cassirers ‚The Myth of the State' (1946) an, dass er den totalitären Staat als Erben der politischen Theologie des Mittelalters betrachtet.

Der folgende Aufsatz befasst sich mit diesen beiden Narrativen, die auf gegenläufige Weise den normativen Diskursen des Mittelalters Bedeutung für die Gegenwart zuschreiben: Das Narrativ des *Western constitutionalism* verankert das moderne Ideal der Rechtsstaatlichkeit im Mittelalter, das Narrativ der politischen Theologie spürt die theologischen Wurzeln politisch-rechtlicher Begriffe in der Moderne auf. Für das eine war das Mittelalter nie ganz dunkel und fremd, für das andere kann auch die Moderne den

5 *Maitland*, Introduction (1900), VII.
6 *Carlyle*, History (1922), VII.
7 *Lagarde*, Naissance.
8 *Skinn*er, Foundations (1978).
9 *Oakley*, Emergence, Bd. 1 (2010); *Oakley*, Emergence, Bd. 2 (2012); *Oakley*, Emergence, Bd. 3 (2015).
10 *Kantorowicz*, King's Two Bodies (1957).

dunklen Seiten des Mittelalters nicht entkommen. Das eine Narrativ verhält sich affirmativ zum moralischen Fortschritt der Gegenwart, das andere beleuchtet seine irrationalen Hinterlassenschaften. Scheinbar besteht somit eine scharfe Trennlinie zwischen diesen beiden Positionen, die von unterschiedlichen Faktoren vorgezeichnet ist: einerseits von dem konträren Verständnis von Recht entweder als Hemmschuh des sozialen Fortschritts oder als Garant sozialer Ordnung; andererseits von historiographischen Vorlieben für ‚tragische' oder ‚romantische' Modellierungen der Geschichte. Angesichts dieses Gegensatzes stellt sich die Frage, ob ein Dialog über die Trennlinie hinweg möglich ist – und wenn ja, wie eine Synthese aussehen soll, die nicht in dem mündet, was Maitland „aimless medievalism"[11] nannte.

Im Folgenden soll anhand ausgewählter Beispiele dargelegt werden, in welchen Variationen sich diese gegensätzliche Perspektivierung manifestierte. Zuerst werde ich den Trialog zwischen Kantorowicz, Max Radin und Charles H. McIlwain vorstellen, im zweiten Teil auf Variationen der Narrative bei Brian Tierney und Giorgio Agamben eingehen und zuletzt anhand zweier Neuerscheinungen von Jacques Krynen und Robert Jacob Reflexionen über die Konsequenzen für die frühmittelalterliche Rechtsgeschichte anschließen.

1 Ein verborgener Trialog: Kantorowicz, Radin, McIlwain

Im Jahr 1944 hatte Ernst Kantorowicz nach etlichen Jahren Wartezeit und einer langen Phase finanzieller Unsicherheit im Exil endlich eine Festanstellung als Professor in Berkeley in Aussicht. Diese befreiende Nachricht war jedoch mit einem Wermutstropfen verbunden. Es war ihm auferlegt worden, die Kurse zur englischen Verfassungsgeschichte zu übernehmen, die der Vorgänger auf dieser Stelle gegeben hatte. Robert Lerner kommentiert diese unwillkommene Auflage in seiner Biographie folgendermaßen: „It would have been a terrible imposition on EKa had his set of assignments [for 1944–45] not been aimed toward permanence. At the time he had an allergy to English constitutional history."[12] Diese Abneigung verwandelte sich in den folgenden Jahren indes zu einer Art späten Liebe. Sein Buch über die ‚Zwei Körper des Königs' demonstriert nicht nur seine intimen Kenntnisse der Ursprünge des Common Law, es gilt zu Recht bis heute als ein bahnbrechender Beitrag zu den Verflechtungen zwischen englischer und kontinentaler Rechtsentwicklung.

Im Jahr 1944 musste Kantorowicz allerdings erst die innere Abneigung überwinden und seine Wissenslücken durch die Lektüre von einschlägigen Standardwerken

11 *Maitland*, Introduction (1900), VII.

12 *Lerner*, Ernst Kantorowicz (2017), 266.

schließen. Sein Neuzeit-Kollege und Förderer in diesen Jahren, Ray Sontag, schenkte ihm zu diesem Zweck das Buch von Charles Howard McIlwain ‚The High Court of Parliament and Its Supremacy' von 1910.[13] Schon 1940 hatte Kantorowicz selbst ein anderes Werk von McIlwain gekauft: ‚The Growth of Political Thought in the West'[14]. Später kam noch ein weiteres Buch McIlwains in seine Bibliothek, und zwar die zweite Auflage von ‚Constitutionalism. Ancient and Modern'[15] von 1947. Unterstreichungen und Randbemerkungen in diesen Büchern, die heute in der Bibliothek des Institute for Advanced Study aufbewahrt werden, zeigen das große Interesse, das Kantorowicz den Werken von McIlwain entgegenbrachte.[16] Was ihm vermutlich am meisten an McIlwains Studien beeindruckte, war, dass dieser nicht bei der Beschreibung der Praxis des Common Law stehen blieb, sondern nach dessen geistigen Grundlagen fragte und daher die Beziehungen zur politischen Theorie der Antike und des Mittelalters in den Blick nahm. Auf diese Weise konnte Kantorowicz Verbindungslinien zu seinen Interessen an Königtum, Reichsidee und Liturgie ziehen, die seine wissenschaftliche Tätigkeit in Deutschland geprägt hatten.

Gleichwohl darf daran gezweifelt werden, dass er mit dem Narrativ der Schriften McIlwains sympathisierte. Als einflussreicher Professor an der Harvard School of Government war McIlwain (1871–1968) darum bemüht, die Idee der Rechtsstaatlichkeit in einer langen Entwicklungsgeschichte des *constitutionalism* zu verankern, die über die antike Philosophie, das mittelalterliche Lehenswesen, die Magna Carta, die Petition of Right bis zur amerikanischen Verfassung und der Formierung des richterlichen Prüfungsrechts (*judicial review*) reicht.[17] McIlwain formulierte eine Geschichte des moralischen Fortschritts als Grundlage für die Überlegenheit des Westens und seiner Rechtsordnung. Wie aus seinem Nachlass zu erkennen ist, kam diesem Narrativ in den 1930er Jahren eine eminent politische Bedeutung zu, da McIlwain als Republikaner zu einem scharfen Kritiker des Versuchs von Roosevelt wurde, den Supreme Court durch die Ernennung zusätzlicher Richter zu entmachten. 1937 eröffnete McIlwain als Präsident die Tagung der American Historical Association, die dem 150-jährigen Jubiläum der amerikanischen Verfassung gewidmet war, und erläuterte in der *presidential address* seine Vorstellung über die Aufgaben von Historikerinnen und Historikern in einer Welt des Wandels.[18] Seine Konstruktion einer langen Kontinuität der Rechtsstaatlichkeit war jedoch auf der Tagung Gegenstand heftiger Kritik.[19] Auf welche Weise politische Implikationen das Narrativ

13 *McIlwain*, High Court of Parliament (1910). Vgl. *Ubl*, McIlwain und Constitutionalism (2011), 335 Anm. 83.

14 *McIlwain*, Growth of Political Thought (1932).

15 *McIlwain*, Constitutionalism (1940).

16 Zum Beispiel markierte er mit Bleistift den Satz in *McIlwain*, Constitutionalism (1940), 55: „The principate and the modern ‚limited monarchy' are alike fictions, and are the result of an age-long habit of thinking in fictions."

17 *Ubl*, McIlwain und Constitutionalism (2011), 325.

18 *McIlwain*, Law (1939), 244–258. Vgl. *Ubl*, McIlwain und Constitutionalism (2011), 332.

19 Vgl. die Beiträge in *Read* (Hrsg.), Constitution (1938).

McIlwains angreifbar machten, zeigte sich wenige Jahre später noch einmal, als er 1941 die *presidential address* der Medieval Academy of America gab. Angesichts der Entwicklung zum Totalitarismus in Deutschland, die er als einer von wenigen Professoren in Harvard schon früh denunziert hatte, sah er sich gezwungen, die Bedeutung, die er früher in der Nachfolge Otto von Gierkes dem germanischen Recht und der Selbstorganisation von Genossenschaften gegeben hatte, zu relativieren und den von ihm bislang vernachlässigten Einfluss des römischen Rechts auf die Herausbildung von Rechtsstaatlichkeit in den Mittelpunkt zu stellen.[20]

Kantorowicz zitiert McIlwain in ‚The King's Two Bodies' immer wohlwollend, verwendet das Wort „constitutionalism" bezeichnenderweise aber nur in Anführungszeichen.[21] Er vermeidet gleichfalls den Begriff „rule of law" und spricht stattdessen in bewusster Ironie von der Tyrannei des Rechts: „the tyranny of the Law, which, in the very days of Bracton, and so often thereafter, threatened to paralyze the orderly functioning of government."[22] In dieser kritischen Bemerkung gegenüber der Rigidität des Rechts war Kantorowicz von seinem Freund Max Radin (1880–1950) beeinflusst, dem er sein Werk über ‚The King's Two Bodies' postum widmete und den er im Vorwort durch eine Anekdote über ‚The Order of St. Benedict Incorporated' verewigte. Radin hatte als Rechtsprofessor in Berkeley der progressiven Fraktion der demokratischen Partei nahe gestanden und den sogenannten Rechtsrealismus der Roosevelt-Administration vertreten.[23] Sein 1936 veröffentlichtes ‚Handbook of Anglo-American Legal History'[24] widmete er Benjamin Cardozo, der am Supreme Court als einer der ‚drei Musketiere' die progressive Politik des New Deals verteidigt hatte. Auch dieses Buch befand sich (wie Radins ‚The Jews Among Greeks and Romans' von 1915) im Besitz von Kantorowicz.[25] Nationale Bekanntheit erlangte Radin, als seine Nominierung zum Richter am Supreme Court von Kalifornien durch eine Schmutzkampagne scheiterte, die der Republikaner und spätere Chief Justice Earl Warren wegen angeblicher Kontakte Radins zu Kommunisten angefacht hatte.[26]

McIlwain und Radin gehörten somit ganz verschiedenen Lagern an: Während McIlwain den Republikanern und den konservativen Kräften am Supreme Court nahestand, gehörte Radin dem progressiven Flügel der Demokraten an. Dieser politischen Parteinahme lag auch ein unterschiedliches Verständnis von Recht zugrunde. McIlwain verteidigte die Beschränkung politischer Entscheidungsträger durch das „fundamental law", welches er historisch in der Antike und im Mittelalter verankerte

20 *McIlwain*, Medieval Institutions (1941).

21 *Kantorowicz*, King's Two Bodies (1957), 151. Als scharfe Polemik gegen McIlwain betrachtet *Miguel Vatter* Kantorowicz' Kapitel über Bracton: Liberal Governmentality (2019), 131–140.

22 *Kantorowicz*, King's Two Bodies (1957), 148.

23 Zur Biographie vgl. *Sheppard*, Day of Reckoning (2020).

24 *Radin*, Handbook (1936).

25 *Lerner*, Kantorowicz (2017), 346.

26 *Sheppard*, Day of Reckoning (2020), 246.

und im Prüfungsrecht des Obersten Gerichts verwirklicht sah. Radin war dagegen ein Anhänger des „legal realism“, einer Bewegung der 1920er Jahre, die sich den empirischen Bedingungen der Rechtsprechung zuwandte und das Recht den politischen Zielsetzungen unterordnete.[27] In der damals virulenten Debatte über das Konzept der Souveränität nahmen McIlwain und Radin folglich konträre Positionen ein.[28] McIlwain erklärte den Begriff der Souveränität als einen Lösungsansatz für das mittelalterliche Problem überlappender Jurisdiktionen und wandte sich gegen eine politische Instrumentalisierung, die er in die Nähe faschistischer Programmatik stellte, weil sie sein Ideal der Geltung eines „fundamental law“ gefährden würde.[29] Radin hingegen hatte weniger Furcht vor dem Konzept der Souveränität, da er der Meinung war, es sei in der Realität der Rechtspraxis in komplexe Verfahren verschiedener Institutionen eingebettet und daher nicht für eine willkürliche Indienstnahme geeignet.[30]

Trotz dieser Differenzen waren jedoch sowohl McIlwain als auch Radin daran interessiert, die angelsächsische Rechtstradition in einer langen, bis ins Mittelalter zurückreichenden Tradition zu verankern. Beide beteiligten sich an der Debatte um die historische Bedeutung der Magna Carta, die durch den revisionistischen Aufsatz von Edward Jenks über „The Myth of Magna Carta“ (1904) ausgelöst worden war.[31] McIlwain konzedierte zwar die feudale Prägung des Dokuments durch die Interessen der Barone, versuchte aber zu demonstrieren, dass sich seit 1297 die Deutung in die Richtung einer universalen Rechtsgarantie verändert habe und der Gründungsmythos daher nicht erst im 17. Jahrhundert entstanden sei, wie Jenks behaupte hatte.[32] Radin schloss sich in Teilen dieser Interpretation an, beharrte aber noch deutlicher darauf, dass bereits 1215 eine Ausweitung auf das gesamte Volk Englands angedacht gewesen sei.[33] Beide Historiker versuchten mit ihren Arbeiten die revisionistische Deutung von Jenks in die Schranken zu weisen.

Mit diesem Narrativ der Kontinuität hat Kantorowicz bewusst gebrochen. Kantorowicz verhielt sich nicht nur kritisch gegenüber einer Verherrlichung des Rechts, er entschied sich, seinem Werk den Untertitel ‚Studie zur politischen Theologie des Mittelalters‘ zu geben. Auf den ersten Blick liest sich der Titel wie eine Referenz auf Carl Schmitt, der in seiner einflussreichen Schrift von 1922 behauptet hatte, dass „alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre säkularisierte theologische Begriffe sind“ und zwar sowohl in ihrer historischen Entwicklung als auch in ihrer systematischen Struktur.[34] Robert Lerner widerspricht in seiner Biographie dieser verbreiteten

27 *Radin*, Legal Realism (1931).
28 *Isaac*, Constitutional Dictatorship (2020).
29 *McIlwain*, Sovereignty Again (1926).
30 *Radin*, Intermittent Sovereign (1930).
31 *Jenks*, Myth (1904).
32 *McIlwain*, Process of law (1914). Vgl. *Baker*, Reinvention (2016), 14–17.
33 *Radin*, Myth (1947).
34 *Schmitt*, Politische Theologie (1922). In diesem Sinn *Buc*, Dangers (2001), 233.

Lesart und weist darauf hin, dass der Name des ‚Hofjuristen des Dritten Reiches' weder in den Publikationen noch in den Briefen erwähnt wird.[35] Wie Richard Halpern unlängst vermutete, enthält das Vorwort sogar eine Spitze gegen den Autor der ‚Politischen Theologie', sofern sich die Worte über „ideologische Spinnfäden" („ideological gossamers"[36]) tatsächlich auf die dünnen Schriften Carl Schmitts beziehen sollten. Von einer positiven Würdigung politischer Theologie oder auch nur von der Anerkennung einer systematischen Struktur der theologischen Hinterlassenschaft ist Kantorowicz jedenfalls denkbar weit entfernt. Wichtiger war ihm die Markierung des Bruchs mit dem Narrativ einer kontinuierlich fortschreitenden ‚politischen Theorie', die das Religiöse vom Säkularen zu trennen glauben konnte.

2 Brian Tierney und Giorgio Agamben

Es wäre sicher verfehlt, die beiden Narrative allein mit den Namen von McIlwain und Kantorowicz zu verbinden. Sie begegnen bereits früher in unterschiedlichen Formen bei europäischen Mediävisten und sind Manifestationen dessen, was Otto Gerhard Oexle als das „entzweite Mittelalter"[37] bezeichnete: Die Epoche wird sowohl für die Begründung eigener Identität als auch zur Abgrenzung von einer fremden Welt verwendet. Das Buch über die ‚Zwei Körper des Königs' wurde jedoch, nicht zuletzt durch die Rezeption bei französischen Philosophen wie Michel Foucault[38], zu einem Klassiker der politischen Theologie. McIlwain prägte seinerseits mit *constitutionalism* ein Forschungskonzept, auf das sich bis heute Historiker beziehen, die die Grundlegung westlicher Rechtsstaatlichkeit im Mittelalter vertreten, ohne dass allerdings McIlwains Schriften noch intensiv gelesen werden.

Die argumentative Struktur hat sich gleichwohl seit McIlwain grundlegend gewandelt. War McIlwains Narrativ noch fest in einer angelsächsisch-protestantischen Geschichtsschreibung verankert, die der mittelalterlichen Kirche und ihren Wirkungsweisen wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, geriet das Konzept des *constitutionalism* durch die Publikationen von Brian Tierney (1922–2019) in ein katholisches Fahrwasser. Nach Studien bei Walter Ullmann in Cambridge sorgte Tierney mit seiner 1955 publizierten Genealogie des Konziliarismus für Aufsehen, da er die Vorstellungen über das kollektive Kirchenregiment nicht auf die ketzerischen Lehren eines Marsilius von Pauda und eines Wilhelm von Ockham, sondern auf die frühe Kanonistik der

35 *Lerner*, Kantorowicz (2017), 347. Zur Debatte über den Einfluss Schmitts vgl. *Gerëby*, Carl Schmitt and Erik Peterson (2004); *ders*., Political Theology (2008), sowie den wichtigen Beitrag von *Kahn*, Political Theology (2009). Ein Rückblick auf die Debatte in *Whalen*, Political Theology (2020).

36 *Kantorowicz*, King's Two Bodies (1957), XVII. Zu dieser Interpretation vgl. *Halpern*, King's Two Buckets (2009).

37 *Oexle*, Mittelalter (1992), 7–28.

38 *Foucault*, Überwachen und Strafen (1994), 40.

Zeit um 1200 zurückführte.[39] Damit verortete er die Idee des Konziliarismus im Mainstream der mittelalterlichen Kirche. Nach einem Fellowship in Princeton 1961, wo er Kantorowicz persönlich kennenlernte, machte er sich das Konzept des *constitutionalism* zu eigen. Als Präsident der American Catholic Historical Association hielt er 1965 einen programmatische Vortrag zu „Medieval Canon Law and Constitutionalism“[40]. Die synodale Grundstruktur der Kirche wertet er als einen entscheidenden Faktor in dem aus seiner Sicht historisch einmaligen Siegeszug des *Western constitutionalism*. In seinen folgenden Büchern, die zu Klassikern der politischen Theoriegeschichte wurden, blieb er diesem Modell treu und hatte in der amerikanischen Mediävistik damit großen Erfolg, wie die Publikationen von Francis Oakley, Kenneth Pennington und anderen zeigen.[41]

Besondere Beachtung auch außerhalb der Mediävistik erhielt sein letztes großes Werk über die Ursprünge der Vorstellung natürlicher Menschenrechte, das 1997 publiziert wurde.[42] Wie bei seinem Buch über den Konziliarismus ist die Argumentation eklektisch, da die Kanonisten allein ältere Texte auslegten und keine systematischen Reflexionen über Fragen der Rechtstheorie und der Naturrechtslehre anstellten. Tierney kann daher nur einzelne Elemente einer Subjektivierung des Diskurses über das Naturrecht in der frühen Kanonistik identifizieren, während er eine ausformulierte Ableitung individueller subjektiver Rechte aus dem Naturrecht erst in den Schriften Wilhelms von Ockham findet.

Wie überzeugend diese Argumentation ist, sei hier nicht weiter erörtert. Man kann Tierney jedenfalls nicht den Vorwurf machen, er hätte den Kontext des theoretischen Armutsstreites zwischen den Franziskanern und Papst Johannes XXII. ausgeblendet, in dessen Rahmen Ockham seine Idee der Naturrechte entwickelte. Diese Kontroverse drehte sich um die Frage, ob Franziskaner über ein Nutzungsrecht auf das Lebensnotwendige verfügen. Waren die Minderbrüder davon überzeugt, nur über einen bloßen Gebrauch an Dingen und nicht über Eigentum zu verfügen, stellte Johannes XXII. die Möglichkeit in Abrede, bei Verbrauchsgütern wie Brot den Gebrauch von Eigentumsrechten zu trennen. Wilhelm von Ockham war dadurch zu einer Neupositionierung gezwungen und wich vom Standpunkt seiner Ordensgenossen ab, indem er den Franziskanern ein *ius utendi naturale* zuschreibt, das heißt ein natürliches Recht auf die Nutzung weltlicher Güter. Der Unterschied verläuft demnach bei Ockham nicht mehr zwischen einer faktischen Nutzung und einer rechtlichen Nutzung, sondern zwischen einer, die auf einem natürlichen Recht beruht, und einer, die positiv-rechtlich begründet ist. Dieses Naturrecht aktualisiert sich nach Ock-

39 *Tierne*y, Foundations ([2]1998). Vgl. *Ubl*, Emergence of an Idea (2015).

40 *Tierne*y, Medieval Canon Law (1965). Vgl. später *ders*., Religion (1982).

41 *Oakley*, Natural Law (1984); *ders*., Conciliarist Tradition (2003); *ders*., Natural Law (2005); *Pennington*, Prince (1993); aus der Perspektive der englischen Verfassungsgeschichte vgl. *Kaeuper* (Hrsg.), Law (2013). Kritik an diesem Paradigma bei *Nederman*, Lineages (2009), 29–48.

42 *Tierney*, Idea (1997).

ham nur im Notfall und kann keine dauerhaften Eigentumsrechte erzeugen, weshalb die Franziskaner weiterhin an ihrer absoluten Besitzlosigkeit festhalten konnten.

Wenn wir Tierney weiter folgen, so habe Ockham ausgehend von diesen Überlegungen erstmals eine Lehre von Naturrechten entwickelt, die er in seinen politischen Schriften dafür nutzbar machte, dem Königtum durch das verpflichtende Einhalten von natürlichen Menschenrechten Schranken aufzuerlegen. Ein wichtiges Element der modernen Rechtsstaatlichkeit hätte somit seine Wurzeln in mittelalterlichen Debatten des Kirchenrechts. Tierneys Deutung ist seitdem in der Forschung kontrovers diskutiert worden.[43]

Unbeachtet blieb, dass der italienische Philosoph Giorgio Agamben zu dieser Deutung des franziskanischen Armutsstreites kritisch Stellung bezog, und zwar im vorletzten Band seines neunbändigen Hauptwerkes ‚Homo sacer'. Um Agambens Kommentar zum Armutsstreit einzuordnen, wäre es notwendig, dessen Gesamtwerk und die zunehmend intensivere Beschäftigung mit dem Mittelalter in den Blick zu nehmen. Es sei nur erwähnt, dass er tief von Carl Schmitt und Ernst Kantorowicz beeinflusst wurde, aber zunächst in erster Linie daran interessiert war, die Genealogie moderner politischer Konzepte bis zur antiken Philosophie und Rechtstheorie zurückzuverfolgen.[44] Erst in seinem Spätwerk ‚Herrschaft und Herrlichkeit' wendet er sich der Bedeutung der theologischen Hinterlassenschaft für das politische Denken zu und stellt die These zur Diskussion, dass moderne Vorstellungen von Gewaltenteilung in den spätantiken Debatten zur Theologie der Trinität vorgebildet wurden, ja dass die Gewaltenteilung als Erbteil dieser theologischen Tradition aufgefasst werden sollte, die sich in Abgrenzung von der christlichen Gnosis formiert hatte. Erst die Trennung zwischen der transzendenten Herrschaft Gottvaters und der immanenten Regierung Christi habe es möglich gemacht, einen Gott zu denken, der in der Welt sowohl eingeschlossen als auch ausgeschlossen ist. Diese Trennung von Herrschaft und Regierung spiegele sich in der modernen Trennung zwischen „pouvoir constituant" und „pouvoir constitué" wider.[45] Die Diskussionen über die Weltregierung Gottes präfigurierten seiner Meinung nach die Diskussionen über die Regierung des Monarchen.

Agamben treibt in diesem Buch das Narrativ der politischen Theologie auf die Spitze: Vage Analogiebildungen dienen dazu, der liberalen Moderne ein irrationales Erbe theologischer Setzungen zu unterstellen und zugleich eigene Wertungen durch suggestive Evidenzen unsichtbar zu machen. Die Annahme, moderne politische Kategorien seien säkularisierte Formen theologischer Vorläufer, verteidigt Agamben gegen die Einwände Hans Blumenbergs und anderer, indem er Säkularisierung nicht als inhaltli-

43 Vgl. *Mäkinen*, Property Rights (2001); *Varkemaa*, Conrad Summenhart's Theory (2012); *Robinson*, William of Ockham's Early Theory (2013); *Mäkinen*, Medieval Natural Rights Discourse (2015); *Nederman*, Rights (2012).

44 *Agamben*, Homo sacer (2002), 101–104. Vgl. *Greenberg*, Remnants (2023), 189.

45 *Agamben*, Herrschaft (2010), 89–131.

che Kontinuität, sondern als strategisch einsetzbare „Signatur“ begreift.[46] Angesichts der großen Relevanz, die er der spätantiken und mittelalterlichen Theologie zuschreibt, ist es nicht überraschend, wie beliebt Zitate aus dem Werk Agambens in der Mittelalterforschung der letzten zehn Jahre geworden sind.

In unserem Kontext ist der vorletzte Band der ‚Homo sacer‘-Reihe mit dem Titel ‚Höchste Armut‘[47] von größerem Interesse. Agamben erörtert in diesem Band das Mönchtum als Beispiel für eine Lebensform, „die sich dem Zugriff des Rechts vollständig“ entzieht und „nicht in einer Aneignung mündet“.[48] Wie häufig nehmen seine Analysen von einer Beobachtung an Begriffen ihren Ausgang. Die Bezeichnung *regula* für die Niederschrift von Verhaltensregeln sei deshalb gewählt worden, weil dieser Begriff dem römischen Recht unbekannt war und deshalb keine rechtlichen Implikationen in sich getragen habe. Bezeichnend sei zudem, dass häufig die Verbindung *regula vel vita* oder *regula et vita* begegne, die auf die Ununterscheidbarkeit von Norm und Leben hinweise. Die Klosterregeln dürften deshalb nicht mit Normen im herkömmlichen Sinn verwechselt werden, weil sie nicht von außen als Maßstab an das Leben angelegt, sondern im Leben jedes einzelnen Mönchs in der Weise, wie es ihm möglich sei, verwirklicht wurden. Als Vollendung dieser klösterlichen Lebensweise gilt Agamben der Franziskanerorden, der sowohl die Idee des eigenen Willens wie auch den Anspruch auf eine Rechtsordnung vollständig verworfen habe. Im Armutsstreit mit Papst Johannes XXII. galt es daher, einen bloß faktischen Gebrauch zu begründen, einen *simplex usus facti*, der wie beim Essen und Trinken keine Rechtsansprüche begründet. Dabei hätten sich die Verteidiger des Ordens notwendigerweise in Widersprüche verwickelt, „weil sie den Verzicht auf das Recht mit rechtlichen Begriffen zu formulieren versuchten“[49]. Gleichwohl hätten sie mit ihrem Verzicht auf das Recht ein Vermächtnis hinterlassen, „dem sich die Moderne nicht zu stellen vermochte und das unsere Zeit nicht einmal zu denken imstande zu sein scheint“[50].

Vor dem Hintergrund dieser Analyse überrascht es nicht, wenn Agamben die Auffassung zurückweist, in der Armutsdebatte den Ursprung der Idee der Menschenrechte zu verorten. Agamben zitiert zwar nicht Brian Tierney, kennt jedoch sowohl die beiden Ahnherren von dessen These, Paolo Grossi und Michel Villey, als auch die von Tierney inspirierte Studie Virpi Mäkinens von 2001.[51] Agamben macht unmissverständlich klar, dass seine Deutung den „Thesen jener Rechtshistoriker, die (...) meinen, im Franziskanertum die Grundlegung des subjektiven Rechts erblicken zu können, ra-

46 Vgl. *Voogt*, Agamben on secularization (2022). Unbeachtet blieb dagegen der Ansatz von *Assmann*, Herrschaft (2000), den wechselseitigen Austausch von Konzepten zwischen theologischem und politischem Vokabular zu untersuchen.

47 *Agamben*, Höchste Armut (2012).

48 *Agamben*, Höchste Armut (2012), 12.

49 *Agamben*, Höchste Armut (2012), 155.

50 *Agamben*, Höchste Armut (2012), 195.

51 *Villey*, Formation (1968); *Grossi*, Usus facti (1972); *Mäkinen*, Property Rights (2001).

dikal widerspricht."[52] Er fährt fort: „Die Theorie des subjektiven Rechts und des dominium ist von den Franziskanern erarbeitet worden, um die Macht des positiven Rechts zu verneinen oder besser, zu begrenzen, nicht – wie Villey und Grossi zu glauben scheinen –, um dessen Absolutheit und Souveränität zu begründen."[53]

Die Deutung des theoretischen Armutsstreits könnte unterschiedlicher nicht sein: Auf der einen Seite möchte Brian Tierney in Ockhams Position die erstmalige Ausformulierung einer Theorie natürlicher Rechte erkennen, die später über die Spätscholastik und Hugo Grotius in die moderne politische Philosophie eingeflossen ist. Auf der anderen Seite wertet Agamben die franziskanische Lehre als Versuch, sich außerhalb der Sphäre des positiven Rechts zu positionieren und die Möglichkeit einer Rückkehr in die vorrechtliche Zeit des reinen Gebrauchs der Dinge auszuloten, die der Moderne als Vorbild dienen könnte.

Agambens Einwand verweist auf eine grundlegende Schwachstelle des Narrativs vom *Western constitutionalism*. Tierney isoliert einen Gedanken aus Ockhams breitgefächertem Werk und baut ihn in den langen Prozess der Herausbildung einer modernen Leitidee ein, dessen Implikationen und Anwendungsbereiche dem englischen Philosophen unbekannt waren. Dabei wird ausgeblendet, welche Intentionen Ockham verfolgt und auf welche Weise die Theorie der natürlichen Rechte in Ockhams Weltbild mit (heute) inakzeptablen Formen der Unterdrückung wie Sklaverei[54] vereinbar waren. Dieses Vorgehen entspricht einer Tendenz, Entwicklungsgeschichten im Sinne einer Teleologie zu formulieren, die der Kontinuität gegenüber der Alterität den Vorzug gibt. Diese Problematik verhindert jedoch nicht, dass die Erzählung vom Aufstieg westlicher Rechtsstaatlichkeit weiterhin ein Erfolgsrezept ist. Das Buch von Harold Berman über ‚Law and Revolution' ist diesem Narrativ verpflichtet und avancierte trotz heftiger fachinterner Kritik zu einem vielzitierten Standardwerk.[55] In Verbindung mit wirtschaftshistorischen Modellen werden regelmäßig Bestseller geschrieben, die sich aus dem Ideenreservoir des *Western constitutionalism* bedienen.[56] In der Fachwissenschaft fand eine Modernisierung des Narrativs statt, indem die methodischen Voraussetzung diskutiert und interkulturelle Vergleiche für unterschiedliche Räume vorgenommen wurden. Vor kurzem legte James Whitman einen konzisen

52 *Agamben*, Höchste Armut (2012), 190.

53 *Agamben*, Höchste Armut (2012), 182.

54 *Ad quartam racionem quam fecisti respondetur quod lex Christiana non dicitur lex libertatis quia liberat Christianos ab omni servitute, sed quia non premit Christianos tanta servitute quanta pressi fuere Iudei; et ideo licet regibus et aliis Christianis servos habere, licet per legem Christianam nullus Christianus fiat servus cuiuscumque*. William of Ockham, Dialogus 3.1.1.7. Ed. *Kilcullen*/*Scott*, 138 f.; William of Ockham, Dialogus 3.2.3.6. Ed. *Heinen*/*Ubl*, 244.

55 *Berman*, Law and Revolution (1983). Kritik: *Jordan*, Crisis (1985); *Schieffer*, Papal Revolution (1998). Bermans Einfluss ist jedoch ungebrochen: *Müller*, Reinvention (2023); *Grzymala-Busse* (2023).

56 Vgl. *Acemoglu*/*Robinson*, Narrow Corridor (2019).

Überblick über diese Debatte vor, ohne jedoch einen Brückenschlag zum Narrativ der politischen Theologie zu machen.[57]

3 Konsequenzen für eine Rechtsgeschichte des Frühmittelalters

Die beiden Narrative zeichnen sich durch eine geradezu gegensätzliche Bewertung des frühen Mittelalters aus. Das Frühmittelalter wird im Narrativ des Aufstiegs in der Regel ganz ausgeblendet, weil man seit Brian Tierney die Entwicklung zum *Western constitutionalism* mit der Entstehung der wissenschaftlichen Jurisprudenz im 12. Jahrhundert einsetzen lässt. Im Narrativ der politischen Theologie nimmt es hingegen eine Schlüsselposition ein, um das theologische Erbe aus der frühmittelalterlichen Verflechtung von geistlicher und weltlicher Sphäre abzuleiten. Ernst Kantorowicz beginnt sein Buch mit der Herrscherminiatur im Aachener Liuthar-Evangeliar (ca. 1000), und Giorgio Agamben stützt seine Überlegungen zur politischen Theologie auf die Schriften der Kirchenväter und auf die frühmittelalterlichen Klosterregeln.

Auch in neueren Fachpublikationen schlägt sich diese unterschiedliche Bewertung nieder: Der französischen Rechtshistoriker Jacques Krynen postuliert in seiner 2018 publizierten Geschichte europäischer Rechtsstaatlichkeit einen Neubeginn auf der Grundlage der Wiederentdeckung der Digesten im 12. Jahrhundert.[58] Krynen überspringt nicht nur die Zeit zwischen der Antike und dem 12. Jahrhundert und wertet diese Epoche als Rückfall in die Barbarei, er blendet auch die Welt jenseits des ‚Okzidents' vollständig aus. Darüber hinaus konzentriert sich Krynen allein auf Kerneuropa, während er Regionen mit ausgeprägter Kontinuität zwischen dem frühen und dem hohen Mittelalter wie Italien, England und das christliche Spanien nicht in den Blick nimmt. Noch schwerer wiegt, dass Krynen nicht mit denjenigen Kontrahenten in Dialog tritt, die sich für die theologischen Ursprünge moderner Denkfiguren und für die Überreste des Theologischen in Politik und Recht der Gegenwart interessieren. Als rechtsgeschichtliches Beispiel sei das Buch des belgischen Historikers Robert Jacob ‚La grâce des juges. L'institution judiciaire et le sacré en Occident' von 2014 genannt.[59] Jacob setzte sich das Ziel, die spezifische Rechtsstaatlichkeit des Okzidents zu erklären, und zwar im Vergleich mit der der römischen Antike und dem chinesischen Kaiserreich. Den Schlüssel dafür findet Jacob in den frühmittelalterlichen Gottesurteilen. Historisch wirkmächtig sei das gerichtliche Gottesurteil deshalb geworden, weil das Christentum als einzige monotheistische Religion diese archaische Form der Konfliktregelung adaptierte und über Jahr-

57 *Whitman*, European Legal History (2018).
58 *Krynen*, Théâtre juridique (2018). Vgl. *Ubl*, „Nach Rom" (2019).
59 *Robert Jacob*, Grâce (2014).

hunderte hinweg praktizierte. Damit habe die Vorstellung einer absoluten Wahrheit, die durch das Eingreifen Gottes garantiert werde, Eingang in die Rechtsprechung gefunden. Richter seien nicht dem sozialen Frieden verpflichtet gewesen und hätten nicht auf ihr Erfahrungswissen zurückgreifen dürfen. Im Okzident hätten sie vielmehr eine andere Persona annehmen und eigene Erfahrungen ausblenden müssen, weil sie allein der abstrakten Wahrheitsproduktion des Verfahrens- und Beweisrechts verpflichtet gewesen seien. Somit gerät bei Jacob die Karolingerzeit als entscheidende Epoche der abendländischen Rechtsgeschichte in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Damals sei das Gottesurteil verchristlicht und von den Herrschern wie ein Dogma implementiert worden. Jacob stimmt mit Krynen zwar darin überein, die westliche Rechtstaatlichkeit als einzigartige Entwicklung zu verstehen. Er fasst die Spezifik aber anders auf, indem er nicht eine geradlinige Geschichte der Modernisierung erzählt, sondern das ‚Moderne' (Rechtsstaatlichkeit) aus dem ‚Unmodernen' (Gottesurteile) erklärt.

Ungeachtet dieser Differenz stimmen beide Autoren in zwei Punkten miteinander überein, die zum Schluss kurz angesprochen werden sollen:

Erstens charakterisieren sie das Frühmittelalter einseitig als eine Epoche der engen Verflechtung von Recht und Religion und unterschätzen damit die Beharrungskraft und Autonomie rechtlicher Traditionen, die aus der Spätantike weiterwirkten. Es ist zwar richtig, dass es für die frühmittelalterlichen Jahrhunderte nicht sinnvoll ist, eine eigene Sphäre des Politischen abzugrenzen, die nicht durch religiöse Diskurse und Praktiken geprägt ist.[60] Die Traditionsbestände des Rechts widerstanden jedoch der vollständigen Absorbierung durch die Logik des Religiösen. Die Anzeichen dafür sind mannigfaltig: Königliche Herrschaft wurde über den Verfall der Jurisprudenz hinweg weiterhin in Kategorien des Rechts und der Gesetzgebung dargestellt.[61] Mit Beginn des Mittelalters übernahmen die ‚barbarischen' Könige das neue Instrument der Verschriftlichung der Rechtsordnung und demonstrierten ihre Legitimität, indem sie die Herrschaft des Rechts bekräftigten. Das Edikt Theoderichs des Großen und seine von Cassiodorus gesammelte Korrespondenz sind eindrucksvolle Zeugnisse dieses Engagements für die Legalität. Die Herrscher der westgotischen, fränkischen, burgundischen, langobardischen und angelsächsischen Königreiche folgten diesem Beispiel. Das „gesetzeszentrierte Königtum" war nicht eine Erfindung der Stauferkaiser, wie Kantorowicz meinte,[62] sondern bildete die Grundlage der frühmittelalterlichen Gemeinwesen. Die Kategorien des Rechts waren den Eliten vertraut, weil die Rechtsbücher nicht nur wichtige Instrumente der königlichen Repräsentation waren, sondern auch in sehr großer Zahl dezentral verbreitet waren.[63] Insbesondere das römische Recht war nie untergegangen und

60 Vgl. aus der reichen Literatur hierzu den klassischen Artikel von *de Jong*, Sacrum palatium (2003) sowie *Patzold*, Consensus (2012).

61 *Ubl*, Sinnstiftungen (2017); *ders.*, Edikt (2020).

62 *Kantorowicz*, King's Two Bodies (1957), 87.

63 *Barthélemy*, L'an mil (1999), 58 f.

musste deshalb im 12. Jahrhundert auch nicht wiederentdeckt werden.[64] Untersuchungen von Urkunden und Sammlungen von Musterurkunden haben gezeigt, wie Rechtskonzepte tief in das lokalen Gemeinschaften eindrangen und von kleinen Landbesitzern genutzt wurden.[65] Generell verwirft die neuere Forschung in der Nachfolge von Rosamond McKitterick die Vorstellung des klerikalen Monopols im Bereich der Schriftlichkeit und des Frühmittelalters als einer „oralen Gesellschaft".[66]

Zweitens treffen sich die beiden Autoren darin, die Erfolgsgeschichte der westlichen Rechtsstaatlichkeit fortzuschreiben, ohne sie vor dem Hintergrund der sozialgeschichtlichen, postkolonialen und systemtheoretischen Kritik zu reflektieren. Sozialhistoriker haben die Tatsache hervorgehoben, dass Rechtsstaatlichkeit komplexe und widersprüchliche Auswirkungen auf die Gesellschaft hat, indem sie sowohl Gleichheit verspricht und Rechtsnormen von potenziell universeller Bedeutung etabliert als auch bestehende Klassen-, Rassen- und Geschlechterbeziehungen verfestigt.[67] Darüber hinaus wurde darauf hingewiesen, dass Konzepte der Rechtsstaatlichkeit nicht das Monopol der gelehrten Jurisprudenz waren, sondern auch in Formen populärer Rechtsdiskurse wie Gewohnheit und Tradition zum Ausdruck kamen.[68] Die postkoloniale Geschichtsforschung stellte in Frage, dass die entstehende europäische Rechtsstaatlichkeit von dem in den Kolonien praktizierten Verhältnis von Enteignung und Unterwerfung getrennt werden kann.[69] Die Verweigerung der Menschlichkeit für Sklaven, Frauen und ethnische sowie religiöse Minderheiten sollte nicht als nebensächliche Begleiterscheinung oder als retardierendes Element, sondern als Teil ein und derselben normativen Ordnung betrachtet werden. Schließlich stellt auch die Systemtheorie eine Herausforderung für die Erfolgsgeschichte der europäischen Rechtsstaatlichkeit dar. Nach Luhmann verdankt sich die Vorstellung der Gesetzesherrschaft („rule of law") einer zeitbedingten Selbstbeschreibung der Rechtsordnung aus einer Zeit der konstitutionellen Kämpfe, in denen der monarchischen Herrschaft eines Königs die Bindung an das Natur- oder Verfassungsrecht gegenübergestellt wurde.[70] Luhmann zufolge entwickelt sich das Recht im Einklang mit der Struktur der Gesellschaft und der Ausdifferenzierung der Teilsysteme ohne Bezug auf höhere moralische Gerechtigkeitsnormen. In dieser Sichtweise sind alle vormodernen Rechtsordnungen insofern miteinander vergleichbar, als das Gleichheitsprinzip des Rechts unter der Voraussetzung ständischer Schichtung operierte.

64 *Esders*, Römische Rechtstradition (1997); *Lupoi*, Origins (2000); *Trump*, Römisches Recht (2021).

65 *Brown* u. a., Documentary Culture (2013); *Brown*, Monastery Walls (2023).

66 *McKitterick*, Carolingians (1989). Vgl. auch *Wormald*/*Nelson*, Lay Intellectuals (2007); *Ubl*/*Trump*, Bibliotheca legum (2020).

67 *Thompson*, Whigs and Hunters (1975), 202–210.

68 *Hartog*, Pigs and Positivism (1985).

69 *Fitzpatrick*/*Darian-Smith*, Laws (1999).

70 *Luhmann*, Rechtssoziologie (^{3}1987); *ders*., Recht 1993; *ders*., Ausdifferenzierung (1999).

Angesichts dieser Kritik ist es meines Erachtens geboten, positiv aufgeladene Begriffe wie *constitutionalism* und Rechtsstaatlichkeit („rule of law") als historische Kategorien zu vermeiden. Als Alternative führte die Rechtsanthropologin Susan S. Silbey den Begriff der Legalität ein, um kulturelle Praktiken zu bezeichnen, die allgemein als legal anerkannt werden, unabhängig davon, wer sie anwendet oder zu welchem Zweck.[71] Silbey stellt insbesondere die Fokussierung auf institutionelle Manifestationen des Rechts in Frage und hebt das populäre Verständnis von Recht in seiner Pluralität und Vielfalt hervor, um zu verstehen, warum Rechtssysteme Gleichheit vor dem Gesetz versprechen und gleichzeitig systematisch Ungleichheiten und Statusunterschiede reproduzieren. Von Recht ist in diesem Verständnis immer dann zu sprechen, wenn sich Menschen auf Konzepte oder Begriffe des Rechts berufen und damit an der Gestaltung der Vielfalt normativer Ordnungen beteiligt sind, ohne zwingend dem Juristenstand oder einer Expertengruppe anzugehören. Dieses Verständnis ist insbesondere für das Frühmittelalter hilfreich, da in dieser Epoche die Bezugnahme auf rechtliche Konzepte in fast allen Quellengattungen üblich ist, ein Juristenstand jedoch nicht oder nur in Ansätzen existierte.

Aus methodischer Sicht bleibt es jedoch eine Herausforderung, die Fallstricke der Entkontextualisierung von rechtlichen Institutionen und der Konstruktion teleologischer Perspektivierungen zu vermeiden. Beide Narrative, *Western constitutionalism* und die politische Theologie, versuchen die Synchronizität historischer Beschreibungen zu überwinden und diachrone Perspektiven anzubieten, die den normativen Diskursen des Mittelalters auf je eigene Weise Relevanz und Bedeutung verleihen. Sie haben uns viel über das Mittelalter und auch über seine Wirkungen in der Moderne gelehrt, weisen aber gleichermaßen Einseitigkeiten auf, weil bei jeder Konstruktion von Kontinuitäten Phänomene isoliert werden und die sich wandelnden Kontexte aus dem Blick geraten. Es ist meines Erachtens an der Zeit, diese gegenläufigen Narrative stärker in Dialog miteinander treten zu lassen und ihre jeweiligen Begrenzungen sowie den historischen Kontext ihrer Formulierung kritisch zu reflektieren. Es wird dabei weiterhin Aufgabe der Mittelalterforschung sein, die eigene Epoche zur Gegenwart in Beziehung zu setzen.

Bibliographie

Daron Acemoglu / James A. Robinson, The Narrow Corridor. States, Societies, and the Fate of Liberty. New York 2019.

Giorgio Agamben, Höchste Armut. Ordensregeln und Lebensform. (Homo Sacer 4/1) Frankfurt (Main) 2012.

Giorgio Agamben, Herrschaft und Herrlichkeit. Zur theologischen Genealogie von Ökonomie und Regierung. (Homo sacer 2/2) Frankfurt (Main) 2010.

Giorgio Agamben, Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben. Frankfurt (Main) 2002.

71 *Silbey*, Legal Consciousness (2005) 347. Vgl. auch *Ewick*/*Silbey*, Common Place of Law, 29–31.

Jan Assmann, Herrschaft und Heil. Politische Theologie in Altägypten, Israel und Europa. München 2000.
John H. Baker, The Reinvention of Magna Carta, 1215–1616. Cambridge 2016.
Dominique Barthélemy, L'an mil et la paix de Dieu. La France chrétienne et féodale, 980–1060. Paris 1999.
Harold J. Berman, Law and Revolution. The Formation of the Western Legal Tradition. Cambridge (MA) 1983.
Ernst-Wolfgang Böckenförde, Die deutsche verfassungsgeschichtliche Forschung im 19. Jahrhundert. (Schriften zur Verfassungsgeschichte 1) Berlin ²1995.
Warren C. Brown, Beyond the Monastery Walls. Lay Men and Women in Early Medieval Legal Formularies. Cambridge 2023.
Warren C. Brown u. a. (Hrsg.), Documentary Culture and the Laity in the Early Middle Ages. Cambridge 2013.
Philippe Buc, The Dangers of Ritual. Between Early Medieval Texts and Social Scientific Theory. Princeton 2001.
Alexander J. Carlyle, A History of Mediaeval Political Theory in the West, Bd. 4: The Theories of the Relation of the Empire and the Papacy from the 10th century to the 12th. Edinburgh 1922.
Stefan Esders, Römische Rechtstradition und merowingisches Königtum. Zum Rechtscharakter politischer Herrschaft in Burgund im 6. und 7. Jahrhundert. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 134) Göttingen 1997.
Patricia Ewick / Susan S. Silbey, The Common Place of Law. Stories from Everyday Life. Chicago 1998.
Peter Fitzpatrick / Eve Darian-Smith, Laws of the Postcolonial. An Insistent Introduction, in: dies. (Hrsg.), Laws of the Postcolonial. Ann Arbor 1999, 1–14.
Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt (Main) 1994 (erstmals 1975).
György Geréby, Political Theology versus Theological Politics. Erik Peterson and Carl Schmitt, in: New German Critique 35 (2008), 7–33.
György Geréby, Carl Schmitt and Erik Peterson on the Problem of Political Theology. A Footnote to Kantorowicz, in: Aziz Al-Azmeh / János Bak (Hrsg.), Monotheistic Kingship. The Medieval Variants. (CEU Medievalia 7) Budapest 2004, 31–61.
Otto von Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht, Bd. 3: Die Staats- und Korporationslehre des Althertums und des Mittelalters. Berlin 1881.
Udi Greenberg, The Remnants of Giorgio Agamben. The Omnibus Homo Sacer upon Its Completion, in: Journal of the History of Ideas 84 (2023), 176–196.
Stephen Greenblatt, The Swerve. How the World Became Modern. New York 2012.
Paolo Grossi, Usus facti. La nozione di proprietà nella inaugurazione dell'età nuova, in: Quaderni Fiorentini per la storia del pensiero giuridico moderno 1 (1972), 287–355.
Anna M. Grzymala-Busse, Sacred Foundations. The Religious and Medieval Roots of the European State, Princeton 2023.
Richard Halpern, The King's Two Buckets. Kantorowicz, Richard II, and Fiscal Trauerspiel, in: Representations 106 (2009), 67–76.
Hendrik Hartog, Pigs and Positivism, in: Wisconsin Law Review (1985), 899–935.
Joel Isaac, Constitutional Dictatorship in Twentieth-Century American Political Thought, in: ders. / Gary Gerstle (Hrsg.), States of Exception in American History. Chicago 2020, 225–253.
Robert Jacob, La grâce des juges. L'institution judiciaire et le sacré en Occident. Paris 2014.
Edward Jenks, The Myth of Magna Carta, in: Independent Review 4 (1904), 260–273.
Mayke de Jong, Sacrum palatium et ecelesia. L'autorité religieuse royale sous les Carolingiens (790–840), in: Annales 58 (2003), 1243–1269.
William C. Jordan, The Crisis of the Western Legal Tradition, in: Michigan Law Review 83 (1985), 670–681.
Richard W. Kaeuper (Hrsg.), Law, Governance, and Justice. New Views on Medieval Constitutionalism. (Medieval Law and Its Practice 14) Leiden 2013.

Victoria Kahn, Political Theology and Fiction in The King's Two Bodies, in: Representations 106 (2009), 77–101.
Ernst H. Kantorowicz, The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theology. Princeton (NJ) 1957.
Jacques Krynen, Le théâtre juridique. Une histoire de la construction du droit. (Bibliothèque des histoires) Paris 2018.
Georges de Lagarde, La naissance de l'esprit laïque au déclin du Moyen Âge. Paris 1934–1946. Louvain ^{2}1956–1970.
Robert Lerner, Ernst Kantorowicz. A Life. Princeton / Oxford 2017.
Gabriele Lingelbach, Klio macht Karriere. Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 181) Göttingen 2003.
Niklas Luhmann, Ausdifferenzierung des Rechts. Beiträge zur Rechtssoziologie und Rechtstheorie. Frankfurt (Main) 1999.
Niklas Luhmann, Das Recht der Gesellschaft. Frankfurt (Main) 1993.
Niklas Luhmann, Rechtssoziologie. Opladen ^{3}1987.
Maurizio Lupoi, The Origins of the European Legal Order. Cambridge 2000.
Frederick William Maitland, Introduction, in: Otto von Gierke, Political Theories of the Middle Ages. Cambridge 1900.
Virpi Mäkinen, Medieval Natural Rights Discourse, in: Pamela Slotte / Miia Halme-Tuomisaari (Hrsg.), Revisiting the Origins of Human Rights. Cambridge 2015, 64–81.
Virpi Mäkinen, Property Rights in the Late Medieval Discussion on Franciscan Poverty. (Recherches de Théologie et Philosophie médiévales, Bibliotheca 3) Leuven 2001.
Charles H. McIlwain, Medieval Institutions and the Modern World, in: Speculum 16 (1941), 275–283.
Charles H. McIlwain, Constitutionalism. Ancient and Modern. Ithaca (NY) 1940, ^{2}1958.
Charles H. McIlwain, The Fundamental Law behind the Constitution of the United States, in: *ders*., Constitutionalism and the Changing World. New York 1939.
Charles H. McIlwain, The Growth of Political Thought in the West. From the Greeks to the End of the Middle Ages. New York 1932.
Charles H. McIlwain, Sovereignty Again, in: Economica 18 (1926), 253–268.
Charles H. McIlwain, Due Process of Law in Magna Carta, in: Columbia Law Review 14 (1914), 27–51.
Charles H. McIlwain, The High Court of Parliament and Its Supremacy. An Historical Essay on the Boundaries Between Legislation and Adjudication in England. New Haven 1910.
Rosamond McKitterick, The Carolingians and the Written Word. Cambridge 1989.
Wolfgang P. Müller, The Reinvention of Canon Law in the High Middle Ages, in: Anders Winroth / John C. Wei (Hrsg.), The Cambridge History of Medieval Canon Law. Cambridge 2023, 79–95.
Cary J. Nederman, Rights, in: John Marenbon (Hrsg.), The Oxford Handbook of Medieval Philosophy. Oxford 2012, 643–660.
Cary Nederman, Lineages of European Political Thought. Explorations Along the Medieval / Modern Divide from John of Salisbury to Hegel. Washington 2009.
Francis Oakley, The Emergence of Western Political Thought in the Latin Middle Ages. The Watershed of Modern Politics. Law, Virtue, Kingship, and Consent (1300–1650), Bd. 3. New Haven / London 2015.
Francis Oakley, The Emergence of Western Political Thought in the Latin Middle Ages. The Mortgage of the Past. Reshaping the Ancient Political Inheritance (1050–1300), Bd. 2. New Haven / London 2012.
Francis Oakley, The Emergence of Western Political Thought in the Latin Middle Ages. Empty Bottles of Gentilism. Kingship and the Divine in Late Antiquity and the Early Middle Ages (to 1050), Bd. 1. New Haven / London 2010.
Francis Oakley, Natural Law, Laws of Nature, Natural Rights. Continuity and Discontinuity in the History of Ideas. New York 2005.

Francis Oakley, The Conciliarist Tradition. Constitutionalism in the Catholic Church, 1300–1870. Oxford 2003.
Francis Oakley, Natural Law, Conciliarism and Consent in the Late Middle Ages. Studies in Ecclesiastical and Intellectual History. London 1984.
Otto Gerhard Oexle, Das entzweite Mittelalter, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992.
Steffen Patzold, Consensus – Concordia – Unitas. Überlegungen zu einem politisch-religiösen Ideal der Karolingerzeit, in: Nikolaus Staubach (Hrsg.), Exemplaris imago. Ideale in Mittelalter und Früher Neuzeit. (Tradition – Reform – Innovation 15) Frankfurt (Main) 2012, 31–56.
Kenneth Pennington, The Prince and the Law, 1200–1600. Sovereignty and Rights in the Western Legal Tradition. Berkeley 1993.
Max Radin, The Myth of Magna Carta, in: Harvard Law Review 60 (1947), 1060–1091.
Max Radin, Handbook of Anglo-American Legal History. St. Paul 1936.
Max Radin, Legal Realism, in: Columbia Law Review 31 (1931), 824–828.
Max Radin, The Intermittent Sovereign, in: Yale Law Journal 39 (1930), 514–531.
Conyers Read (Hrsg.), The Constitution Reconsidered. New York 1938.
Frank Rexroth, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters. München 2018.
Jonathan Robinson, William of Ockham's Early Theory of Property Rights in Context. (Studies in Medieval and Reformation Tradition 166) Leiden / Boston 2013.
Bernd Roeck, Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. München 2017.
Rudolf Schieffer, The Papal Revolution in Law? Rückfragen an Harold J. Berman, in: Bulletin of Medieval Canon Law 22 (1998), 19–30.
Carl Schmitt, Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität. München 1922.
Eugene R. Sheppard, The Day of Reckoning. Max Radin and the Rule of Law in International War Crimes, in: Shaul Seidler-Feller / David N. Myers (Hrsg.), Swimming Against the Current. Reimagining Jewish Tradition in the Twenty-First Century. Essays in Honor of Chaim Seidler-Feller. Boston 2020, 243–253.
Susan S. Silbey, After Legal Consciousness, in: Annual Review of Law and Social Science 1 (2005), 323–368.
Quentin Skinner, The Foundations of Modern Political Thought, 2 Bde. Cambridge 1978.
Edward P. Thompson, Whigs and Hunters. The Origin of the Black Act. London 1975.
Brian Tierney, Foundations of Conciliar Thought. The Contribution of the Medieval Canonists from Gratian to the Great Schism. Leiden ^{2}1998.
Brian Tierney, The Idea of Natural Rights. Studies on Natural Rights, Natural Law and Church Law, 1150–1625. (Emory University Studies in Law and Religion 5) Atlanta 1997.
Brian Tierney, Religion, Law, and the Growth of Constitutional Thought, 1150–1650. Cambridge 1982.
Brian Tierney, Medieval Canon Law and Constitutionalism, in: Catholic Historical Review 52 (1965), 1–17.
Dominik Trump, Römisches Recht im Karolingerreich. Studien zur Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte der Epitome Aegidii. (Quellen und Forschungen zum Recht im Mittelalter 13) Ostfildern 2021.
Karl Ubl / *Dominik Trump*, Bibliotheca legum. Das Wissen über weltliches Recht im Frankenreich des 9. Jahrhunderts, in: Lars Reuke / Andreas Speer (Hrsg.), Die Bibliothek – The Library – La Bibliothèque. Denkräume und Wissensordnungen (Miscellanea Mediaevalia 41). Berlin / Boston 2020, 46–58.
Karl Ubl, Das Edikt Theoderichs des Großen. Konzepte der Kodifikation in den post-römischen Königreichen, in: Hans-Ulrich Wiemer (Hrsg.), Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien. (Schriften des Historischen Kollegs 102) Berlin 2020, 223–238.
Karl Ubl, „Nach Rom" oder „vor dem Boom"? Neue Forschungen zur Rechtskultur des Frühmittelalters, in: Historische Zeitschrift 308 (2019), 397–410.
Karl Ubl, Sinnstiftungen eines Rechtsbuchs. Die Lex Salica im Frankenreich. (Quellen und Forschungen zum Recht im Mittelalter 9) Ostfildern 2017.

Karl Ubl, Debating the Emergence of an Idea. John of Paris and Conciliarism, in: Chris Jones (Hrsg.), John of Paris. Beyond Royal and Papal Power. (Disputatio 26) Turnhout 2015, 263–306.

Karl Ubl, McIlwain und Constitutionalism. Ursprung, Wandel und Bedeutung eines Forschungskonzepts, in: Viator Multilingual 42 (2011), 321–342.

Jussi Varkemaa, Conrad Summenhart's Theory of Individual Rights and Its Medieval Background. (Studies in Medieval and Reformation Tradition 159) Leiden / Boston 2012.

Miguel Vatter, Liberal Governmentality and the Political Theology of Constitutionalism, in: Bas Leijssenaar / Neil Walker (Hrsg.), Sovereignty in Action. Cambridge 2019, 115–143.

Michel Villey, La formation de la pensée juridique moderne. Paris 1968.

Ariën Voogt, Agamben on Secularization as a Signature, in: International Journal of Philosophy and Theology 83 (2022), 200–220 (DOI: 10.1080/21692327.2022.2068049).

Brett E. Whalen, Political Theology and the Metamorphoses of The King's Two Bodies, in: The American Historical Review 125 (2020), 132–145.

James Q. Whitman, The World Historical Significance of European Legal History. An Interim Report, in: Heikki Pihlajamäki / Markus D. Dubber / Mark Godfrey (Hrsg.), The Oxford Handbook of European Legal History. Oxford 2018, 3–22.

William of Ockham, Dialogus 3.2. Ed. *Semih Heinen* / *Karl Ubl*. (Auctores Britannici Medii Aevi 30) Oxford 2019.

William of Ockham, Dialogus 3.1. Ed. *John Kilcullen* / *John Scott*. (Auctores Britannici Medii Aevi 20) Oxford 2011.

Patrick Wormald / *Janet L. Nelson* (Hrsg.), Lay Intellectuals in the Carolingian World. Cambridge 2007.

Teil 2: **Neue Unübersichtlichkeit. Herausforderungen der gegenwärtigen Mediävistik**

Dorothea Weltecke

Minderheiten und Mehrheiten. Religiöse Zugehörigkeit und das ‚Mittelalter'

Wenn ich versuche, meine derzeitige Position zum Mittelalterbegriff zu formulieren, dann ist mir bewusst, dass sie nicht nur das Ergebnis wissenschaftlicher Reflexion, sondern auch kontingenter Erfahrungen ist. Diesem Aspekt möchte ich in drei Etappen meiner akademischen Studien nachgehen. Vielleicht verdanke ich dabei mehr den unerwarteten als den erstrebten Begegnungen. Mein Ausgangspunkt sei, dass ich trotz aller theoretischen Absichten meiner jungen Jahre die Epochengrenzen des Mittelalters derzeit empirisch angemessen finde. Doch bewährt es sich aus meiner Sicht, diese Grenzen nicht allgemeingültig zu formulieren – ebenso wenig wie sich eine allgemeine Kritik nach Jahrzehnten der Dekonstruktion noch lohnt. Vielmehr scheint es mir zweckmäßig, sie problembezogen zu bestimmen. Für die Geschichte der westasiatischen Glaubensgemeinschaften haben die Epochengrenzen des sogenannten Mittelalters viel für sich. Sie markieren den Beginn systematischer Innovationsprozesse und das Ende eines Gefüges, das transkulturell verbreitet war und in den Welten Afro-Eurasiens auch gegenseitig verstanden werden konnte.[1]

1 Die Harzreise

Ab dem Frühjahr 2001 war ich Teil des Teams der Mediävistinnen und Mediävisten in Göttingen und damit auch mit der Formulierung einer wissenschaftlichen Identität befasst, die Studierenden den Einstieg in das Fach bieten sollte. Zu unseren Aufgaben gehörte turnusmäßig die Einführung für die Studierenden im ersten Semester, bei der das Haus, seine Institutionen und seine Lehrenden wie schließlich das Fach und seine besonderen Themen und Probleme vorstellt wurden. In diesem Vortrag stellte ich die Definition der Epoche und zugleich die schon über 100 Jahre andauernde Kritik daran wie folgt vor:

> Wissenschaftlich ist das Mittelalter eine fragwürdige Epoche. Ein Aufsatz von 1923 formulierte es besonders klar: „(Dem) Begriff (...) Mittelalter (...) ist nie ein bestimmt begrenzter und klar bezeichneter Inhalt gegeben worden. Niemand vermochte zu zeigen, daß das Mittelalter ein ihm eigentümliches Gepräge und einen Gesamtcharakter im Unterschied vom Altertum und Neuzeit habe (...). Die Unzulänglichkeit der herkömmlichen Periodisierung ist oftmals beachtet und doch

1 Vgl. dazu meine Formulierungsversuche in *Weltecke*, Grenzgänge (2009); *dies.*, Bemerkungen (2017); *dies.*, Space (2016); *dies.*, Komplexität (2018). Bei der Gelegenheit dieses Beitrags möchte ich mich herzlich bei Frank Rexroth für seine intellektuelle Förderung und für die Unterstützung meiner Arbeit bedanken, die weit über die Göttinger Jahre hinausging.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-007

> ist mit wunderlicher Starrheit das veraltete System bequemlichkeitshalber festgehalten worden." Es gibt also schon lange eine gewichtige wissenschaftliche Position, derzufolge unsere Periodisierung und unser Begriff ‚Mittelalter' wissenschaftlich gesehen – eigentlich Stuß sind. Dieser Position schließe ich mich an.[2]

Als ich dieser Tage mein Material sichtete, um wieder einmal eine Vorlesung zur Epocheneinführung vorzubereiten, fand ich diesen Text wieder. Ich kopierte den Absatz mit dem Zitat von Hans Spangenberg, das ich in den letzten Jahren immer wieder vorgetragen habe. Dann jedoch strich ich den Satz: „Dieser Position schließe ich mich an". Was ist inzwischen passiert?

Als ich meine Harzreise antrat, hatte ich die spätantike und mittelalterliche Geschichte der syrisch-orthodoxen Christen aus dem Raum des heutigen Syrien und der südöstlichen Türkei und ihre historische Perspektive auf die Geschichte und die Kreuzzugszeit im Gepäck.[3] Es war ein postkoloniales Unterfangen gewesen.[4] Es hatte die Absicht verfolgt, die Perspektive derer sichtbar zu machen, die von den lateinischen Kreuzfahrern dominiert wurden – westasiatische Christen, die Indigenen dieser Welt.[5] Ihre Lebensumstände in Stadt, Dorf und Kloster konnte ich mir inzwischen besser vorstellen. In diese Welt stampften die fränkischen Barbaren aus dem fernen Westen, rasselten mit ihren Säbeln und richteten in naiver Arroganz bisweilen jede Menge Unheil an.[6] Westasiatische Christen wurden von den Muslimen des Verrats beschuldigt, nicht selten wurden Klöster etwa nacheinander von lateinischen und muslimischen Berittenen verwüstet. Nicht nur der muslimische Herr Usāma b. Munqiḏ aus Syrien machte sich über die ungehobelten Franken lustig.[7] Auch die aramäischsprachigen Christen der Region schüttelten die Köpfe. Dazu gehörte der Protagonist meiner Dissertation über christliche Universalgeschichtsschreibung in aramäischer Sprache, der syrisch-orthodoxe Patriarch Michael, ein Zeitgenosse von Usāma.[8]

Ende der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts war ich mit einer lebhaften internationalen Szene in Kontakt gekommen, die sich mit westlichen und asiatischen Perspektiven auf die Kreuzzugszeit befasste. Sie nahm das Verhältnis von modernen und mittelalterlichen kolonialen Projekten ebenso in den Blick wie die Perspektive der Dominierten. Orte des Austausches waren der Kreis um Kaspar Elm in Berlin sowie Konferenzen in den USA und in Europa. Neben den Berliner Kolleginnen und Kollegen

2 *Spangenberg*, Perioden (1923), 1. Spangenberg vertrat ein aus der Idee des ‚Abendlandes' entwickelte historische Periodisierung. Die maßgeblichen Einschnitte lagen für ihn im 13. und im 19. Jahrhundert, nicht jedoch im 16.

3 *Weltecke*, Beschreibung (2003).

4 *Cohen*, Postcolonial Middle Ages (2000).

5 Vgl. *Prawer*, Classes (1985).

6 *Cahen*, Syrie (1940); *Pahlitzsch*, Graeci (2001).

7 Vgl. *Irwin*, Usama ibn Munqidh (1998).

8 Vgl. *Weltecke*, Beschreibung (2003), 58–126.

wurden Begegnungen in den Niederlanden für mich besonders prägend.[9] In den syrischen Studien in Deutschland dagegen wurden die kolonialistischen und rassistischen Traditionen des Faches zu dieser Zeit noch kaum reflektiert.[10] Man störte sich noch wenig daran, dass Theodor Nöldeke (1836–1930) und andere Pioniere der Erforschung des klassischen Aramäischen der Christen eine imperialistische Arroganz offen vor sich hertrugen:

> Die Manie der Selbstpeinigung verbreitete sich unter den Syrern wie eine ansteckende Krankheit und hat zusammen mit der Vertiefung in die haarspaltenden dogmatischen Streitfragen viel dazu beigetragen, dem Geist dieses Volkes die falsche Richtung zu geben.[11]

Abfälligkeiten wie diese waren wiederkehrende Topoi in den Werken dieser Männer, die in den letzten Jahrzehnten des 19. und den ersten des 20. Jahrhunderts im Geist der kirchen- und religionskritischen Philologie Sprachstudien betrieben. Die Pietät der älteren Theologie- und Kirchengeschichte, für die das Aramäische die Sprache Jesu gewesen war, lehnten sie ab. Ihr Interesse an den noch unerforschten aramäischen Texten und ihrer Sprache war strategisch und karriereorientiert. Dieses noch unerforschte kulturelle Erbe hatte für sie keinen eigenen Wert.[12] Denn mitten im Orientalismus und im romantischen Mediävalismus bedienten die aramäischsprachigen Christen nicht den Geschmack der Zeit, auch nicht die religionskritischen Interessen der Altphilologen. William Wright (1830–1889), der in London zu den englischen Pionieren der neuen aramaistischen Philologie gehörte, erklärte:

> As Renan said long ago, the characteristic of the Syrians is a certain mediocrity. They shone neither in war, nor in the arts, nor in science. They altogether lacked the poetic fire of the older – we purposely emphasize the word – older Hebrews and of the Arabs (...)[13].

Auch der Charme der europäischen mittelalterlichen Epik fehle dieser Literatur.[14]

Während in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Niederlanden und in den USA eine kulturwissenschaftlich orientierte Neulektüre der aramäischen Literatur eingesetzt hatte,[15] blieb es in Deutschland außerhalb der theologischen Fakultäten vielfach bei der älteren Beurteilung. Im alten Zettelkasten der Freien Universität Berlin waren die aramäischsprachigen Christen daher immer noch unter dem Schlagwort ‚Sekten' zu finden, nicht unter dem Schlagwort ‚Kirche'. Dass sie zu den ältesten

9 Z. B. *Ciggaar/Teule* (Hrsg.), East and West, Bd. 2 (1999); *Bauer/Herbers/Jaspert* (Hrsg.), Jerusalem (2001); *Ciggaar/Teule* (Hrsg.), East and West, Bd. 3 (2003); *van Ginkel/Murre-van den Berg/van Lint* (Hrsg.), Redefining Christian Identity (2005).
10 Vgl. *Weltecke*, Characteristic (2001).
11 *Nöldeke*, Skizzen (1892), 219–250, hier 224.
12 Zu Quellen s. *Weltecke*, Characteristic (2001).
13 *Wright*, Short History (1894), 1–2.
14 *Duval*, Littérature (^{3}1907), 10.
15 Z. B. *Drijvers*, Hatra (1978); *Drijvers*, School (1995).

christlichen Kulturen gehörten, vermochte den Ruf des Obskuren, Orientalischen und Rückständigen jetzt, anders als im 16. Jahrhundert, nicht zu stören.

Die Geschichte der aramäischsprachigen Christen in einer multireligiösen Welt hat das Potential, europäische Selbsterfindungen in Frage zu stellen. Sie kann gewohnte Perspektiven, nicht zuletzt auf Christen und Muslime, verfremden und brechen. Sie stört europäische und islamische historische Narrative. Allerdings kann sie dieses Potential nur entfalten, wenn sie Teil der sogenannten allgemeinen Geschichtsschreibung würde, statt Gegenstand spezialisierter kirchengeschichtlicher oder asienwissenschaftlicher (orientalischer) Beschäftigung zu sein. In den Modellen der säkularen Geschichtsschreibung kamen und kommen die asiatischen und die afrikanischen Christen vom 6. bis 15. Jahrhundert nicht als historischer Faktor vor, weder in der Mediävistik noch in der Islamwissenschaft. Das desavouierte in meinen Augen alle diese historischen Entwürfe ebenso wie die Rede von der Geschichte ‚des Christentums' oder ‚des Islam'. Die lateinische Kirche, das war das wissenschaftliche Programm, das ich damals nach Göttingen brachte, war weder die Norm noch war sie ein Modell. Sie war nur eine von vielen.

Damit war jedoch für mich unbeabsichtigt die untere Epochengrenze der älteren Konzeption ‚Mittelalter', die noch Westasien und den Islam einbezogen hatte, eine empirisch angemessene Epochenschwelle. Denn die Auskristallisierung der christlichen Kulturen in Asien, in Afrika und in Europa in parallelen, institutionalisierten Kirchen fand wesentlich in der Zeit vom 5. bis 7. Jahrhundert statt. In dieser Zeit formierten sich die Kirche des Römischen Reiches, die Kirchen in den christlichen Reichen auf dem Kaukasus und in Afrika sowie die Kirchen Asiens zu parallelen Institutionen. Sie teilten viele Elemente – wie Formen der Kollegialität, des Ämterbewusstseins oder des monarchischen Bischofs –, und ihnen war ihre gemeinsame Tradition und die trennenden dogmatischen Unterschiede bewusst.

Dass diese Formation der Kirchen ein epochemachendes Ereignis gewesen sei, davon konnten mich neuere Überlegungen zur Fortdauer der Spätantike bis zum 10. Jahrhundert wie von Garth Fowden und anderen auch in jüngerer Zeit nicht abbringen.[16] Vielmehr zeigt gerade die frühe Geschichte der Christen, wie fundamental dieser Wandel zu festen sozialen und dogmatischen Gebilden gewesen ist, die ihre Geschichte bis in die Gegenwart prägen.[17] Weitere empirische Argumente kommen dazu, vor allem der materielle Umbau der spirituellen Landschaften: Das römische Heil- und Badezentrum im englischen Bath verfiel im 5. und 6. Jahrhundert. An seine Stelle trat als christlicher Heilsort seit dem 7. und 8. Jahrhundert die Abtei, die durch Pilger und Schenkungen wohlhabend wurde.[18] Wenn auch die Traditionen unverkennbar sind, so waren doch die Gebäude und ist das Getriebe um eine Abtei der Be-

16 *Fowden*, Muhammad (2014).

17 *Leppin*, Christen (2018).

18 *Davenport*, Medieval Bath (2002).

ginn von etwas Neuem. Die jordanische Landschaft war im 5. und 6. Jahrhundert zutiefst römisch und reichskirchlich geprägt gewesen.[19] Das änderte sich nach dem 7. Jahrhundert; sie wurde islamisiert; die Christen verschwanden noch vor der Jahrtausendwende fast vollständig. Die Oberhäupter der asiatischen Kirchen suchten ab dem 7. Jahrhundert in den neuen islamischen Hauptstädten die Nähe zu den Höfen und zu den Kalifen.[20] Die mittelalterlichen Kirchen, die ich gleichberechtigt nebeneinander behandeln möchte, wie mit meinem Modell angedeutet,[21] waren also in mehrfacher Hinsicht nicht einfach eine Fortsetzung der antiken christlichen Welten. Sie waren die Folge sozialer und kultureller Innovationen. Sie hatten Anteil an der Stabilisierung der neuen christlichen und islamischen Herrschaftsstrukturen der mittelalterlichen Jahrhunderte und wurden ihrerseits durch diese geprägt.

2 A Göttingen, à Göttingen

Die nächste Qualifikationsschrift sollte keine Fortsetzung meiner orientalistischen Forschungen sein. Das neue Projekt würde vielmehr eine andere Zeit und eine andere geographische Region in den Blick nehmen und zwar, wenn die Qualifikation im Fach mittelalterliche Geschichte erfolgen sollte, in den europäischen Welten. Frank Rexroth bin ich für diese Auflage sehr dankbar. Allerdings betrachtete ich zunächst diese europäischen Welten gewissermaßen von außen und ohne rechte Anteilnahme. Ohne es mich versehen zu haben, war ich nämlich meinerseits von mediävalistischen Narrativen beeinflusst wie sie in der internationalen Orientalistik beziehungsweise in der Islamwissenschaft verbreitet sind. Die Neubewertungen der Kulturen des Mittelalters, die Kritik an den alten Stereotypen des 18. und 19. Jahrhunderts und die methodischen Innovationen der Mediviävistik der vergangenen Jahrzehnte hatten (und haben) nicht hinreichend in die orientalistischen Disziplinen hinein gewirkt. Hier leben vielmehr veraltete Mittelalterbilder fort, die wissenschaftlich eigentlich seit Jahrzehnten dekonstruiert worden sind. Doch die Forschenden in Göttingen bliesen mit frischem Wind die alten Stereotypen fort, mit Arbeiten zur neuen Kulturgeschichte, zu England, Gender, Klosterkultur oder zur Geschichte des Wissens und der Gelehrten. Angesichts der hochreflektierten lateinischen Literatur der Schulen und der Reform vom 12. bis 15. Jahrhundert, mit der ich es nun zu tun hatte, musste ich ohnehin jede Überheblichkeitsallüre aufgeben.

Mein eigenes Projekt knüpfte an einer Erfahrung der aramäischen Christen im 12. Jahrhundert an – an die Zweifel an Gottes Güte und Allmacht angesichts von Massa-

19 *Schick*, Communities (1995).

20 *Weltecke*, Leben (2013).

21 *Weltecke*, Bemerkungen (2017).

kern, Ohnmacht und Tod.[22] Jetzt suchte ich Belege für Zweifel im Glauben in der lateinischen Welt, fand sie allerdings lange nicht da, wo ich sie vermutete. Ein Ergebnis dieser Untersuchung war einmal mehr eine historische Kritik am europäischen Mythos der Neuzeit, insofern dieser Mythos als eine Geschichte der Überwindung einer als irrational und infantil gedachten mittelalterlichen Kultur konstruiert ist.[23] Zu den Wurzeln dieses Mythos gehört die frühe protestantische Kirchengeschichte. Diese handelte von den mittelalterlichen Häretikern als den sogenannten ‚Zeugen der Wahrheit'. Sie betrachtete sie als protoreformatorische Opposition gegen das, was aus ihrer Sicht die mittelalterliche Tyrannei der katholischen Kirche gewesen war. Die frühen protestantischen Kirchenhistoriker benutzten dafür tatsächlich ältere Zusammenstellungen. Sie deuteten die traditionellen Listen von Häretikern in eine Ahnengalerie der Vorläufer der Reformation um. In ähnlicher Weise verfuhren später die Kirchen- und Religionskritiker des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie verwendeten zum Teil dieselben Listen ein weiteres Mal. Mitunter hatten sich Namen inzwischen aber auch daraus gelöst und waren zu allgemein bekannten historischen Figuren geworden, die in der romantischen Rezeption ein neues Leben erhalten hatten.[24] Die Kirchen- und Religionskritiker ergänzten innovative philosophische Schriften und deuteten diese und die älteren Häretiker und andere Ausgegrenzte zu Helden der Aufklärung und des Atheismus um.[25] Diese Unternehmungen mündeten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in große Entwürfe universaler Aufklärungs- oder Atheismusgeschichte, in denen Atheismus zu einem Motor einer Fortschrittsgeschichte wurde.

Auch in der doppeldeutschen Nachkriegszeit wurde an diesem Narrativ gearbeitet. Zu neuer monumentaler Form wurde es von Hermann Ley als Vertreter der staatstragenden Geistesgeschichte der DDR gebracht.[26] Er vervollkommnete eine Quellenlektüre, die in der Polemik der mittelalterlichen Bischöfe und Inquisitoren die atheistischen Positionen wiederzuerkennen glaubte, die in den eigenen Schriften der im Mittelalter inkriminierten Autoren gar nicht zu finden waren. Voraussetzung dafür war die Vorstellung einer inquisitorischen Verfolgung von Glaubenszweifeln und Atheismus, für die die Erfahrung einer modernen diktatorischen Kontrolle Modell stand.[27] Polemik und unfreundliche Zuschreibung, Unterstellung und Zitieren ohne Kontext wurden so zur zuverlässigen Quelle. Die philosophiehistorischen Ergebnisse der neueren Forschung blendete Ley an dieser Stelle aus, obgleich er sie intensiv rezipierte. Vielmehr zitierte er nochmals die ältere katholische Häresiegeschichte[28] und die mittelalterlichen Häresieanklagen. Ley vertrat offensiv die Überzeugung, dass

22 *Weltecke*, Überlegungen (2002).
23 *Weltecke*, „Der Narr spricht" (2010).
24 *Thomson*, Friedrich II. (2008).
25 Zu Quellen und Literatur *Weltecke*, „Der Narr spricht" (2010), 23–99.
26 *Flasch*, Aufklärung (1989); *Ley*, Geschichte (1966).
27 *Strauss*, Persecution (1952).
28 *Pluquet*, Dictionnaire (1847); vgl. *Ley*, Geschichte (1966), II, ii, 105, 107 u. ö.

das Häretikerlexikon etwa eines Pluquet „es genauer trifft" als die modernen, „bürgerlichen" Darstellungen.[29] Und er entwickelte eine quellenkritische Methode aus der Überzeugung, dass erst in den diffamierenden Aussagen der Verfolger die wahren Ansichten der Delinquenten zutage traten:

> Zu berücksichtigen ist, daß die Formulierungen in der Auswahl der als häretisch verurteilten Sätze oft präziser sind als in den Originalarbeiten (...). Peckham durchstößt den verschleiernden Ballast, mit dem die wichtigsten, den Glauben entgegengesetzten Ansichten beladen sind.[30]

Auch in der bundesdeutschen und westeuropäischen Philosophiegeschichte wurde an einem Narrativ einer verfolgten rationalen Avantgarde gearbeitet, das mit ähnlichen Methoden zum Ziel kam.[31] So war seit dem 16. bis ins 20. Jahrhundert eine zunächst protestantische, dann aufgeklärte und religionsgeschichtliche intellektuelle Gegengeschichte des Mittelalters konstruiert worden. Sie besteht trotz der vehementen Kritik von Historikern und Philosophen[32] mehr oder weniger unangefochten neben dem romantischen oder konservativ katholischen Narrativ von einem Mittelalter als Zeitalter des naiven Glaubens fort, auch in der Gegenwart.[33] Als Vollendung dieser Fortschrittsgeschichte konnten sich die modernen Aufklärer und Denker des 19. und 20. Jahrhunderts empfinden.

Frauen galten diesen Aufklärern für solche Geisteshöhen zumeist als zu dumm und als zu emotional. Typisch für Frauen schien jetzt vielmehr eine naive Frömmigkeit. Vorher war es ebenso selbstverständlich typisch für Frauen gewesen, es an der Erkenntnis Gottes fehlen zu lassen. An den Widersprüchen, die sich in der Deutung von mittelalterlichen Frauengestalten zwischen Häresie- und Atheismuszuschreibungen immer wieder entzündeten, lässt sich der historische Wandel besonders gut verfolgen.[34]

Bezogen auf die Epochenkonzeption entsprachen meine diachronen Beobachtungen den Ergebnissen Frank Rexroths zur Konstruktion des Mittelalters. Wie ich mich jetzt erinnere, betonte er in vielen Gesprächen, dass die diskursive Konstruktion des Mittelalters mit dessen programmatischer Überwindung eben tatsächlich eine Epochenzäsur herstellte.[35] Genau während dieser Konstruktionsprozesse entstand der neuzeitliche Atheismusdiskurs, in dem sich das Reden über Glauben und Unglauben in geradezu revolutionärer Weise neu formierte. Trotzdem war ich verblüfft. Ich hatte das so nicht intendiert. In der Zusammenfassung zu meinem Buch musste ich deshalb verwirrt konzedieren, dass „sich diese Untersuchung durchaus gegen ihren Willen an der

29 *Ley*, Geschichte (1966), II, ii, 107 u. ö.

30 *Ley*, Geschichte (1966), II, ii, 221.

31 Z. B. *Pluta*, Kritiker (1986); *ders*., Parole (1999); *Flasch*, Aufklärung (1989); *Flasch/Jeck* (Hrsg.), Licht (1997); *Minois*, Histoire (1998).

32 *Febvre*, Problem (2002); *Kristeller*, Myth (1968); *Schröder*, Ursprünge (1998) u. a.

33 *Dinzelbacher*, Unglaube (2009); *Richter* (Hrsg.), Unglaube (2018).

34 *Weltecke*, „Der Narr spricht" (2010), 163–180, 230–255.

35 Das mündete unter anderem in die Arbeit an *Rexroth* (Hrsg.), Meistererzählungen (2007).

Vertiefung der Epochengrenze zwischen der Frühen Neuzeit und dem, für das eines Tages vielleicht ein besserer Terminus gefunden wird als ‚Mittelalter'",[36] beteiligt.

Wegen des neuzeitlichen Atheismusdiskurses war es geradezu unmöglich, mittelalterlichen Nichtglauben adäquat einzuschätzen. Diesen Nichtglauben gab es ja, aber er war gerade nicht verfolgt worden. Er wurde nicht verfolgt, weil, anders als in der Neuzeit, sein intellektuelles Potential und auch seine Gefährlichkeit von den Gelehrten mehrheitlich als gering eingeschätzt worden war. Man konnte die Nichtexistenz Gottes disputieren, sicherlich. Aber jeder gebildete Mann wusste ja, dass es Gott gab. Bei Bauern oder Frauen, Eremiten, Klausnerinnen und anderen von mangelndem Wissen, Not, Krankheit oder Sünde befallenen Menschen, mochte das anders sein. Man musste sie unterweisen oder tadeln, wie mit der ‚Ars moriendi' und dem ‚Narrenschiff' von Sebastian Brant.[37] In den Worten von Guillaume Perrault aus dem 13. Jahrhundert, „die nämlich zweifeln, ob es nötig ist, Gott zu verehren und seine Eltern zu ehren oder nicht, bedürfen der Strafe, diejenigen, die zweifeln, ob der Schnee weiß ist oder nicht, des Verstandes".[38]

So eine Wasserscheide im Sprechen und Denken hatte ich zuvor noch nie gesehen. Und mehr noch: Nach 1500 füllte sich allmählich der gelehrte Neogräzismus ‚Atheismus' mit theoretischen und historischen Propositionen. Anfänglich war er nur eine polemische Schrotflinte gegen alle möglichen Arten von Devianz und mangelnde Frömmigkeit gewesen. Daran erinnert noch das deutsche Wort ‚Gottlosigkeit'. Die Argumente, die dann jedoch in gelehrten Definitionen und Hin- und Gegenrede über Atheismus, ob er möglich sei, seit wann es ihn gebe, wer ihn vertrete et cetera, allmählich mit ihm verbunden wurden, waren keineswegs neu. Sie waren vorher schon über Jahrhunderte in der interreligiösen Polemik geäußert worden, insbesondere die Kritik an den Offenbarungsschriften oder an bestimmten theologischen Lehren. Alte Polemik und alter Spott verschiedener Herkunft wurden nun zusammengegossen, verallgemeinert und als theoretische Religionskritik gebündelt abgefeuert. Der moderne Mythos der Neuzeit erzählte das europäische Mittelalter und den Orient zugleich im sentimentalen oder kritischen Blick als vermeintliche Welt des Glaubens. Er färbte auch den Imperialismus und die Arroganz eines Theodor Nöldeke.

3 Der Ritt über den Bodensee

Die sogenannte Rückkehr der Religionen nach 1989 führte vor allem nach 2001 zu einer neuen wissenschaftlichen Aufmerksamkeit auf die Glaubensgemeinschaften. Die europäische Säkularisierung wandelte sich vom historischen Telos wahlweise zu

36 *Weltecke*, „Der Narr spricht" (2010), 450.
37 Vgl. *Weltecke*, „Der Narr spricht" (2010), 424, 448.
38 *Peraldus*, Summa (1629), II, 46.

einem ephemeren Einzelphänomen oder zu einer politischen verteidigten Bastion. In diesem Zusammenhang wurde in Konstanz im Antrag auf das Exzellenzcluster 16 ‚Dynamiken kultureller Integration' eine Professur für die ‚Geschichte der Religionen und des Religiösen in Europa' entworfen und im Fach Geschichte angesiedelt. Der Entwurf stand in der Tradition der international bedeutenden Konstanzer Wissens- und Religionssoziologie, vertreten etwa von Thomas Luckmann oder Hans-Georg Soeffner, der soziologisch geprägten Geschichtswissenschaften und der religionshistorischen Forschungen von Jan Assmann.

Zu einem geschichtswissenschaftlichen Beitrag zu der Frage des Clusters, was Religion sei und in welcher Weise sie zur kulturellen Integration beiträgt oder diese verhindert, war ich eingeladen worden. Es erwies sich als vordringliche Aufgabe, in diesem Verbund und in der Lehre die Vorstellung zu dekonstruieren, religiöse Komplexität sei eine moderne Erfahrung. Wissenschaftlich betrachtet war das 2007 allerdings schon lange keine offene Frage mehr. Die Erforschung der Lebenswelten von Juden, Christen und Muslimen als konkrete Sozial- und Kulturgeschichte ist seit Jahrzehnten ausgesprochen lebhaft. Diese Forschung hat der internationalen mediävistischen Forschung und auch der Diskussion um das Mittelalter mittlerweile ein völlig neues Gesicht gegeben. Auch die christlichen Kulturen Westasiens sind darin integriert wie zuletzt in dem Entwurf von Jack Tannous ‚The Making of the Medieval (!) Middle East'.[39]

Im Käte-Hamburger-Kolleg ‚Dynamiken der Religionsgeschichte zwischen Asien und Europa' von 2008 bis 2022 bestand in Bochum ein ausgesprochen produktives Labor, diese Ansätze zu verbinden. Im akademischen Jahr 2011/12 durfte ich dabei sein. Dabei erhielt ich Einblick in eine internationale Szene, die diachron und transkulturell in ihren je unterschiedlichen Disziplinen nach neuen Ansätzen für eine integrierte historische Forschung suchte. Es stellte sich heraus, dass eine ganze Generation schon in ihrer Studienzeit ausgezogen war, die Disziplingrenzen zwischen der Mittelalterforschung Europas, der Judaistik und der Islamwissenschaft zu überwinden. Diese Forschenden können deshalb auf einer neuen Stufe der Sprach- und Methodenkompetenz die gemeinsame Geschichte von Juden, Christen und Muslimen im Mittelalter untersuchen. Genannt seien hier nur Ana Echevarría Arsuaga, Alexandra Cuffel und David Freidenreich mit ihren Dissertationen.[40]

In diesem Feld geht es niemandem um ‚Convivencia'-Romantik. Es ist nur deutlich geworden, wie weit in diesen komplexen Welten Menschen unterschiedlicher Traditionen und Zugehörigkeiten Bereiche des Lebens teilten und wie verflochten ihre Geschichten waren. Begrifflichkeiten des modernen Nationalstaates wie ‚Minderheiten' oder ‚Mehrheiten' erweisen sich für die Darstellung dieser Welten als unbrauchbar.

39 *Tannous*, Making (2018).

40 *Echevarría Arsuaga*, Fortress (1999); *Cuffel*, Gendering Disgust (2007); *Freidenreich*, Foreigners (2011).

Menschen unterschiedlichen Rechts- und verschiedene Sondergruppen wie Stadtbürger, Kleriker oder Adelige bildeten keine ‚Mehrheiten' nach modernem Verständnis. Es kam außerdem nicht ganz selten vor, dass eine religiöse ‚Minderheit' in den mittelalterlichen Jahrhunderten die dominierende Machtposition innehatte. Unterschiedliche Alternativen wurden gesucht. Ich habe Begriffe wie ‚dominierte' versus ‚dominierende' Glaubenszugehörigkeiten vorgeschlagen. Denn es ist auch klar geworden, dass ein Trend in der Religionsgeschichte, der überall ‚fluidity' und ‚hybridity' hervorhebt, an den sozialhistorischen Verhältnissen vorbeigeht:[41]

In Bochum stand der Begriff ‚Religion' in vielen praktischen und theoretischen Diskussionen zur Frage, kaum jedoch die Epochenkonzeptionen. Sie störten das interdisziplinäre Gespräch nicht. Aber die Breite der diskutierten Projekte von Westeuropa bis China von der Antike bis zur Gegenwart lud zu Vergleichen ein, zur Formulierung von Gemeinsamkeiten und zur Frage nach der Ursache von Unterschieden. Es scheint mir vor diesem Hintergrund als besonderes Profil erkennbar, dass in den ersten Jahrhunderten der islamischen und der christlichen Herrschaftsgebiete ein neues Ordnungsverständnis entstand. Es machte einen systematischen Unterschied, welcher Glaubensgemeinschaft man angehörte, in Äthiopien ebenso wie in Zentralasien. Diese Erkenntnis ist nicht neu; sie ist in der Diskussion um Diskriminierung oder Toleranz in den mittelalterlichen Jahrhunderten durchaus enthalten.[42] Neu ist womöglich die These, dass es sich hier in ihrer systematischen Entfaltung um eine transkulturelle Innovation handelte. Mit den Ansätzen der Privilegierung und der rechtlichen Ungleichheit wurde im 4. Jahrhundert schon experimentiert. Aber ab dem 7. Jahrhundert entstand eine neue Übereinkunft, trotz oder jenseits der dogmatischen und sozialen Abgrenzungen von Juden, Christen und Muslimen. Sie bestand darin, dass diejenigen, die nicht zu den herrschenden Getreuen Christi oder Mohammeds gehörten, gnädig privilegiert und in ihren Gewohnheiten geduldet werden konnten. Doch konnten sie nicht in diesem Ideal der Getreuen aufgehen – und wollten es auch nicht. Die dogmatischen und die religionsgesetzlichen Argumente, mit denen die Diskriminierung wie die Duldung der Dominierten erklärt und legitimiert wurden, erhöhten das soziale Kapital der Angehörigen der dominierenden Glaubensgemeinschaften. Man kann sich darüber streiten, wann genau diese Innovation zu greifen begann. Aber sie bestätigt die Konzeption einer neuen Epoche.

Diese systematische Übereinkunft geriet am Ende des Mittelalters in eine Krise. Kriege, Gewalt, Konversionsdruck und Vertreibungen schufen allmählich neue Wirklichkeiten. Jetzt erschien das Ideal der Einheit der Getreuen nicht mehr nur ein herrschaftskritisches Argument oder ein Reformprojekt. Es war praktikabel geworden. Dabei veränderte sich global mehr, als die ältere wissenschaftliche Diskussion um die Bedeutung der Reformation für die Weltgeschichte erkennen ließ. Bis zum Ende des

41 Z. B. *Weltecke*, Einführende Bemerkungen (2015).

42 *Moore*, Formation (2008); *Nederman/Laursen* (Hrsg.), Beyond the Persecuting Society (1997); *Patschovsky/Zimmermann* (1998); *Sakrani*, Dhimmi (2018); *Catlos*, Kingdoms (2018); vgl. *Weltecke*, Minderheiten (2020).

15. Jahrhunderts wurden Juden aus Westeuropa vertrieben. Die jüdisch-christliche Kultur der größeren Städte in den deutschen Landen wurde vielfach zerstört. Die multi-ethnischen Netzwerke der Kirche des Ostens von Mesopotamien bis nach China wurden zerrissen. In der geotemporalen Visualisierung ‚DAMAST', die wir in den letzten Jahren entwickelt haben, kann man die Veränderungen in der islamischen Welt erkennen:[43] Bunte Punkte deuten unterschiedliche jüdische, christliche und islamische Gruppen an, die sich auf die Städte der islamischen Herrschaftsgebiete verteilen. Im ersten Kreuzzugsjahrhundert sieht man in den Städten Westasiens zahlreiche rote und blaue Symbole, die für stabile jüdische und christliche Gemeinden stehen. Um 1300 sind viele davon verschwunden; grün – das Symbol für die Muslime – wird vorherrschend. Das im 15. Jahrhundert noch mächtige Königreich Äthiopien[44] wurde im 16. Jahrhundert stark geschwächt. Das Königreich Kongo wurde christlich und nahm eigene Beziehungen nach Westeuropa auf.[45] Die Europäer kaperten Netzwerke und Häfen im Indischen Ozean. Im Zug der Expansion zwangen die Portugiesen 1599 die maßgeblich am Gewürzhandel beteiligten indischen Christen mit der Räubersynode von Diamper zur Aufgabe ihrer aramäischen Liturgie.[46] Eine neue Epoche mit neuen religionssozialen Konstellationen zwischen Asien, Amerika, Afrika und Europa hatte begonnen.[47]

4 Schluss

Das Mittelalter als moderner Mythos, die Gegenerzählung von Einheitskultur, Naivität, Tyrannei und Glauben, bleibt eine wissenschaftliche Herausforderung. Ob Bernhard Jussen recht hat, dass wir diesen Ballast loswerden, wenn wir uns von der Bezeichnung verabschieden, bezweifle ich.[48] Mediävisten haben keine Deutungshoheit in dieser Sache; die öffentlichen Diskurse laufen weitgehend ohne unsere Forschungsergebnisse und gegen unseren Einspruch ab. Ich habe mich daher dazu entschieden, die Epochenbezeichnung zu akzeptieren, doch offensiv anders zu füllen. Dabei schließe ich mich den Ansätzen an, die die europäischen Welten global provinzialisieren und zugleich eingemeinden. Das entspricht in etwa dem ‚Middle Millenium' von Benjamin Kedar und Merry Wiesner-Hanks oder dem ‚Mittleren Jahrtausend' von Michael Borgolte.[49]

43 *Weltecke* u. a., Damast (2022).
44 *Krebs*, Kingship (2021).
45 *Thornton*, Cultural History (2012); *Jones*, Afrika (2016).
46 *Malekandathil/Varadarajan/Farooqui* (Hrsg.), India (2019).
47 *Weltecke*, Komplexität (2018); *Koschorke*, Grundzüge (2022).
48 *Jussen*, Wer falsch spricht (2017).
49 Z. B. *Borgolte/Tischler* (Hrsg.), Verflechtungen (2012); *Kedar/Wiesner-Hanks* (Hrsg.), World History (2015); *Borgolte*, Welten (2022).

Ich begrüße auch die neuen polyzentrischen Entwürfe, in denen Afrika endlich einen historisch angemessenen Platz im Mittelalter erhält.[50]

Jedem wissenschaftlich mit der Epoche Betrautem ist klar, dass sie gerade keine kulturelle Einheit darstellt, dazu ist sie zu lang und zu polyzentrisch. Die Epoche ‚Vormoderne' ist aber schon deshalb keine Lösung, weil sie nochmal größere Zeiträume umfasst und die Entdynamisierung und Enthistorisierung dieser Kulturen weiter verschärft. Die Entdynamisierung und die Enthistorisierung sind mit der Brutalisierung und Infantilisierung das Signum der orientalistischen und mediävalistischen Geschichtsentwürfe. Niemand bestreitet, dass auf diese Welten zwischen Pazifik und Atlantik die Motive des europäischen Mittelaltermythos von Rittertugend bis kirchlicher Inquisition nicht passen. Aber diese lassen sich meiner Erfahrung nach erst vertreiben, wenn sie durch neue Geschichten ihrer Plätze verwiesen werden.

Es war nie meine Absicht, die Epochengrenzen des Mittelalters zu bestätigen, im Gegenteil. Ich war ausgeritten, sie einzureißen. In meiner Forschung ist etwas anderes herausgekommen, ohne und gegen meinen Willen. Aber das muss nicht für jede Fragestellung so sein. Wie hier zu sehen, will mir selbst für die von mir beackerten Felder keine ganz eindeutige Antwort gelingen, betrachte ich mal eher das 5., 7. oder 9. Jahrhundert, dann wieder das 14., 15. oder 16. Jahrhundert als entscheidende Wegmarken. Aber ich hoffe gezeigt zu haben, dass im Bezug auf bestimmte Fragen Perioden empirisch begründbar und angemessen sind. Was aus kirchenhistorischer Sicht ein Einschnitt sein mag, muss es aus technikhistorischer Sicht jedoch nicht sein. Was aus global- und kolonialhistorischer Sicht ein Einschnitt ist, mag es in der politischen Geschichte der deutschen Lande oder Städte nicht sein. Was genderhistorisch kein Einschnitt ist, mag es in der Geschichte anderer Kategorien von sozialer und rechtlicher Ungleichheit – wie Religion oder Rasse – sehr wohl sein.

Bibliographie

Dieter Bauer / Klaus Herbers / Nikolas Jaspert (Hrsg.), Jerusalem im Hoch- und Spätmittelalter. Konflikte und Konfliktbewältigung – Vorstellungen und Vergegenwärtigungen. Frankfurt (Main) / New York 2001.

Michael Borgolte, Die Welten des Mittelalters. Globalgeschichte eines Jahrtausends. München 2022.

Michael Borgolte / Matthias M. Tischler (Hrsg.), Transkulturelle Verflechtungen im mittelalterlichen Jahrtausend. Europa, Ostasien, Afrika. Darmstadt 2012.

Claude Cahen, La Syrie du nord a l'époque des croisades et la principauté franque d'Antioche. Paris 1940.

Brian A Catlos, Kingdoms of Faith. A New History of Islamic Spain. New York 2018.

Krijnie Ciggaar / Herman G. B. Teule (Hrsg.), East and West in the Crusader States. Context – Contacts – Confrontations, Bd. 3. Acta of the Congress Held at Hernen in September 2000. Leuven 2003.

Krijna Nelly Ciggaar / Herman G. B. Teule (Hrsg.), East and West in the Crusader States. Context – Contacts – Confrontations, Bd. 2. Acta of the Congress Held at Hernen Castle in May 1997. Leuven 1999.

Jeffrey J. Cohen (Hrsg.), The Postcolonial Middle Ages. New York 2000.

50 *Fauvelle*, Rhinocéros (2014); *Holmes/Standen*, Introduction (2018).

Alexandra Cuffel, Gendering Disgust in Medieval Religious Polemic. Notre Dame (Ind.) 2007.
Peter Davenport, Medieval Bath Uncovered. Stroud 2002.
Peter Dinzelbacher, Unglaube im Zeitalter des Glaubens – Atheismus und Skeptizismus im Mittelalter. Badenweiler 2009.
Han J. W. Drijvers, The School of Edessa. Greek Learning and Local Culture, in: Jan Willem Drijvers / Alasdair A. MacDonald (Hrsg.), Centres of Learning. Learning and Location in Pre-Modern Europa and the Near East. Leiden / New York / Köln 1995, 49–59.
Hendrik Drijvers, Hatra, Palmyra und Edessa. Die Städte der syrisch-mesopotamischen Wüste in politischer, kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Beleuchtung. Berlin / New York 1978.
Robert Duval, La littérature syriaque. Paris ^{3}1907.
Ana Echevarría Arsuaga, The Fortress of Faith. The Attitude Towards Muslims in Fiftheenth Century Spain. Leiden / Boston / Köln 1999.
François-Xavier Fauvelle, Le rhinocéros d'or. Histoires du Moyen Âge africain. Paris 2014.
Lucien Febvre, Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert. Die Religion des Rabelais. Mit einem Nachwort von Kurt Flasch. Stuttgart 2002 (zuerst 1947).
Kurt Flasch, Aufklärung im Mittelalter? Die Verurteilung von 1277. Das Dokument des Bischofs von Paris eingeleitet, übersetzt und erklärt. Mainz 1989.
Kurt Flasch / *Udo R. Jeck*, Das Licht der Vernunft. Die Anfänge der Aufklärung im Mittelalter. München 1997.
Garth Fowden, Before and After Muhammad. The First Millenium Refocused. Princeton 2014.
David M. Freidenreich, Foreigners and Their Food. Constructing Otherness in Jewish, Christian, and Islamic Law. Berkeley / Los Angeles / London 2011.
Catherine Holmes / *Naomi Standen*, Introduction. Towards a Global Middle Ages, in: Past & Present 238 (2018), 1–44.
Robert Irwin, Usama ibn Munqidh. An Arab-Syrian Gentleman at the Time of the Crusades Reconsidered, in: John France / William Zajac (Hrsg.), The Crusades and Their Sources. Essays Presented to Bernard Hamilton. Aldershot 1998, 71–87.
Adam Jones, Afrika bis 1850. Frankfurt (Main) 2016.
Bernhard Jussen, Wer falsch spricht, denkt falsch. Warum Antike, Mittelalter und Neuzeit in die Wissenschaftsgeschichte gehören, in: Matthias Steinmetz (Hrsg.), Spekulative Theorien, Kontroversen, Paradigmenwechsel. (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Debatte 17) Berlin 2017, 38–52.
Benjamin Z. Kedar / *Merry E. Wiesner-Hanks* (Hrsg.), The Cambridge World History, Bd. 5: Expanding Webs of Exchange and Conflict, 500 CE – 1500 CE. Cambridge 2015.
Klaus Koschorke, Grundzüge der außereuropäischen Christentumsgeschichte. Asien, Afrika und Lateinamerika 1450–2000. Tübingen 2022.
Verena Krebs, Medieval Ethiopian Kingship, Craft and Diplomacy with Latin Europe. Cham 2021.
Paul Oskar Kristeller, The Myth of Renaissance Atheism and the French Tradition of Free-Thought, in: Journal of the History of Philosophy 6 (1968), 233–243.
Hartmut Leppin, Die frühen Christen. Von den Anfängen bis Konstantin. München 2018.
Hermann Ley, Geschichte der Aufklärung und des Atheismus, 5 Bde. Berlin 1966.
Pius Malekandathil / *Lotika Varadarajan* / *Amar Farooqui* (Hrsg.), India, the Portuguese and Maritime Interactions. Delhi 2019.
Georges Minois, Histoire de l'athéisme. Les incroyants dans le monde occidental des origines à nos jours. Paris 1998.
Robert Ian Moore, The Formation of a Persecuting Society. Authority and Deviance in Western Europe. Malden (MA) 2008 (zuerst 1987).
Cary J. Nederman / *John Christian Laursen* (Hrsg.), Beyond the Persecuting Society. Religious Toleration Before the Enlightenment. Philadelphia 1997.
Theodor Nöldeke, Orientalische Skizzen. Berlin 1892.

Johannes Pahlitzsch, Graeci und Suriani im Palästina der Kreuzfahrerzeit. Berlin 2001.
Alexander Patschovsky / Harald Zimmermann, Toleranz im Mittelalter. Sigmaringen 1998.
Guillelmus Peraldus, Summa virtutum ac vitiorum, 2 Bde. Paris 1629.
Francois André Adrien Pluquet, Dictionnaire des hérésies, des erreurs et des chismes, ou mémoires pour servir à l'histoire des égarements de l'esprit humain par rapport à la religion chrétienne, hrsg. v. Jacques Paul Migne. Paris 1847 (zuerst 1762).
Olaf Pluta, „Deus est mortuus." – Nietzsches Parole „Gott ist tot!" in einer Geschichte der Gesta Romanorum vom Ende des 14. Jahrhunderts, in: Friedrich Niewöhner / Olaf Pluta (Hrsg.), Atheismus im Mittelalter und in der Renaissance. Wiesbaden 1999, 239–270.
Olaf Pluta, Kritiker der Unsterblichkeitsdoktrin in Mittelalter und Renaissance. Amsterdam 1986.
Joshua Prawer, Social Classes in the Crusader States. „The Minorities", in: Norman P. Zacour / Harry Norman (Hrsg.), A History of the Crusades, Bd. 5: The Impact of the Crusades on the Near East. Madison 1985, 59–115.
Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007.
Susan Richter (Hrsg.), Verfolgter Unglaube. Atheismus und gesellschaftliche Exklusion in historischer Perspektive. Frankfurt (Main) / New York 2018.
Raja Sakrani, The Dhimmi as the Other of Multiple Convivencias in Al-Andalus. Protection, Tolerance and Domination in Islamic Law, in: Rechtsgeschichte / Legal History 26 (2018), 95–138.
Robert Schick, The Christian Communities of Palestine from Byzantine to Islamic Rule. An Historical and Archaeological Study. Princeton 1995.
Winfried Schröder, Ursprünge des Atheismus. Untersuchungen zur Metaphysik- und Religionskritik des 17. und 18. Jahrhunderts. Stuttgart-Bad Cannstatt 1998.
Hans Spangenberg, Die Perioden der Weltgeschichte, in: Historische Zeitschrift 31 (1923), 1–49.
Leo Strauss, Persecution and the Art of Writing. New York 1952.
Jack Tannous, The Making of the Medieval Middle East. Religion, Society, and Simple Believers. Princeton 2018.
Marcus Thomson, „Ein feuriger Herr des Anfangs … ". Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt, in: Mamoun Fansa / Karen Ermete (Hrsg.), Kaiser Friedrich II. (1194–1250). Welt und Kultur des Mittelmeerraumes. Mainz 2008, 300–315.
John Thornton, A Cultural History of the Atlantic World, 1250–1820. Cambridge u. a. 2012.
Jan J. van Ginkel / Heleen L. Murre-van den Berg / Theo. M. van Lint (Hrsg.), Redefining Christian Identity. Cultural Interaction in the Middle East since the Rise of Islam. Leuven / Paris / Dudley (MA) 2005.
Dorothea Weltecke, Minderheiten und Mehrheiten. Erkundungen religiöser Komplexität im mittelalterlichen Afro-Eurasien. Berlin 2020.
Dorothea Weltecke, „End in tears"? Über religiöse Komplexität und das Ende des Mittelalters, in: Annali 44 (2018), 121–154.
Dorothea Weltecke, Bemerkungen zur Geschichte der religiösen Gewalt im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 305 (2017), 621–656.
Dorothea Weltecke, Space, Entanglement and Decentralisation. On How to Narrate the Transcultural History of Christianity (550 to 1350 CE), in: Reinhold F. Glei / Nikolas Jaspert (Hrsg.), Locating Religions. Contact, Diversity, and Translocality. Leiden / Boston 2016, 315–344.
Dorothea Weltecke, Einführende Bemerkungen, in: Dorothea Weltecke / Ulrich Gotter / Ulrich Rüdiger (Hrsg.), Religiöse Vielfalt und der Umgang mit Minderheiten. Vergangene und gegenwärtige Erfahrungen. Konstanz / München 2015, 9–24.
Dorothea Weltecke, Zum syrisch-orthodoxen Leben in der mittelalterlichen Stadt und zu den Hūddōyē (dem Nomokanon) des Bar 'Ebrōyō, in: Peter Bruns / Heinz Luther (Hrsg.), Orientalia Christiana. Festschrift für Hubert Kaufhold zum 70. Geburtstag. Wiesbaden 2013, 585–614.

Dorothea Weltecke, „Der Narr spricht. Es ist kein Gott". Atheismus, Unglauben und Glaubenszweifel vom 12. Jahrhundert bis zur Neuzeit. Frankfurt (Main) 2010.
Dorothea Weltecke, „Jenseits des Christlichen Abendlandes". Grenzgänge in der Geschichte der Religionen des Mittelalters. Konstanz 2009.
Dorothea Weltecke, Die „Beschreibung der Zeiten" von Mor Michael dem Großen (1126–1199). Eine Studie zu ihrem historischen und historiographiegeschichtlichen Kontext. Louvain 2003.
Dorothea Weltecke, Überlegungen zu den Krisen der syrisch-orthodoxen Kirche im 12. Jahrhundert, in: Martin Tamcke (Hrsg.), Syriaca. Zur Geschichte, Theologie, Liturgie und Gegenwartslage der syrischen Kirchen, 2. Deutsches Syrologen-Symposium (Juli 2000, Wittenberg). Münster / Hamburg / London 2002, 125–145.
Dorothea Weltecke, „The Characteristic of the Syrians is a Certain Mediocrity" – Überlegungen zur Rezeption syrischer Texte im modernen Europa, in: Stefan Wild / Hartmut Schild (Hrsg.), Akten des 27. Deutschen Orientalistentages. Würzburg 2001, 785–794.
Dorothea Weltecke u. a., Damast – A Research System to Analyze Multi-Religious Constellations in the Islamicate World, online: https://damast.geschichte.hu-berlin.de (Zugriff: 29.04.2023).
William Wright, A Short History of Syriac Literature. London 1894.

Bernhard Jussen

Vorboten der Irrelevanz. Wie befreit man das Wort ‚Mittelalter' von seinem Begriff – und warum?

Gebetsmühlen sind ein über Jahrhunderte eingesetztes Medium der Erkenntnis und der inneren Stabilisierung des Selbst in entscheidenden Situationen der Vergewisserung – so besonders der Transzendenzerfahrung und existenzieller ontologischer Einsichten. Ständige Wiederholungsschleifen der körperlichen Bewegung und des Sprechens fördern meditierend erlangte Einsicht. Überträgt man aber das Verfahren der geistigen Öffnung durch Gebetsmühlen von den denkbar schwierigsten menschlichen Fragen an die eigene Existenz in ihrem Verhältnis zum Transzendenten auf weniger spekulative Operationen, etwa das historische Denken, dann führt gebetsmühlenhafte Wiederholung weniger zur Erleuchtung als zur Ermüdung. Ermüdet und ermüdend, so wirken die seit nunmehr 50 Jahren immer wieder neu aufgegleisten Reflexionen über Sinn und Unsinn der Denkfigur ‚Mittelalter', oder, wie man seit Mitte der 1960er Jahre sagt (Abb. 1), des ‚Mittelalterbegriffs'.

Auffällig an den Wiederholungen der stets ähnlichen Metareflexion über den ‚Mittelalterbegriff' ist die weitgehende Übereinstimmung in den grundsätzlichen Zweifeln, die Müdigkeit der Verteidigung und – vor allem – die erstaunliche Verweigerung einer selbstverständlichen Voraussetzung: Es geht nicht um ‚Mittelalter' oder den ‚Mittelalterbegriff', sondern um das Epochenmodell ‚Antike-Mittelalter-Neuzeit' als Ganzes, also insgesamt um das Muster, mit dem das aus der Vergangenheit übrig gebliebenen Material zu Geschichte geordnet wird. Auch darauf ist in den letzten 50 Jahren oft genug von ausreichend etablierten Beteiligten hingewiesen worden. Deshalb wirken die Diskussionen – zumal sie sich oft genug in Einleitungen finden und bei weiterer Lektüre als Vorwortprosa entpuppen – wie ein Glasperlenspiel („zweckfreies Gedankenspiel ohne konkrete Folgen"), ganz so, als sei die makrohistorische Strukturierung historischen Denkens letztlich ohne Relevanz.[1]

1 Bedeutung von ‚Glasperlenspiel' aus: DWDS Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (www.dwds.de/wb/Glasperlenspiel [Zugriff: 23.11.2023]). Aus den vielen, stets ähnlichen Stellungnahmen verweise ich hier nur auf die frühe und unermüdlich wiederholte von Karl-Ferdinand Werner (vgl. Anm. 8). Vgl. *Jussen*, Richtig denken (2016), 558–576; *ders.*, Wer falsch spricht (2017), 38–52.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-008

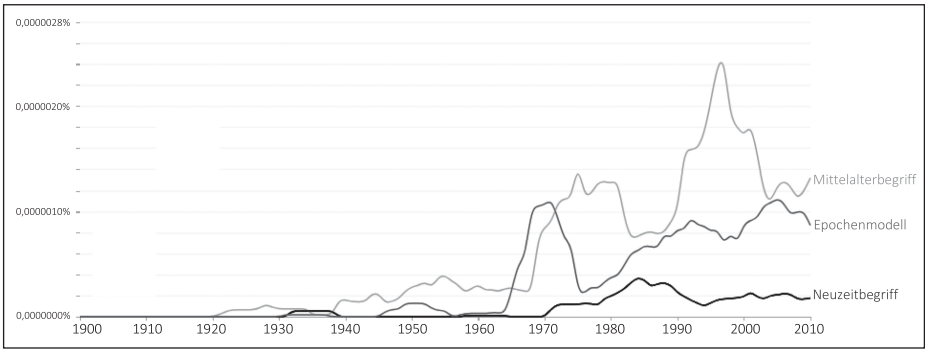


Abb. 1: Sprachliche Zeichen der Distanzierung vom Epochenmodell: Wortgebrauchskurven von ‚Mittelalterbegriff', ‚Neuzeitbegriff' und ‚Epochenmodell' von 1900 bis 2010.[2]

1 ‚Mittelalter' als Tatsache

Anlass und Grund der in diesem Buch über ‚die Mediävistik und ihr Mittelalter' versammelten Aufsätze ist ein einundsechzigster Geburtstag – mithin eine akademische Sozialisation und Biographie, die in exemplarischer Weise ins letzte Jahrzehnt des Kalten Kriegs zurückreicht. Wer sich zu jener Zeit, den Jahren vor und nach ‚1989', für das Fach ‚Mediävistik' qualifizieren wollte, musste zunächst einmal sicheren Umgang mit dem „Werkzeug des Historikers" zeigen – um den Titel des dominierenden Lehrbuchs für die ‚professionelle Disziplinierung' in die Geschichtswissenschaft aufzugreifen – erstmals publiziert im Jahr 1958. Beim ‚Fall der Mauer' lag es in 12. Auflage vor und im Jahr 2012 in der 18. und offenbar letzten.[3] Je nach akademischem Umfeld galt es auch,

2 Erstellt mit Google Books Ngram auf der Grundlage des Corpus ‚German 2019'. Meine Recherche beruht auf dem Eintrag „Neuzeitbegriff + Neuzeitbegriffs, Epochenmodell + Epochenmodells, Mittelalterbegriff + Mittelalterbegriffs" sowie der entsprechenden Abfrage zu „Antikebegriff" und „Antikenbegriff". Die Abfrage zu Antikenbegriff/Antikebegriff ergibt eine ähnliche Kurve wie „Neuzeitbegriff", lässt sich aber technisch nicht mehr im selben Bild einbauen. Über die vielen Vorläufigkeiten (und oft Fehler) von Google Ngram muss hier nicht diskutiert werden. Kontrolliertere Corpora wie jenes des ‚DWDS Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache' sind noch viel zu klein, um zu diesen Worten brauchbare Ergebnisse zu zeigen. Zurzeit ist Google Ngram die verlässlichste Orientierungshilfe; die bereitgestellten Treffer gewähren eine hinreichende Kontrollmöglichkeit, um Unplausibilitäten zu prüfen. Das Corpus German 2019 erweist sich in den letzten untersuchbaren Jahren noch nicht als zuverlässig, deshalb zeige ich hier und im Folgenden beim deutschen Corpus nur die Gebrauchskurven bis 2010.

3 *von Brandt*, Werkzeug (1958). Das Buch wurde alle 3 bis 4 Jahre neu aufgelegt bis ins Jahr 2012. In den 1980er Jahren erschienen die 9. bis 12. Auflage, im Jahr 2012 die 18., mit der die Dominanz des Buches ihr Ende gefunden zu haben scheint. Mit einem Zitat von Jan Assmann mag man sich daran erinnern, „dass der Wissenschaftler mit einem disziplinierten Gedächtnis arbeitet", dass er durch eine „professionelle Disziplinierung" die Qualifikation zum Mitglied einer Zunft erwirbt, vgl. *Assmann*, Krypta (1999), 83–99, 90 und 91.

eine kritische Haltung zu den epistemologischen Grundlagen des Faches erkennen zu lassen. Wer die seinerzeit etablierten Positionen las, wusste, dass eine Distanzierung vom ‚Mittelalterbegriff' ebenso zum Selbstentwurf gehörte wie seine Weiterbenutzung – sei es nach individueller Umdefinition (wie Jacques Le Goff) oder nach umfassender Historisierung und Problematisierung des Konzepts und seiner Ideengeschichte seit der ‚Erfindung' im 18. Jahrhundert (wie etwa Otto Gerhard Oexle).[4]

Wenn man die Konjunktur des Schlagworts ‚Mittelalterbegriff' als sprachliches Zeichen deutet für die beginnende Außenansicht auf das ‚Epochenmodell' (vgl. Abb. 1), dann startete die dekonstruierende Metadiskussion in den späten 1960er Jahren mit einem steilen Anstieg der Wortgebrauchskurve ‚Mittelalterbegriff' bis zum Zenit Mitte der 1990er Jahre. Das Wort ‚Epochenmodell' trat etwa gleichzeitig mit in die Diskussion ein. Über ‚Neuzeitbegriff' oder ‚Antike(n)begriff' hingegen hat kaum jemand sinniert.[5]

Kurz, seit den späten 1960er Jahren begann ausdrücklich die Kritik am universalhistorischen Deutungsmodell Antike-Mittelalter-Neuzeit – insbesondere in Abarbeitung am ‚Mittelalterbegriff', und zwar durch zentrale Wortführer und Richtungsweiser der Geschichtswissenschaft wie Karl-Ferdinand Werner, Jacques Le Goff oder Otto Gerhard Oexle.[6] Das ‚Mittelalter' ist, soviel war für jene ‚Väter' der Diskussion klar, eine historische Tatsache. Es hat unbestreitbar existiert, mithin muss es untersucht werden – aber nicht als Phänomen des 6. bis 15. Jahrhunderts, sondern als Phänomen des 18. bis 20. Jahrhunderts. Das ehemals wissenschaftliche Instrument zur Strukturierung der Weltgeschichte geriet zu einem Phänomen der Ideengeschichte der europäischen Moderne.

Konsequent aber waren diese frühen heftigen Kritiker nicht. Alle Kritiker dieser Generation haben das Konzept heftig kritisiert und dann das Wort (oft auch das Konzept) ‚Mittelalter' ebenso wie ‚Antike' und ‚Neuzeit' weiterbenutzt.

2 Auf dem Weg zum Wort ohne Begriff

Hinter dem hinhaltenden und wenig konsequenten Umgang mit den grundlegenden gedanklichen Versuchsaufbauten des eigenen Arbeitens stand offenbar (und steht immer noch) die Idee, dass man einen berufsständischen Schutzraum braucht, der ohne das Wort ‚Mittelalter' nicht als relevante Expertise zu vermitteln, mithin auch nicht zu verteidigen ist. So dienen die epistemologischen Distanzierungen der Vor-

4 Jacques Le Goff plädierte seit 1983 immer wieder für ein ‚Mittelalter' bis zum Ende des Ancien Régime, letztlich für ein ‚Vormoderne'-Konzept: *Le Goff*, Moyen âge (1983); *ders.*, Moyen âge (2004); *ders.*, L'histoire (2014). Zur Problemgeschichte des Epochenmodells und des ‚Mittelalter'-Konzepts *Oexle*, Bild (1990); *ders.*, Mittelalter (1992); *ders.*, Geschichtswissenschaft (1996).

5 So jedenfalls sieht es aus, wenn man sich (in der derzeit nötigen Vorläufigkeit) auf die Wortgebrauchskurven von Google Books stützt (vgl. die Anm. zu Abb. 1).

6 Vgl. Anm. 4 (Le Goff, Oexle), Anm. 8 (Werner).

worte und Einleitungskapitel dazu, das *Wort* zwar zu schützen, es aber zugleich von seinem *Begriff* – inzwischen buchstäblich von *jeder* konzeptuellen Aussage – zu befreien. Um im Schnelldurchgang an die jahrzehntelange Geschichte der kollektiven Distanzierung vom ‚Mittelalterbegriff' bei gleichzeitigem Verharren beim ‚Mittelalter'-Wort zu erinnern, seien einige Exponenten der Radikalisierung nochmals zitiert. Karl-Ferdinand Werner hat erstmals im Jahr 1969 seine ungläubige Verwunderung über die Unantastbarkeit der makrohistorischen Dreiteilung publiziert:

> Was veranlaßt uns, diese Teile als selbstverständliche Gegebenheiten hinzunehmen und alles, was wir als emsig suchende Historiker finden, im Bauche jener drei Begriffstöpfe glücklich zu bergen? Unsere Welt ist im Umbruch, unsere Universitäten sind im Wandel, nur eines steht nicht nur unerschüttert, sondern überhaupt ungefährdet, die Dreiteilung unserer Disziplin.[7]

Werner sah in dieser Stabilität die „schlagende Widerlegung der These, dass in Zeiten der Krise nur das Beste überdauert".[8] Im Jahr 1978 (und dann in acht Auflagen bis 2007) hat Hartmut Boockmann in seiner „Einführung in die Geschichte des Mittelalters" auf den ersten Seiten den „Verlegenheitsbegriff" im damaligen Vorstellungsrahmen des Kalten Krieges problematisiert. „Das Wort Mittelalter" erweise seine Eignung besonders dadurch, dass es „nichtssagend" sei, anders als der in der DDR bevorzugte, „gewissermaßen konkurrierende Begriff Feudalzeitalter". Ein nichtssagendes Wort war ihm lieber als ein Begriff (also ein Konzept, zumal eines, das man in der Bundesrepublik mit der DDR verband, obgleich es in ganz Europa benutzt wurde).[9] Ganz so nichtssagend war das Wort für Hartmut Boockmann dann doch nicht: Die als ‚Mittelalter' erfasste Zeit galt ihm „als sinnvoll zusammengehörig", denn sie bündele die Zeit „vor dem Beginn der Jahrhunderte, von denen wir meinen, dass sie mehr als frühere auf die Gegenwart hinführen – vor dem Beginn der Neuzeit also".[10] So blieb in diesem Einführungswerk ein zentraler Gedanke des Epochenmodells, der sich noch heute in Curricula findet, bestehen. Was ‚mit uns' zu tun hat, beginnt im 16. Jahrhundert. Trotzdem war schon bei Boockmann das wichtigste Argument für die Weiternutzung des „nichtssagenden" Wortes (letztlich aber auch des Konzepts) kein geschichtswissenschaftliches oder gegenwartspolitisches mehr, sondern der Verweis auf „praktische Sachverhalte": Handbücher, Fachbibliotheken und Prüfungsordnungen seien nun mal so geordnet.[11] Den Geist der ‚68er' hat Boockmann mit diesem Argument sicher nicht überzeugen können.[12]

Rund 40 Jahre nach Karl-Ferdinand Werner, im Jahr 2008, distanzierte sich Johannes Fried auf den ersten Seiten seiner Synthese „Das Mittelalter" vom Epochen-

---

7 *Werner*, „Antike" (1969), 1; wiederholt in: *ders.*, „Mittelalter" (1980), 25; ferner: *ders.*, Einheit (1999), 5.
8 Ebd.
9 Aufgearbeitet wurde auch dies erst in den 2000ern, vgl. *Fryde/Monnet/Oexle* (Hrsg.), Gegenwart des Feudalismus (2002). Vgl. *Boockmann*, Einführung ([8]2007), 13–18.
10 *Boockmann*, Einführung ([8]2007), 13.
11 *Boockmann*, Einführung ([8]2007), 14.
12 Vgl. *Kuchenbuch*, Feudalismus (2002).

konzept. In schon eingeübter Manier stellte er noch einmal klar, dass bei seinem Beobachtungsgegenstand „Anfang und Ende allein durch die herkömmliche Praxis deutscher Universitäten bestimmt ist, die Betreuung der Zeit von etwa 500 bis etwa 1500 den Lehrbeauftragten für das Mittelalter zuzuweisen". Auch er lieferte für die Nutzung des Konzepts oder Wortes (und zugleich Buchtitels) ‚Mittelalter' kein geschichtswissenschaftliches oder politisches Argument, sondern allein eine Verneigung (oder Resignation) vor der institutionellen Gewohnheit. Ausdrücklich hat Fried darauf bestanden, dass das Programmwort seines Buches thematisch *nichts* bedeuten soll – „lediglich die angegebene Zeitspanne der etwa 1000 Jahre".[13]

Frieds Distanzierung ließ noch Spielraum für Radikalisierungen. Im Jahr 2023 hat Michael Borgolte aus seiner globalgeschichtlichen Perspektive noch einmal pointiert die konzeptuelle Historizität von ‚Mittelalter' – eines nicht einmal ‚Europa'-tauglichen Konzepts – auf den Punkt gebracht und eine radikale Konsequenz gezogen:

> ‚Mittelalter' erfasst nach der Genese des Begriffs nicht einmal Europas Vergangenheit überhaupt, sondern nur einen Ausschnitt der west- und mitteleuropäischen Geschichte, der auf eine als klassisch empfundene lateinische Antike folgte und einer Neuzeit und Moderne vorausging, die an ihre Vorvergangenheit anschließen wollte.[14]

Mit einem solchen Konzept kann gerade ein Globalhistoriker natürlich nicht mehr arbeiten, und so lässt Michael Borgolte auch nichts mehr vom ‚Mittelalter' übrig:

> Betrachten wir also jenes Jahrtausend als ein willkürlich geschnittenes Segment des zeitlichen Kontinuums![15]

Kurz, die Geschichtswissenschaft nutzt seit nunmehr über einem halben Jahrhundert – mit ebenso sehenden Augen wie spitzen Fingern – ein Leitwort weiter, das einst ein *Begriff* (oder *Konzept*) war, inzwischen aber nurmehr „nichtssagend" (1978) sein soll, nur noch ein *Wort*, das *nichts* über die mit diesem *Wort* zusammengefassten Gesellschaften ausdrücken soll (2008) – allenfalls ein der Gewohnheit geschuldetes (2008) letztlich aber „willkürlich geschnittenes" (2023) Zeitsegment markieren. Für einen wissenschaftlichen Diskurs ist die Weiterbenutzung eines über Jahrzehnte von seinem Begriff befreiten Wortes eine erstaunliche Haltung – zumal unstrittig ist, dass Wort wie Begriff aus dem Geist des Eurozentrismus stammen. Auf der Suche nach Erklärungen liegt – um auf den nächsten Punkt zu lenken – die Vermutung nahe, dass die Aufmerksamkeitsökonomie von anderen Baustellen absorbiert war.

13 *Fried*, Mittelalter (2008), 8.
14 *Borgolte*, Globalgeschichte (2023), 7.
15 *Borgolte*, Globalgeschichte (2023), 8.

3 Dekonstruktionsgenerationen

Offenbar hat der ‚Mittelalterbegriff' (weniger das ‚Epochenmodell', Abb. 1) zwar bei nicht wenigen einen Distanzierungsimpuls ausgelöst, aber zu den ernsthaft belastenden wissenschaftlichen Herausforderungen hat man diese Konzeptfrage nicht gezählt, solange die Geschichtswissenschaft genug damit zu tun hatte, die Erbschaft von Nationalismus und Nationalsozialismus zu dekonstruieren. Mit einer ausgeprägten Dekonstruktionshaltung gegenüber der moralischen und epistemologischen Last der Vergangenheit sind die Studierenden der 1980er Jahre akademisch aufgewachsen, und mit dieser Haltung ist auch viel erreicht worden: Die Germanen samt der germanischen Sippe, die Völkerwanderung, das Lehnswesen, der Personenverband und erst recht der Personenverbandsstaat, Geschichte großer Männer, die biologistische Verwandtschaftsforschung, das Modernisierungs- und Säkularisierungstheorem und vieles mehr sind abgearbeitet worden. Die meisten der daran Beteiligten hatten den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit als Kinder oder (wie Karl-Ferdinand Werner) als junge Erwachsene erfahren. Sie wussten, wofür und wogegen sie arbeiteten. Wer derart hart in den tradierten Gesellschaftsmodellen und Geschichtsentwürfen aufräumen muss wie die Generationen nach dem Zweiten Weltkrieg, ist in Diskussionsdynamiken aktiv, die in diesen Momenten nötig sind und erst im Nachhinein die Einseitigkeiten, Eingrenzungen und ausbremsenden Effekte für die angestrebten Ziele erkennen lassen.

Mit Blick auf das bereits seit den 1960er Jahren aus der Distanz beobachtete Epochenmodell haben sich die historischen Wissenschaften zunächst mit der gleichen Technik beholfen, mit der man heute veraltete Computerprogramme am Leben hält – mit Updates. Ein Update ist Schadensbegrenzung, aber keine neue Lösung. Im Epochenmodell wurden zur Schadensbegrenzung Reparaturepochen eingeführt: Die ‚Frühe Neuzeit' startete ihre Karriere in den 1970er Jahren, die ‚Spätantike' musste in den 1970ern zwar nicht neu erfunden werden, wurde aber erst seit den 1970er Jahren langsam, mit Dynamik in den 1990ern als eine Art eigene Epoche entwickelt.[16] Mit solchen Reparaturtechniken verabschiedete man sich zwar nicht aus der Logik des alten Epochenmodells, problematisierte das Modell aber immerhin und schuf produktive Laboratorien der konzeptuellen Unruhe.

So war das Konzept ‚Spätantike' der Diskussionsraum, in dem der ‚Fall of the Roman Empire' ersetzt wurde durch eine ‚Transformation of the Roman World'. Ein ‚fall' wurde zur ‚transformation', statt für ein ‚empire' interessierte man sich für eine ‚world' (Abb. 2). Und schon in den 1970er Jahren hat die Referenzfigur dieser Umdeutung, Peter Brown, die ‚transformation' zur ‚revolution' erklärt – ein Konzept, das seit den 1990er Jahren breit aufgegrif-

16 Wesentlich durch die Pionierarbeiten von Peter Brown und seit 1992 durch das vom European Research Council geförderte Großprojekt ‚The Transformation of the Roman World'; den besten Einblick in die Arbeit dieses Forschungsnetzes bieten die 14 Bände der Publikationsserie ‚The Transformation of the Roman World' (Brill, 1997–2004).

fen worden ist: ‚Sexuelle Revolution', ‚Ehe-Revolution', ‚religiöse Revolution', ‚theologische Revolution', ‚Revolution der Vorstellungskraft', ‚kulturelle Revolution', ‚römische Revolution', ‚spätrömische Revolution'[17] – mit Formeln wie diesen wird seit den 1990er Jahren die Geschichte der römischen Mittelmeergesellschaften vom vierten bis sechsten Jahrhundert gedeutet – jene Zeit also, die zuvor den ‚Untergang des Römischen Imperiums' markiert hatte und mit ‚Völkerwanderung' und der Genese von ‚Germanenreichen' oder ‚barbarian kingdoms' verbunden war. Mit dieser Umdeutung, die weitgehend nach dem Ende des Kalten Krieges zu beobachten ist, wurde einem unverzichtbaren Fundament des Epochenmodells – dem Untergang einer Hochkultur unter maßgeblicher Beteiligung von migrierenden ‚Barbaren' – ein Platz in der Wissenschaftsgeschichte zugewiesen.[18] Verschwunden sind die alten Leittermini und nicht wenige Relikte der Konzepte bis heute nicht.[19]

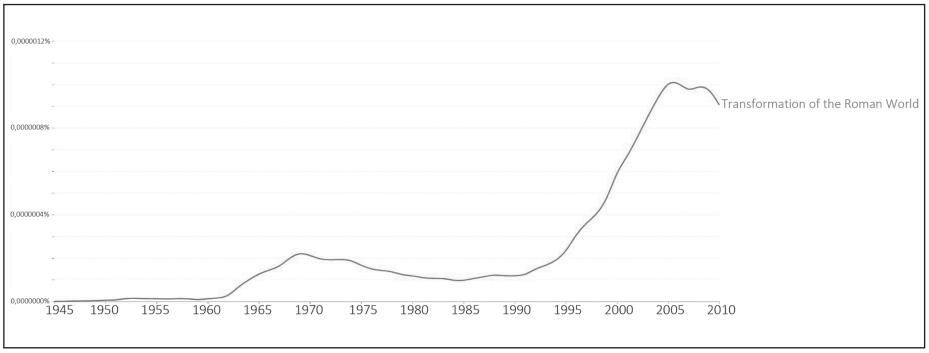


Abb. 2: Gebrauchskurve der Formel ‚Transformation of the Roman World'.[20]

17 „Religious revolution": *Brown*, Rise (1971), 99; *ders.*, Society (1982) 172; *Carrié*, Path (2017), 183; *Stroumsa*, Philosophy (1999). „Sexual revolution": *ders.*, Revolution (1990). „Christian revolution in sexual morality": *Harper*, Shame (2013), 244. „Marriage revolution": *Kuefler*, Marriage Revolution (2007), vgl. *Harper*, Shame (2013), 140. „Theological revolution": *Garnsey*/*Humfress*, Evolution (2001), 134. „Imaginative revolution that affected the definition of society": *Brown*, Study (2000), 338. „Cultural revolution": *Stroumsa*, Making (2015), 30 und mit Blick auf die „revolutionary" Entscheidung der frühen Christen gegen die Buchrolle und für den Buchkodex *ders.*, Christianity (2003), 170 f. „Roman revolution": *Elsner*, Art (1995), Kap. 5. „Late roman revolution": *Brown*, World (1971), Kap. 1. In der deutschsprachigen Forschung greift man mit Blick auf diese Transformation kaum einmal auf den Terminus „Revolution" zurück, es sei denn als Zitat von Peter Brown („religiöse Revolution der Spätantike") etwa bei *Angenendt*, Kirche (2009), 108; *Kaiser*, Mittelmeerwelt (2014), 15 und öfter.

18 Dazu ausführlicher *Jussen*, Geschenk des Orest (2023), 9 ff.

19 So hat der 2005 erschienene erste Band der siebenbändigen ‚New Cambridge Medieval History' immer noch ein Kapitel ‚The Barbarian Invasions' und liefert als Startbild der ‚Medieval History' weiterhin ein Monument dieser „invasion" (das Mausoleum Theoderichs), wenn auch die Argumentation des Kapitels über die „Invasionen" sich ausführlich der Wissens- und Imaginationsgeschichte der „Barbarian Invasion" widmet, vgl. Fouracre (Hrsg.), New Cambridge Medieval History (2005), hier *Halsall*, Invasions (2005).

20 https://books.google.com/ngrams; Corpus: ‚English 2019'; Zeitraum: 1945–2019; Smoothing: 3; Suche „Transformation of the Roman World + transformation of the Roman World".

4 Nach dem Ende des Kalten Krieges

Wie lange konnte diese Art der kritischen Haltung gegenüber dem Makromodell ohne konsequente Versuche der Einlösung durchgehalten werden? Sie ging gut, solange sich in der Geschichtswissenschaft das Bedürfnis nach Internationalität und Interdisziplinarität noch weitgehend auf westliche Diskursgemeinschaften bezog, also bis zum Ende des Kalten Krieges. Schlüsselformeln mit Unruhepotential wie ‚Multiple Modernities' und ‚Provincializing Europe' waren noch nicht im Denkangebot,[21] Leitformeln aus den Diskussionen der Postcolonial Studies oder Subaltern Studies – wie ‚Orientalism' oder ‚Epistemic violence' – spielten zunächst in der Mediävistik kaum eine Rolle. In der Phase der Nachkriegszeit bis etwa ‚1989' ging es unter den Denkbedingungen des Kalten Krieges im Wesentlichen um Dekonstruktion des Völkischen, Nationalistischen und Rassistischen – also von Denk*rahmen* wie den Deutungsmodellen ‚Antike-Mittelalter-Neuzeit' oder ‚Abendland'[22] und Denk*figuren* wie ‚Völkerwanderung', ‚Germanenreiche', ‚Personenverbandsstaat', ‚Lehnswesen', ‚Sakralkönigtum' und so fort. Seit den 1990er Jahren gerieten diese Diskussionen unter den Denkbedingungen postkolonialer und posteurozentrischer Perspektiven in den Kontext der postimperialen Kritik an westeuropäischen Wissensordnungen oder – mit Gayatri Spivaks Initialaufsatz von 1988 – an der „Gewalt der imperialistischen epistemischen, sozialen und disziplinarischen Einschreibung" („violence of imperialist epistemic, social and disciplinary inscription") in die Körper der Beherrschten. ‚Epistemic violence' wurde zur Leitvokabel (Abb. 3).

Zu diesem System ‚epistemischer Gewalt' gehören wesentlich die Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen, etwa die Denominationen von Professuren.[23] Kaum in der ‚Mediävistik', wohl aber in den postkolonialen Diskussionen oder in den internationalen Diskussionen um Museen und Museumssammlungen ist seither ‚epistemic disobedience' und ‚unlearning' – das gezielte ‚Verlernen' einverleibter westlicher Wissensformen als ‚epistemischer Ungehorsam' – zum Anker der Diskussion geworden.

Kurz, was bis Ende der 1980er Jahre eine interne intellektuelle Debatte im westlichen akademischen Milieu war, von der man auch unbeschadet Abstand halten konnte, ist spätestens seit der Jahrtausendwende eine existentielle und kaum zu übergehende Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Zu präsent ist die Umdeutung Europas vom „souveränen, theoretischen Subjekt aller Geschichten" („sovereign, theoretical subject of all histories") und „stillschweigenden Maßstab historischen Wissens"(„silent referent in historical knowledge") zu einer von vielen historischen Weltprovin-

21 *Eisenstadt*, Multiple Modernities (2000), 1–29; *ders.*, Multiple Modernities (2002); *Chakrabarty*, Provincializing Europe (2000); *ders.*, Postcoloniality (1992), 1–26.

22 Zum ‚Abendland' als Kampfbegriff im Überblick *Jussen*, Abendland (2016), 25–27.

23 *Spivak*, Subaltern (1988), 80; *Chakrabarty*, Postcoloniality (1992) bes. 3.

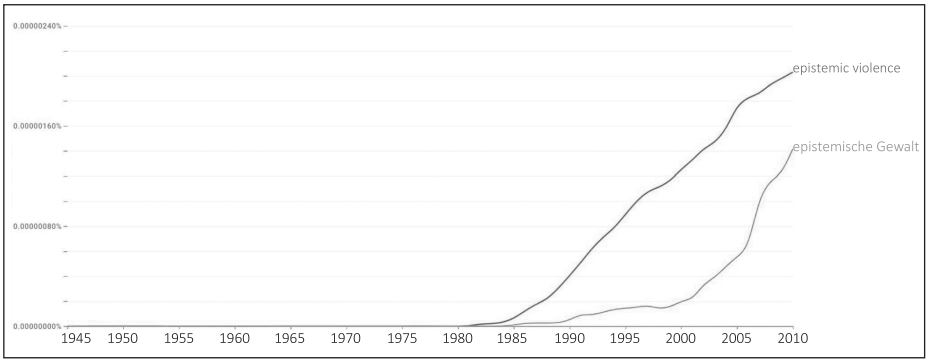


Abb. 3: Aneignung der Denkfigur ‚epistemische Gewalt' in den geisteswissenschaftlichen Diskussionen seit den 1980er Jahren und den späten 1990er Jahren.[24]

zen.[25] Selbstverständliche Denkkategorien (des Historischen, des Ontologischen und so weiter), die vor dem Schub der posteurozentrischen Diskussionen eher als epistemologische Fingerübung diskutiert wurden, sind seither ein zentraler Beobachtungsgegenstand. So erfuhr auch ‚Europa' als Denkfigur, zuvor kaum befragter ‚silent referent', seit den 1990er Jahren einen Schub expliziter wissenschaftlicher – historisierender und ‚provinzialisierender' Aufmerksamkeit.[26] Es ist seither nicht mehr so leicht wie vor der Jahrtausendwende, zwar einen kritischen Geist durch Distanz zum ‚Mittelalterbegriff' in Vorwort und Einleitung zu zeigen, diese Distanz aber in der empirischen Arbeit nicht weiter zu verfolgen.

Natürlich bedeutet „Provincializing Europe" nicht, dass man die universalistischen Denkmodelle aus dem Geist des späten 18. bis 20. Jahrhunderts nur noch auf eine einzige Weltprovinz, nämlich Europa, anwenden kann. Es nützt – so viel dürfte sich von selbst verstehen – nichts, aus einem universalhistorischen ein provinzhistorisches Makromodell zu machen. Es geht nicht um die Beschränkung des Denkmodells ‚Antike-Mittelalter-Neuzeit' auf die Weltprovinz seiner Erfinder, sondern um das generelle ‚Verlernen' des Geistes solcher Denkmodelle. Die Arbeit am ‚Verlernen' dessen, was wir an ‚difficult heritage' (um dieses *keyword* der letzten Jahre aufzugreifen, vgl. Abb. 4)[27] in

24 https://books.google.com/ngrams/; Corpora: ‚German 2019' und ‚English 2019'; Zeitraum: 1945–2010; Smoothing: 3; Suche: „epistemische Gewalt + epistemischer Gewalt, epistemic violence:eng_2019".

25 Mit den immer wieder aufgegriffenen Formeln von *Chakrabarty*, Postcoloniality (1992), 1–2.

26 Zur Reflexion über „Europa" seit den 1990er Jahren *Bak* u. a. (Hrsg.), Gebrauch und Missbrauch (2008); *Oschema*, Bilder (2013). Zum Blickwechsel in den 1990er Jahren vgl. etwa *Brolsma* u. a., Eurocentrism (2019).

27 Die Gebrauchskarriere dieser Formel beginnt in den frühen 2000er Jahren, ohne eine konkrete Referenzpublikation oder -ausstellung. In Publikationstiteln taucht die Formel erst einige Jahre später auf, neben anderen etwa bei *Macdonald*, Difficult Heritage (2009). Erfunden werden musste diese Formel natürlich nicht, immer wieder lässt sie sich auch zuvor in den historischen Wissenschaften finden, so etwa in dem einflussreichen Buch von *Runciman*, History of the Crusades (1951), 101.

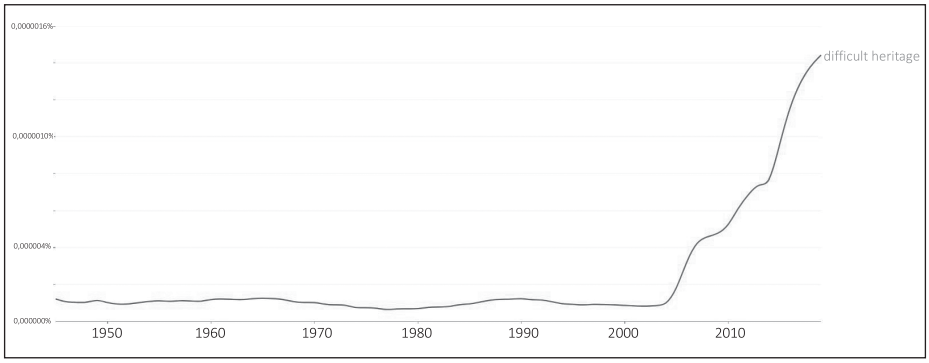


Abb. 4: Gebrauchskurve der Formel ‚difficult heritage' seit 1945.[28]

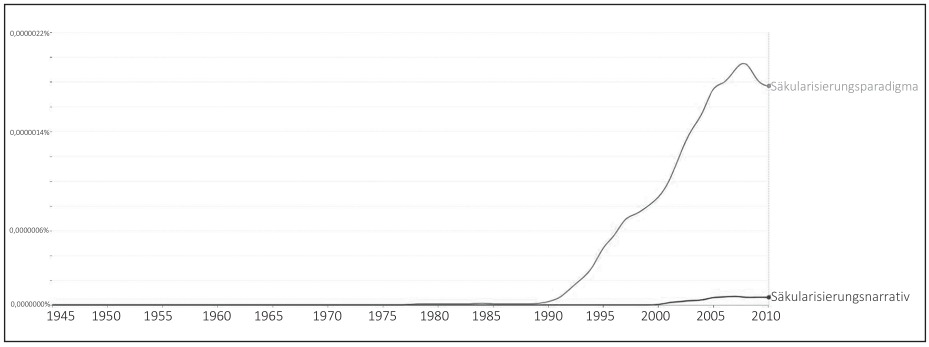


Abb. 5: Gebrauchskurven der Worte ‚Säkularisierungsparadigma' und ‚Säkularisierungsnarrativ' nach Google Books Ngram.[29]

unseren Wissensordnungen herumschleppen, ist seit nun schon vielen Jahrzehnten eine Hauptarbeit der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Die wissenschaftlichen Veränderungsschübe halten seit den 1960er Jahren die ‚difficult heritage' der imperialen und völkischen Vergangenheitskonzepte im politischen Gedächtnis präsent. Seit den 1990er Jahren sind unter der Leitidee der ‚Provinzialisierung Europas' und des ‚Verlernens' europäischer *Episteme* die erkenntnistheoretischen und politischen Kategorien der eigenen Arbeit in den Blick geraten. Soweit hat die internationale Revisionsarbeit inzwischen eine stabilere Orientierung erreicht, wenn auch noch kaum neue kollektive makrohistorische Denkmuster erkennbar sind.

28 https://books.google.com/ngrams; Corpus: ‚English 2019'; Zeitraum: 1945–2019; Smoothing: 3; Suche „Difficult Heritage + Difficult heritage + difficult heritage".

29 https://books.google.com/ngrams, Corpus: ‚German 2019', Zeitraum: 1945–2010, Smoothing: 3; Suche „Säkularisierungsparadigma + Säkularisierungsparadigmas, Säkularisierungsnarrativ + Säkularisierungsnarrativs".

Im Kontext der post-eurozentrischen Orientierungen seit den 1990er Jahren ist auch ein weiteres konzeptuelles Problem des Epochenmodells deutlicher in ein Schlagwort gefasst worden – ‚Säkularisierungsparadigma' (Abb. 5). Die untergründige, zuvor selbstverständliche Prognose des dreigliedrigen Epochenschemas – die stetig zunehmende Säkularisierung der Weltgesellschaften, mit dem Westen als Maßstab – ist seit den 1990er Jahren herausgearbeitet, in einem Schlüsselwort kondensiert und weitgehend zurückgewiesen worden.

5 Zivilgesellschaft

Diese Dekonstruktionsarbeit an den in der Epochentrias inhärenten Denkmustern ist politisch nicht nur nötig zur Dekonstruktion des Nationalistischen und zur Provinzialisierung des eigenen Standpunktes. In den letzten wenigen Jahren ist eine weitere Herausforderung in den Vordergrund gerückt. Wenn die pluralistischen Zivilgesellschaften (in denen wir arbeiten) den moralischen Anspruch auf ihren Einsatz für Menschen- und Bürgerrechte als universal gültige, unantastbare normative Grundlage aufrechterhalten wollen und damit auch den Primat pluralistischer, liberaler, multikultureller *zivil*gesellschaftlicher Verfasstheit ihrer Einwanderungsgesellschaften verteidigen, dann ist die intensive Beschäftigung mit den Sichtweisen des Globalen Südens eine Grundbedingung. Der moralische Anspruch ist ohnehin eine Legitimationsherausforderung („Who Speaks for the ‚Human' in Human Rights?").[30]

Die Grundidee des Epochenmodells – holzschnitthaft: was mit „uns" zu tun hat, beginnt mit der Befreiung der Vernunft vom Schleier des Glaubens im 16. Jahrhundert – ist weitgehend sinnlos für die skizzierten Diskussionsfelder des ‚provinzialisierten' Europa bei der Arbeit an einem neuen Selbstentwurf in der Interaktion mit dem Globalen Süden. Wenn für diese Diskussionen relevante Forschungsfelder in den Blick geraten (so die Durchsetzung der christlichen und islamischen Ein-Gott-Kulte im Aufgreifen von Teilen der jüdischen Kulte und heiligen Schriften – Stichwort ‚Abrahamitische Religionen'[31] – auf dem Boden der römischen Mittelmeergesellschaft in ihrem Verhältnis zu den Verwandtschaftssystemen), dann ist das Epochenkonzept aus der Zeit, als Europa ‚silent referent' war, inhaltlich sinnlos und politisch kontraproduktiv. Es

30 Erinnert sei nur an den prominenten Kritiker der eurozentrischen Geschichtsschreibung Walter Mignolo, zu den Menschenrechtsansprüchen *Tlostanova*/*Mignolo*, Learning (2012), 153–174 (Kap. 6 mit der zitierten Überschrift).

31 Mit einem Schlagwort, das sich in der internationalen Forschung ebenfalls seit den 1990er Jahren (mit unterschiedlichen Haltungen) durchsetzt, vgl. *Stroumsa*, Making of the Abrahamic Religions (2015) und *Silverstein* u. a., Handbook (2015). Umfassend hat besonders Michael Borgolte den Neuentwurf des historischen Blicks auf die römische Mittelmeergesellschaft und ihre Nachfolgegesellschaften um die Genese der Monotheismen organisiert, zuletzt *Borgolte*, Welten (2022). Auch seine Kurzform konzentriert sich auf die Formierung der Monotheismen, vgl. *Borgolte*, Globalgeschichte (2023).

dürfte die Aufgabe der Geschichtswissenschaft *aller* historischen Zeiten und die Aufgabe aller historischen Wissenschaften sein, diese weitere Herausforderung nach der Dekonstruktionsphase des Nationalistischen und der posteurozentrischen Öffnung in den Blick zu nehmen. Sollen wir wirklich unsere Reaktionen auf die Herausforderungen des Systemkonflikts zwischen zivilgesellschaftlichen und autoritären Systemen in einen Denkrahmen einhängen, der ‚Antike-Mittelalter-Neuzeit' konzipiert? Für welchen Erklärungsbedarf sollte diese Ordnung des Wissens mehr sein als eine Karikatur? Wenn es darum geht, die posteurozentrische Neukonzeption der Geistes- und Sozialwissenschaften zu verbinden mit einer Haltung gegenüber dem neuen, sehr selbstbewussten Imperialismus einer sehr viel älteren Hochkultur, dann sind die Fragen nicht nur andere, sondern existentielle. Es geht darum, das Verhältnis von Denkkategorien empirischer Arbeit einerseits und Werteauseinandersetzung um Zivilgesellschaft, Pluralismus, Liberalismus, Funktionsfähigkeit von Einwanderungsgesellschaften andererseits zu sondieren und als expliziten Problembereich der historischen Wissenschaften zu entwickeln. Zurzeit führen wir in der Geschichtswissenschaft noch keine Diskussion darüber, was es zu leisten gilt zwischen empirischer Beobachtung, politischer Positionierung und Wertekonflikten angesichts unserer universitären Klientel – etwa Lehramtsstudierenden, deren spätere Klientel einen viel unterschiedlicheren Erfahrungshintergrund und Erwartungshorizont hat als die vorigen Generationen. Kommen wir damit zurecht, wenn wir die Genese des Jetzt im Modell des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts denken? Schon jetzt – in der letzten Generation der Geschichtsbücher auf den ministeriell erlaubten Schulbücherlisten seit etwa 2015 – sieht man in den Schulbüchern, wie ‚Mittelalter' drastisch an Relevanz verliert. Der Zuschnitt der Großthemen richtet sich nicht mehr nach Epochen, ‚Mittelalter' bekommt noch einen Bruchteil des früheren Seitenumfangs, und in diesem verkleinerten Kapitel werden die Abschnitte über ‚Christen-Juden-Muslime' deutlich relevanter und umfangreicher.

Der Klett Verlag hat im Jahr 2007 in seinen Schulbüchern „Geschichte und Geschehen" zum letzten Mal eine Version publiziert, die in der alten Logik funktioniert. Heinrich der Löwe, von Gott gekrönt, zierte noch das Cover, im Inneren war ganz die klassische Geschichte durchgezogen. Das Buch hat in der hessischen Liste der genehmigten Bücher bis 2019 überlebt. Seither ist es abgelöst durch ein neu entworfenes Schulbuch des Klett Verlags, das seit 2017 publiziert und ministeriell genehmigt ist. In dem Buch von 2007 waren noch 159 Seiten dem ‚Mittelalter' gewidmet. Davon entfielen sehr wenige (9 Seiten) auf die Kreuzzüge und den Islam. Das Buch war damit in den 2010er Jahren bereits ein Fossil im Umfeld der konkurrierenden Bücher auf der ministeriellen Schulbuchliste. Das 2017 erschienene Nachfolgebuch des Klett Verlags hat überhaupt kein eigenständiges Kapitel über ‚Mittelalter' mehr, sondern vier Teile, die sich nicht mehr an die Epochentrias halten. Die *Worte* der alten Epochentrias tauchen auf, strukturieren aber nicht mehr den Aufbau: Es geht um (1) Formen von Herrschaft und Gesellschaft 500 ante bis 1500 post, (2) um interkulturelle Begegnungen und europäische Aufbrüche 600–1600, (3) um Infragestellung traditionaler Herrschaft

im 17. und 18. Jahrhundert, und im letzten Teil (4) um „Rom“ als Identifikationsgenerator der lateinischen Welt – von merowingischen Münzen bis zum Siegel des US-Senats. Was noch in der letzten Ausgabe mit 159 Seiten als ‚Mittelalter‘ entworfen wurde – mehr oder weniger von Karl dem Großen bis kurz vor Luther – bekommt kaum noch 50 Seiten, von denen nun fast die Hälfte dem Islam und interreligiösen Relationen gewidmet sind. Kurz, nicht einmal ein Drittel seines Platzes von 2007 konnte ‚Mittelalter‘ in die Nachfolgeversion 2017 retten, und noch viel weniger des alten Inhalts. Das Beispiel ist besonders drastisch im Vergleich der Schulbücher, aber es repräsentiert den Trend.[32]

Die Zielgruppen der Geschichtswissenschaft in Verlagen, Schulen und Ministerien verstehen viel mehr, als ihnen die Verteidiger des ‚Mittelalters‘ zutrauen. Sie verstehen, dass sie mit dem Konzept ‚Mittelalter‘ in der Schule nicht mehr arbeiten können und dass die Geschichtswissenschaft ihnen bei der Neustrukturierung wenig zu bieten hat. Also müssen sie sich notgedrungen selbstständig machen.

6 „Why the Middle Ages Matter …“?

Natürlich bleibt ‚Mittelalter‘ ein wichtiges Thema und ‚matters‘, wie bisweilen reklamiert wird.[33] Aber dieses Konzept gewinnt seine Relevanz nicht mehr aus den europäischen Gesellschaften des 6. bis 15. Jahrhunderts (schon gar nicht den außereuropäischen), sondern aus jenen Generationen des 18. bis 20. Jahrhunderts, die das Konzept erfunden haben und für die es „instrumentalen Charakter“ zur Deutung ihrer selbst und ihrer eigenen Zeit hatte.[34] Die Erfindung ist ein heute erklärbarer, aber inzwischen nicht mehr zielführender Effekt antireligöser Haltungen, und die spätere völkische Variante von ‚Mittelalter‘ gehört zu den schwierigen Hinterlassenschaften der letzten beiden Jahrhunderte. Natürlich bleiben solche kontaminierten Denktraditionen relevant, weil sie in pluralistischen Zivilgesellschaften zu den notwendigen *Gegenständen* des *politischen Gedächtnisses* gehören. Aber dies bedeutet zugleich, so haben die eingangs zitierten Stellungnahmen betont, dass die Denkfigur ‚Mittelalter‘ allenfalls noch bei jenen als *Instrument* historischen Denkens in Betracht kommt, die es aus zivilgesellschaftlicher Sicht zu bekämpfen gilt – bei der Neuen Rechten, den *White Supremacists*, der *English Defence League* und ähnlichen Geistern.

Wer (wie ich) Worte wie ‚Mittelalter‘, ‚Antike‘, ‚Byzanz‘, ‚Abendland‘ und so weiter nicht mehr benutzt, wird schnell den Nutzen bemerken im Zwang zur Präzisierung

32 *Brabänder* u. a., Geschichte und Geschehen (2017).

33 ‚Why the Middle Ages Matter‘ haben Celia Chazelle, Simon Doubleday, Felice Lifshitz und Amy Remensnyder ein Buch benannt, in dem es ihnen um den Gegenwartsbezug geht, vgl. *Chazelle* u. a. (Hrsg.), Middle Ages (2012).

34 Mit *Oexle*, Das entzweite Mittelalter (1992), Zitat 12.

der Aussagen. Und fällt den Studierenden überhaupt auf, dass das Wort ‚Mittelalter' fehlt? Nein, das fällt ihnen nicht auf. Dass etwa mit Blick auf diese frühen Gesellschaften nicht von ‚Religion' gesprochen wird, sondern nur von den Kirchen, vom sakralen Komplex, von Sakralgemeinschaften oder Kultgemeinschaften, von Kult- oder Frömmigkeitspraktiken und so weiter, um das Konzept ‚Religion' für spätere Gesellschaften aufzuheben, die auch ‚Nicht-Religion' kennen?[35] Nein, das fällt ihnen nicht auf. Dass das Wort ‚Byzanz' nicht auftaucht, sondern nur die römischen Kaiser am Bosporus, nur Konstantinopel, Neu-Rom oder die griechische Welt? Nein, das fällt ihnen auch nicht auf. Sie brauchen die alten und längst dekonstruierten Konzepte nicht zur Orientierung, sie können es gleich richtig lernen: Die Römische Kaiserzeit endet 1453. Es gibt kein unsinnigeres Argument für die Weiterbenutzung eines Wortes, das ohnehin ausdrücklich *nichts* sagen soll (siehe oben bei Anmerkung 9–15), als „Die Studierenden verstehen uns leider nicht, wenn wir die alten Orientierungsworte nicht verwenden". Die Studierenden oder die ‚Öffentlichkeit', soviel ist sicher, sind nicht das Problem.

7 Kritikschablonen

Unter die Räder der in den Nachkriegsgenerationen existenzwichtigen Dekonstruktionskonvoys sind allerdings nicht nur die schwierigen Erbschaften geraten, um die es in erster Linie ging, sondern auch wissenschaftliche Vorgehensweisen, ohne die die Geschichtswissenschaft nicht funktionieren kann – insbesondere der langfristige historische Blick.

Alle in den Geisteswissenschaften können aufsagen, dass Autos durch Entwicklung entstehen, nicht aber Gesellschaften – dass wir Gesellschaften nicht entwicklungsgeschichtlich, nicht kausal, nicht teleologisch und so weiter deuten dürfen. Solche – zweifellos richtigen – Argumente sind als Allzweckwaffen der Dekonstruktion längst kleine Münze. In einer Situation des dringend nötigen Dekonstruierens und ‚unlearning' (Nationalismus, Imperialismus, Eurozentrismus) sind derartige Formen der Kritik und der methodischen Dekonstruktion zentral und richtig. Aber wenn sie über Generationen weitergetragen werden, obgleich es schon alle wissen, werden sie zu Kritikschablonen. Solche Schablonen sind immer noch besser als eine Fortsetzung der dekonstruierten Denkmuster, aber sie reichen nicht aus und richten bisweilen auch Unheil an.

Zu den prominentesten, inzwischen schablonenhaften Allzweckwaffen des Kritisierens gehört ‚Meistererzählung' oder ‚master narrative', ein prinzipiell nachvollziehbares Lyotard-Erbe aus den späten 1970er Jahren, dessen diskursiver Aufstieg bis

35 Dazu *Weltecke*, Beyond Religion (2008).

um das Jahr 2000 zu beobachten ist.[36] Inzwischen läuft jede Frage nach langfristigen Zusammenhängen Gefahr, mit der Allzweckwaffe der Dekonstruktionsgenerationen abgewehrt zu werden: Meistererzählung, teleologisch, entwicklungsgeschichtlich, unilinear, kausal oder gar monokausal, unterkomplex und so weiter. Vereinfachungsphänomene dieser Art verdienen selbstredend die Kritik, aber es muss ein Interesse daran übrigbleiben, akzeptable Alternativen zu finden. Derartige schablonenhaften Habitualisierungen ‚kritischer' Selbstvergewisserung führen dazu, dass die Arbeit an methodisch angemessenen makrohistorischen Perspektiven eher destruktiv als konstruktiv diskutiert wird.

Die Frage nach langfristigen Zusammenhängen ist nach wie vor *unfashionable*, gehört seit rund drei Generationen nicht zur Ausstattung des kritischen Habitus. Natürlich war und ist es produktiv, dass die Aufmerksamkeit der Forschung fürs *Detail* in den letzten Jahrzehnten Konjunktur hatte. Aus der Rückschau auf das letzte halbe Jahrhundert bis in die Hochphase des Kalten Krieges und der Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Imperialismus aber gibt es auch einen negativen Effekt: Die Arbeit an langfristigen historischen Perspektiven ist der gesteigerten Aufmerksamkeit fürs Detail geradezu erlegen, zumal in jenen Jahren die Skepsis (zu Recht) dem *grand récit* galt, also den untergründigen Erzählmustern der historischen Darstellungen – wie Fortschritt, Aufklärung, Emanzipation. Aby Warburgs gerade in dieser Zeit beliebte Formel „Der liebe Gott steckt im Detail" ist aber gerade kein Argument gegen langfristige Perspektiven. Warburg nahm den Blick auf das Detail als Königsweg zum Verständnis des Großen und Allgemeinsten (der Theorie, des lieben Gottes). Man seziert das Detail, weil darin der Zugang zum Großen zu finden ist.[37]

Wer die Frage nach langfristigen Zusammenhängen letztlich verweigert oder allenfalls impliziert mit spitzen Fingern adressiert, wer keine Einstellung expliziert, die den langfristigen Blick berücksichtigt, handelt sich unerwünschte Effekte ein: (1) Man überlässt den alten, bekämpften Denkmodellen großer Zusammenhänge das Feld (etwa durch Ignorieren des noch heute offensichtlichen Einflusses der Epochentrias). Einzeldekonstruktionen (Germanen, Völkerwanderung, Lehenswesen) oder Einzelneudeutungen (Geschlechterverhältnisse) sind ein guter Anfang. Aber ein Anfang wofür? Man kommt weder gegen die bekämpften alten Wissensordnungen an (etwa gegen die Implikationen der Epochentrias), noch gegen neue (wie Samuel Huntingtons Vorstellungen vom *clash* der Zivilisationen), wenn man die Frage nach langfristigen Bedingungskonstellationen für sich selbst zurückweist. Wie müsste denn eine Langfristbeobachtung aussehen, die ‚relational' und nicht ‚substantialistisch' oder ‚essen-

36 *Lyotard*, Condition postmoderne (1979), deutsch: Wissen (1986). Frank Rexroth ist zu verdanken, dass diese Tendenz auch konterkariert wurde, vgl. *Rexroth* (Hrsg.), Meistererzählungen (2007).

37 Mit *Böhme*, Warburg (1997), 133–157.

tialistisch‘ ist? Diese Frage müsste – als Effekt der Kritik an Huntington – diskutiert und durchbuchstabiert werden.[38]

Das Ergebnis der Aversion gegen langfristige Interpretationsmuster ist ausgesprochen kontraproduktiv: Intensiv erforschte Phänomene der letzten Jahrzehnte schaffen es nicht in die makrohistorischen Synthesen oder Lehrbücher. So gibt es bislang kein geschichtswissenschaftliches Hand- oder Lehrbuch zum sogenannten ‚Mittelalter‘, in dem die Verwandtschaftsforschung der letzten *vierzig* Jahre zum lateinischen Europa einen Einfluss auf das Narrativ hätte. Ehezentrierte bilaterale Verwandtengruppen (Geflechte) statt Ahnenverbände (Geschlechter), Exogamiezwang durch eine Flut von Inzestverboten, keine Clans, die Tatsache, dass über viele Jahrhunderte kaum Energie in genealogisches Denken und attraktive Vorfahren investiert wurde, keine Familiengeschlechter vor dem 16. Jahrhundert, all dies würde die Synthesen zwangsweise fundamental verändern, gelangt aber wegen der Vitalität der etablierten Makromuster gar nicht in sie hinein.[39]

Auch ist in praktisch keiner ‚Mittelalter‘-Synthese die Verfasstheit der Kommunen ein strukturierendes Element der Darstellung. Die Verfasstheit kommt üblicherweise untergeordnet vor in Sektionen zur Sozialgeschichte, in manchen Synthesen und Lehrbüchern ist sie kaum sichtbar. Die politische Geschichte ist von der monarchischen Perspektive beherrscht. Dekonstruktion alter ‚bürgerlicher‘ Idealisierungen der Kommune und das Herausarbeiten regionaler Differenzen ist zumeist viel stärker betont als die Hervorhebung der Kommune als Ferment spezifischer, langfristig relevanter Legitimationsstrukturen in weiten Teilen Europas. Patrick Boucheron und Denis Menjot sahen in diesem Hang zum regionalen Zerlegen zu Recht die „Tendenz, die Gesamtperspektive zu verdecken“. In den letzten beiden Jahrzehnten mehren sich Publikationen, in denen die Genese der Stadtkommunen und -republiken in den verschiedenen Räumen der lateinischen Welt als ein breites lateineuropäisches Phänomen in den Blick genommen, die Gemeinsamkeit und die langfristige Stabilität des politischen Modells herausgestellt werden – ‚The City State in Europe‘ etwa oder ‚Citizens without Nation‘. Diese jüngeren Darstellungen bestreiten nicht die typologische Diversität oder die massive Ungleichheit der Partizipation an kommunalen Entscheidungen. Auch bestreiten sie natürlich nicht, dass diese Kommunen in einem monarchischen und ständischen Umfeld agierten. Doch insgesamt wird herausgearbeitet, dass starke regionale, soziale oder rechtliche Diversi-

38 *Huntington*, Clash (1996), zuvor als Aufsatz *Huntington*, Clash (1993); die intensive Diskussion wird beobachtet von *Bottici*/*Challand*, Myth (2013), eine soziologische Konzeptualisierung mit Rekurs auf die ‚Clash of Civilizations‘-Diskussion bei *Reckwitz*, Ende (2019) und knapp *ders.*, Hyperkultur (2016).

39 Ich verweise hier nur auf den Initialtext von Goody, *Development* (1983), meinen Forschungsüberblick *Jussen*, Erbe und Verwandtschaft (2013) und einen der jüngsten, breit diskutierten Beiträge von *Henrich*, Weirdest People (2020).

tät nichts an der Ähnlichkeit dessen ändert, was sich als Kern einer grundlegenden Transformation des Politischen beobachten lässt.[40]

Weshalb dringen intensiv erforschte Felder wie die Verwandtschaftsforschung oder die Europäisierung der Erforschung der Kommune nicht in die Synthesen, Hand- und Lehrbücher vor? Zum einen sind sie Opfer des Dekonstruktionshabitus und des Zurückweichens vor Langzeitperspektiven. Zum anderen erschließt sich die Relevanz dieser Themen kaum, wenn das Makromodell historischen Arbeitens die Zeit der Kommunen im Rahmen eines Alteritätskonzepts diskutiert und die Phänomene, die mit ‚uns' zu tun haben, ohnehin erst im 16. Jahrhundert ihre Dynamik gewinnen. Die ersten Kommunen formierten sich in eben jener Zeit, in der die Geschichtswissenschaft bis vor einigen Jahrzehnten absorbiert war von einem Konflikt des Kaisers mit dem Papst. Dieser Konflikt hat inzwischen in Synthesen und Lehrbüchern seine Stellung als überschriftenreifes Phänomen – gewissermaßen als Geschichtszeichen – verloren. Wenn diese Zeit nicht mehr ‚Mittelalter' heißt, haben politische Legitimations- und Organisationsstrategien der urbanen Gesellschaft vielleicht bessere Chancen, in den Synthesen, Hand- und Lehrbüchern einen markanten Platz zu bekommen. Wer heutige Demokratien vor Augen hat, braucht auch nicht mehr ausdrücklich hervorzuheben, dass die kommunalen Gesellschaften seit dem 11. Jahrhundert weit entfernt von paritätischer Partizipation waren. Ihre Fermentfunktion als Modelle des Republikanischen oder Kommunalen verlieren sie dadurch nicht.

Um neue Themenfelder und Deutungen fruchtbar zu machen (wie das für den Kulturvergleich zentrale Verhältnis von Religion und Verwandtschaftssystem), braucht man einen Interpretationsrahmen, der etwas mit den Problemstellungen der eigenen Gegenwart zu tun hat. Was soll ein Interpretationsrahmen leisten, der dem Säkularisierungsparadigma in der Tradition der Aufklärung gute Erkenntnisdienste geleistet hat, ebenso völkischen Entwürfen bei der Suche nach ihren Ursprüngen? Natürlich kann man versuchen, in Sinne der eingangs zitierten Plädoyers die Epochenbegriffe zu leeren Worten zu machen, damit sie nicht stören. Aber dies schafft (wenn es überhaupt gelingen kann) keine alternativen Langzeitperspektiven.

Immer wieder versuchen Verantwortliche für Handbücher, die Zeitschnitte anders zu setzen als die Tradition. Zuletzt segmentierte ein Handbuch zur „Geschichte der Welt" einen Zeitabschnitt (weltweit) von 600 bis 1350. Wo man einst, vor nun schon langer Zeit, glaubte, bald nach 1500 die Befreiung der Vernunft vom Schleier des Glauben zu finden und damit eine Epochenzäsur, zielt diese „Geschichte der Welt" auf globale Interaktionsdichten und sieht bis etwa 1350 eine relative Unverbun-

40 Zitat von *Boucheron*/*Menjot*, Ville médiévale (2011), 25. Unter den Synthesen, die das Phänomen der Kommunalisierung als europäisches in den Blick nehmen, vgl. etwa mit Blick auf ‚The City State in Europe' *Scott*, City-State (2012). Mit Blick auf ‚European Cities and Towns' *Clark*, European Cities (2009), 21–105 (zu der Zeit von 400 bis 1500). Blick auf ‚Citizens without Nation' in *Prak*, Citizens (2018). Im Überblick *Blockmans*, Urbanisation (2012), 16–27.

denheit der Weltteile, also gewissermaßen eine Zeit „Before European Hegemony“.[41] Schon vor einem Vierteljahrhundert hat ein Handbuch zur europäischen Geschichte „Die neue Zeit“ ab 1250 erzählt, den Anfang der Erzählung also mit dem (Latein-)Europa der urbanisierten Gesellschaft angesetzt.[42] Publikationen wie diese beiden (und nicht wenige andere) versuchen jedenfalls, einen gewissen Sinn in die Strukturierung zu bringen und nicht mit einer anerkannt unsinnigen Strukturierung weiterzuarbeiten. Die als unsinnig anerkannte Strukturierungssprache benutzen sie trotzdem weiter – zum Schaden des nicht geringen Aufwandes, den sie in die neue Strukturierung, die Arbeit mit neuen Kriterien stecken. Der verbleibende Schritt, der die Diskussion offener und freier machen würde, ist weder kompliziert wahrzunehmen, noch kompliziert durchzuführen. Was es dafür bedarf, führt wieder an den Anfang des Textes: Disziplin.

Bibliographie

Janet L. Abu-Lughod, Before European Hegemony. The World System A. D. 1250–1350. New York u. a. 1989.

Arnold Angenendt, Kirche als Träger der Kontinuität, in: Theo Kölzer / Rudolf Schieffer (Hrsg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Kontinuitäten und Brüche, Konzeptionen und Befunde. (Vorträge und Forschungen 70) Ostfildern 2009, 101–142.

Jan Assmann, Krypta. Bewahrte und verdrängte Erinnerung, in: Bernhard Jussen (Hrsg.), Archäologie zwischen Imagination und Wissenschaft. Anne und Patrick Poirier. (Von der künstlerischen Produktion der Geschichte 2) Göttingen 1999, 83–99.

János M. Bak u. a. (Hrsg.), Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert / Uses and Abuses of the Middle Ages. 19th–21st Century / Usages et Mésusages du Moyen Age du XIXe au XXIe siècle. (Mittelalter Studien 17) Paderborn 2008.

Willem P. Blockmans, Urbanisation in the European Middle Ages. Phases of Openness and Occlusion, in: Leo Lucassen / Wim Willems (Hrsg.), Living in the City. Urban Institutions in the Low Countries, 1200–2010. (Routledge Studies in Cultural History 14) New York 2012, 16–27.

Willem P. Blockmans / *Peter C. M. Hoppenbrouwers*, Introduction to Medieval Europe 300–1500. Abingdon (Oxon) / New York 2018.

Hartmut Böhme, Aby M. Warburg (1866–1929), in: Axel Michaels (Hrsg.), Klassiker der Religionswissenschaft. Von Friedrich Schleiermacher bis Mircea Eliade. München 1997, 133–157.

Hartmut Boockmann, Einführung in die Geschichte des Mittelalters. München 1978.

Michael Borgolte, Globalgeschichte des Mittelalters. München 2023.

Michael Borgolte, Die Welten des Mittelalters. Globalgeschichte eines Jahrtausends. München 2022.

Patrick Boucheron / *Denis Menjot*, La ville médiévale. (Points Histoire 451) Paris 2011.

Chiara Bottici / *Benoît Challand*, The Myth of the Clash of Civilizations. London 2010.

Michael Brabänder u. a., Geschichte und Geschehen. Einführungsphase [Schülerband, Klasse 10/11], Hessen [Gymnasium, ab 2017]. Stuttgart / Leipzig 2017.

41 *König* (Hrsg.), Geteilte Welten (2023); *Abu-Lughod*, European Hegemony (1989).

42 *Schilling*, Neue Zeit (1999). Die Transformation von der ‚peasant society‘ zur ‚urbanized society‘ (im 11./12. Jahrhundert) ist ein Leitgedanke in *Blockmans*/*Hoppenbrouwers*, Introduction (2018) (zuerst niederländisch 2002, jeweils stark veränderte Auflagen).

Ahasver von Brandt, Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften. Stuttgart 1958.
Marjet Brolsma u. a. (Hrsg.), Eurocentrism in European History and Memory. Amsterdam 2019.
Peter Brown, The Study of Elites in Late Antiquity, in: Arethusa 33 (2000), 321–346.
Peter Brown, Society and the Holy in Late Antiquity. Berkeley 1982.
Peter Brown, The Rise and Function of the Holy Man in Late Antiquity, in: The Journal of Roman Studies 61 (1971), 80–101.
Peter Brown, The World of Late Antiquity. From Marcus Aurelius to Muhammad. London 1971.
Jean-Michel Carrié, The Historical Path of „Late Antiquity". From Transformation to Rupture, in: Rita Lizzi Testa (Hrsg.), Late Antiquity in Contemporary Debate. Newcastle upon Tyne 2017, 174–214.
Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. (Princeton Studies in Culture/Power/History) Princeton (NJ) 2000.
Dipesh Chakrabarty, Postcoloniality and the Artifice of History. Who Speaks for „Indian" Pasts?, in: Representations 37 (1992), 1–26.
Celia Martin Chazelle / Felice Lifshitz / Simon Doubleday (Hrsg.), Why the Middle Ages Matter. Medieval Light on Modern Injustice. London 2012.
Peter Clark, European Cities and Towns, 400–2000. Oxford u. a. 2009.
Shmuel N. Eisenstadt, Multiple Modernities. New Brunswick (NJ) 2002.
Shmuel N. Eisenstadt, Multiple Modernities, in: Daedalus 129 (2000), 1–29.
Jaś Elsner, Art and the Roman Viewer. The Transformation of Art from the Pagan World to Christianity. (Cambridge Studies in New Art History and Criticism) Cambridge 1995.
Paul Fouracre (Hrsg.), The New Cambridge Medieval History, Bd. 1: c. 500–c. 700. Cambridge 2005.
Johannes Fried, Das Mittelalter. Geschichte und Kultur. München 2008.
Natalie Fryde / Pierre Monnet / Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Die Gegenwart des Feudalismus / Présence du féodalisme et présent de la féodalité / The Presence of Feudalism. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 173) Göttingen 2002.
Peter Garnsey / Caroline Humfress, The Evolution of the Late Antique World. Cambridge 2001.
Jack Goody, The Development of the Family and Marriage in Europe. (Past and Present Publications 18) Cambridge u. a. 1983.
Guy Halsall, The Barbarian Invasions, in: Paul Fouracre (Hrsg.), The New Cambridge Medieval History, Bd. 1: c. 500–c. 700. Cambridge 2005, 36–55.
Kyle Harper, From Shame to Sin. The Christian Transformation of Sexual Morality in Late Antiquity. (Revealing Antiquity 20) Berlin / Cambridge (MA) 2013.
Joseph Henrich, The Weirdest People in the World. How the West Became Psychologically Peculiar and Particularly Prosperous. London 2020.
Samuel P. Huntington, The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order. New York 1996.
Samuel P. Huntington, The Clash of Civilizations?, in: Foreign Affairs 72 (1993), 22–49.
Bernhard Jussen, Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa 526–1535. München 2023.
Bernhard Jussen, „Abendland" – „Lateineuropa" – „Provincializing Europe": Bemerkungen zum poströmischen Europa zwischen alten und neuen Deutungsmustern, in: Dirk Ansorge (Hrsg.), Pluralistische Identität. Beobachtungen zu Herkunft und Zukunft Europas. Darmstadt 2016, 24–34.
Bernhard Jussen, Richtig denken im falschen Rahmen? Warum das „Mittelalter" nicht auf den Lehrplan gehört, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 67 (2016), 558–576.
Bernhard Jussen, Wer falsch spricht, denkt falsch. Warum Antike, Mittelalter und Neuzeit in die Wissenschaftsgeschichte gehören, in: Matthias Steinmetz (Hrsg.), Spekulative Theorien, Kontroversen, Paradigmenwechsel. (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Debatte 17) Berlin 2017, 38–52.

Bernhard Jussen, Erbe und Verwandtschaft. Kulturen der Übertragung im Mittelalter, in: Stefan Willer / Sigrid Weigel / Bernhard Jussen (Hrsg.), Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur. (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2052) Berlin 2013, 37–64.

Reinhold Kaiser, Die Mittelmeerwelt und Europa in Spätantike und Frühmittelalter. (Neue Fischer Weltgeschichte 3) Frankfurt (Main) 2014.

Daniel König (Hrsg.), 600–1350. Geteilte Welten. (Geschichte der Welt) München 2023.

Ludolf Kuchenbuch, Feudalismus. Versuch über die Gebrauchsstrategien eines wissenspolitischen Reizwortes, in: Natalie Fryde / Pierre Monnet / Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Die Gegenwart des Feudalismus / Présence du féodalisme et présent de la féodalité / The Presence of Feudalism. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 173) Göttingen 2002, S. 293–323.

Mathew Kuefler, The Marriage Revolution in Late Antiquity. The Theodosian Code and Later Roman Marriage Law, in: Journal of Family History 32 (2007), 343–370.

Jacques Le Goff, Faut-il vraiment découper l'histoire en tranches? (La librairie du XXI^{e} siècle) Paris 2014.

Jacques Le Goff, Un long Moyen Âge. Paris 2004.

Jacques Le Goff, Pour un long Moyen Âge, Europe, in: Revue littéraire mensuelle 61 (1983), 19–24.

Jean-François Lyotard, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, hrsg. von Peter Engelmann. Vollst. überarb. Fassung. Graz / Wien 1986.

Jean-François Lyotard, La condition postmoderne: Rapport sur le savoir. (Collection Critique) Paris 1979.

Sharon Jeannette Macdonald, Difficult Heritage. Negotiating the Nazi Past in Nuremberg and Beyond. London / New York 2009.

Otto Gerhard Oexle, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 116) Göttingen 1996.

Otto Gerhard Oexle, Das entzweite Mittelalter, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter, Ausblicke. Darmstadt 1992, 7–28.

Otto Gerhard Oexle, Das Mittelalter und das Unbehagen an der Moderne. Mittelalterbeschwörungen in der Weimarer Republik und danach, in: Susanna Burghartz u. a. (Hrsg.), Spannungen und Widersprüche. Gedenkschrift F. Graus. Sigmaringen 1992, 125–153.

Otto Gerhard Oexle, Das Bild der Moderne vom Mittelalter und die moderne Mittelalterforschung, in: Frühmittelalterliche Studien 24 (1990), 1–22.

Klaus Oschema, Bilder von Europa im Mittelalter. (Mittelalter-Forschungen 43) Ostfildern 2013.

Maarten Roy Prak, Citizens without Nations. Urban Citizenship in Europe and the World, c. 1000–1789. Cambridge 2018.

Andreas Reckwitz, Zwischen Hyperkultur und Kulturessenzialismus. Die Spätmoderne im Widerstreit zweier Kulturalisierungsregimes, in: Soziopolis. Gesellschaft beobachten (2016), online: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-80524-8 (Zugriff: 20.11.2023).

Andreas Reckwitz, Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. (Edition Suhrkamp 2735) Berlin 2019.

Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007.

Steven Runciman, A History of the Crusades, Bd. 1: The First Crusade and the Foundation of the Kingdom of Jerusalem. Cambridge 1951.

Heinz Schilling, Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten. 1250 bis 1750. (Siedler-Geschichte Europas 3) Berlin 1999.

Tom Scott, The City-State in Europe, 1000–1600. Hinterland, Territory, Region. Oxford 2012.

Adam J. Silverstein / *Guy G. Stroumsa* / *Moshe Blidstein* (Hrsg.), The Oxford Handbook of Abrahamic Religions. Oxford / New York 2015.

Gayatri Chakravorty Spivak, Can the Subaltern Speak?, in: Cary Nelson / Lawrence Grossberg (Hrsg.), Marxism and the Interpretation of Culture, Urbana / Chicago 1988, 271–313.

Guy G. Stroumsa, The Making of the Abrahamic Religions in Late Antiquity. (Oxford Studies in the Abrahamic Religions) Oxford 2015.

Guy G. Stroumsa, Early Christianity. A Religion of the Book?, in: Margalit Finkelberg / Guy G. Stroumsa (Hrsg.), Homer, the Bible, and Beyond: Literary and Religious Canons in the Ancient World. (Jerusalem Studies in Religion and Culture 2) Boston 2003, 153–173.

Guy G. Stroumsa, Barbarian Philosophy. The Religious Revolution of Early Christianity (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 112) Tübingen 1999.

Guy G. Stroumsa, The Sexual Revolution in Late Antiquity, in: History of Religions 30 (1990), 100–102.

Madina V. Tlostanova / Walter Mignolo, Learning to Unlearn. Decolonial Reflections from Eurasia and the Americas. (Transoceanic Studies) Columbus 2012.

Dorothea Weltecke, Beyond Religion. On the Lack of Belief During the Central and Late Middle Ages, in: Heike Bock / Jörg Feuchter / Michi Knecht (Hrsg.), Religion and Its Other. Secular and Sacral Concepts and Practices in Interaction. (Eigene und fremde Welten 8) Frankfurt (Main) 2008, 101–114.

Karl Ferdinand Werner, Einheit der Geschichte. Studien zur Historiographie, hrsg. von Werner Paravicini. (Beihefte der Francia 45) Sigmaringen 1999.

Karl Ferdinand Werner, Das „Europäische Mittelalter“. Glanz und Elend eines Konzepts, in: Karl-Ernst Jeismann / Rainer Riemenschneider (Hrsg.), Geschichte Europas für den Unterricht der Europäer: Prolegomena eines Handbuchs der europäischen Geschichte für die Lehrer der Sekundarstufe II. (Studien zur internationalen Schulbuchforschung 27) Braunschweig 1980, 23–35.

Karl Ferdinand Werner, „Antike“ und „Mittelalter“. Eine Besinnung, in: Mitteilungen der Gesellschaft der Freunde der Universität Mannheim 18 (1969), 1–7.

Steffen Patzold

Der lange Schatten der Spätantike und das Ende des Frühmittelalters. Ein Versuch über die Mittelmeerwelt des ersten Jahrtausends

Als Historiker bin ich nicht dafür ausgebildet worden, wissenschaftlich fundiert über die Gegenwart zu sprechen. Mein Metier ist die Geschichte. Schlimmer noch: Ich bin nicht einmal ein Wissenschafts- oder Zeithistoriker, sondern ein Mediävist. Ich erforsche die Geschichte Mittel- und Westeuropas im Früh- und Hochmittelalter. Wenn ich mich im Folgenden über eine gegenwärtige Entwicklung meines eigenen Fachgebietes äußere, dann beobachte ich nicht als Wissenschaftler; ich spreche als Betroffener (und als einer der Akteure, die ich beobachte …). Was folgt, erreicht deshalb beileibe nicht die Höhen einer wissenschaftssoziologischen Analyse. Es ist nicht mehr als ein Essay – ein vorwissenschaftlicher Versuch, einige jüngere Entwicklungen in meinem engeren Arbeitsfeld zu beschreiben und zu erörtern.[1]

Das Buch, in dem dieser Essay erscheint, gilt einer historischen Epoche, dem sogenannten Mittelalter. Epochen werden bisweilen als so etwas wie intellektuelle Werkzeuge begriffen, als Instrumente, die Historiker brauchen, um den weiten Fluss der Geschichte in Abschnitte zu unterteilen, die sich dann genauer beobachten und präziser analysieren lassen. Ich bin fest davon überzeugt, dass diese Einschätzung in die Irre geht: Wären Epochen lediglich solche ‚tools' historischer Forschung, dann könnten wir vergleichsweise leicht auf sie verzichten – geradeso wie auf andere Forschungsbegriffe, die sich im Laufe der Zeit als untauglich erwiesen haben, um neue Erkenntnisse zu generieren. Dem ist aber nicht so! Während wir zum Beispiel recht mühelos den Begriff des ‚Lehnswesens' in der Forschung zur Geschichte Europas im 8./9. Jahrhundert abschaffen können, sind die drei Großepochen der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit zählebig. Selbstverständlich kann ein Historiker ein Buch über Europas Geschichte von 526 bis 1535 schreiben, in dem er den Epochenbegriff ‚Mittelalter' nicht verwendet.[2]

1 Die Anmerkungen zu diesem Beitrag beschränken sich daher auch auf die notwendigen Nachweise; sie haben nicht den Anspruch, eine Bibliographie zur Geschichte der Mittelmeerwelt im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung zu ersetzen.

2 Leider erst nach Fertigstellung dieses Aufsatzes ist das anregende Buch von *Jussen*, Geschenk des Orest (2023) erschienen, das die Epochentrias programmatisch überwinden möchte. Jussens Thesen verdienen eine eigene ausführliche Auseinandersetzung, die hier nicht zu leisten ist. Anders als Jussen sehe ich historische Epochen allerdings nicht nur als Deutungsrahmen, sondern als Institutionen historischer Forschungspraxis.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-009

Nur hat er damit der Epochentrias noch lange nicht den Garaus gemacht. Sie lässt sich nur mit hohem Aufwand verändern (und so gut wie gar nicht beseitigen[3]).

Das hat einen einfachen Grund: Epochen – und zumal die Trias von Antike, Mittelalter und Neuzeit – strukturieren zentrale *Institutionen* der historischen Wissenschaften. Wenn ich an ‚Mittelalter' denke, dann fallen mir zuallererst nicht Ereignisse oder Strukturen in den Weiten zwischen 500 und 1500 ein, auch keine Epochenjahre wie 476, 800 oder 1453. Ich denke an Seminarstrukturen, Budgets und Personalschlüssel, an Strukturen der Forschungsförderung, Tagungen und Arbeitskreise, an Modulhandbücher, Promotionsfächer und Denominationen; und ich denke an Zeitschriften, Buchreihen, Bibliographien und Verlagsprogramme, an den einschlägigen halben Regalmeter in besser sortierten Buchhandlungen, an Museen und ihre Ausstellungen, an Kultusministerien und Bildungspläne für Schulen. Bei alledem versuche ich nicht zu vergessen, dass es all dies nicht nur in Deutschland, sondern – in je eigenen Variationen – in ganz Europa und weit darüber hinaus gibt.

Mit anderen Worten: Die Zählebigkeit der Epoche ‚Mittelalter' liegt sicher nicht darin begründet, dass sie wissenschaftlich besonders solide bewiesen, forschungsleitend oder hilfreich wäre. Im Gegenteil, jeder Proseminarist lernt, dass die Epochentrias erfunden und durchgesetzt wurde, lange bevor sich die Geschichte im 19. Jahrhundert überhaupt zu einer Wissenschaft im heutigen Sinne entwickelte. Die Zählebigkeit der Epochengliederung in Antike, Mittelalter und Neuzeit liegt darin begründet, dass sie in weiten Teilen der Welt fundamentale Institutionen der Geschichtswissenschaft und der historischen Bildung strukturiert. Wer sie auflösen will, muss deshalb sehr tief in die Institutionen des Wissenschafts- und Bildungsbetriebes eingreifen – und nicht nur den deutschen Mediävistenverband und den Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte zu Grabe tragen, sondern auch die Medieval Academy of America, den International Medieval Congress in Leeds und die Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public ...

Umso interessanter ist es, dass sich seit einiger Zeit für die Jahrhunderte zwischen etwa 200 und 1000 die ersten Anfänge eines Prozesses beobachten lassen, den wir ähnlich bereits in der Geschichte der Neuzeit gesehen haben: Dort hat sich die ‚Frühe Neuzeit' ausdifferenziert. Wir haben uns mittlerweile daran gewöhnt, die Frühe Neuzeit als eigene Epoche zu betrachten (und deshalb auch mit einem großen ‚F' zu schreiben). Tatsächlich ist der Institutionalisierungsprozess – nicht nur in Deutschland – abgeschlossen: Es gibt weltweit eigene Professuren, eigene Zeitschriften und Buchreihen, eigene Tagungen und Tagungsreihen, eine fachliche Identität, in Deutschland zum Beispiel auch eine eigene Repräsentanz im DFG Fachkollegium Geschichte. Auch die Karrierewege haben sich mittlerweile entsprechend sortiert: Man kann zwar ein Buch über das 19. und ein zweites über das 20. Jahrhundert schreiben. Aber wer eines über das frühe 18. und eines über das späte 19. Jahrhundert publiziert,

3 Für ein Plädoyer, die Epochentrias aufzugeben, vgl. *Jussen*, Richtig denken (2016).

der hat hierzulande nicht etwa fachliche Breite vorzuweisen, sondern ist weder ein richtiger Frühneuzeitler noch eine richtige Zeithistorikerin (und macht sich das Leben eher schwer).

Viele Indizien sprechen dafür, dass sich zwischen der Alten Geschichte und der mittelalterlichen Geschichte im Moment ebenfalls eine weitere, eigene Epoche herauszubilden beginnt. Es gibt für sie bisher noch keinen richtig griffigen Namen: In althistorischer Literatur wird – im Gefolge Peter Browns – seit vielen Jahren der Begriff der ‚Long Late Antiquity' diskutiert[4]; auch ‚First Millenium' gibt es als Vorschlag[5]. (In Deutschland ist beispielsweise die Zeitschrift ‚Millennium' für diese Sicht wichtig, unter deren fünf Herausgeberinnen und Herausgebern allerdings niemand für die Geschichte Lateineuropas zuständig ist.) Ich nenne die Periode im Folgenden – faute de mieux – ‚Spätantike / Frühmittelalter'.

Wie schon der fehlende Name zeigt, ist die Entwicklung dieser Epoche noch lange nicht so weit fortgeschritten wie diejenige der Frühen Neuzeit. Aber sie ist doch immerhin schon so weit gediehen, dass es sich lohnen könnte, einmal genauer hinzuschauen und zu reflektieren, was dieser Prozess eigentlich für die Mediävistik bedeutet. Ich will deshalb in einem ersten Teil kurz den Stand der Dinge beschreiben und umreißen, wie sich die mögliche künftige Epoche ‚Spätantike / Frühmittelalter' bisher strukturiert hat. Anschließend frage ich: Was ist der wissenschaftliche Gewinn, wenn man für die Mittelmeerwelt das Ende der Antike und den Beginn des Mittelalters zusammendenkt und als eine Epoche begreift? Und im Schlussteil soll es dann zumindest kurz auch um die wissenschaftlichen Kosten der aktuellen epochalen Verschiebungen gehen.

1 Bestandsaufnahme

Seit den 1990er Jahren hat sich ein Forschungsfeld entwickelt, in dem die Grenze zwischen Antike und Mittelalter unscharf und durchlässig geworden ist. Ein wichtiger Katalysator hierfür war zweifellos das große, europäische Projekt zur ‚Transformation of the Roman World', in dem sehr international Kolleginnen und Kollegen aus der Alten und der mittelalterlichen Geschichte zueinandergekommen sind.[6] Seitdem ist dieses epochenübergreifende Miteinander üblich geworden: Es gibt eine lange

4 Vgl. z. B. *Cameron*, ‚Long' Late Antiquity (2002); *Marcone*, Antiquity? (2008).

5 Vgl. *Fowden*, Long Late Antiquity (2016), und die weitere Diskussion in dem Band Millennium, 13 (2016) mit Beiträgen von *Philippe Blaudeau*, *John Haldon*, *Arnaldo Marcone*, *Stefan Rebenich*, *C.F. Robinson* und *Steffen Patzold*; *Raedts*, Entdeckung des Mittelalters (2016), 361–362 hat vorgeschlagen, die Antike bis ca. 1000 und das Mittelalter von der Jahrtausendwende bis um 1800 laufen zu lassen.

6 Zu den Zielen, Arbeitsstrukturen und ersten Ergebnissen des Vorhabens vgl. *Wood*, Report (1997); im Rückblick: *ders.*, Transformation (2018); für einen Versuch Peter Browns, Arbeiten in Beziehung zur Debatte über die Transformation der römischen Welt zu setzen, vgl. *Pohl*, Transformation (2016).

Reihe von Forschungsfragen und -komplexen, die von beiden Seiten gemeinsam erforscht werden. Als Beispiele nenne ich ziemlich willkürlich:

- das, was früher einmal ‚Völkerwanderung', dann ‚Ethnogenese' hieß und heute unter Schlagwörtern wie ‚ethnische Identifikationen', ‚soziale Kohäsion', ‚visions of community', ‚Romanness' verhandelt wird;
- die Entwicklung der Mittelmeerwelt im 5.–8. Jahrhundert;
- die Entstehung des Islam und ihre historischen Folgen;
- die Institutionalisierung der vielen verschiedenen christlichen Kirchen im Mediterraneum;
- die Geschichte von Verwandtschaft und Familie;
- die Transformation der Städte zwischen dem 4. und dem 7. Jahrhundert.

Diese Liste von Themen, an denen Althistoriker und Mediävisten gemeinsam arbeiten, ließe sich ohne weiteres verlängern, selbstverständlich auch in die Rechts-, Politik- und Ereignisgeschichte hinein: Über Theoderich ‚den Großen' und seine Goten kann der Althistoriker Hans-Ulrich Wiemer ebenso forschen wie Herwig Wolfram oder Karl Ubl, die Mediävisten sind.[7]

Die Spätantike ist im Zuge dessen längst zu einer langen Spätantike geworden, die immer weiter über das 6. Jahrhundert ausgreift und einen langen Schatten in diejenige Periode hineinwirft, die früher einmal das Terrain von Mediävisten war. In Tübingen ist seit kurzem in der Alten Geschichte eine Emmy Noether-Gruppe angesiedelt, die Federico Montinaro, ein ausgebildeter Byzantinist, leitet und die ihren zeitlichen Schwerpunkt im 8./9. Jahrhundert hat.[8] Die untere Grenze der langen Spätantike ist tatsächlich unklar. Wenn man auf die Praxis schaut, enden die einschlägigen Tagungen und Sammelbände zur Zeit noch meist im 8. Jahrhundert; allerdings gilt zugleich, was als Peter Browns famose Antwort auf die Frage nach dem Ende der Spätantike kolportiert wird: „immer später, als man denkt ...". Ich beobachte einen gewissen Trend, die runde Zahl 1000 als Grenze der Spätantike in den Blick zu nehmen.[9] Umgekehrt gibt es aber auch Mediävisten (wie etwa Walter Pohl in Wien, Guy Halsall in York und Durham oder Conrad Leyser in Oxford), die wie selbstverständlich in den Jahrhunderten weit vor 500 unterwegs sind. Im Tagungsgeschäft und bei der gemeinsamen Forschungsarbeit tritt die ‚Teilfachidentität' – hier Althistoriker, da Mediävist – in vielen Fällen in den Hintergrund.

Zentral für die genauere Charakterisierung der emergierenden Epoche ‚Spätantike / Frühmittelalter' sind aus meiner Sicht vor allem zwei Punkte:

1) Das römische Reich war zu Beginn der Spätantike groß, sein Vorfeld noch größer. Spätestens seit den Debatten über die ‚Transformation of the Roman World' spielt

7 *Wiemer*, Theoderich (2018); *Wolfram*, Goten (^{3}1990); *Ubl*, Edikt (2020).

8 Zum von der DFG geförderten Emmy Noether-Projekt ‚Religiöser Konflikt und Mobilität. Byzanz und der weitere Mittelmeerraum, 700–900' vgl. https://uni-tuebingen.de/de/201982 (Zugriff: 22.03.2023).

9 Vgl. als Klassiker z. B. *Brown*, Rise (2013).

die regionale und kulturelle Vielfalt in der einschlägigen Forschung eine gewichtige Rolle. Das heißt nicht, dass hier jeder Wissenschaftler höchstselbst für alles zuständig wäre – eine Forderung, die schon angesichts der Vielfalt der Quellensprachen von Äthiopisch und Persisch bis Syrisch und Georgisch kaum umsetzbar wäre. Aber es wird immer üblicher, die Mittelmeerwelt und Westasien zumindest im fachübergreifenden Gespräch zusammenzubringen.

2) Damit (aber auch mit der Quellenarmut im Vergleich zur Zeit ab dem 12. Jahrhundert) hängt ein zweiter Punkt zusammen: In dem emergierenden Forschungsfeld ‚Spätantike / Frühmittelalter' arbeiten regelmäßig verschiedene Nachbarwissenschaften eng zusammen: die Archäologien (die ihrerseits weiter aufzugliedern wären, etwa nach provinzialrömischer Archäologie und Mittelalterarchäologie); die Byzantinistik; die Papyrologie; die Theologien, die Islamwissenschaften; seit einigen Jahren auch die Archäogenetik – und andere Fächer mehr.

Was kann man über den Grad der Institutionalisierung dieses fächerübergreifenden und internationalen wissenschaftlichen Feldes sagen? Mir scheint, es gibt mittlerweile eine ‚vision of community'. Das Forschungsfeld ist personell weltweit nicht gerade überbesetzt: Die meisten, die hier arbeiten, begegnen sich früher oder später bei einer der einschlägigen internationalen Tagungen. Ein wichtiger Ort des Austauschs ist der jährliche International Medieval Congress in Leeds, der das Mittelalter in der Praxis großzügig im 3. Jahrhundert beginnen lässt und daher regelmäßig in etlichen Sektionen Althistorie und Frühmittelalterforschung zusammenbringt. Ein anderes Zentrum in Europa ist Wien und das Institut für Mittelalterforschung an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mit den Arbeitsgruppen um Claudia Rapp und Walter Pohl.[10] In den USA ließe sich Princeton nennen – mit einer bedeutenden Tradition, die auf Peter Brown zurückgeht und gegenwärtig unter anderem von Helmut Reimitz und Jack Tannous fortgeführt wird.[11] In Großbritannien wäre zum Beispiel Oxford wichtig, wo Julia Smith[12], Conrad Leyser[13] und andere das Feld voranbringen. (Die Liste ließe sich selbstverständlich noch fortschreiben.)

Es gibt in dem Feld auch gemeinsame Lektüreerfahrungen. Hierzu zählen einerseits jene Referenzwerke der Forschungsliteratur, die jeder im Feld zumindest schon einmal in der Hand hatte – zum Beispiel jene stattlichen 14 Bände, die aus dem Projekt ‚The Transformation of the Roman World' hervorgegangen sind; auch Chris Wickhams ‚Framing the Early Middle Ages'[14], Michael McCormicks ‚Origins of the European Economy'[15] oder Peter Browns kurzer Aufsatz ‚The Rise and Function of the Holy Man in

10 Vgl. https://www.oeaw.ac.at/imafo/das-institut/ueber-uns (eingesehen am 23.03.2023).
11 Vgl. insbesondere *Reimitz*, History (2015); *Tannous*, Making of the Medieval Middle East (2018).
12 Vgl. etwa *Smith*, Europe (2005).
13 Vgl. *Leyser*, Authority (2000); *Cooper*/*Leyser* (Hrsg.), Making Early Medieval Societies (2016).
14 *Wickham*, Framing the Early Middle Ages (2005).
15 *McCormick*, Origins (2002).

Late Antiquity‘[16] ließen sich nennen. Gemeinsame Lektüreerfahrungen betreffen andererseits aber auch Schlüsselquellen der Periode: Mit Eusebs Kirchengeschichte beispielsweise haben wahrscheinlich die meisten Akteure im Feld schon einmal irgendwie zu tun gehabt (auch wenn der eine sie vielleicht auf Griechisch liest, die andere in lateinischer Übersetzung, ein Dritter auf Syrisch).

Außerdem lassen sich auch in Deutschland inzwischen schon erste festere Formen der Institutionalisierung beobachten: Stefan Esders’ Professur an der Freien Universität in Berlin, die Spätantike und Frühmittelalter umfasst, war ursprünglich noch ein Ergebnis von Sparmaßnahmen. Sie hat sich mittlerweile aber als hochinteressantes Modell erwiesen und wird deshalb auch künftig in dieser Weise fortgeführt werden.[17] Daneben gibt es inzwischen weitere althistorische Professuren, die einen deutlichen Forschungsschwerpunkt in der langen Spätantike entwickelt haben: Ich nenne nur exemplarisch Henning Börm in Rostock[18] und Julia Hillner in Bonn[19]; ich nenne Sebastian Schmidt-Hofner und Mischa Meier in Tübingen[20]; ich nenne den Spätantike-Schwerpunkt von Hartmut Leppin in Frankfurt[21] oder von Hans-Ulrich Wiemer in Erlangen[22] (sie alle sind bezeichnenderweise mit zahlreichen Publikationen auch in der ‚Mittelalter‘-Bibliographie des RI OPAC vertreten, und selbstverständlich ließe sich auch hier noch eine – kleine – Weile mit weiteren Nennungen fortfahren).

Es blühen auch bereits einige wenige Buchreihen und Zeitschriften auf, die die Grenze zwischen Spätantike und Frühmittelalter auflösen: Die Zeitschrift ‚Early Medieval Europe‘[23] ist hierfür seit 1992 ebenso wichtig wie das seit 2004 erscheinende ‚Millennium‘, das den Untertitel ‚Jahrbuch zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr.‘ trägt[24]. Hinzu kommen Buchreihen wie die ‚Millennium-Studien‘ oder ‚Roma Aeterna‘, die sich zur Zeit auf dem Markt etablieren.[25]

In vielem steckt das Feld allerdings institutionell auch noch in den Kinderschuhen: Man muss zum Beispiel nach wie vor in verschiedenen Bibliographien nach Lite-

16 *Brown*, Rise (1971); vgl. auch *ders.*, Rise (1998).

17 Die Professur ist 2023 zur Wiederbesetzung ausgeschrieben worden als „Universitätsprofessur für Geschichte der Spätantike und des Frühen Mittelalters“: https://www.fu-berlin.de/universitaet/beruf-karriere/jobs/prof/13_fb-geschichts-und-kulturwissenschaften/GK_W2HistLAEMA.html (Zugriff: 23.03.2023).

18 Vgl. etwa *Börm*, Prokop (2007); *ders.*, Westrom (2018).

19 *Hillner*, Prison (2015).

20 *Meier*, Geschichte der Völkerwanderung (2020); *Schmidt-Hofner*, Reagieren und Gestalten (2008).

21 Vgl. zum Beispiel *Leppin*, Justinian (2011).

22 Zuletzt etwa *Wiemer* (Hrsg.), Theoderich (2020).

23 Vgl. https://onlinelibrary.wiley.com/page/journal/14680254/homepage/productinformation.html (Zugriff: 23.03.2023): „Early Medieval Europe provides an indispensable source of information and debate on the history of Europe from the later Roman Empire to the eleventh century“.

24 Vgl. https://www.degruyter.com/journal/key/mjb/html?lang=de (Zugriff: 23.03.2023).

25 ‚Millennium-Studien‘: https://www.degruyter.com/serial/mst-b/html?lang=de (eingesehen am 23.03.2023); ‚Roma aeterna. Beiträge zu Spätantike und Frühmittelalter‘: https://www.steiner-verlag.de/brand/Roma-aeterna (Zugriff: 23.03.2023).

ratur suchen – hier der RI OPAC und die ‚International Medieval Bibliography', da ‚L'année philolologique'; und hinzu kommen noch die Fachbibliographien der verschiedenen Nachbardisziplinen. Wenn wir die Geschichtsstudiengänge in Deutschland anschauten, sähen wir außerdem fast überall je getrennte Einführungen in die Alte Geschichte und in die mittelalterliche Geschichte. Und auch für die Karrierewege gilt im Moment zumindest in Deutschland wohl noch: Man schreibt besser nicht das erste Buch über das 4. Jahrhundert und das zweite über das 8. Jahrhundert; denn Denominationen von Professuren und Berufungskommissionen folgen hierzulande noch immer der Logik der drei steinalten Großepochen: hier ‚Alte Geschichte' (für die man einen griechischen und einen römischen Schwerpunkt braucht), da ‚Mittelalterliche Geschichte' (für die man neben dem Frühmittelalter unbedingt noch Hoch- oder Spätmittelalterexpertise mitbringen sollte).

2 Potentiale und Erkenntnischancen

Wie lässt sich das zunehmende Interesse an der Zusammenarbeit über die Epochengrenze zwischen Alter und mittelalterlicher Geschichte erklären? Welche wissenschaftlichen Erkenntnisse lassen sich gewinnen, wenn wir die Zeit zwischen circa 200 und circa 1000 zusammenzudenken und als eine eigene Epoche ernstnehmen? Ich sehe drei Antworten auf diese Fragen. Diese Antworten sind allerdings ganz und gar subjektiv: Sie verdanken sich dem Umstand, dass ich das bin, was Patrick Geary auf der Tagung, die diesem Band zugrunde liegt, als „traditionally trained medievalist" bezeichnet hat. Meine Forschungsschwerpunkte liegen in der Geschichte Westeuropas des 5. bis 12. Jahrhunderts. Ich vermag lateinische Quellen und die meisten Schriften Westeuropas aus dieser Periode zu lesen und zu interpretieren. Auch mit einigen volkssprachigen Quellen dieses Raums komme ich halbwegs zurecht. Aber schon altirische Texte oder Runeninschriften zum Beispiel verstehe ich nicht mehr. Hierfür (wie für alles andere) bin ich auf Übersetzungen und interdisziplinäre Kooperation angewiesen. Es ist deshalb von vornherein klar, dass ich für Räume jenseits Westeuropas keine belastbare wissenschaftliche Expertise im Umgang mit den historischen Quellen habe.[26] Meine folgenden drei Antworten sind deshalb notwendigerweise beschränkt.

26 Ich nutze die Gelegenheit für ein persönliches Bekenntnis: Solide Kenntnisse der Quellensprachen (und -schriften) scheinen mir für alle geschichtswissenschaftliche Forschung unverzichtbar. Wer die Quellen einer Untersuchungsregion nicht selbst zu lesen vermag, kann aus meiner Sicht im Fach Geschichte nicht auf wissenschaftlichem Niveau über diese Region forschen. Wo Globalgeschichte ausschließlich auf Basis von Quellen und Literatur in europäischen Sprachen geschrieben wird, scheint mir ein fragwürdiger Eurozentrismus zu herrschen.

1) Von meinem historischen ‚Sehepunkt' aus liegt eine erste Antwort geradezu auf der Hand (und tatsächlich ist sie bereits seit langem etabliert): Sie zielt auf Ideen von Erbe, Kontinuität und Transformation ab. Wir haben es im ersten Jahrtausend offenkundig in vielen Regionen der Mittelmeerwelt mit Eliten zu tun, die vieles von dem weiter praktizierten (oder zumindest weiter zu praktizieren glaubten), was sie für „römisch" hielten. Aus meiner westlichen Perspektive könnte ich entsprechende Kontinuitätslinien in vielen Details ausziehen. Stefan Esders beispielsweise hat gezeigt: Wir können die Treueide, die die Karolinger von allen Freien ihres Imperium einforderten, nur dann verstehen, wenn wir sie in die Tradition römischer Militäreide der Spätantike einordnen.[27] Wir können die weiteren öffentlichen Leistungen, die die karolingischen Herrscher einforderten – vom Brücken- und Straßenbau bis zu den *tractoriae* – nur dann verstehen, wenn wir von den *munera* der Antike her auf diese Phänomene schauen.[28] Wir können die Gruppe der Zensualen nur dann angemessen erklären, wenn wir die lange Geschichte bäuerlicher Abhängigkeit seit dem spätantiken Kolonat in den Blick nehmen.[29]

Fast noch offensichtlicher sind im Übrigen die Kontinuitätslinien bei Klerus und Kirchen: Ian Wood hat jüngst vorgeschlagen, die Gesellschaften des Mediterraneum im 5. bis 8. Jahrhundert nicht (wie Marx) als ‚Feudalgesellschaften' zu begreifen, sondern (mit Appadurai) als ‚temple societies' – weil sie so sehr von religiösen Kultzentren her strukturiert worden seien.[30] Das ist ein interessantes und zur Zeit heißdiskutiertes Modell![31] Auch hier aber lassen sich zahllose kleinteilige Kontinuitäten betrachten: Ich kann, um nur ein Beispiel zu nennen, die Mobilität des Klerus und deren Einhegung durch *epistolae formatae* nicht verstehen, ohne auf die spätantiken Ursprünge dieser Praxis zu blicken.[32] Und das Mönchtum ist bekanntlich ebenso eine spätantike Institution wie Konzilien oder das Papsttum ...

Ein Text, der in verschiedenen Ausprägungen in fast 100 Exemplaren heute noch aus dem Karolingerreich des späten 8. bis 10. Jahrhunderts überliefert ist, ist diejenige Canones-Sammlung, die der Mönch Dionysius Exiguus Anfang des 6. Jahrhunderts hergestellt hat (und zwar selbst schon in drei verschiedenen Versionen). Die Sammlung vereint im Kern die Canones der griechischen und afrikanischen Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts mit ausgewählten Papstbriefen bis ins frühe 6. Jahrhundert hinein. Der Text lebte in der Epoche ‚Spätantike / Frühmittelalter' in verschiedenen Ausprägungen; im langen 9. Jahrhundert ist besonders die Variante, die als ‚Dionysio-

27 Vgl. zuletzt *Esders*, Fideles Dei et regis (2022), hier besonders 326–336.

28 *Ganshof*, La *tractoria* (1928); *Esders*, „Öffentliche" Abgaben (2009).

29 *Esders*, Formierung der Zensualität (2010).

30 *Wood*, Christian Economy (2022).

31 Vgl. Early Medieval Europe 29, H. 4 (2021), 453–611 (= Special Issue – Themed Edition: Church and Property in the Early Middle Ages), mit Beiträgen von *Ian N. Wood*, *Conrad Leyser*, *Merle Eisenberg*, *Paolo Tedesco*, *Steffen Patzold*, *Carine van Rhijn*, *Stefan Esders*, *Roy Fletchner* und *Janel Fontaine*.

32 Grundlegend *Fabricius*, Litterae Formatae (1926); außerdem *Morelle*, Sur les „papiers" (2009).

Hadriana‘ bezeichnet wird, reich kommentiert und mit allerlei Hilfstexten (wie verschiedenen Einleitungen, Konkordanzen und Glossaren) gerahmt und erschlossen worden.[33] Mehr noch: Die Sammlung bietet ihrerseits die Grundlage für zahlreiche Rechtstexte der Karolingerzeit – prominent etwa schon für die ‚Admonitio generalis‘ Karls des Großen, die bekanntlich in ihrem ersten, langen Teil wesentlich aus der ‚Dionysio-Hadriana‘ geschöpft ist[34]. Kurzum: Wir haben es mit einer in Westeuropa sehr weit verbreiteten, ja quasi allgegenwärtigen Wissensressource zu tun. Wie aber soll man all dies angemessen erforschen, wenn man irgendwo um 500 eine neue Epoche beginnen lässt?

In solcherart fröhlichem Eklektizismus ließe sich noch lange fortfahren. Es ist mittlerweile eine vielfach praktizierte und bestens bewährte Forschungsperspektive, den Westen Europas bis mindestens um 800, immer mehr aber auch bis ins 10. Jahrhundert hinein als eine – sehr späte – spätantike Welt zu betrachten. Und dieselbe Perspektive nehmen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit anderer Forschungsexpertise nicht minder gewinnbringend auch für zahlreiche weitere Regionen des Mittelmeerraums im ersten Jahrtausend ein.

2) Meine zweite Antwort geht von denjenigen Eigenarten aus, die die Gesellschaften Westeuropas bis etwa zur Jahrtausendwende von ihren Nachfolgern seit dem 11./12. Jahrhundert unterschieden. Zumindest für Westeuropa haben wir es bis ins 10. Jahrhundert hinein mit Gesellschaften zu tun, die deutlich anders aussahen als das, was Menschen gemeinhin mit der Antike oder auch mit dem Mittelalter verbinden. Als Westeuropa-Historiker merkt man das ziemlich schnell in der Lehre – wenn man nämlich, ganz klassisch, sein erstes Proseminar zu einem frühmittelalterlichen Thema unterrichten darf: Ich sammele in der ersten Sitzung eines Proseminars gern, was denn die Studierenden mit der Epoche des Mittelalters verbinden. Die Epochenimaginationen, die dabei zutage treten, haben sich in den letzten 20 Jahren interessanterweise kaum geändert. Es fallen regelmäßig die Stichwörter: Burgen, Ritter, Kreuzzüge, Fürsten und Lehnswesen, die Pest, Kaiser und Papst im Streit, Städte, Bildungsmonopol der Kirche (und natürlich, so sicher wie das Amen in der Kirche, auch Inquisition und Hexenverfolgungen). Man muss dann einigen Aufwand treiben, um den Studierenden zu erklären, dass die Welt Karls des Großen ganz anders aussah: Ritter, Kreuzzüge, Fürsten, Lehnswesen, die Pest, der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum, eine schriftlose Laienkultur, die Inquisition und die Hexenverfolgungen – all das muss erst einmal wieder aus den Köpfen heraus. (*Castra* gab es in Karls Welt zwar durchaus, aber sie waren

33 *Ziemann*, Kirchenrecht (2014); *Mordek*, Kirchenrechtliche Autoritäten (1977); *ders*., Kirchenrecht (1975), 241–249; *ders.*, Dionysio-Hadriana (1969). Zur handschriftlichen Überlieferung: *Kéry*, Canonical Collections (1999), 87–92.

34 Vgl. dazu die Ausführungen von *Matthias Glatthaar* in der Einleitung zu: Admonitio generalis Karls des Großen. Ed. *Mordek*/*Zechiel-Eckes*/*Glatthaar*; *Firey*, Mutating Monsters (2010), hier 3–6, hat bezweifelt, dass für die ‚Admonitio generalis‘ wirklich ein Exemplar der ‚Dionysio-Hadriana‘ verwendet worden sei; doch scheinen mir ihre Einwände nicht schlagend.

doch etwas anderes als jene steinernen Höhenburgen am Albtrauf, die Studierende jedenfalls in Tübingen gern mit dem Mittelalter verbinden.)

Ich bin kein Althistoriker; aber ich ahne, dass sich auch meine Kollegen in der Alten Geschichte, die zur Spätantike forschen und lehren, einer vergleichbaren Herausforderung stellen müssen. Wer sein „Proseminar Alte Geschichte" über Herakleios veranstaltet, muss Studierende mit vielem konfrontieren, das eher nicht in den Kanon der Alten Geschichte gehört: mit Hagiographie, *holy men* und der Reliquie des Heiligen Kreuzes zum Beispiel; mit Häresien, Kirchenpolitik und „Mikrochristentümern"; mit Päpsten und Patriarchen; mit exegetischen Schriften und der Liturgisierung des Kaisertums; mit Arabern und der Expansion des Islam. All das aber wäre genauso auch für ein Mittelalter-Proseminar über Karl den Großen einschlägig ...

3) Meine dritte Antwort schließlich betrifft die Methoden. Was Althistoriker und Mediävisten zusammenschweißt, wenn sie über die Zeit zwischen 200 und 1000 nachdenken, ist die Tatsache, dass sie es weithin mit dem gleichen, jedenfalls aber mit ganz vergleichbarem Quellenmaterial zu tun haben. So gilt zunächst einmal: Die Zahl der überlieferten Quellen ist verhältnismäßig überschaubar. Das Textmaterial ist aus mediävistischer Sicht jedenfalls erheblich karger als schon im 12. Jahrhundert; und die Differenzen werden riesig im 14. oder gar im 15. Jahrhundert. Von einem Archiv von 150.000 Briefen, wie es Benjamin Scheller in seinem Beitrag zu diesem Band vorstellt, kann ich nur träumen. (Ich gestehe gern, dass es ein Albtraum wäre: Ich wüsste gar nicht, wie ich mit solchen Massen zurechtkommen sollte.) Die gewaltigen Unterschiede in der Quantität haben Folgen für die Methoden der Forschung: Wer zum 14./15. Jahrhundert arbeitet, kann sich gar nicht erlauben, einige wenige Texte derart intensiv zu durchleuchten, wie es für die Epoche ‚Spätantike / Frühmittelalter' mittlerweile Standard ist. Dafür kann er Massen an Quellenbeständen in Archiven finden, die noch so gut wie gar nicht wissenschaftlich erschlossen sind.

Umgekehrt spielen beispielsweise die Archäologien in der vergleichsweise quellenarmen Zeit des ersten Jahrtausends wohl naturgemäß eine erheblich größere Rolle: Sie generieren noch immer neue Daten, die wir in unser Gesamtbild integrieren können – oder die dazu beitragen, dieses Bild zu revidieren. Damit einher geht eine wachsende Bedeutung von Daten, die mit naturwissenschaftlichen Methoden gewonnen werden (das Spektrum reicht von der ^{14}C-Datierung, über die Isotopie bis hin zur Archäogenetik[35], zu Pollenanalysen[36] oder der Untersuchung von Eisbohrkernen[37]).

35 Vgl. etwa *Samida*/*Feuchter*, Archaeologists (2016); *Geary*, Political Identity (2018); *ders.*, Herausforderungen (2020); *Meier*/*Patzold*, Gene und Geschichte (2021).

36 Vgl. als ein Beispiel unter vielen: *Schoolman*/*Mensing*/*Piovesan*, Land Use (2019).

37 Z. B. *McCormick*/*Dutton*/*Mayewski*, Volcanoes (2007).

Auch dies ist ein Indiz dafür, dass sich eine eigene Epoche ausbildet: Wer als Mittelalterhistoriker über das 7. oder 8. Jahrhundert arbeitet, steht in seiner Forschungspraxis, seinen Nachbardisziplinen und mit Blick auf seine methodischen Herausforderungen seinen althistorischen Kollegen, die sich für das 4. oder 5. Jahrhundert interessieren, ziemlich nahe – jedenfalls aber deutlich näher als seinen mediävistischen Kolleginnen, die über das 12. oder gar das 15. Jahrhundert forschen.

Bei alledem muss man betonen, dass im Moment in der Praxis noch ziemlich deutliche fachkulturelle Unterschiede erkennbar sind. Sie weisen darauf hin, wie viel gemeinsame Forschungsarbeit auf dem Weg zu einer eigenen Epoche erst noch zu leisten ist. Althistorikerinnen sind es beispielsweise gewöhnt, dass es ausführliche philologische und historische Kommentare zu den Texten gibt, mit denen sie arbeiten. Wenn ich recht sehe, ist die Anfertigung solcher Kommentare sogar eine klassische Aufgabe für Qualifikationsschriften. In der Mediävistik ist diese Arbeitsweise dagegen unüblich. Ich fände es tatsächlich interessant, solche Grundlagen zur Verfügung zu haben: Wäre es nicht ausgesprochen hilfreich, einen Kommentar nach althistorischer Manier für die Historien Gregors von Tours zur Hand nehmen zu können – oder auch für Widukinds Sachsengeschichte?

Umgekehrt sind Mediävisten mittlerweile daran gewöhnt, hinter die Editionen des 19. und 20. Jahrhunderts zurückzugehen und wieder nach der handschriftlichen Überlieferung zu fragen, auf der diese Editionen fußen. Auch hier besteht ein fachkultureller Unterschied zur Alten Geschichte, die tendenziell die Editionstätigkeit selbst eher an die Philologien ausgelagert hat – und sich im Übrigen meist auf das stützt, was bereits ediert vorliegt. Auch in dieser Hinsicht wächst allerdings allmählich in der Zusammenarbeit das Bewusstsein, dass einige wichtige Quellentexte der Spätantike in ihrer heutigen Gestalt Rekonstruktionen des 19./20. Jahrhunderts (oder gar der Frühen Neuzeit) sind und es sich lohnen könnte, die Handschriften selbst in den Blick zu nehmen. Das könnte künftig die Arbeitsweise derjenigen der Mediävistik noch einmal weiter annähern.

Weitere interessante Unterschiede, die eng hiermit verbunden sind, sehe ich schließlich auch im Kanon der Grundwissenschaften: Althistoriker denken vielleicht zuerst an Epigraphik, Numismatik und Papyrologie; Mediävistinnen dagegen kommen eher Codicologie, Paläographie und Diplomatik in den Sinn. Auch hier besteht aber in der Zusammenarbeit großes Potential: Für die Diplomatik des ersten Jahrtausends beispielsweise wäre es dringend an der Zeit, die frühen Entwicklungen von der römischen Welt der Spätantike her noch einmal neu in den Blick zu nehmen.[38] Nicht minder spannend dürfte es sein, Polyptycha und Urbare des Westens mit jenen spätantiken Dokumenten der Praxis ins Gespräch zu bringen, die Papyrologen traktieren.

38 Grundlegend: *Classen*, Fortleben und Wandel (1977).

3 Kosten und Risiken

Ich habe eingangs auf den Parallelfall der Frühen Neuzeit verwiesen. Richtig ist, dass sich mit ihr eine neue Epoche institutionalisiert hat. Allerdings scheint mir in einer Hinsicht ein wichtiger Unterschied zur emergierenden Epoche ‚Spätantike / Frühmittelalter' zu bestehen: Hier beginnen zwei ehedem getrennte Epochen an ihren Enden in ihrer wissenschaftlichen Praxis und institutionell miteinander zu verschmelzen. Die Frühe Neuzeit dagegen hat bis heute ihren Anfang im Großen und Ganzen in den Jahren um 1500 bewahrt – und das, obwohl doch die Überlieferung, die Forschungsthemen, die Methoden und manches andere mehr dafür sprächen, Teile des Spätmittelalters einzugemeinden (und in der konkreten Einzelforschung geschieht dies ja auch schon längst). Für die Periode zwischen circa 200 und 1000, die ich hier vorgestellt habe, kommen hingegen notwendigerweise zwei klassische Großepochen zusammen. Das macht die institutionelle Epochenbildung weitaus komplizierter – aber zugleich auch ihr wissenschaftliches Innovationspotential noch einmal sehr viel größer.

Am Ende müssen wir vor diesem Hintergrund allerdings wohl auch mitbedenken, welche Kosten eine neue, eigene Epoche ‚Spätantike / Frühmittelalter' für unser Fach mit sich bringt. Ich sehe zwei zentrale Punkte, die eng miteinander verbunden sind:

1) Zum einen scheint mir ein Teil der gegenwärtigen Attraktivität des Forschungsfeldes gerade darin zu liegen, dass hier *unterschiedliche* Perspektiven und Methoden aufeinandertreffen: Gerade das ist produktiv, denn es verunsichert und macht gemeinsame Diskussion und Debatte notwendig. Das betrifft die interdisziplinäre Zusammenarbeit; es betrifft aber eben auch das Miteinander von Althistorie und Mediävistik. Wenn sich ‚Spätantike / Frühmittelalter' noch weiter als eigene Epoche etabliert, könnte genau diese im Moment so produktive fachliche Differenz verlorengehen.
2) Zum anderen sehe ich das Risiko, dass wir das ursprüngliche Problem sozusagen nur um fünf Jahrhunderte in der Zeit nach hinten verschieben: 1000 wäre dann das neue 500. Damit wäre aber wissenschaftlich wenig gewonnen und einiges verloren! Wir würden dann nämlich die Jahrtausendwende zu einer Epochenzäsur machen – aber nicht etwa, weil wir wissenschaftlich intensiv darüber diskutiert hätten. Das könnten wir ja tun; es gibt hinreichend viele Anknüpfungspunkte hierfür, etwa in der Debatte über die „feudale Revolution"[39] oder in Garth Fowdens Vorschlag eines „First Millennium"[40]. Für alle diese Diskussionen wäre es aber notwendig, nicht nur die Zeiten vor der Jahrtausendwende, sondern auch diejenigen nach der Jahrtausendwende intensiv und gleichberechtigt in den Blick zu nehmen.

39 Vgl. dazu zusammenfassend *Lauranson-Rosaz*, Débat (2001); *Goetz*, Gesellschaftliche Neuformierungen (2004); seither waren wichtig: *West*, Reframing the Feudal Revolution (2013); *Fiore*, Seigneurial Transformation (2020).

40 Vgl. oben, bei Anm. 5.

> Ich habe die Sorge, dass genau dies immer weniger möglich wird, je mehr sich die Epoche ‚Spätantike / Frühmittelalter' institutionalisiert – und damit von anderen mediävistischen Forschungszusammenhängen abgrenzt.

Angesichts dieser Bedrohung scheint es mir wichtig, dass wir innerhalb der Mittelalterforschung selbst wieder stärker über das 11. Jahrhundert hinweg ins Gespräch kommen. Nach den vielen jüngeren Arbeiten zum ersten Jahrtausend wäre es wahrscheinlich gut, die Ergebnisse intensiver mit denjenigen zu diskutieren, die sich wissenschaftlich im 11. und 12. Jahrhundert tummeln. Sonst droht für die Zeit um 1000 nämlich das, was früher für die Zeit um 500 galt (und heute in meiner Wahrnehmung aus der Ferne für die Zeit um 1800 gilt): Sie erscheinen vor allem deshalb als Zäsuren, weil hier jeweils etablierte Arbeits- und Forschungszusammenhänge enden oder beginnen.

Bibliographie

Quellen

Die Admonitio generalis Karls des Großen. Ed. *Hubert Mordek / Klaus Zechiel-Eckes / Michael Glatthaar*. (MGH Fontes iuris Germanici antiqui in usum scholarum separatim editi 16) Hannover 2012.

Literatur

Henning Börm, Westrom. Von Honorius bis Justinian. Stuttgart 2018.

Henning Börm, Prokop und die Perser. Untersuchungen zu den römisch-sasanidischen Kontakten in der ausgehenden Spätantike. (Oriens et occidens 16) Stuttgart 2007.

Peter Brown, The Rise of Western Christendom. Triumph and Diversity, A. D. 200–1000. (The Making of Europe) Chichester 2013.

Peter Brown, The Rise and Function of the Holy Man in Late Antiquity, 1971–1997, in: Journal of Early Christian Studies 6 (1998), 353–376.

Peter Brown, The Rise and Function of the Holy Man in Late Antiquity, in: The Journal of Roman Studies 61 (1971), 80–101.

Averil Cameron, The ‚Long' Late Antiquity. A Late Twentieth-Century Model, in: T. P. Wiseman (Hrsg.), Classics in Progress. Essays on Ancient Greece and Rome. Oxford 2002, 165–191.

Peter Classen, Fortleben und Wandel spätrömischen Urkundenwesens im frühen Mittelalter, in: ders. (Hrsg.), Recht und Schrift im Mittelalter. (Vorträge und Forschungen 23) Sigmaringen 1977, 13–54.

Kate M. Cooper / Conrad Leyser (Hrsg.), Making Early Medieval Societies, 300–1200. Cambridge 2016.

Stefan Esders, Fideles Dei et regis. Ein Zeugma in der politisch-religiösen Rechtssprache des Karolingerreiches, in: Bernhard Jussen / Karl Ubl (Hrsg.), Die Sprache des Rechts. Historische Semantik und karolingische Kapitularien. (Historische Semantik 33) Göttingen 2022, 315–373.

Stefan Esders, Die Formierung der Zensualität. Zur kirchlichen Transformation des spätrömischen Patronatswesens im frühen Mittelalter. (Vorträge und Forschungen. Sonderband 54) Ostfildern 2010.

Stefan Esders, „Öffentliche" Abgaben und Leistungen im Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter. Konzeptionen und Befunde, in: Theo Kölzer / Rudolf Schieffer (Hrsg.), Von der

Spätantike zum frühen Mittelalter. Kontinuitäten und Brüche, Konzeptionen und Befunde. (Vorträge und Forschungen 70) Ostfildern 2009, 189–244.

Clara Fabricius, Die Litterae Formatae im Frühmittelalter, in: Archiv für Urkundenforschung 9 (1926), 39–86, 168–194.

Alessio Fiore, The Seigneurial Transformation. Power Structures and Political Communication in the Countryside of Central and Northern Italy, 1080–1130. (Oxford Studies in Medieval European History) Oxford 2020.

Abigail Firey, Mutating Monsters. Approaches to „Living Texts" of the Carolingian Era, in: Digital Proceedings of the Lawrence J. Schoenberg Symposium on Manuscript Studies in the Digital Age 2 (2010), 1–14.

Garth Fowden, Late Antiquity, Islam, and the First Millennium. A Eurasian Perspective, in: Millennium 13 (2016), 5–28.

François Louis Ganshof, La *tractoria*. Contribution à l'étude des origines du droit de gîte, in: Tijdschrift voor rechtsgeschiedenis 8 (1928), 69–91.

Patrick J. Geary, Herausforderungen und Gefahren der Integration von Genomdaten in die Erforschung der frühmittelalterlichen Geschichte. (Das mittelalterliche Jahrtausend 7) Göttingen 2020.

Patrick J. Geary, Political Identity, Ethnic Identity, Genetic Identity. The Dangers of Conceptual Confusion, in: Walter Pohl / Maximilian Diesenberger / Bernhard Zeller (Hrsg.), Neue Wege der Frühmittelalterforschung. Bilanz und Perspektiven. (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 22) Wien 2018, 35–42.

Hans-Werner Goetz, Gesellschaftliche Neuformierungen um die erste Jahrtausendwende? Zum Streit um die „mutation de l'an mil", in: Achim Hubel / Bernd Schneidmüller (Hrsg.), Aufbruch ins zweite Jahrtausend. Innovation und Kontinuität in der Mitte des Mittelalters. (Mittelalter-Forschungen 16) Ostfildern 2004, 31–50.

Julia Hillner, Prison, Punishment and Penance in Late Antiquity. Cambridge 2015.

Bernhard Jussen, Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa. München 2023.

Bernhard Jussen, Richtig denken im falschen Rahmen? Warum das „Mittelalter" nicht in den Lehrplan gehört, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 67 (2016), 558–576.

Lotte Kéry, Canonical Collections of the Early Middle Ages, ca. 400–1140. A Bibliographical Guide to the Manuscripts and Literature. (History of Medieval Canon Law) Washington (DC) 1999.

Christian Lauranson-Rosaz, Le débat sur la „mutation féodale". État de la question, in: Przemyslaw Urbanczyk (Hrsg.), Europe Around the Year 1000. Warschau 2001, 11–40.

Hartmut Leppin, Justinian. Das christliche Experiment. Stuttgart 2011.

Conrad Leyser, Authority and Asceticism from Augustine to Gregory the Great. (Oxford Historical Monographs) Oxford 2000.

Arnaldo Marcone, A Long Late Antiquity? Considerations on a Controversial Periodization, in: Journal of Late Antiquity 1 (2008), 4–19.

Michael McCormick, Origins of the European Economy. Communications and Commerce, A. D. 300–900. Cambridge 2002.

Michael McCormick / *Paul Edward Dutton* / *Paul A. Mayewski*, Volcanoes and the Climate Forcing of Carolingian Europe, A. D. 750–950, in: Speculum 82 (2007), 865–895.

Mischa Meier, Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung) München 2020.

Mischa Meier / *Steffen Patzold*, Gene und Geschichte. Was die Archäogenetik zur Geschichtsforschung beitragen kann. (Zeitenspiegel Essay) Stuttgart 2021.

Hubert Mordek, Kirchenrechtliche Autoritäten im Frühmittelalter, in: Peter Classen (Hrsg.), Recht und Schrift im Mittelalter. Sigmaringen 1977, 237–255.

Hubert Mordek, Kirchenrecht und Reform im Frankenreich. Die Collectio Vetus Gallica, die älteste systematische Kanonessammlung des fränkischen Gallien. Sigmaringen 1975.

Hubert Mordek, Dionysio-Hadriana und Vetus Gallica – historisch geordnetes und systematisches Kirchenrecht am Hofe Karls des Großen, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 55 (1969), 39–63.

Laurent Morelle, Sur les „papiers“ du voyageur au haut Moyen Âge. Lettres de recommandation et lettres dimissoires en faveur des clercs, in: Stéphane Curveiller / Laurent Buchard (Hrsg.), Se déplacer du Moyen Âge à nos jours. Calais 2009, 34–50.

Walter Pohl, The Transformation of the Roman World Revisited, in: Jamie Kreiner / Helmut Reimitz (Hrsg.), Motions of Late Antiquity. Essays on Religion, Politics, and Society in Honour of Peter Brown. (Cultural Encounters in Late Antiquity and the Middle Ages 20) Turnhout 2016, 45–62.

Peter Raedts, Die Entdeckung des Mittelalters. Geschichte einer Illusion. Darmstadt 2016.

Helmut Reimitz, History, Frankish Identity and the Framing of Western Ethnicity, 550–850. Cambridge 2015.

Stefanie Samida / Jörg Feuchter, Why Archaeologists, Historians and Geneticists Should Work Together – and How, in: Medieval Worlds 4 (2016), 5–21.

Sebastian Schmidt-Hofner, Reagieren und Gestalten. Der Regierungsstil des spätrömischen Kaisers am Beispiel der Gesetzgebung Valentinians I. (Vestigia 58) München 2008.

Edward M. Schoolman / Scott A. Mensing / Gianluca Piovesan, Land Use and the Human Impact on the Environment in Medieval Italy, in: The Journal of Interdisciplinary History 49 (2019), 419–444.

Julia M. H. Smith, Europe after Rome. A New Cultural History 500–1000. Oxford 2005.

Jack Tannous, The Making of the Medieval Middle East. Religion, Society, and Simple Believers. Princeton (NJ) 2018.

Karl Ubl, Das Edikt Theoderichs des Großen. Konzepte der Kodifikation in den post-römischen Königreichen, in: Hans-Ulrich Wiemer (Hrsg.), Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien. (Schriften des Historischen Kollegs 102) Berlin 2020, 223–238.

Charles West, Reframing the Feudal Revolution. Political and Social Transformation Between Marne and Moselle, c.800–c.1100. (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought 4, 90) Cambridge 2013.

Chris Wickham, Framing the Early Middle Ages. Europe and the Mediterranean, 400–800. Oxford 2005.

Hans-Ulrich Wiemer (Hrsg.), Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien. (Schriften des Historischen Kollegs 102) Berlin 2020.

Hans-Ulrich Wiemer, Theoderich der Große. König der Goten – Herrscher der Römer. Eine Biographie. München 2018.

Herwig Wolfram, Die Goten. München ^{3}1990.

Ian N. Wood, The Christian Economy of the Early Medieval West. Towards a Temple Society. Brooklyn (NY) 2022.

Ian N. Wood, The Transformation of the Roman West. (Past Imperfect Series) Leeds 2018.

Ian N. Wood, Report. The European Science Foundation’s Programme on the Transformation of the Roman World and the Emergence of Early Medieval Europe, in: Early Medieval Europe 6 (1997), 217–227.

Daniel Ziemann, Kirchenrecht und politische Kommunikation im Frankenreich des 9. Jahrhunderts, in: Andreas Speer / Guy Guldentops (Hrsg.), Das Gesetz – The Law – La Loi. (Miscellanea mediaevalia 38) Berlin 2014, 93–108.

Klaus Oschema

Paradigmatisch europäisch? Perspektiven, Grenzen und Risiken einer ‚europäischen' Mediävistik

Das Nachdenken über die Rolle und den Zuschnitt eines ‚europäischen Mittelalters' geht mit zahlreichen Schwierigkeiten und kritischen Anfragen einher, die auf ganz unterschiedliche Weise an den gewählten Begriffen ansetzen. Weit davon entfernt, Gegenstand einer akademischen Konsensbildung zu sein, laden beide Kernbegriffe nachdrücklich zur Diskussion ein: Zum einen wird zwar seit Jahrzehnten auch im Hinblick auf die Zeit des Mittelalters unter der Rubrik ‚Europa' geforscht, aber was damit sinnvoll gemeint sein könnte, bleibt weiterhin offen.[1] Nicht, dass es an Versuchen und Vorschlägen zur konkretisierenden Fassung mangelte, aber diese erscheinen nur zu häufig als ideologiegetriebene Wunschbilder, denen es an analytischer Präzision ebenso mangelt wie an empirischer Grundierung.[2] Zugleich begegnen zahlreiche Publikationen, die gerne einmal all jene thematischen Zuschnitte mit ‚Europa' ansprechen, die auch nur zwei oder drei moderne Staatsgrenzen innerhalb des Kontinents überschreiten. Es dürfte nicht allzu weit von den Realitäten wegführen, wenn man hinter einer solchen Kategorisierung eine Mischung zwischen Verkaufsstrategie (Europa zieht immer noch das Interesse auf sich!) und Verlegenheit vermutet (wie will man sonst einen Rahmen fassen, der etwa Beiträge zu England, Frankreich und dem römisch-deutschen Reich versammelt?). Vor dem Hintergrund einer unterdessen nicht mehr ganz jungen Tradition der Eurozentrismuskritik und des ausdrücklichen Rufs danach, Europa zu ‚provinzialisieren', müssen solche Befunde erstaunen.[3]

Aber die Probleme enden hier nicht, denn auch das ‚Mittelalter' wird jüngst wieder vermehrt kontrovers diskutiert: Thomas Bauer lehnte die Epochenbezeichnung für den ‚Orient' vehement ab und kritisierte, dass sie die Eröffnung globaler Perspektiven für die Erforschung der vormodernen Welt schlicht unmöglich mache.[4] Bernhard Jussen ging noch einen Schritt weiter und erläuterte ebenso energisch wie

1 *Oschema*, Bilder von Europa (2013), 76–79, zum Gang der Forschung s. ebd., 35–79. Vgl. zum gegenwärtigen Stand auch *Borgolte*, Europäische und globale Geschichte (2016), 287.

2 Eine kenntnisreiche und kritische Bestandsaufnahme präsentierte jüngst *Hasse*, Was ist europäisch? (2021); *Meyer*, Identität Europas (2004), 35 f., spricht mit Blick auf moderne Debatten bezüglich der „Erzählung von der christlichen Identität Europas" explizit von „Märchen". Ein aktuelles Beispiel bietet *Braun*, Herkunft Europas (2022), der großzügig zahlreiche Phänomene als „europäisch" beschreibt, ohne angemessen zu klären, was damit gemeint sein sollte.

3 Grundlegend *Chakrabarty*, Provincialising Europe (2000), dessen zentrale Gedanken in den Diskussionen wohl nicht selten verzerrend aufgegriffen wurden.

4 *Bauer*, Islamisches Mittelalter (2020), 11–31; vgl. zur Einschätzung kenntnisreich abwägend *Brauner*, Das „globale Mittelalter" (2022), 46 f.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-010

überlegt, dass das ‚Mittelalter' als Epochenbegriff und als Konzept sogar für die Geschichte jenes Erdteils (also Europas) nicht nur sinnfrei, sondern sogar störend sei, für dessen historische Beschreibung es einst entwickelt wurde. Dabei rückte er nicht einfach in bekannter Manier die Genese des Epochennamens und dessen Zuschnitt als humanistischer Kampfbegriff in den Fokus, sondern führte mit einer Reihe griffiger und plausibler Argumente die verzerrenden Zuschreibungen vor, die aus dem Einsatz des Begriffs resultieren.[5]

Düstere Perspektiven also für eine ‚europäische Medävistik', der gleich beide Standbeine abhanden kommen. Dabei fing es doch eigentlich recht hoffnungsfroh an (sieht man von einigen problematischen ideologischen Verwerfungen ab), als man sich nach den Katastrophenerfahrungen totalitärer Regime und zweier Weltkriege in der Mitte des 20. Jahrhunderts daran machte, ein ‚europäisches' Mittelalter zu entdecken – oder vielleicht doch besser: zu konstruieren.[6]

Im Rahmen dieses kurzen Beitrags wird es gewiss nicht möglich sein, die hiermit angesprochenen Probleme umfassend zu diskutieren – oder gar aufzulösen. Daher möchte ich im Folgenden gar nicht erst versuchen, mich daran abzuarbeiten, sondern eine Auswahl von Gedanken und Hinweisen zusammentragen, die für zukünftige Debatten und Diskussionen hilfreich sein könnten. Damit sollen insbesondere die einschlägigen Schwierigkeiten klarer gefasst werden, denen aber zugleich die Perspektiven und Chancen gegenüberzustellen sind, die es rechtfertigen könnten, weiterhin von einem ‚europäischen Mittelalter' zu sprechen oder ein solches überhaupt erst adäquat zu beschreiben. Dabei wird die Diskussion des Epochenbegriffs selbst weitgehend in den Hintergrund treten, zugunsten der Perspektive des ‚Europäischen'. Insgesamt sind auf diese Weise weniger harte Forschungsergebnisse vorzustellen, die aus einem neuen Zugriff auf große Mengen empirischer Befunde im Quellenmaterial hervorgingen. Vielmehr steht der Versuch im Zentrum, aus markanten Einzelbefunden Denkanstöße zu generieren, die sich in den Rahmen des auf die Zukunft hin orientierten Themas dieses Bandes einfügen können.

Mit dem Blick auf ‚Europa' als Beschreibungskategorie für die Untersuchung der Zeit des fünften bis fünfzehnten Jahrhunderts[7] möchte ich meine Reflexionen nach drei schlichten Fragen organisieren: 1) Was ist Europa (für Mediävist*innen)? 2) Was ist europäisch? 3) Wie steht es um das Verhältnis von Europa und der Welt? (Oder anders formuliert: Wie lassen sich eine europäische und eine globale Geschichte der Vormoderne fruchtbar aufeinander beziehen?)

5 *Jussen*, Richtig denken (2016).

6 *Oschema*, Bilder von Europa (2013), 51–60; *Woolf*, Europa und seine Historiker (2004), 53–56.

7 Diese Position bekennt sich zur „pragmatisch-minimalistischen" Einsatzvariante des Begriffs ‚Mittelalter', s. *Brauner*, Das „globale Mittelalter" (2022), 44.

1 Was ist Europa (für Mediävist*innen)?

In dieser Allgemeinheit gestellt, ist die Frage kaum schlüssig zu beantworten (und bereits diese Feststellung ist von Bedeutung), zu groß sind die Differenzen zwischen ganz unterschiedlichen Ansätzen der Betrachtung: Während manche in einer geographischen Verortung den zentralen Schlüssel sehen (was vor allem kritische Geograph*innen selbst als problematisch erachten)[8], heben andere auf Gemeinsamkeiten der hier (wo eigentlich genau?) ansässigen Kulturen ab, die sich in jahrhundertelanger historischer Entwicklung ergeben hätten.[9] Wieder andere legen den Akzent auf die Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung der ‚Europäer*innen', deren Identitätskonstruktionen sie in den Mittelpunkt stellen.[10]

Doch damit nicht genug, denn trotz des wahrnehmbaren Facettenreichtums, der eigentlich zur fortgesetzten Diskussion und Untersuchung einladen müsste, wirken die Frage und der von ihr angesprochene Gegenstand aus der Warte der Mediävistik, aber auch darüber hinaus, heute ein wenig aus der Zeit gefallen: Natürlich weiß man um die gegenwärtige Existenz einer Europäischen Union, die den Alltag der Einwohner*innen ihrer Mitgliedsländer (und darüber hinaus) in vielerlei Hinsicht beeinflusst. Zugleich aber möchte es fast scheinen, als würde diese EU zunehmend zu einer virtuellen Größe, die zwischen den Bezugspolen der Nationalstaaten oder auch der Regionen auf der einen Seite und der Weite der globalisierten Welt auf der anderen ein eigentümlich prekäres Dasein führt. Was soll hier noch Europa, könnte man angesichts von Brexit und europakritischen Diskursen fragen?

Interessanterweise lässt sich im Hinblick auf die Erforschung des Mittelalters durchaus ähnliches konstatieren, doch hierzu müssen wir ein wenig ausholen: Mindestens bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts bot der moderne Nationalstaat den quasi natürlichen und weitgehend unhinterfragten Rahmen der historischen Arbeit.[11] Erst nach

8 *Schultz*, Türkei (2004), 52; zum konstruierten Charakter von ‚Kontinenten' überhaupt s. weiterhin *Lewis/Wigen*, Myth of Continents (1997).

9 Dieser Ansatz hat eine lange Tradition. Stellvertretend sei hier hingewiesen auf *Heimpel*, Europa (1949), und *Le Goff*, Geburt Europas (2004). Für eine geist- wie kenntnisreiche Kritik kurzschlüssiger Traditionskonstruktionen s. *Hasse*, Was ist europäisch?, hier u. a. 31.

10 Tatsächlich spielt diese Perspektive v. a. im Hinblick auf jüngere Epochen oder soziologische Zugänge eine stärkere Rolle, s. etwa die hilfreichen Analysen von *Delanty*, Inventing Europe (1995); *Meyer*, Identität Europas (2004), oder *Marxhausen*, Identität (2010). Bis in das 15. Jahrhundert hinein bleiben die Zeugnisse für eine entsprechende Bezugnahme auf Europa relativ dünn, vgl. *Oschema*, Bilder von Europa (2013), 429–450.

11 Die einschlägige Literatur ist kaum zu überblicken, vgl. etwa *Berger/Lorenz* (Hrsg.), Nationalizing the Past (2010); *Berger/Conrad*, Past as History (2015). Für die mediävistische Forschung s. etwa die Beiträge in *Guyot-Bachy/Moeglin* (Hrsg.), Naissance de la médiévistique (2015), sowie *Geary*, Europäische Völker (2002), 25–52. Ausdrücklich verwiesen auf diese Tradition (und ihre problematischen Konsequenzen für die Entwicklung genuin europäischer Darstellungen) u. a. *Mirgeler*, Geschichte Europas (1953), vii, sowie noch 1998 Hagen Schulze, s. *Borgolte*, Ende der Nationalgeschichten (2001), 580.

dem Zweiten Weltkrieg geriet Europa stärker in den Fokus der mediävistischen Forschung und wurde um die Jahrtausendwende herum sogar recht intensiv diskutiert – bevor viele der aufgetanen Fragen weitgehend unbeantwortet wieder beiseitegelegt wurden, um sich den Herausforderungen einer Globalgeschichte zuzuwenden.[12]

Diese Entwicklung ist hier nicht in allen Details zu vertiefen und selbstverständlich wären zahlreiche Differenzierungen nötig, etwa zum Status regional ausgerichteter Geschichtskonstruktionen.[13] Gesamthaft bleibt gleichwohl festhalten, dass erst zur Mitte des 20. Jahrhunderts hin Europa als neuer Beschreibungs- und Analyserahmen soweit an Bedeutung gewann, dass es das Potential entwickelte, zur Leitkategorie einer Meistererzählung zu werden, die zeitlich auch bis in das Mittelalter hinein ausgriff. Vor dem Hintergrund zweier Weltkriege und schrecklicher Eskalationen der Gewalt erschien so manchem der nationale Deutungsrahmen diskreditiert. Europa konnte hier als Bezugsgröße eine hilfreiche Alternative bieten, die politisch erstrebenswert schien und zugleich neue inhaltliche Öffnungen versprach.[14]

Am deutlichsten macht dies wohl ein Unternehmen der alliierten Mächte, die bereits in den frühen 1940er Jahren ein groß angelegtes Geschichtswerk auf den Weg brachten, das schließlich im Jahr 1954 unter dem Titel ‚The European Inheritance' in drei Bänden erschien. Wie das Vorwort ausweist, sollte dieses Werk ausdrücklich „some sense of the inheritance of Europe" vermitteln, dabei aber zugleich eine „history ‚of an objective character'" bieten.[15]

Mit ihrer dezidiert europäischen Ausrichtung stand die Publikation in ihrer Zeit nicht allein: Zwischen den späten 1940er und den 1960er Jahren erschienen zahlreiche Studien und Untersuchungen, die erstmals programmatisch auch die älteren Epochen mit der Leitkategorie ‚Europa' zur fassen suchten oder nach frühen Ausprägungen eines Europabewusstseins fragten. Die Bücher von Federico Chabod, Denis de Rougemont, Heinz Gollwitzer, Bernard Voyenne und anderen erreichten bald geradezu den

12 Vgl. bereits *Ertl/Esders*, Auf dem Sprung (2004), 146; s. a. *Ertl/Oschema*, Études médiévales (2021). Vgl. als frühen Beitrag *Locher*, Überwindung (1954).

13 So konnte etwa im französischen Kontext die Regionalgeschichte durchaus widerständigen Charakter besitzen, indem sie Perspektiven eröffnete, die vom Fokus auf den Nationalstaat weglenkten. Zu den hier wirksamen Spannungen s. etwa am Beispiel der dreibändigen ‚Histoire de Savoie' (1868–1869) von Victor de Saint-Genis die Darstellung von *Guichonnet*, Un Historien de la Savoie (2009), 173 f. Aktueller wäre auf diese Effekte die gegenwärtige Geschichtsschreibung zu Katalonien zu untersuchen, vgl. etwa *Dowling*, Catalonia (2023), 3 f. und 135–137.

14 Plakativ bringt das ein Peter Rassow zugeschriebenes Diktum zum Ausdruck, der auf einer Versammlung deutscher Historiker formuliert haben soll: „Fort aus der deutschen und hinein in die europäische Geschichte." Siehe *Schulze*, Deutsche Geschichtswissenschaft (1989), 160; *Schnettger*, Weg nach Europa (2010), 7.

15 *Barker/Clark/Vaucher* (Hrsg.), European Inheritance (1954), Bd. 1, v und vii. Vgl. zu diesem Werk *Woolf*, Europa und seine Historiker (2004), 55 f.

Rang von Klassikern.[16] Zwar entwickelten sie meist einen breiten zeitlichen Zugriff, der zum Teil von der Antike bis zur jüngsten Geschichte reichte, aber sie berücksichtigten dabei erstmals auch das Mittelalter. Explizit auf dieses und seine Nachbarepochen Spätantike und Renaissance fokussierten die Pionierarbeiten von Jürgen Fischer und Denys Hay, die ausdrücklich nach dem Begriff und Konzept ‚Europa' fragten.[17]

Völlig neu war eine solche Ausrichtung zwar nicht, denn schon 1932 hatte Christopher Dawson eine Darstellung vorgelegt, welche die Phase der Völkerwanderung bis zur Ottonenzeit unter dem Titel ‚The Making of Europe' beschrieb und dabei die karolingische Reichsbildung als zentralen Faktor identifizierte.[18] Allerdings blieb Dawson damit noch eine Ausnahme. Dass die zügige Übersetzung ins Deutsche unter dem Titel ‚Die Gestaltung des Abendlandes' erschien, kann zudem zweierlei verdeutlichen: Einerseits war das Interesse an einem solchen Zuschnitt sichtlich vorhanden. Andererseits bringt die Titelwahl zum Ausdruck, wie wenig etabliert Europa als Kategorie der mittelalterlichen Geschichte zu diesem Zeitpunkt noch war.

Ich werde auf Dawsons Studie in der Folge nochmals zurückkommen, möchte aber schon hier unterstreichen, dass die späte ‚Europäisierung' des Mittelalters durchaus überraschen kann, auch wenn man die Präferenz für den nationalen Deutungsrahmen bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts angesichts der politischen Leitvorstellungen jener Zeit in Anschlag bringt. In der Sache waren zahlreiche Phänomene nämlich ganz offensichtlich mit nationalen Kategorien kaum sinnvoll zu erklären, und den besseren unter den zeitgenössischen Historiker*innen[19] musste das auch auffallen. Der berühmte Band ‚Karl der Große oder Charlemagne', der im Jahr 1935 ebenso plakativ wie herausfordernd die Frage nach der nationalen Zuordnung des Frankenherrschers stellte, machte

16 *Chabod*, Europagedanke (1963); *Gollwitzer*, Europabild ([2]1964); *Voyenne*, Histoire de l'idée européenne (1964). Denis de Rougemont fällt insofern aus dieser Reihe, als sein Zugang einerseits deutlich literarischer geprägt war und er andererseits zugleich stark politisch aktiv wurde. Seine Einschätzung als ‚Europa-Historiker' ließe sich daher trefflich diskutieren, vgl. aber *Knipping*, Denis de Rougemont. Breit wahrgenommen wurde vor allem *Rougemont*, Vingt-huit siècles d'Europe (1961). Zur Mehrzahl dieser ‚klassisch' gewordenen Autoren enthält *Duchhardt* u. a. (Hrsg.), Europa-Historiker, hilfreiche biographische Skizzen.

17 *Fischer*, Oriens (1957); *Hay*, Europe ([2]1968).

18 *Dawson*, Making of Europe (1932); *Dawson*, Gestaltung des Abendlandes (1935). Vgl. zu Autor und Werk *Leucht*, Christopher Dawson (2006–2007).

19 Zwar befanden sich Frauen lange in der Minderheit – und dies gilt im Hinblick auf die Professuren an deutschen Universitäten immer noch –, aber ihre explizite Erwähnung soll daran erinnern, dass sie sehr wohl existierten und publizierten. Mit Blick auf die mittelalterliche Geschichte wäre für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert etwa zu denken an Ricarda Huch, Agnes Strickland oder Ellen Jørgensen.

bereits deutlich, wie unsinnig dieser Zugriff war.[20] Ob der große Karl deswegen gleich zu einem Europäer wurde,[21] bleibt aber gleichfalls fraglich.[22]

Ähnlich unfruchtbar wie die Versuche, Karl zwischen Deutschland und Frankreich klar national einzuordnen, erscheinen die älteren Diskussionen darüber, ob die gotische Architektur nun eine deutsche oder französische Erscheinung sei.[23] Heute besteht weitgehend Einigkeit, dass ihre Genese, Verbreitung und Entwicklung nur in einem Rahmen angemessen zu verstehen ist, der nicht von den Grenzen moderner Nationalstaaten beschnitten wird. Aber gilt deswegen bereits, dass „[l]'art gothique est un art européen"?[24] Auf jeden Fall konnte für diese und viele weitere Gegenstände der etablierte nationale Bezugsrahmen wenig dabei helfen, eine adäquate Beschreibung zu entwickeln. Vielmehr weisen sie stellvertretend darauf hin, dass kaum eine Epoche in der Sache so paradigmatisch europäisch wirken könnte wie die Zeit des Mittelalters.

Für den Zuschnitt des europäischen Deutungsrahmens sind dabei grundsätzlich zwei Zugriffe zu unterscheiden, die nach 1945 konsequenterweise weitgehend getrennte Forschungsstränge hervorbrachten.[25] Auf der einen Seite betrachtete eine ganze Reihe von Autoren vorrangig die ‚materielle Geschichte' des Mittelalters in Europa. Sie nahmen also Ereignisse und Entwicklungen politischer, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher Natur und so fort in den Blick, die sich *in Europa* zutrugen und dieses – so der Deu-

20 Karl der Große oder Charlemagne (1935); s. *Pape*, Karlskult (2000), 162 f.; vgl. zur wichtigen Rolle Carl Erdmanns bei der Publikation dieses Bandes *Reichert*, Fackel in der Finsternis, Bd. 1 (2022), 236–245. Reflexe einer europäischen Verortung Karls blieben vor 1945 die Ausnahme: In *Abel/Simson*, Jahrbücher (1883–1888) finden sich keine einschlägigen Verweise. *Kleinclausz*, L'empire carolingien (1902), hingegen, sprach wiederholt von „l'Europe occidentale" und unterstrich, dass Karls Macht ‚europäisch' („européenne") geworden sei (168). Auch hob das Werk als eines der ersten den (noch zu besprechenden) *pater Europae*-Verweis des Paderborner Epos deutlich hervor (188; vgl. 221). Gleichwohl wird Europa hier ebenso wenig zur leitenden Deutungskategorie wie bei *Lapôtre*, L'Europe et le Saint-Siège (1895); auf das Kleinklausz sich häufig bezieht. Die Verweise Lapôtres auf Europa resultierten wohl aus dem Bemühen, einen adäquaten Beschreibungsrahmen für das römische Papsttum der Karolingerzeit zu finden. Eine konzeptuelle Klärung über die modern-geographische Fassung hinaus findet sich hier nicht. Interessanterweise nutzte der Autor aber den Begriff, um gegen die antifranzösische Haltung der deutschen Historiker des Papsttums zu argumentieren (326, am Beispiel Ludwig Pastors).

21 So etwa schon mit der Titelwahl *Ehlers*, Charlemagne (2000), und viele andere.

22 Kritisch-distanziert etwa *Mordek*, Karl der Große (1992), oder deutlicher noch *Le Goff*, Geburt Europas (2004), 48, 50–53. Zu den europäischen Konstruktionen Karls s. a. *Oschema*, Karl für alle Fälle (2014), und *ders.*, Once and Future European (2017).

23 Siehe knapp *Günther*, Gotik (2012), 146; *Demouy*, Art gothique (2018), 823 f. Zu den nationalen Bezugnahmen s. a. *Passini*, Gotik (2014).

24 *Demouy*, Art gothique (2018), 822.

25 Ich beziehe mich hier ausschließlich auf den fachwissenschaftlich-historischen Diskurs zur Epoche des Mittelalters; der Befund dürfte aber auch darüber hinaus Geltung haben.

tungsansatz – damit kulturell nachhaltig prägten.[26] Andere fokussierten verstärkt auf Fragen der Terminologie sowie der Ideen- und Vorstellungsgeschichte.[27] Interessanterweise kamen Mediävisten bereits in den 1940er und 1950er Jahren auf beiden Feldern zu recht unterschiedlichen Ergebnissen, die vor dem Hintergrund der Bedürfnisse ihrer Gegenwart eigentlich nicht zufriedenstellen konnten: Vielmehr konstatierten sie ein wenig resigniert, dass sich die gesuchten (und wohl auch ersehnten)[28] Wurzeln einer Europaidee im Mittelalter kaum ausmachen ließen, auch wenn man selbstverständlich die Genese einer europäischen Kultur beobachten könne. Rudolf Hiestand fasste dies noch 1991 in einem kenntnisreichen Beitrag pointiert zusammen: „(...) es gibt keine Europaidee des Mittelalters, die Europaidee löst das Mittelalter ab".[29] Trotz dieses negativen Befunds hinsichtlich der Vorstellungswelten mittelalterlicher Autoren widersprach kaum jemand dem von Hermann Heimpel schon 1949 vorgetragenen Befund zu den konkreten kulturellen Prägungen: „‚Europa' ist keine mittelalterliche Idee, aber Europa ist eine mittelalterliche Tatsache."[30]

Die existierende Spannung hätte zur Diskussion reizen müssen, aber eine solche fand in verstärktem Maße erst mit einer gewissen Verzögerung statt, nämlich insbesondere in den Jahren nach dem Mauerfall von 1989. Zwar reflektierten schon zuvor immer wieder einzelne Autoren über die Rolle und Bedeutung Europas auch in der Epoche des Mittelalters,[31] aber erst ab 1990 setzten sich vermehrt Publikationen mit einschlägigen Fragen auseinander, indem sie etwa erneut nach der Rolle von Byzanz für die gesuchte ‚europäische Kultur' fragten.[32]

---

26 Zu den erfolgreichsten Beiträgen in diesem Sinne dürfte zählen *Bartlett*, Geburt Europas (1996; engl. Orig. Making of Europe (1993)), der in der deutschsprachigen Forschung aber nur eingeschränkt rezipiert wurde. Viele Gesamtdarstellungen praktizieren allerdings stärker eine Zusammenschau. Zu den engagiert synthetisierenden Publikationen zählen u. a. *Borgolte*, Europa (2002); *ders.*, Christen, Juden, Muselmanen (2006).

27 Markant v. a. *Fischer*, Oriens (1957); *Hay*, Europe (^{2}1968).

28 Vgl. hierzu die eindrucksvolle Retrospektive von *Hay*, Europe Revisited (1980), 2 f.: „But some of us who were writing about the European idea were, I suspect, doing more than that. We were not only assuming a kind of historical inevitability in the notion but trying positively to encourage the process. There was a Hegelian ‚spirit of Europe' and we either analysed its elements or blew wind into its sails, but we did not question that in the end it would prevail."

29 *Hiestand*, „Europa" (1991), 36.

30 *Heimpel*, Europa (1949), 20.

31 Siehe etwa *Barraclough*, Einheit Europas (1964); hiervon zu unterscheiden sind fokussierte Studien, die enger der Entwicklung des Wortgebrauchs und des Konzepts im Mittelalter folgten, etwa *Fuhrmann*, Europa (1981); *ders.*, Alexander von Roes (1994), oder *Karageorgos*, Begriff Europa (1992).

32 *Segl* (Hrsg.), Byzanz (2001); *Lilie*, Byzanz (2001). Für den Versuch einer Synthese s. etwa *Pitz*, Griechisch-römische Ökumene (2001); vgl. zur Einordnung *Ertl/Esders*, Auf dem Sprung (2004), 132–135, 138–140. Zum Kontrast vgl. etwa *Mirgeler*, Europäische Differenz (1966), 369: „Europa ist dabei charakterisiert als die spätere und im Ganzen sich feindselig von Byzanz absetzende Geschichtsgestalt." Der Autor hatte zuvor selbst eine Gesamtdarstellung vorgelegt, s. *Mirgeler*, Geschichte Europas (1953); *Heilbronner*, Place of Catholic Historians (2003), 284 Anm. 17, schätzte Mirgeler als „one of the most pro-Nazi of the Catholic Historians" ein.

Gleichzeitig sind für diese Phase aber auch unterreflektierte Verschiebungen zu konstatieren: So verlegte ein internationales Ausstellungsprojekt zu ‚Europas Mitte' den Kernraum des Kontinents umstandslos in ein Gebiet, das man noch wenige Jahrzehnte vorher kaum dergestalt beschrieben hätte, versäumte es aber, dies angemessen zu problematisieren oder zu diskutieren.[33] Ja eigentlich war – jenseits aller fraglos bereichernden Details und Perspektivverschiebungen, welche die Ausstellung und der Katalog insgesamt vermittelten – die unterschwellig mitgegebene Botschaft noch problematischer: Im Kern wurde die Europäisierung der ostmitteleuropäischen Kulturen nämlich als Annäherung an den Westen präsentiert, der dementsprechend schon immer das ‚eigentliche' Europa darstellte.[34]

Den Hintergrund eines solchen Narrativs und die damit verbundenen Probleme haben Forscher*innen bereits seit längerer Zeit deutlich herausgestellt: Vielfach werden essentialistische Identitätsvorstellungen, die früher im Hinblick auf Nationalstaaten ausgeprägt wurden, nunmehr unreflektiert auf Europa übertragen.[35] Dass die zugrunde liegenden Mechanismen den Charakter der zu untersuchenden Identitäten fundamental verkennen, ist seit langem bekannt, und mit Benedict Andersons grundlegender Studie zu den ‚Imagined Communities' wurde ein adäquater Schlüssel zur Dekonstruktion der etablierten Vorstellungen vorgelegt.[36] Umso erstaunlicher und letztlich beunruhigend erscheinen die anhaltenden Versuche, einen wesenhaften Kern der europäischen Kultur zu identifizieren (und dann nicht selten auch normativ zu wenden).

Eine intensivere Auseinandersetzung mit derlei Meistererzählungen[37] und ihren Implikationen blieb unmittelbar um das Jahr 2000 herum allerdings weitgehend aus, auch wenn es an Debatten unter der Rubrik ‚Europa' nicht mangelte: Intensiv diskutiert wurden insbesondere Möglichkeiten und Ansätze zu einer genuin ‚europäischen

33 *Wieczorek/Hinz* (Hrsg.), Europas Mitte (2000). Dass die Herausgeber des Katalogs ein Umschlagbild wählten, in den eine mittelalterliche Buchmalerei stillschweigend retuschiert und beschnitten wurde, wäre eine eigene Untersuchung wert. Ich danke für den Hinweis Alexander Schubert (Speyer).

34 *Wieczorek/Fried/Müller-Wille*, Europas Mitte, unterstreichen die „Integration der Westslawen und Ungarn in das christlich-lateinische Abendland der Zeit um 1000" (i) und konstatieren: „Innerhalb eines Jahrhunderts war somit in fast allen Bereichen, die über die materiellen Hinterlassenschaften greifbar sind, die Angleichung der Ungarn an die Nachbarvölker in der Mitte Europas vollzogen" (iii). Ein hilfreicher kritischer Beitrag von Rainer Gruhlich, der auf einen Vortrag des Jahres 2005 in Milwaukee zurückging, ist leider nicht publiziert verfügbar. Ich danke dem Verfasser für die freundliche Überlassung des Manuskripts mit dem Titel „How ‚European' were the Middle Ages? European Identity and the Politics of History".

35 *Feichtinger*, Europa – quo vadis?, 19 f., 22, 37–37; vgl. bereits *Speth*, Europäische Geschichtsbilder (1999), 168: „Das europäische Geschichtsbild, das im mittelalterlichen Europa die Urzelle erkennen will, bezieht sich auf einen Zeitraum, in dem die politisch-historische Einheit kaum ausgeprägt und bewusst war. Diese mittelalterlichen Europabilder sind deshalb oft Gebilde, die in Analogie zu nationalmythischer Ursprungsversicherung entworfen wurden."

36 *Anderson*, Imagined Communities (1991).

37 Vgl. *Rexroth* (Hrsg.), Meistererzählungen (2007); *ders*., Mittelalter (2008).

Geschichtsschreibung‘ die sich nicht auf eine Zusammenschau national gerahmter Erzählungen beschränkte.[38] In der konkreten Umsetzung entstanden dann allerdings häufig Narrative, die sich mehr oder wenig explizit von der Frage leiten ließen, ob und wie die mittelalterlichen Entwicklungen ‚in Europa‘ den Weg für das weltweite Ausgreifen ‚Europas‘ in der Moderne vorbereiteten.[39] Was hier aber konkret unter Europa zu verstehen sei, blieb weiterhin diffus.

Dieser Befund ist umso erstaunlicher, als sich nicht wenige Historiker*innen ausdrücklich intensive Gedanken darüber machten, was Europa für die mediävistische Forschung sinnvollerweise bedeuten könne. Es fällt nicht leicht, die Tragweite dieser Diskussionen adäquat einzuschätzen – womöglich handelte es sich hier, trotz ihres eigentlich grundlegenden Charakters, stets um eine Spezialfrage, die niemals die Kraft besaß, praktisch in der Mediävistik weiter auszustrahlen. Darauf könnte etwa die Beobachtung hindeuten, dass die einschlägigen Diskussionen zum Ende der 2000er Jahre weitgehend abbrachen, um nunmehr von Debatten über die Perspektiven einer Globalgeschichte abgelöst zu werden.[40]

Diese Verschiebung, die in ihren Auswirkungen ihrerseits durchaus kontrovers diskutiert wird,[41] ist angesichts der lebensweltlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte ohne weiteres nachzuvollziehen. Gleichwohl wird man bedauern, dass die Reflexionen über das mittelalterliche ‚Europa‘ als solches damit in gewisser Hinsicht ergebnislos eingestellt wurden. Der gegenwärtige Diskussionsstand ist daher mit einer gehörigen Portion Ratlosigkeit verbunden, wie Michael Borgolte im Jahr 2016 treffend zum Ausdruck brachte: „(…) zwar gibt es unter uns beziehungsweise unter unseren Zeitgenossen manche, die zu wissen glauben, was Europa in Geschichte und Gegenwart war und sein sollte, aber von einem Konsens über diese Frage unter den Intellektuellen und Historikern kann keine Rede sein.“[42]

Die Kernprobleme hinter diesem Befund sind natürlich ebenfalls nicht neu, sondern sie begegnen (unter anderem) bereits in einem Büchlein, das als Pionierarbeit lange Zeit große Wirkung ausübte. Als der in die USA emigrierte, aus Polen stammende Historiker Oskar Halecki im Jahr 1950 seine schmale Studie zu ‚Europa‘ vor-

38 *Duchhardt/Kunz* (Hrsg.), „Europäische Geschichte“ (1997); *Stourzh* (Hrsg.), Annäherungen (2002). Über eine darüber noch hinausgehende ‚Europäistik‘ reflektierte insbesondere Wolfgang Schmale, s. etwa *Schmale*, Komponenten (2002); *ders.*, Bedeutung der Europäistik (2010).

39 Aus dieser Warte etwa *Mitterauer*, Warum Europa (^{4}2004); *Headley*, Europeanization (2008). Weite Rezeption fand bereits *Jones*, European Miracle (1981). Vgl. heute in kritischer Wendung u. a. *Morris*, Why the West Rules (2011).

40 Ausdrücklich adressiert wurde diese Entwicklung bislang noch nicht. Für die mediävistische Diskussion s. aber *Ertl/Esders*, Auf dem Sprung (2004); vgl. aus der Warte der Neuesten Geschichte *Middell*, Europäische Geschichte oder global history (2002).

41 Für knappe Bestandsaufnahmen s. *Ertl/Oschema*, Études médiévales (2021); *Brauner*, Das „globale Mittelalter“ (2022).

42 *Borgolte*, Europäische und globale Geschichte (2016), 287.

legte, die schon 1957 ins Deutsche übersetzt wurde,[43] dachte er über Fragen nach, die noch heute verunsichern: Ist Europa vorrangig in geographischer Hinsicht beschreibend abzugrenzen?[44] Oder sollte damit vielmehr ein spezifischer Kulturkreis gefasst werden?[45] Und welcher Entwicklungsstand wäre dann entscheidend: ein spezifischer Moment der Vergangenheit oder ein erreichter Endzustand? Oder geht es gar darum, einen Endzustand auf der Basis einer spezifischen Entwicklung erreicht zu haben?

In dieser Allgemeinheit formuliert, klingen die Fragen zunächst recht abstrakt. Ihre ganz handfeste Bedeutung wird aber rasch klar, wenn man sich die Einlassungen und historischen Verweise in den Diskussionen über die EU-Kandidatur der Türkei in Erinnerung ruft, die am Beginn des 21. Jahrhunderts für lebhafte Kontroversen sorgten: Für Altkanzler Helmut Schmidt war etwa klar, dass „die Türken" keine „Europäer" seien, da sie nicht am jahrhundertelangen historischen Prozess partizipiert hätten, aus dem Europa hervorgegangen sei.[46] Während man einem studierten Volkswirt[47] ein solches Geschichtsverständnis kaum vorhalten wird, erstaunt es umso mehr, dass auch aus der Feder professioneller Historiker ähnliche Einschätzungen bekannt sind, die letztlich auf der Vorstellung beruhen, man könne Geschichte zum politischen Argument machen, indem man Phänomene des Wandels und der Entwicklung ausgrenzt.[48]

Im angesprochenen Werk Haleckis erscheinen letztlich vergleichbare Denkstrukturen. Wie viele andere nach ihm versuchte er Europa zu erfassen, indem er Geographie und Kultur zusammendachte – ohne damit zu wirklich befriedigenden Ergebnissen zu kommen. Gewiss wird man beim Nachdenken über Europa die geographische Grundlage nicht völlig außer Acht lassen, über die ja überhaupt erst der Name in den Diskurs Eingang findet.[49] Zugleich stellt sich damit aber das Problem der räumlichen Abgrenzung, die insbesondere seit dem 17. Jahrhundert vermehrt und kontrovers diskutiert wurde.[50] Dabei spielten der Norden, der Westen und der Süden meist keine größere Rolle, weil man in lange etablierter Tradition davon ausging, den Kontinent mit Wassergrenzen umreißen zu können.[51] Schwierig wurden die Dinge aber im Osten: Wollte

43 *Halecki*, Europa (1957); zum Autor s. *Morawiec*, Oskar Halecki (2006–2007).

44 *Halecki*, Europa (1957), 55–93.

45 *Halecki*, Europa (1957), 2: „Als vorläufige Arbeitsdefinition wollen wir sagen, europäische Geschichte ist die Geschichte aller europäischen Nationen, die als ein Ganzes, als eine Gemeinschaft betrachtet werden, welche klar von jeder anderen geschieden ist."

46 *Bauer*, Islamisches Mittelalter (2020), 25 f.

47 *Soell*, Helmut Schmidt (2003), 170–174.

48 Vgl. *Wehler*, Türkische Frage (2004); Wehler vermengt hier historische Verweise und normative Setzungen, die er aus einer weitgehend ‚stillgestellten' Vergangenheit glaubt ableiten zu können. Dabei erklärt er u. a. apodiktisch: „Denn Rußland, Weißrußland und die Ukraine, erst recht die Türkei, sind nie Bestandteile des historischen Europas". Ebd., 61.

49 Vgl. knapp *Oschema*, Bilder von Europa (2013), 81–96.

50 *Schultz*, Europa als geographisches Konstrukt (1999); pointiert zur Unmöglichkeit der geographischen Abgrenzung *Schultz*, Türkei (2004), 52.

51 *Mauntel/Oesterle*, Wasserwelten (2017), 74; *Mauntel*, Ozean (2017).

man Europa am Don enden lassen, wie es zahlreiche antike und mittelalterliche Autoren vorschlugen?[52] Verlagerte man die Grenze auf die Höhe des Kaukasus? Oder sollte man den Ural als Grenzlinie annehmen? In unterschiedlichen Konstellationen scheinen solche Fragen sowohl im historischen Material des Mittelalters auf, in dem sie allerdings bestenfalls eine nachgelagerte Rolle spielten, als auch in modernen Diskussionen.[53]

Wirklich sinnvoll entscheiden, so lautet die Pointe, lässt sich das Problem in keinem Fall, weil die jeweils in Anschlag gebrachten Parameter ohne Ausnahme als arbiträre Setzungen gelten müssen. Dies war auch Halecki eigentlich klar, hinderte ihn aber nicht daran, in der Tradition des 18. und 19. Jahrhunderts die Küstennähe, Kleinteiligkeit und Vielgestaltigkeit der Gebiete Europas zu unterstreichen, die für ihn (und andere) im Gegensatz zu den weiten monotonen Ebenen Asiens standen.[54] Dabei war ihm aber bewusst, dass ein solches Vorgehen zu keinen befriedigenden Ergebnissen führen konnte, weshalb er es mit einem zweiten Zugang kombinierte – der zu meiner zweiten Frage führt: Was ist europäisch?

2 Was ist europäisch?

Obwohl sichtlich eng an die Leitfrage des ersten Abschnitts angelehnt, bedeutet diese leicht abgewandelte Wendung vielleicht sogar eine noch größere Herausforderung. Ein schlichter erster Antwortversuch könnte lauten, dass all jenes als europäisch gelten solle, was sich innerhalb des als Europa angesprochenen Raumes ereignet beziehungsweise entwickelt hat. Ganz offensichtlich löst diese Formel aber nicht die angesprochenen Probleme. Zum einen kennt ja bereits die Frage nach dem ‚Raum Europa' keine konsensuelle Antwort. Zum anderen erscheint der Zugang aber vor allem insgesamt zu unspezifisch und damit nicht erkenntnisfördernd. Zahlreiche Phänomene ganz unterschiedlichen Charakters sind zweifellos in irgendeiner Hinsicht auch ‚in Eu-

52 *Mauntel* u. a., Mapping Continents (2018), 301, 329.

53 *Oschema*, Bilder von Europa (2013), 109–111, 209–218; zu den modernen Diskussionen insbes. *Schultz*, Europa als geographisches Konstrukt (1999).

54 In diesem Sinne ist es wohl zu verstehen, dass er seine Überlegungen zur geographischen Abgrenzung mit einem Kapitel über „Ozeane, Meere, Inseln und Meerengen" beginnt, s. *Halecki*, Europa (1957), 55–73. Einen deutlichen Akzent auf die Bedeutung der „Vielgestaltigkeit" legt bereits die Einführung, welche zudem festhält: „Die Mannigfaltigkeit der europäischen Vergangenheit ist nicht nur geographisch, sondern auch rassisch bedingt, und dies schließt jede rassische Deutung der europäischen Geschichte aus" (6 f.; Zitat 7). Für spätere analoge Ansätze s. u. a. *Duroselle*, L'Europe (1990), 13–16; vgl. auch *Brun*, Configuration (2018). Interessant ist dabei u. a. die Beobachtung, dass Asien als Gegenbild meist mit der angesprochenen Weite assoziiert erscheint. Diese Vorstellung korrespondiert natürlich kaum mit der Vielgestaltigkeit der Geographie Süd- und Südostasiens, die hier aber nicht weiter thematisiert wird. Zur Problematisierung der Bezeichnung „Südostasien" s. knapp *Borgolte*, Welten des Mittelalters (2022), 177.

ropa‘ zu verorten: Das vor wenigen Jahren von Christophe Charle und Daniel Roche publizierte Sammelwerk ‚L’Europe. Encyclopédie historique‘ listet gleich mehrere hundert einschlägige Lemmata auf.[55] Schon ein kurzer Blick auf das Verzeichnis macht aber nachdenklich: Gewiss wird und wurde auch in Europa Bier gebraut (wenngleich die Geschichte dieses Getränks zunächst nach Mesopotamien und Ägypten führt)[56], auch in Europa gab und gibt es Phänomene des Nomadentums und der Transhumanz[57] und so fort. Aber bietet die Beschreibung der Geschichte solcher Phänomene unter der Rubrik ‚europäisch‘ einen Mehrwert?

In vielen Fällen trifft das, zumindest auf den ersten Blick, wohl nicht zu, weil die angesprochenen Gegenstände entweder nur Teile Europas prägen oder auch außerhalb des Kontinents begegnen, wie die beiden genannten Beispiele unmittelbar verdeutlichen. Wenn sich die Erklärungskraft einer wie auch immer deklarierten ‚Europäizität‘ bei genauerer Untersuchung meist in engen Grenzen hält, dann liegt dies zudem häufig auch daran, dass historisch kontingente Entwicklung und wesenhafte Prägung vorschnell in eins gesetzt werden: Deutlich macht das der im deutschsprachigen Raum relativ zurückhaltend rezipierte Band von Robert Bartlett über die ‚Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt‘ (so der Titel in der deutschen Übersetzung).[58]

Bartlett bietet hier eine kenntnisreiche Darstellung der Entwicklung und Verbreitung einer Reihe kultureller Muster und Praktiken, die zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert weite Räume Europas erfassten. Insgesamt charakterisiert er die Vielfalt der ineinander greifenden Prozesse pointiert als „Europäisierung Europas“, wobei er durchaus widerständigen Entwicklungen einen wichtigen Platz einräumt, insbesondere mit Blick auf die geographischen Grenzregionen.[59] Somit beschreibt Bartlett die Ausbreitung und Vertiefung einer Reihe kultureller Praktiken und Muster – vom Christentum und den damit einhergehenden Namenspraktiken über die Entwicklung und den Einsatz von Schriftlichkeit bis hin zum Münzgebrauch – und konstatiert auf dieser Basis, dass Europa um 1300 herum „bereits als identifizierbare kulturelle Einheit“[60] existierte. Im Sinne seiner Darstellung ist diese Einschätzung aber gerade nicht als Hypostasierung einer kulturellen Wesenhaftigkeit zu deuten, sondern erscheint vielmehr als Zwischenstand einer kontingenten historischen Entwicklung und der sie kennzeichnenden kulturellen Praktiken in all ihrer Veränderlichkeit (wobei der gewaltsame Charakter der Abläufe immer wieder thematisiert wird).

Daher ist der Titel schlecht in das Deutsche übersetzt, denn Bartletts Europa wird nicht ‚geboren‘, sondern ‚gemacht‘. Die Praktiken und Charakteristika, die von den be-

55 *Charle/Roche* (Hrsg.), L’Europe (2018).
56 *Gautier*, Bière (2018); vgl. *Unger*, Beer (2004), 15–20.
57 *Digard*, Nomades (2018).
58 *Bartlett*, Geburt Europas (1996). Für eine kritische Würdigung s. die Beiträge in *Hudson/Crumplin* (Hrsg.), „The Making of Europe“ (2016).
59 *Bartlett*, Geburt Europas (1996), 325–350 (325: „Europäisierung Europas“).
60 *Bartlett*, Geburt Europas (1996), 350.

teiligten Akteuren im von ihm untersuchten zeitlichen und räumlichen Rahmen weitgehend durchgesetzt wurden, sind damit nicht als naturgegebene Eigenheiten einer wie auch immer konstituierten Trägergruppe zu deuten, sondern sie werden von konkreten (wenngleich in den Quellen nicht immer klar fassbaren) Gruppen und Individuen mehr oder weniger gewaltsam etabliert. Dieses ‚Making of Europe' ist folglich mit Prozessen der Eroberung, der Kolonisierung und des kulturellen Wandels verbunden, so dass Bartlett im besten Sinne eine historische Entwicklung verfolgt: kontingent und vor allem fähig, sich weiter zu entwickeln.

Das ist nicht zuletzt deswegen von Bedeutung, weil auch in aktuellen Diskursen essentialistische Denkfiguren präsent bleiben, welche die ältere Forschung dominierten: Wie bereits erwähnt, führten die Erfahrungen, die nach 1945 das Interesse der mediävistischen Forschung überhaupt erst stärker auf Europa gelenkt haben, auch dazu, dass man nun jenseits der problematisch gewordenen Nation nach einem Band suchte, das die europäischen Völker über alle situativen Gegensätze hinweg im Kern einte. In einer Konvergenz von Fachwissenschaft und politischen Gegenwartsinteressen begab man sich daher auf die Suche nach Wesenhaftigkeiten, die über das Oberflächenrauschen der Alltagsprobleme hinweg eine Basis für historisch fundierte Stabilität und Sicherheit in Aussicht stellen konnten.[61] Während manche Mediävisten relativ behutsam zu differenzieren versuchten – so schlug etwa Hermann Heimpel eine Reihe historisch gewordener Spezifika vor, die vom Städtewesen über das Rittertum bis hin zur weitgehenden Durchsetzung und Dominanz der christlichen Religion reichten[62] – gingen andere grobschlächtiger vor und proklamierten spezifische Dinge als wertstiftende Größen: Europäisch sollte damit etwa das Christentum werden, aber auch die Demokratie und die wertgeschätzte Vielfalt. Ich kann dies im vorliegenden Rahmen nur summierend anführen, die Zahl der Beispiele ist Legion.[63]

Der erwähnte Oskar Halecki etwa begründete auf diese Weise die Zugehörigkeit Islands zu Europa (weil hier dauerhaft demokratische Praktiken zu beobachten seien), während er die Gebiete östlich von Polen weitgehend ausschloss, weil sie sich dem Bolschewismus geöffnet hätten.[64] Zeiten, Räume und Argumente gehen damit recht munter durcheinander, obwohl Halecki über weite Passagen ausgesprochen sorgfältig und

61 Exemplarisch etwa *Dawson*, Europa (1953), dessen erster Teil unter der Überschrift „Das Wesen Europas" steht.

62 *Heimpel*, Europa (1949), 20– 24, unterscheidet insgesamt sieben „Tatsachen", die er als spezifisch herausstellt, und entwirft damit stärker ein Kriterienbündel als eine Definition. Dabei geht seine Darstellung von der (deutschen) nationalen Reichsbildung aus, deren europäische Einbettung Heimpel betont. Die Abgrenzung nach außen, welche die Frage nach den europäischen Spezifika nochmals ganz anders wenden müsste, spielt hier keine erkennbare Rolle.

63 Siehe etwa die Kritik an *Brague*, Europa (1993), bei *Hasse*, Was ist europäisch? (2021), 67 f. Die Vielzahl der Publikationen zu ‚europäischen Werten', ‚europäischer Kultur' oder ‚europäischer Identität', die ihre Objekte aus der Geschichte argumentativ herleiten möchten, um damit deren dauerhafte Gültigkeit zu behaupten, ist hier nicht angemessen wiederzugeben.

64 *Halecki*, Europa (1957), 59, 87–91.

durchaus inspirierend argumentiert. Aus unserer eigenen Gegenwart heraus – insbesondere nach dem Beginn des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine – wird man etwa seine folgenden Erläuterungen mit großem Interesse wahrnehmen: „Wenn aber umgekehrt die Ukraine und Weißrußland sich von der Sovetunion frei machen sollten, dann könnten diese beiden Nationen als das eigentliche Osteuropa angesehen werden, obwohl ihre geschichtlichen Bande zu Ostmitteleuropa zugunsten ihrer Einbeziehung in diese Gruppe sprechen würden. Die moderne ukrainische Geschichtsschreibung betont mit Recht in den westlichen Tendenzen der Vergangenheit ihres Landes den Gegensatz zur russischen Geschichte, und das gleiche läßt sich hinsichtlich Weißrußlands sagen.“[65] Dass nun aber gerade die Ukraine und Belarus aktuell markant unterschiedliche Entwicklungen genommen haben, verdeutlicht zugleich die Beschränkungen dieser Einschätzung.

Ein weiteres, vielleicht etwas unauffälligeres Beispiel bietet die ebenfalls schon angesprochene Wandlung Karls des Großen vom Frankenkönig und römischen Kaiser zum ‚Europäer‘, die insbesondere mit der Auslobung des 1950 erstmals vergebenen Karlspreises einsetzte und über die große Aachener Ausstellung von 1965 breitenwirksam vertieft wurde.[66] Als einer der Ersten hatte der katholische Brite Christopher Dawson in seinem ‚Making of Europe‘ von 1932 das Karlsreich als Nukleus eines eigentlichen oder wahren Europa präsentiert – und damit eine Perspektive vorgeprägt, die den Osten des Kontinents weitgehend ausschloss und als Gegenbild konstruierte.[67] Heute lässt sich als Zwischenstand resümieren, dass die historische Kampagne der Europäisierung des Frankenherrschers und die resultierende Idealisierung beachtlichen Erfolg hatte: Auch wenn Karl als historische Figur im gegenwärtigen Alltag der meisten EU-Bürger*innen kaum eine größere Rolle spielen mag, so scheint er doch für viele mit der Vorstellung von Europa verbunden – zumindest wenn man den Reflexen in der Populärkultur vertrauen darf.[68] Der Preis bestand allerdings in einer Säuberung des Karlsbildes, aus dem man die tendenziell problematisch wirkenden Aspekte weitgehend ausblendete, um jene Charakteristika und Handlungen umso deutlicher zu erinnern, die zur Anknüpfung geeignet erschienen.[69]

Gerade in dieser Hinsicht ist der Fall Karls des Großen exemplarisch: Fraglos eignet sich seine Biographie hervorragend, um die Unzulänglichkeit einer in nationalen Grenzen gefangenen Geschichte des Mittelalters vorzuführen – die Frage ‚Karl der Große oder Charlemagne‘ war ja schon 1935 nicht sinnvoll zu beantworten, sondern bestenfalls in anderen Kategorien aufzuheben. Zugleich verdeutlicht das Beispiel

65 *Halecki*, Europa (1957), 124.

66 Zum Karlspreis und seinem Kontext s. *Pape*, Karlskult (2000), 175–181; *Hefty*, Internationale Karlspreis (2012), ist wenig hilfreich und besitzt stark affirmativ-hagiographische Züge. Zur Ausstellung von 1965 s. *Cordez*, 1965 (2014).

67 Siehe Anm. 18.

68 *Oschema*, Once and Future European (2017), 52–59.

69 *Oschema*, Karl für alle Fälle (2014), 41, 62 f.

Karl, wie groß die Versuchung offensichtlich ist, lediglich jene Facetten historischer Gestalten aufzugreifen, die aus jeweils gegenwärtiger (oder auch individueller) Perspektive anziehend erscheinen, um sie zu ‚europäischen' Charakteristika zu erklären, während potentiell problematische Aspekte entweder ignoriert oder gar als ‚uneuropäisch' ausgegrenzt werden – mit den Worten Michael Heffernans: „Good things are of Europe; bad things merely happen there."[70] Wer Karl aber in seiner historischen Existenz als europäisches Vorbild in Anspruch nehmen möchte, kann sich nicht nur auf seine Bildungs- und Münzreform berufen, sondern muss die brutale Verbreitung einer Religion mit dem Schwert in der Hand ebenso befürworten wie einen höchst problematischen Umgang mit Frauen und so manches andere. Beginnt man nämlich, einzelne solcher Aspekte, die in einer modernen europäischen Werteordnung gewiss keinen Platz haben dürften, durch den Hinweis auf die Umstände der damaligen Zeit zu relativieren,[71] so illustriert man lediglich umso deutlicher die Unmöglichkeit, im Sinne des Nachahmens rühmlicher Vorbilder aus dem Rückblick in die Geschichte verbindliche Wertmaßstäbe zu gewinnen. Ganz nebenbei lässt sich also festhalten, dass das Schreiben von Geschichte in identitärer Absicht niemals eine gute Idee sein dürfte.

Es dürfte daher wenig Aussicht auf Erfolg haben, wollte man versuchen, ‚typisch europäische' Züge in Form einer historischen Bestandsaufnahme herauszupräparieren – vor allem, wenn man sie anschließend als spezifische Werte hypostasieren möchte. Bei aller faktischen Anziehungskraft der Denkfigur einer historischen Fundamentierung gegenwartsorientierter Setzungen verkennt ein solcher Zugang wohl genau das, was Geschichte und historische Prozesse im Kern ausmacht: ihre Offenheit und ihre permanente Wandelbarkeit.

In diesem Sinne besteht eine anhaltende und durchaus reale Gefahr, auf dem Weg einer europäischen Geschichte (des Mittelalters) in einem lange etablierten Eurozentrismus zu verharren, der die resultierenden Darstellungen sowohl aufgrund gegenwartsgeleiteter Interessen und Vorannahmen zu verzerren droht, wie durch voreilige Abgrenzungen des Untersuchungsgegenstands und daraus erwachsende blinde Flecken. Dass dies nicht so sein muss – und dass die berühmte Forderung Dipesh Chakrabartys nach dem ‚Provincialising Europe' hier eine besonders fruchtbare Anwendung finden kann – haben insbesondere die Arbeiten im DFG-Schwerpunktprogramm „Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter" nachdrücklich vorgeführt, das zwischen 2005 und 2011 von Michael Borgolte und Bernd Schneidmüller geleitet wurde.[72] An die Stelle einer homogenisierenden Deutung des ‚Europäischen' wurde hier bewusst die kritische Analyse von anhaltenden Prozessen der Integration

70 *Heffernan*, Meaning of Europe (1998), 3.

71 So etwa *Mordek*, Karl der Große (1992), 29.

72 Siehe exemplarisch: *Borgolte* u. a. (Hrsg.), Mittelalter im Labor (2008); *Borgolte/Schneidmüller* (Hrsg.), Hybride Kulturen (2010); *Borgolte* u. a. (Hrsg.), Integration und Desintegration (2011); *Borgolte* u. a. (Hrsg.), Europa im Geflecht der Welt (2012).

und Desintegration gesetzt, die im geographischen Raum Europas zu beobachten sind, wiederholt aber auch Verflechtungen über diesen hinaus aufweisen. Im Gesamtbild konnten sie damit zum einen zeigen, dass die häufig weiter tradierten Bilder einer strikten Grenzziehung zwischen einem christlichen Europa und einem muslimischen Nordafrika oder der Levante einer genauen Überprüfung nicht standhalten können.[73] Mit anderen Worten: Ein ‚europäischer' Kulturraum lässt sich nicht in hermetischer Abgrenzung denken – und damit sind auch solche Ansätze hinfällig, die auf diesem Wege die ‚Wurzel' eines ‚europäischen Sonderwegs' in der Moderne suchen.[74] Aber die Geschichte Europas wird damit nicht nur nach außen hin fluide, sondern auch in ihrem Inneren sind stetige Entwicklungen und Verschiebungen zu beachten, die es letztlich verbieten, von einem wie auch immer gearteten ‚Wesen' Europas zu sprechen.

Dieser Aspekt ist deutlich zu unterstreichen: Während wir nämlich mit Benedict Anderson gelernt haben, die Nation als eine imaginierte (wohlgemerkt nicht imaginäre) Größe zu betrachten, die als Bündel von Ideen, Vorstellungen und Praktiken in ihrer historischen Genese und Wandelbarkeit analysiert werden kann (und muss),[75] scheinen Publikationen zu Europa gerne die hier gewonnenen Erkenntnisse erneut über Bord zu werfen. Zumindest im Rahmen wissenschaftlicher Untersuchungen würde heute kaum jemand vom Wesen, der Natur oder dem Charakter der ‚Deutschen', der ‚Franzosen' oder gar ‚Deutschlands' und ‚Frankreichs' sprechen. Stattdessen zielen die aktuellen Zugriffe darauf ab, die Vorstellungen von Einheit sowie die Prozesse und Dynamiken der Gruppenbildungen präzise zu analysieren und in ihrer historischen Genese zu verfolgen. Die Darstellung des Europäischen und der Europäer präsentiert sich dagegen häufig ganz anders: Umstandslos wird hier regelmäßig essentialisiert und die Natur Europas und ‚des Europäischen' als geradezu überzeitliche oder naturhafte Größe verhandelt.[76] Nicht immer gibt sich das explizit zu erkennen, denn der Begriff des ‚Wesens', den Christopher Dawson noch programmatisch nutzte, wird häufig durch jenen der Identität ersetzt, die dann aber genau im Sinne einer solchen Wesenhaftigkeit imaginiert wird (auch wenn dies aus der Warte der aktuellen Forschung gewiss nicht sinnvoll erscheint). Ein genauerer Blick in Beiträge zur Geschichte Europas im Mittelalter fördert entsprechend immer wieder solch essentialisierende Denkfiguren zu Tage: Wie anders ist es sonst zu verstehen, dass für den bekennenden Europäer Jacques Le Goff (der hier aber die Autorität des Historikers

73 Siehe hierzu auch die Beiträge in der von Nikolas Jaspert u. a. herausgegebenen Reihe ‚Mittelmeerstudien', die vom „Bochumer Mittelmeerzentrum" an der Ruhr-Universität Bochum getragen wird. Anhaltend befruchtend wirkte *Horden/Purcell*, Corrupting Sea (2000), aber auch das monumentale Werk von *Goitein*, Mediterranean Society (1967–1993).

74 Vgl. etwa *Jones*, European Miracle (1981); *Mitterauer*, Warum Europa (^{4}2004). Dass schon der unglückliche Biologismus zur Vorsicht mahnen sollte, der mit dem Bild der Wurzel verbunden ist, unterstrich bereits *Veyne*, Als unsere Welt christlich wurde (2008), 140–152.

75 *Anderson*, Imagined Communities (1991).

76 Zu den Ausnahmen zählen unter anderem die Beiträge in *Bluche/Lipphardt/Patel* (Hrsg.), Der Europäer (2009), deren Fokus allerdings auf der Neuzeit liegt.

für seine Aussagen in Anspruch nimmt) die politischen Projekte Karls des Großen, Napoleons und Hitlers schon deshalb zum Scheitern verurteilt waren, weil sei „dem wahren Europagedanken widerstreb[t]en“?[77]

Vieles vom eben Skizzierten mag zunächst als vorrangig ‚akademisches‘ Problem erscheinen. Tatsächlich sind damit aber tiefgreifende Konsequenzen und Verwerfungen verbunden. Bei allem Bewusstsein von der Standortgebundenheit der historischen Arbeit ist es zum einen nicht einfach hinzunehmen, wenn bestimmte Denkfiguren deutlich hinter den erreichten Wissensstand zurückfallen:[78] Die Einblicke in die Prozesse, die menschliche Gruppenbildungen als Ergebnis sozialer und kultureller Konstruktionsleistungen erweisen, sind mit dem Wechsel der Beschreibungseinheit von der ‚Nation‘ zu ‚Europa‘ nicht stillschweigend zu ignorieren, da dies zu einer qualitativen Verschlechterung der Analysen führt. Zum anderen geht es nicht nur darum, dass hier und dort eine politische Anschauung der Autor*innen sichtbar werden mag: Vielmehr kommt der immer wieder durchscheinende Versuch der Begründung politisch aufgeladener Positionierungen mit Hilfe historischer Befunde einem Missbrauch der Geschichte gleich,[79] da sich die argumentationslogischen Strukturen meist als nicht tragfähig erweisen (und dies auch gar nicht sein könnten).

Vor allem aber erweist sich zunehmend, dass wesentlich subtilere Aspekte der Versuche, ein kohärentes ‚europäisches Mittelalter‘ zu konstruieren, noch gefährlichere Konsequenzen mit sich bringen. Die hieraus resultierenden Probleme können im vorliegenden Rahmen keinesfalls erschöpfend diskutiert werden, sollen aber doch zumindest angesprochen sein: Aus den etablierten Traditionen des Fachs resultierten neben der Ausrichtung auf die Deutungskategorie der Nation nämlich auch klare Akzentsetzungen hinsichtlich der als ‚geschichtswürdig‘ betrachteten Phänomene. Dies führte zunächst zu einem starken Fokus auf Fragen der politischen und Ereignisgeschichte sowie der Verfassungsgeschichte, die insgesamt als Domäne mächtiger männlicher Akteure verstanden wurden. Damit wurden weite Teile der untersuchten Gesellschaften tendenziell ignoriert – unter anderem sozial schwächer gestellte Personen sowie generell Frauen.

Die Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte haben mit zahlreichen Detailstudien und auch breiter angelegten Synthesen das ehemals kanonische Bild zwar stark korrigieren können.[80] Aber gerade hier liegt eine der zentralen Schwächen vieler Beiträge zu ‚Europa im Mittelalter‘, weil eigentlich überwundene Bilder wieder aufzuleben drohen. Die häufig recht abstrakt angelegten Phänomene, die als genuin europäisch herausgestellt werden, lassen nämlich meist wenig Raum für die

77 *Le Goff*, Geburt Europas (2004), 48.

78 Dies gilt in theoretisch-methodischer Hinsicht ebenso wie in inhaltlicher oder wertender. Aus dieser Warte muss etwa der Versuch von *Stella*, Europe’s Name (2020), als klarer Rückschritt gelten, da er mit Zugriffen der „Digital Humanities“ letztlich einen Kenntnisstand der 1990er reproduziert, ohne sich dessen bewusst zu sein.

79 Hierzu bereits die Beiträge in *Bak* u. a. (Hrsg.), Gebrauch und Missbrauch (2009).

80 Dies mag exemplarisch die Bestandsaufnahme bei *Goetz*, Moderne Mediävistik (1999), verdeutlichen.

nötige Differenzierung – und als Ergebnis entsteht damit nicht selten ein Bild eines christlichen, männlichen, weißen Mittelalters. Diese Konsequenz mag oftmals gar nicht intendiert sein, sondern aus einer Art ‚Farbenblindheit' der Forschung resultieren, die sich von lange etablierten Zugängen und Vorstellungen leiten lässt. Die Effekte können sich aber als desaströs erweisen, wenn man den Beitrag populärer wie wissenschaftlicher Mittelaltervorstellungen zur Radikalisierung von Meinungen und den daraus erwachsenden Handlungen berücksichtigt. Das Pamphlet „2083. A European Declaration of Independence" des norwegischen Terroristen Anders Breivik, der 2011 in Oslo und auf der Insel Utøya 77 Menschen tötete, stellte über weite Passagen durchaus seriöse mediävistische Publikationen zusammen, die der Kompilator dann verzerrend zur Grundlage extremer Deutungen machte, mit denen er seine Terrorakte rechtfertigen wollte.[81] Ein Leitmotiv wurde für ihn dabei der Gedanke eines historisch als ‚christlich' erwiesenen Europa, das es mit allen Mitteln gegen konkurrierende Vorstellungen und deren Träger*innen zu verteidigen gelte.

Ähnlich führt die faktische Konstruktion eines ‚weißen' Mittelalters, die einen Großteil der traditionellen mediävistischen Publikationen charakterisiert, weil der Dimension ethnischer Vielfalt insgesamt nur relativ wenig Aufmerksamkeit zuteil wurde, zu fatalen Konsequenzen. Die bewusste oder unbewusste Ausgrenzung entsprechender Beobachtungen zu Hautfarben und ethnischer Vielfalt, die bewusst oder nebenbei aus der traditionellen Bevorzugung politischer und verfassungsgeschichtlicher Gegenstände resultierte, bietet eine Grundlage, auf der rechtsextreme und rassistische Positionen aufbauen können, indem sie das Bild eines ‚christlich-weißen europäischen' Mittelalters (das dann oft auch mit körper- und gewaltbetonten Männlichkeitskonstruktionen verbunden wird) zur Grundlage einschlägiger Ideologien machen.[82] Im Umfeld der Terrorakte von Oslo und von Christchurch, Aotearoa-Neuseeland (2019)[83], spielten Bezüge auf ein als christlich, weiß, männlich und in *diesem* Sinne ‚europäisch' imaginiertes Mittelalter eine gewichtige Rolle. Auch bei den Ausschreitungen der *Alt-Right*-Bewegung in Charlottesville, Virginia (2016), bei denen ebenfalls eine Person ums Leben kam und zahlreiche weitere verletzt wurden, war ähnliches zu beobachten.[84]

Solche Befunde belegen, in welchem Ausmaß historische Darstellungen missbräuchlich genutzt werden können, wenn sie nicht hinreichend sorgfältig entwickelt werden: In aktuellen Debatten wird daher teils vehement (und wohl auch zu Recht) ein-

81 Um der Verbreitung dieses Textes keinen Vorschub zu leisten, verzichte ich hier auf einen Nachweis. Eine elektronische Kopie befindet sich in meinem Besitz. Zur Nachwirkung von Breiviks Manifest, die unterdessen abzunehmen scheint, s. *Macklin/Bjørgo*, Breivik's Long Shadow? (2021); s. a. *Leggewie*, Anti-Europäer (2016), 16–59.

82 Vgl. bereits die Befunde von *Keita*, Race (2012), sowie mehrere der Beiträge in *Albin* u. a. (Hrsg.), Whose Middle Ages? (2019).

83 Siehe u. a. *Crothers/O'Brien*, Christchurch Terror Attacks (2020).

84 Siehe zu Charlottesville knapp *Livingstone*, Racism (2017); zur Verwendung der Kreuzzugsmotivik s. *Koch*, New Crusaders (2017). Zahlreiche einschlägige Beiträge sind zu finden auf *The Public Medievalist*, https://www.publicmedievalist.com/.

geklagt, das Bild vom europäischen Mittelalter angemessen zu differenzieren und die Vielfältigkeit zu berücksichtigen – hinsichtlich ethnischer Zugehörigkeiten, Gender, sexueller Orientierungen und so fort.[85] Wie die Verwendung von auf das Mittelalter bezogenen Motiven in den politischen und medialen Diskursen zeigt,[86] sind die entsprechenden Korrekturen der oftmals irreführenden etablierten Bilder von größter Dringlichkeit. Die intensivierten Forschungen zu Migrationen in der Vormoderne[87] und zur Präsenz von Personen unterschiedlicher geographischer Herkunft und physischer Erscheinung bilden daher ein ausgesprochen wichtiges Korrektiv – denn auch im europäischen Mittelalter waren *People of Colour* präsent.[88] Wie weit die Ergebnisse dieser noch jungen Forschungen dann auch in quantitativer Hinsicht das Bild dominieren werden, muss die Zukunft zeigen. Schon jetzt aber ist klar, dass die etablierten Diskurse zu Europa und zum Europäischen im Mittelalter zu kurz greifen. Um das ‚europäische Mittelalter' angemessen zu entdecken und zu beschreiben, müssen wir nicht nur lernen, die modernen Nationsgrenzen zu ignorieren (deren historische Bedingtheit wir uns dabei klarer vor Augen führen können), sondern auch die vorhandenen Phänomene besser und offener zu erfassen.

3 Und jetzt? Europa und Welt …

Vor dem Hintergrund solcher Befunde erscheint es naheliegend, die Ablösung der Europadiskussion in der Mediävistik durch die globale Orientierung nochmals aufzugreifen und produktiv zu wenden. Dieser Versuch kann gewiss keine besondere Originalität für sich beanspruchen, hat doch unter anderem Michael Borgolte schon mehrfach genau diesen Gegenstand in den Blick genommen.[89]

85 Zur engen Verbindung ideologischer Vorprägungen und resultierender Mittelalterbilder (die auch über den akademischen Diskurs hinaus wirksam werden) hinsichtlich sexueller Normvorstellungen s. exemplarisch die Analyse von *Wade*, Skeletons in the Closet (2022); vgl. zu Intersexualitäts-Phänomenen und deren Wahrnehmung im europäischen Spätmittelalter *Rolker*, Genitalien vor Gericht (2018).

86 Aus der Vielzahl der einschlägigen Publikationen sei hier lediglich hingewiesen auf *di Carpegna Falconieri*, Militant Middle Ages (2020). Eine aufschlussreiche Fallstudie zu den Interferenzen von Unterhaltung und politischer Beeinflussung am Beispiel des Vergnügungsparks „Le Puy du Fou" in der französischen Vendée bieten *Besson* u. a., Le Puy du Faux (2022). Die Beiträge zu *Besson/Blanc/Ferré* (Hrsg.), Moyen Âge imaginaire (2022), greifen diese politisch-gesellschaftliche Dimension nur punktuell auf.

87 *Borgolte* (Hrsg.), Migrationen im Mittelalter (2014).

88 *Otele*, Black Europeans (2020), bleibt für das Mittelalter recht schmal dokumentiert. *Kopp*, Afrique et l'Europe (2022), fokussiert auf die Zeit um 1500, bietet aber auch grundsätzlich wertvolle Hinweise. Die Thesen von *Heng*, Invention of Race (2018), sind gewiss noch weiter zu diskutieren; siehe dazu in diesem Band den Beitrag von Kristin Skottki.

89 Hier sei lediglich verwiesen auf *Borgolte*, Europäische und globale Geschichte (2016).

Nochmals kurz zur Erinnerung: Die Diskussionen, die in der Mediävistik zwischen 1990 und 2010 über die Möglichkeiten und Anforderungen einer europäischen Geschichte geführt wurden, fanden relativ rasch und weitgehend ergebnislos (zumindest wenn man nach einem Konsens fragt) ein Ende: Hatte man um 2000 herum verschiedentlich diskutiert, wie ein angemessener Zugang zu einer europäischen Geschichte jenseits der Summierung nationaler Geschichten aussehen könnte,[90] so legte man diese Frage im frühen 21. Jahrhundert recht umstandslos beiseite, um einen neuen Fokus einzustellen, nämlich jenen der Globalgeschichte. Dessen ungeachtet erschienen weiterhin Werke im Sinne groß angelegter nationaler Verflechtungsgeschichten im europäischen Rahmen, etwa die unter der Ägide des Deutschen Historischen Instituts in Paris entstandene ‚Deutsch-Französische Geschichte', in der auch zwei Bände die Epoche des Mittelalters behandeln,[91] oder der Mittelalter-Band in der vom Deutschen Polen-Institut herausgegebenen ‚Deutsch-Polnischen Geschichte'.[92] Einem Verflechtungsparadigma verpflichtet ist zudem die Reihe ‚Die Deutschen und das Europäische Mittelalter', wenngleich sich nicht unmittelbar erschließen mag, weshalb dem Blick auf das westliche und das östliche Europa der Fokus auf ‚Die Welt der Wikinger' zur Seite gestellt ist.[93]

Insgesamt stärker wahrgenommen und diskutiert erscheinen trotz dieser fortgesetzten Arbeiten, die zudem kaum ausdrücklich die Dimension des Europäischen als solche reflektieren, gleichwohl die Ansätze und Perspektiven globalhistorischer Zugänge. Diese Entwicklung beruht, wie gesagt, nicht darauf, dass die Fragen zur adäquaten Fassung einer europäischen Geschichte hinreichend geklärt wären. Trotz beeindruckender und buchstäblich gewichtiger Publikationen aus der Feder Michael Borgoltes, der in seinen Synthesen wohl am konsequentesten den Weg einer Neufokussierung jenseits der nationalstaatlichen Grenzen gegangen ist,[94] wäre gewiss noch manches zu leisten. Der Schritt hin zu Diskussionen über eine Globalgeschichte des Mittelalters bedeutet hier also – zumindest für den Moment – einen weitgehenden Abbruch der einschlägigen Bemühungen. Motiviert ist er, so darf man vermuten, weniger aus genuin sachbezogenen Gründen, sondern auch durch eine Aufmerksamkeitsökonomie, die eng mit aktuellen Interessenslagen verbunden ist: Angesichts einer immer stärker in globalem Maßstab vernetzten Welt und der mit den Verflechtungen verbundenen Konsequenzen, die uns nicht zuletzt durch die COVID-Pandemie seit 2020 und die Effekte des anthropogenen Klimawandels drastisch vor Augen stehen, wirkt die Beschäftigung mit einer ausdrücklich als ‚europäisch' deklarierten Geschichte fraglos ein wenig aus der Zeit gefallen, wenn nicht gar ‚retro'.

90 Siehe Anm. 38.

91 *Große*, Frankenreich (2005); *Moeglin*, Kaisertum und allerchristlichster König (2010).

92 *Kersken/Wiszewski*, Neue Nachbarn (2020).

93 *Ehlers*, Westliche Europa (2004); *Lübke*, Östliche Europa (2004); *Sawyer/Sawyer*, Welt der Wikinger (2002). Ein geplanter vierter Band zu Italien ist wohl nicht erschienen.

94 Siehe die in Anm. 26 und 72 genannten Titel.

Dieser Eindruck ist insbesondere deswegen nicht völlig von der Hand zu weisen, weil bei einer programmatisch europäischen Ausrichtung des historischen Zugriffs unweigerlich der düstere Eurozentrismusverdacht aufscheint[95] – und dies nicht ganz unberechtigt, wie die vorangegangenen Ausführungen gezeigt haben sollten. Zugleich aber lassen sich einerseits Analogien zwischen einer dezidiert europäisch und einer global ausgerichteten Geschichte des Mittelalters aufzeigen; anderseits sind auch fruchtbare Anknüpfungsmomente zu identifizieren. Beides soll abschließend kurz beleuchtet werden.

Beiden Ausrichtungen – der Hinwendung zum europäischen Rahmen wie jener zur globalen Orientierung – ist zunächst einmal gemein, dass sie mit ihrem Gegenstand und dessen Abgrenzung ringen: Ähnlich wie bei der europäischen Geschichte ist nämlich die Beantwortung der Grenzfrage auch im Fall der Globalgeschichte nicht selbstverständlich, wenngleich das zunächst kontraintuitiv wirken mag. Tatsächlich aber ist keineswegs klar, was mit dem Begriff der Globalgeschichte konkret angesprochen sein kann: Bezieht man ihn mit Jürgen Osterhammel vorrangig auf die Geschichte von Zusammenhängen und Vernetzungen „mit tendenziell planetarischer Erstreckung“[96], so erscheint er für die Zeit, die traditionellerweise als Mittelalter gefasst wird, kaum anwendbar. Allerdings lässt sich das Konzept auch in flexibilisierter Fassung einsetzen, indem man damit einen analytischen Zugriff bezeichnet, der lokal oder regional verortete Phänomene bewusst in ihre weiter ausgreifenden Zusammenhänge stellt.[97] Für die Zeit vor 1500 ginge es damit nicht darum, in schlichter Entgrenzung die ganze Welt zum Gegenstand zu machen, sondern die Vernetzungen innerhalb der nachweisbaren Kommunikationszusammenhänge zu verfolgen, so dass sich der europäische Raum in den Rahmen der Ökumene einfügt, welche die drei Erdteile Afrika, Asien und Europa bilden.[98]

Innerhalb dieses Rahmens bedeutet der globalhistorische Zugriff nun, dass relevante Kontakte und Transfers möglichst umfassend nachzuverfolgen sind. Wie fruchtbar eine solche methodische Ausrichtung für die Untersuchung ‚europäischer‘ Gegenstände sein kann, haben die erwähnten Arbeiten im Rahmen des Schwerpunktprogramms ‚Integration und Desintegration‘ vorgeführt.[99] Wichtig erscheint dabei insbesondere, dass die erzielten Resultate gerade nicht in der Postulierung einer statisch feststehenden Einheit

95 Vgl. knapp *Conrad*, Globalgeschichte (2013), 137–145.

96 *Osterhammel*, Globalgeschichte (^{3}2007), 596.

97 *Borgolte*, Europäische und globale Geschichte (2016), 296; s. *ders.*, Mittelalter in der größeren Welt (2012), 43 f., sowie insgesamt auch *Conrad*, Globalgeschichte (2013), 9–28. Dass die einschlägigen Diskussionen im Blick auf die Vormoderne noch keineswegs beendet sind, zeigt u. a. *Flechner*, How Far is Global? (2020).

98 Dem entspricht der Zuschnitt von *Fried/Hehl* (Hrsg.), Weltdeutungen und Weltreligionen (2010). Jüngst setzte *Hansen*, Jahr 1000 (2020), die Anfänge einer Globalisierung bis in die Zeit der Reisen von Wikingergruppen in das heutige Nordamerika. Rein quantitativ blieben diese sporadischen Kontakte aber wohl ohne unmittelbar spürbare Auswirkungen.

99 Siehe Anm. 72.

bestehen können, die auf diese Weise eine dauerhaft-stabile Identität gewönne. Vielmehr zwingen sie dazu, den Prozess- und Wandlungscharakter kultureller Formationen in Anschlag zu bringen, die stets nur als Transkulturen zu fassen sind.[100]

Damit bieten die Globalgeschichte und der Dialog mit ihr einer erneuerten europäischen Geschichte aber nicht nur methodische Anregungen zu einer produktiven Fassung ihrer Gegenstände jenseits europäischer Essentialisierungen. Vielmehr verdeutlichen sie auch, dass das eingangs beschriebene Abgrenzungsproblem eigentlich gar keines ist – oder es zumindest nicht sein muss – wenn man nicht dem irrtümlichen Glauben an die dauerhafte Existenz wesenhafter Kollektive erliegt. Was den Apologeten ‚abendländischer' Identitäten – die am Ende vielleicht sogar noch stereotyp asiatischen Despotien gegenübergestellt werden sollen – vielleicht als Zumutung erscheinen mag, erweist sich für die historische und kulturwissenschaftliche Arbeit damit fraglos als Gewinn: Folgt man nämlich den an spezifischen Objekten ansetzenden Zugriffen, wie sie in der Globalgeschichte mit dem Konzept der ‚Glokalisierung' etabliert erscheinen,[101] lassen sich auch Entwicklungen im europäischen Rahmen ähnlich analysieren, die dann mit einem nichtemphatischen Europa-Begriff anzusprechen sind.

Ganz im Sinne des ‚Provincializing Europe' erlaubt die Beachtung globaler Perspektiven es damit zugleich, die Spezifika der für und in Europa untersuchten Phänomene präziser zu fassen und auf diese Weise unzutreffende Verallgemeinerungen oder Postulate zu vermeiden, die in der älteren Forschung immer wieder aufscheinen: So macht etwa die vergleichende Untersuchung vormoderner Herrscherideale rasch deutlich, dass die Nähe zwischen Krieger- und Herrscherideal, die im europäischen Mittelalter relativ prominent begegnet,[102] in den zeitgleichen chinesischen Vorstellungswelten keinen vergleichbaren Platz hat[103] und daher keinesfalls eine Selbstverständlichkeit für die Vormoderne insgesamt darstellt. Ein chinesischer Herrscher sollte gar nicht auf dem Schlachtfeld kämpfen, dafür waren seine Generale und Soldaten da ... und so können die Verhältnisse in Europa auch nicht als Platzhalter für einen ‚historischen Normalfall' dienen, an dem weitere Kulturen zu messen wären.

Auf der anderen Seite erscheint damit die Einschätzung mancher Phänomene als Spezifika der europäischen Situation schlicht falsch: Nicht selten wird etwa die Behauptung einer ‚Einheit in Vielfalt' als europäisches Charakteristikum mit der Vielzahl der

100 Im Überblick s. *Abu-Er-Rub/Brosius/Meurer* (Hrsg.), Engaging Transculturality (2021).

101 *Roudometof*, Glocalization (2016).

102 *Clauss/Stieldorf/Weller* (Hrsg.), König als Krieger (2015).

103 Wenngleich einzelne Herrscher durchaus auf dem Schlachtfeld begegnen, stellte dies weder den Normalfall dar, noch entsprach es dem Ideal. Siehe zum Beispiel der Sung-Dynastie *Hartman*, Sung Government (2015), 85. Vgl. *Hsiao*, History of Chinese Political Thought (2015), und *Franke*, Tribal Chieftain (1978).

im europäischen Raum präsenten Sprachen unterstrichen.[104] Schon eine kursorische Überprüfung der Verhältnisse in anderen Regionen der Welt macht aber deutlich, dass diese angebliche Besonderheit keineswegs ein Alleinstellungsmerkmal bedeutet. So stehen heute den – je nach Klassifikation – entweder ca. 60 oder vielleicht auch 200 Sprachen in Europa alleine in Kamerun über 300 im Landesgebiet vertretene Sprachen gegenüber.[105] Während für den Raum Europas und Russlands insgesamt circa 300 lebende Sprachen verzeichnet werden können, von denen rund 70 ein institutionalisierter Status zukommt, existieren in Asien über 2300 lebende Sprachen.[106] Auch das Gegenbild existiert übrigens, das in der Existenz einer Lingua Franca in Form des Lateinischen eine Besonderheit sehen wollte[107] – was aber ebenfalls ein kurzer Blick auf China rasch relativiert.[108]

Schließlich könnte der Umweg über das Globale auch die Fortentwicklung der methodischen Zugriffe auf die europäische Geschichte weiter befruchten: Wie die neuseeländische Historikerin Madi Williams in einem kurzen Band zu Polynesien zwischen 900 und 1600 argumentierte, kommen wir mit dem Instrumentarium der schriftbezogenen Arbeit im globalen Rahmen rasch an unsere Grenzen: Um die Grundlagen der menschlichen Besiedlung und der frühen Kulturen in Aotearoa-Neuseeland adäquater fassen zu können (die im Übrigen in die Zeit des europäischen Mittelalters fallen), sind wir auf den Einbezug oraler Überlieferung, tradierter Praktiken und auch archäologischer Befunde angewiesen.[109] Wer den hier untersuchten Gesellschaften nicht schlicht ihre eigene Historizität absprechen möchte, wie man es lange etwa im Hinblick auf die Kulturen Afrikas (insbesondere südlich der Sahara) für die Zeit vor der gewaltsamen Kolonisierung durch europäische Akteure getan hat,[110] ist gehalten, Befunden, die nicht auf Schriftquellen im etablierten Sinne basieren, einen neuen Stellenwert zuzubilligen.

104 *Ruf*, Muslime (2010), 123 f., unterstreicht die Rolle des Motivs in der polemischen Argumentation von Samuel Huntingdon (im Aufsatz „The West Unique, not Universal" von 1996). Es erscheint aber auch in nüchterner angelegten Publikationen, s. etwa *Paul*, EUROPA (1993), 6, oder *Trabant*, Sprachenvielfalt (2012). Letzterer diskutiert die Sprachenvielfalt als europäischen Erinnerungsort, wechselt dabei aber die Perspektive von der politischen Valorisierung des Phänomens hin zur Bezugnahme auf die faktische Situation.

105 https://glottolog.org/glottolog/language.map.html?country=CM#5/8.088/12.789 (Zugriff: 07.10.2022).

106 Für einen raschen Einblick s. die statistische Bestandsaufnahme bei Ethnologue. Languages of the World, online: https://www.ethnologue.com/world (Zugriff: 07.10.2022).

107 *Hay*, Europe Revisited (1980), 4 f.

108 Zur einschlägigen Rolle der chinesischen Schrift s. knapp *Vogelsang*, China und Japan (2020), 29 f.; in der gesprochenen Sprache etablierte sich das Mandarin erst ab der Ming-Zeit als weiter ausgreifender Standard, s. *Coblin*, Brief History of Mandarin (2000), 537. Zur Ausprägung des Altchinesischen als Koiné der T'ang-Zeit s. *Norman/Coblin*, New Approach (1995), 578.

109 *Williams*, Polynesia (2021).

110 Siehe die einleitenden Kommentare von *Fauvelle*, Rhinocéros d'or (2022), 15–28; vgl. auch *Bon/Fauvelle*, Archives africaines (2022), 20–23. Berühmt wurde die Formel von *Chakrabarty*, Provincializing Europe (2000), 7, dass mittels des dominierenden europäischen Paradigmas Inder, Afrikaner und andere „‚rude' nations" in einen imaginären Warteraum der Geschichte verwiesen worden seien.

Im Gegenzug können uns die Zugänge, die in diesem Arbeitsfeld eröffnet werden, dann auch neue Blicke auf Kulturen im europäischen Raum zu eröffnen. Insbesondere im Hinblick auf das nördliche Europa des Früh- und Hochmittelalters liegen hierzu bereits einschlägige Untersuchungen vor, die uns mit dem Nachweis weit reichender Kontakte und Austauschprozesse über die ‚europäischen Grenzen' hinaus dazu nötigen, allzu eng gefasste Perspektiven aufzubrechen.[111]

Wie lassen sich die hier nur knapp und impressionistisch angesprochenen Beobachtungen und Befunde abschließend bündeln? Mir scheint, dass drei zentrale Aspekte herauszustellen sind:

1) Europa und das ‚Europäische' stellen Mediävist*innen unserer Tage ganz offensichtlich weiterhin vor große Probleme: Begrifflich, konzeptuell und analytisch besteht keine Einigkeit darüber, was mit Europa konkret anzusprechen ist, wie es adäquat untersucht werden kann und wie eine angemessene Darstellung zu entwickeln ist (auch wenn wertvolle Versuche und Ansätze existieren). Im Forschungs- und Publikationsalltag fällt diese Unsicherheit allerdings interessanterweise kaum auf: Meist werden die Probleme weitgehend ignoriert, indem ein an sich nicht existierender Konsens zwanglos als gegeben vorausgesetzt wird.
2) Dabei handelt es sich aber keineswegs um eine Quisquilie[112]: Die enge Verzahnung historischer und politischer Deutungsansätze – sowie die häufige, legitimatorisch gedachte Bezugnahme der Letzteren auf Erstere – bergen die Gefahr, dass nicht hinreichend präzise abgegrenzte Fachpublikationen von politischer und publizistischer Seite willig aufgegriffen und instrumentalisiert werden. Dabei handelt es sich nicht um einen bedauerlichen Nebeneffekt: Historiker*innen produzieren Wissen, das Eingang in weiter ausgreifende Zusammenhänge findet und finden soll. Die potentiellen Auswirkungen sind daher bei der Präsentation der Forschungsergebnisse dergestalt zu berücksichtigen, dass der Freiraum für Missbrauch so weit wie möglich reduziert wird (was zugleich zu größerer Präzision und Wissenschaftlichkeit führt). Im Sinne einer verantwortlichen Ausübung ihres Metiers werden Mediävist*innen, wie Historiker*innen allgemein, daher gut daran tun, ihre Praxis in dieser Hinsicht zu schärfen, zu präzisieren und transparent zu machen. Gerade weil Europa auch als politischer Begriff weiterhin umstritten ist, sollte die Geschichtswissenschaft ihren Beitrag zu seiner Klärung – oder zum adäquaten Einsatz – leisten.
3) Diese Aufforderungen zielen dabei nicht nur auf eine Gatekeeper-Funktion hin zur Politik: Wie die knappen Hinweise zu den Familienähnlichkeiten von Europa- und Globalgeschichte zeigen sollten, können sich aus dem offenen Dialog der bei-

111 Vgl. zum sogenannten „Helgö-Buddha" *Ramirez-Weaver*, Islamic Silver (2014); mit populärer Ausrichtung, aber inspirierenden Befunden s. *Jarman*, River Kings (2021); vgl. auch knapp *Tracy*, Why Study the Middle Ages? (2022), 56–60.

112 Ich danke an dieser Stelle meinem akademischen Lehrer und Freund Bernd Schneidmüller (Heidelberg), der mir diesen Begriff für mein aktives Vokabular erschlossen hat.

den Zugänge ausgesprochen fruchtbare Effekte für die europäische Geschichte ergeben, auch wenn man das vielleicht auf den ersten Blick nicht vermuten möchte. So mag man auf dem Umweg über die Welt zu einem Bild von Europa kommen, das den methodischen und theoretischen Anforderungen unserer Disziplin im 21. Jahrhundert wesentlich besser gerecht werden kann – und die Frage „Warum Europa?“ erhält damit eine ganz andere Antwort, als sie sich Michael Mitterauer in seinem auf die europäische Sonderwegsdebatte ausgerichteten Werk vorgestellt haben mag.

Bibliographie

Sigurd Abel / Bernhard Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, 2 Bde. Leipzig 1883–1888.

Laila Abu-Er-Rub / Christiane Brosius / Sebastian Meurer (Hrsg.), Engaging Transculturality. Concepts, Key Terms, Case Studies. London / New York 2021.

Andrew Albin u. a. (Hrsg.), Whose Middle Ages? Teachable Moments for an Ill-Used Past. New York 2019.

Benedict Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. Rev. ed., London 1991.

János Bak u. a. (Hrsg.), Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert / Uses and Abuses of the Middle Ages: 19th–21st Century / Usages et Mésusages du Moyen Âge du XIXe au XXIe siècle. (MittelalterStudien 17) München 2009.

Ernest Barker / George Clark / Paul Vaucher (Hrsg.), The European Inheritance, 3 Bde. Oxford 1954.

Geoffrey Barraclough, Die Einheit Europas als Gedanke und Tat. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 184) Göttingen 1964.

Robert Bartlett, Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. München 1996 (engl. Orig.: The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change, 950–1350. London 1993).

Thomas Bauer, Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2020.

Stefan Berger / Christoph Conrad, The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe. (Writing the Nation 8) Basingstoke 2015.

Stefan Berger / Chris Lorenz (Hrsg.), Nationalizing the Past. Historians as Nation Builders in Modern Europe. (Writing the Nation 6) New York 2010.

Florian Besson / William Blanc / Vincent Ferré (Hrsg.), Dictionnaire du Moyen Âge imaginaire. Le médiévalisme, hier et aujourd’hui. Paris 2022.

Florian Besson u. a., Le Puy du Faux. Enquête sur un parc qui déforme l’histoire. Paris 2022.

Lorraine Bluche / Veronika Lipphardt / Kiran K. Patel (Hrsg.), Der Europäer – ein Konstrukt. Wissensbestände, Diskurse, Praktiken. Göttingen 2009.

François Bon / François-Xavier Fauvelle, Les archives africaines du monde. Empreintes, fossiles, vestiges, langues et récits de la préhistoire, in: François-Xavier Fauvelle / Anne Lafont (Hrsg.), L’Afrique et le monde: histoires renouées. De la Préhistoire au XXIe siècle. Paris 2022, 17–43.

Michael Borgolte, Die Welten des Mittelalters. Globalgeschichte eines Jahrtausends. München 2022.

Michael Borgolte, Europäische und globale Geschichte des Mittelalters. Erfahrungen und Perspektiven, in: Francia 43 (2016), 285–302.

Michael Borgolte (Hrsg.), Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch. Berlin 2014.

Michael Borgolte, Mittelalter in der größeren Welt. Eine europäische Kultur in globaler Perspektive, in: Historische Zeitschrift 295 (2012), 35–61.

Michael Borgolte, Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr. (Siedler Geschichte Europas) München 2006.
Michael Borgolte, Europa entdeckt seine Vielfalt, 1050–1250. (Handbuch der Geschichte Europas 3) Stuttgart 2002.
Michael Borgolte, Vor dem Ende der Nationalgeschichten? Chancen und Hindernisse für eine Geschichte Europas im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 272 (2001), 561–596.
Michael Borgolte u. a. (Hrsg.), Europa im Geflecht der Welt. Mittelalterliche Migrationen in globalen Bezügen. (Europa im Mittelalter 20) Berlin 2012.
Michael Borgolte u. a. (Hrsg.), Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter. (Europa im Mittelalter 18) Berlin 2011.
Michael Borgolte u. a. (Hrsg.), Mittelalter im Labor. Die Mediävistik testet Wege zu einer transkulturellen Europawissenschaft. (Europa im Mittelalter 10) Berlin 2008.
Michael Borgolte / Bernd Schneidmüller (Hrsg.), Hybride Kulturen im mittelalterlichen Europa. Vorträge und Workshops einer internationalen Frühlingsschule. (Europa im Mittelalter 16) Berlin 2010.
Rémi Brague, Europa. Eine exzentrische Identität. Frankfurt (Main) 1993.
Bernhard Braun, Die Herkunft Europas. Eine Reise zum Ursprung unserer Kultur. Darmstadt 2022.
Christina Brauner, Das „globale Mittelalter" und die Gegenwart der Geschichtswissenschaft, in: traverse 29:2 (Vormoderne postkolonial / Moyen Âge postcolonial) (2022), 41–62.
Christophe Brun, Configuration de l'Europe, in: Christophe Charle / Daniel Roche (Hrsg.), L'Europe. Encyclopédie historique. Arles 2018, 112–116.
Tommaso di Carpegna Falconieri, The Militant Middle Ages. Contemporary Politics between New Barbarians and Modern Crusaders. Leiden u. a. 2020.
Federico Chabod, Der Europagedanke. Von Alexander dem Großen bis Zar Alexander I. (Urban Bücher 71) Stuttgart 1963.
Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton 2000.
Christophe Charle / Daniel Roche (Hrsg.), L'Europe. Encyclopédie historique. Arles 2018.
Martin Clauss / Andrea Stieldorf / Tobias Weller (Hrsg.), Der König als Krieger. Zum Verhältnis von Königtum und Krieg im Mittelalter. Beiträge der Tagung des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (13.–15. März 2013). (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen 5) Bamberg 2015.
W. South Coblin, A Brief History of Mandarin, in: Journal of the American Oriental Society 120:4 (2000), 537–552.
Sebastian Conrad, Globalgeschichte. Eine Einführung. München 2013.
Philippe Cordez, 1965: Karl der Große in Aachen. Geschichten einer Ausstellung, in: Frank Pohle / Peter van den Brink (Hrsg.), Karl der Große / Charlemagne, 3 Bde. Dresden 2014, Bd. 1, 17–29.
Charles Crothers / Thomas O'Brien, The Contexts of the Christchurch Terror Attacks. Social Science Perspectives, in: Kōtuitui: New Zealand Journal of Social Sciences 15:2 (2020), 247–259.
Christopher Dawson, Europa. Idee und Wirklichkeit. München 1953 (engl. Orig.: Understanding Europe. London / New York 1952).
Christopher Dawson, Die Gestaltung des Abendlandes. Eine Einführung in die Geschichte der abendländischen Einheit. Leipzig 1935.
Christopher Dawson, The Making of Europe. An Introduction to the History of European Unity. London 1932.
Gerard Delanty, Inventing Europe. Idea, Identity, Reality. London 1995.
Patrick Demouy, Art gothique: „art français"?, in: Christophe Charle / Daniel Roche (Hrsg.), L'Europe. Encyclopédie historique. Arles 2018, 822–827.
Jean-Pierre Digard, Nomades, nomadisme et transhumance, in: Christophe Charle / Daniel Roche (Hrsg.), L'Europe. Encyclopédie historique. Arles 2018, 150–152.
Andrew Dowling, Catalonia. A New History. Abingdon 2023.

Heinz Duchhardt u. a. (Hrsg.), Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch, 3 Bde. Göttingen 2006–2007.
Heinz Duchhardt / Andreas Kunz (Hrsg.), „Europäische Geschichte" als historiographisches Problem. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 42) Mainz 1997.
Jean-Baptiste Duroselle, L'Europe. Histoire de ses peuples. Paris 1990.
Joachim Ehlers, Das westliche Europa. (Die Deutschen und das europäische Mittelalter 3) München 2004.
Joachim Ehlers, Charlemagne, l'Européen entre la France et l'Allemagne. (Conférences annuelles de l'Institut Historique Allemand 7) Stuttgart 2001.
Thomas Ertl / Klaus Oschema, Les études médiévales après le tournant global, in: Annales. Histoire, Sciences Sociales 76 (2021), 787–801.
Thomas Ertl / Stefan Esders, Auf dem Sprung in eine planetarische Zukunft? Mediävistische Annäherungen an ein interkulturelles Europa und seine Nachbarn, in: Historische Zeitschrift 279 (2004), 127–146.
Ethnologue. Languages of the World, online: https://www.ethnologue.com/world (Zugriff: 07.10.2022).
François-Xavier Fauvelle, Le rhinocéros d'or. Histoires du Moyen Âge africain. Édition revue et augmentée. Paris 2022.
Johannes Feichtinger, Europa – quo vadis?, in: Moritz Csáky / Johannes Feichtinger (Hrsg.), Europa – geeint durch Werte? Die europäische Wertedebatte auf dem Prüfstand der Geschichte. Bielefeld 2007, 19–43.
Jürgen Fischer, Oriens – Occidens – Europa. Begriff und Gedanke „Europa" in der späten Antike und im frühen Mittelalter. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 15) Wiesbaden 1957.
Roy Flechner, How Far is Global, in: Medieval Worlds 12 (2020), 255–266.
Herbert Franke, From Tribal Chieftain to Universal Emperor and God. The Legitimation of the Yüan Dynasty. (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse 1978:2) München 1978.
Johannes Fried / Ernst-Dieter Hehl (Hrsg.), Weltdeutungen und Weltreligionen 600 bis 1500. (WBG Weltgeschichte 3) Darmstadt 2010.
Manfred Fuhrmann, Alexander von Roes: ein Wegbereiter des Europagedankens? (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 1994:4) Heidelberg 1994.
Manfred Fuhrmann, Europa. Zur Geschichte einer kulturellen und politischen Idee. Konstanz 1981.
Alban Gautier, Bière, in: Christophe Charle / Daniel Roche (Hrsg.), L'Europe. Encyclopédie historique. Arles 2018, 457–458.
Patrick Geary, Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen. Frankfurt (Main) 2002 (engl. Orig.: The Myth of Nations. The Medieval Origins of Europe. Princeton (NJ) 2002).
Glottolog: Languages of Cameroon, online: https://glottolog.org/glottolog/language.map.html?country=CM#5/8.088/12.789 (Zugriff: 07.10.2022).
Hans-Werner Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung. Darmstadt 1999.
Jacques Le Goff, Die Geburt Europas. München 2004.
Shlomo Goitein, A Mediterranean Society: The Jewish Communities of the Arab World as Portrayed in the Documents of the Cairo Geniza, 6 Bde. Berkeley 1967–1993.
Heinz Gollwitzer, Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. München ^{2}1964.
Rolf Große, Vom Frankenreich zu den Ursprüngen der Nationalstaaten 800–1214. (Deutsch-französische Geschichte 1) Darmstadt 2005.
Paul Guichonnet, Un historien de la Savoie méconnu: Victor de Saint-Genis (1830–1904), in: Mémoires de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Savoie, sér. VIII, 10 (2009), 163–180.

Hubertus Günther, Die Gotik als der europäische Baustil, in: Pim den Boer / Heinz Duchhardt / Georg Kreis / Wolfgang Schmale (Hrsg.), Europäische Erinnerungsorte, Bd. 2: Das Haus Europa. München 2012, 137–150.

Isabelle Guyot-Bachy / Jean-Marie Moeglin (Hrsg.), La naissance de la médiévistique. Les historiens et leurs sources en Europe (XIX^{e}-début du XX^{e} siècle). (Hautes études médievales et modernes 107) Genf 2015.

Oskar Halecki, Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte. Darmstadt 1957 (engl. Orig. The Limits and Divisions of European History. London/New York 1950).

Valerie Hansen, Das Jahr 1000. Als die Globalisierung begann. München 2020.

Charles Hartman, Sung Government and Politics, in: John W. Chaffee / Denis Twitchett (Hrsg.), The Cambridge History of China, Bd. 5/2: Sung China, 960–1279. Cambridge 2015, 19–138.

Dag Nikolas Hasse, Was ist europäisch? Zur Überwindung kolonialer und romantischer Denkformen. Stuttgart 2021.

Denys Hay, Europe Revisited: 1979, in: History of European Ideas 1 (1980), 1–6.

Denys Hay, Europe. The Emergence of an Idea. Edinburgh ^{2}1968.

John Headley, The Europeanization of the World. On the Origins of Human Rights and Democracy. Princeton 2008.

Michael Heffernan, The Meaning of Europe. Geography and Geopolitics. London 1998.

Georg Paul Hefty, Der Internationale Karlspreis zu Aachen, in: Pim den Boer / Heinz Duchhardt / Georg Kreis / Wolfgang Schmale (Hrsg.), Europäische Erinnerungsorte, Bd. 2: Das Haus Europa. München 2012, 83–88.

Geraldine Heng, The Invention of Race in the European Middle Ages. Cambridge 2018.

Oded Heilbronner, The Place of Catholic Historians and Catholic Historiography in Nazi Germany, in: History 88 (2003), 280–292.

Hermann Heimpel, Europa und seine mittelalterliche Grundlegung, in: Die Sammlung 4 (1949), 13–26.

Rudolf Hiestand, „Europa" im Mittelalter. Vom geographischen Begriff zur politischen Idee, in: Hans Hecker (Hrsg.), Europa – Begriff und Idee. Historische Streiflichter. (Kultur und Erkenntnis 8) Bonn 1991, 33–47.

Peregrine Horden / Nicholas Purcell, The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History. Malden / Oxford 2000.

Kung-chuan Hsiao, A History of Chinese Political Thought, Bd. 1: From the Beginnings to the Sixth Century, A.D. Princeton 2015.

John Hudson / Sally Crumplin (Hrsg.), „The Making of Europe". Essays in Honour of Robert Bartlett. Leiden 2016.

Cat Jarman, River Kings. The Vikings from Scandinavia to the Silk Roads. London 2021.

Eric L. Jones, The European Miracle. Environments, Economies, and Geopolitics in the History of Europe and Asia. Cambridge (MA) 1981.

Bernhard Jussen, Richtig denken im falschen Rahmen? Warum das „Mittelalter" nicht in den Lehrplan gehört, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 67:9–10 (2016), 558–576.

Basileios Karageorgos, Der Begriff Europa im Hoch- und Spätmittelalter, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 48 (1992), 137–164.

Karl der Große oder Charlemagne? Acht Antworten deutscher Geschichtsforscher. Berlin 1935.

Maghan Keita, Race: What the Bookstore Hid, in: Celia Chazelle u. a. (Hrsg.), Why the Middle Ages Matter. Medieval Light on Modern Injustice. Abingdon / New York 2012, 130–140.

Norbert Kersken / Przemysław Wiszewski, Neue Nachbarn in der Mitte Europas. Polen und das Reich im Mittelalter. (WBG Deutsch-Polnische Geschichte 1) Darmstadt 2020.

Arthur Kleinclausz, L'empire carolingien. Ses origines et ses transformations. Paris 1902.

Franz Knipping, Denis de Rougemont (1906–1985), in: Heinz Duchhardt u. a. (Hrsg.), Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch, 3 Bde. Göttingen 2006–2007, Bd. 3, 157–175.

Ariel Koch, The New Crusaders. Contemporary Extreme Right Symbolism and Rhetoric, in: Perspectives on Terrorism 11:5 (2017), 13–24.
Vanina Kopp, L'Afrique et l'Europe entre Moyen Âge et Renaissance. Changements de points de vue, in: traverse 29:2 (Vormoderne postkolonial / Moyen Âge postcolonial) (2022), 106–120.
Arthur Lapôtre, L'Europe et le Saint-Siège à l'époque carolingienne, Bd. 1: Le pape Jean VIII (872–882). Paris 1895.
Claus Leggewie, Anti-Europäer. Breivik, Dugin, al-Suri & Co. Berlin 2016.
Brigitte Leucht, Christopher Dawson (1889–1970), in: Heinz Duchhardt u. a. (Hrsg.), Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch, 3 Bde. Göttingen 2006–2007, Bd. 2, 211–229.
Martin W. Lewis / Kären E. Wigen, The Myth of Continents. A Critique of Metageography. Berkeley / Los Angeles / London 1997.
Johannes Lilie, Byzanz und das lateinische Europa. Verbindungen – Brüche – Gegensätze. Zu einer möglichen Kooperation von Mediävistik und Byzantinistik, in: Michael Borgolte (Hrsg.), Unaufhebbare Pluralität der Kulturen? Zur Dekonstruktion und Konstruktion des mittelalterlichen Europa. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 32) München 2001, 19–40.
Jo Livingstone, Racism, Medievalism, and the White Supremacists of Charlottesville, in: The New Republic, 15.08.2017, online: https://newrepublic.com/article/144320/racism-medievalism-white-supremacists-charlottesville (Zugriff: 07.10.2022).
Theodor Jakob Gottlieb Locher, Die Überwindung des europäozentrischen Geschichtsbildes. (Institut für Europäische Geschichte Mainz. Vorträge) Wiesbaden 1954.
Christian Lübke, Das östliche Europa. (Die Deutschen und das europäische Mittelalter 2) München 2004.
Graham Macklin / Tore Bjørgo, Breivik's Long Shadow? The Impact of the July 22, 2011 Attacks on the Modus Operandi of Extreme-Right Lone Actor Terrorists, in: Perspectives on Terrorism 15:3 (2021), 14–36.
Christiane Marxhausen, Identität – Repräsentation – Diskurs. Eine handlungsorientierte Diskursanalyse zur Erfassung raumbezogener Identitätsangebote. (Sozialgeographische Bibliothek 14) Stuttgart 2010.
Christoph Mauntel, Vom Ozean umfasst. Gewässer als konstitutives Element mittelalterlicher Weltordnungen, in: Friedrich Edelmayer / Gerhard Pfeisinger (Hrsg.), Ozeane. Mythen, Interaktionen und Konflikte. (Studien zur Geschichte und Kultur der Iberischen und Iberoamerikanischen Länder 16) Münster 2017, 57–74.
Christoph Mauntel u. a., Mapping Continents, Inhabited Quarters and The Four Seas. Divisions of the World and the Ordering of Spaces in Latin-Christian, Arabic-Islamic and Chinese Cartography in the Twelfth to Sixteenth Centuries. A Critical Survey and Analysis, in: Journal of Transcultural Medieval Studies 5:2 (2018), 295–367.
Christoph Mauntel / Jenny R. Oesterle, Wasserwelten. Ozeane und Meere in der mittelalterlichen christlichen und arabischen Kosmographie, in: Gerlinde Huber-Rebenich / Christian Rohr / Michael Stolz (Hrsg.), Wasser in der mittelalterlichen Kultur / Water in Medieval Culture. Gebrauch – Wahrnehmung – Symbolik / Uses, Perception, and Symbolism. (Das Mittelalter, Beihefte 4) Berlin / Boston 2017, 59–77.
Thomas Meyer, Die Identität Europas. Der EU eine Seele? (edition suhrkamp 2355) Frankfurt (Main) 2004.
Matthias Middell, Europäische Geschichte oder global history – master narratives oder Fragmentierung. Fragen an die Leittexte der Zukunft, in: Konrad H. Jarausch / Martin Sabrow (Hrsg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Göttingen 2002, 214–252.
Albert Mirgeler, Die europäische Differenz, in: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 17 (1966), 364–381.
Albert Mirgeler, Geschichte Europas. Freiburg (i. Br.) 1953.
Michael Mitterauer, Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs. München ^{4}2004.
Jean-Marie Moeglin, Kaisertum und allerchristlichster König: 1214 bis 1500. (Deutsch-französische Geschichte 2) Darmstadt 2010.

Małgorzata Morawiec, Oskar Halecki (1891–1973), in: Heinz Duchhardt u. a. (Hrsg.), Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch, 3 Bde. Göttingen 2006, Bd. 1, 215–240.

Hubert Mordek, Karl der Große – barbarischer Eroberer oder Baumeister Europas?, in: Bernd Martin (Hrsg.), Deutschland in Europa. Ein historischer Rückblick. München 1992, 23–45.

Ian Morris, Why the West Rules – for Now. The Patterns of History and What They Reveal about the Future. London 2011.

Jerry L. Norman / W. South Coblin, A New Approach to Chinese Historical Linguistics, in: Journal of the American Oriental Society 115:4 (1995), 576–584.

Klaus Oschema, The Once and Future European? Karl der Große als europäische Gründerfigur in Mittelalter und Gegenwart, in: Andrea Schindler (Hrsg.), Alte Helden – Neue Zeiten. Die Formierung europäischer Identitäten im Spiegel der Rezeption des Mittelalters. (Rezeptionskulturen in Literatur- und Mediengeschichte 7) Würzburg 2017, 39–67.

Klaus Oschema, Ein Karl für alle Fälle – Historiographische Verortungen Karls des Großen zwischen Nation, Europa und der Welt, in: Gregor Feindt u. a. (Hrsg.), Europäische Erinnerung als verflochtene Erinnerung. Vielstimmige und vielschichtige Vergangenheitsdeutungen jenseits der Nation. (Formen der Erinnerung 55) Göttingen 2014, 39–63.

Klaus Oschema, Bilder von Europa im Mittelalter. (Mittelalter-Forschungen 43) Ostfildern 2013.

Jürgen Osterhammel, Globalgeschichte, in: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), Geschichte. Ein Grundkurs. München ^{3}2007, 592–610.

Olivette Otele, African Europeans. An Untold History. London 2020.

Matthias Pape, Der Karlskult an Wendepunkten der neueren deutschen Geschichte, in: Historisches Jahrbuch 120 (2000), 138–181.

Michela Passini, Die Gotik in der französischen und deutschen Geschichtsschreibung – Strategien der Nationalisierung und wechselseitige Konstruktionen ästhetischer Identitäten, in: Regards Croisés 2 (2014), 19–24, online: https://hicsa.univ-paris1.fr/documents/file/Regards%20Croises%202/Regards%20crois%C3%A9s%20No2.pdf (Zugriff: 09.09.2022).

Ina Ulrike Paul, EUROPA – der imaginäre Kontinent, in: Praxis Geschichte 2 (1993), 4–10.

Ernst Pitz, Die griechisch-römische Ökumene und die drei Kulturen des Mittelalters. Geschichte des mediterranen Weltteils zwischen Atlantik und Indischem Ozean 270–812. (Europa im Mittelalter 3) Berlin 2001.

Eric Ramírez-Weaver, Islamic Silver for Carolingian Reforms and the Buddha-Image of Helgö. Rethinking Carolingian Connections with the East, 790–820, in: Dorothy C. Wong / Gustav Heldt (Hrsg.), China and Beyond in the Mediaeval Period. Cultural Crossings and Inter-Regional Connections. New Delhi / Amherst 2014, 171–186.

Folker Reichert, Fackel in der Finsternis. Der Historiker Carl Erdmann und das „Dritte Reich", 2 Bde. Darmstadt 2022.

Frank Rexroth, Das Mittelalter und die Moderne in den Meistererzählungen der historischen Wissenschaften, in: Wolfgang Haubrichs (Hrsg.), Erfindung des Mittelalters. (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 151) Stuttgart 2008, 12–31.

Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007.

Christof Rolker, Genitalien vor Gericht. „Uneindeutiges" Geschlecht in der gerichtlichen Praxis des 14. Jahrhunderts, in: Benjamin Scheller / Christian Hoffarth (Hrsg.), Ambiguität und die Ordnungen des Sozialen im Mittelalter. (Das Mittelalter, Beihefte 10) Berlin / Boston 2018, 151–174.

Victor Roudometof, Glocalization: A Critical Introduction. New York 2016.

Denis de Rougemont, Vingt-huit siècles d'Europe. La conscience européenne à travers les textes, d'Hésiode à nos jours. Paris 1961.

Werner Ruf, Muslime in den internationalen Beziehungen – das neue Feindbild, in: Thorsten Gerald Schneiders (Hrsg.), Islamfeindlichkeit. Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden 2010, 121–129.

Birgit Sawyer / Peter Sawyer, Die Welt der Wikinger. (Die Deutschen und das europäische Mittelalter 1) München 2002.

Wolfgang Schmale, Die Bedeutung der Europäistik für die Geschichtswissenschaften, in: Michael Gehler / Silvio Vietta (Hrsg.), Europa – Europäisierung – Europäistik. Neue wissenschaftliche Ansätze, Methoden und Inhalte. (Arbeitskreis Europäische Integration. Historische Forschungen. Veröffentlichungen 7) Wien / Köln / Weimar 2010, 111–120.

Wolfgang Schmale, Die Komponenten der historischen Europäistik, in: Gerald Stourzh (Hrsg.), Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung. (Archiv für österreichische Geschichte 137) Wien 2002, 119–139.

Matthias Schnettger, Auf dem Weg nach Europa? Deutsche Historiker der 1940er Jahrgänge, in: Irene Dingel / Matthias Schnettger (Hrsg.), Auf dem Weg nach Europa. Deutungen, Visionen, Wirklichkeiten. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 82) Göttingen 2010, 7–23.

Hans-Dietrich Schultz, Die Türkei: (k)ein Teil des geographischen Europas?, in: Claus Leggewie (Hrsg.), Die Türkei und Europa. Die Positionen. Frankfurt (Main) 2004, 39–53.

Hans-Dietrich Schultz, Europa als geographisches Konstrukt. (Jenaer Manuskripte 20) Jena 1999.

Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 10) München 1989.

Peter Segl (Hrsg.), Byzanz – das „andere" Europa. (Das Mittelalter 6:2) Berlin 2001.

Hartmut Soell, Helmut Schmidt, Bd. 1: 1918–1969. Vernunft und Leidenschaft. München 2003.

Rudolf Speth, Europäische Geschichtsbilder heute, in: Petra Bock / Edgar Wolfrum (Hrsg.), Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich. Göttingen 1999, 159–175.

Francesco Stella, Europe's Name is „Europa". Europe and European in Early Medieval Latin Texts, in: ders. (Hrsg.), Digital Philology and Quantitative Criticism of Medieval Literature. Unconventional Approaches to Medieval Latin Literature II. (Utrecht Studies in Medieval Literacy 49) Turnhout 2020, 61–73.

Gerald Stourzh (Hrsg.), Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung. (Archiv für österreichische Geschichte 137) Wien 2002.

Jürgen Trabant, Sprachenvielfalt, in: Pim den Boer u. a. (Hrsg.), Europäische Erinnerungsorte, Bd. 1: Mythen und Grundbegriffe des europäischen Selbstverständnisses. München 2012, 257–271.

Kisha G. Tracy, Why Study the Middle Ages? (Past Imperfect) Leeds 2022.

Richard W. Unger, Beer in the Middle Ages and the Renaissance. Philadelphia 2004.

Paul Veyne, Als unsere Welt christlich wurde (312–394). Aufstieg einer Sekte zur Weltmacht. München 2008.

Kai Vogelsang, China und Japan. Zwei Reiche unter einem Himmel. Eine Geschichte der sino-japanischen Kulturbeziehungen. Stuttgart 2020.

Bernard Voyenne, Histoire de l'idée européenne. Paris 1964.

Eric Wade, Skeletons in the Closet: Scholarly Erasure of Queer and Trans Themes in Early Medieval English Texts, in: English Literary History 89 (2022), 281–316.

Hans-Ulrich Wehler, Die türkische Frage. Europas Bürger müssen entscheiden, in: Claus Leggewie (Hrsg.), Die Türkei und Europa. Die Positionen. Frankfurt (Main) 2004, 57–69.

Karl-Ferdinand Werner, Karl der Große oder Charlemagne? Von der Aktualität einer überholten Fragestellung. (Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte 1994/4) München 1994.

Alfried Wieczorek / Johannes Fried / Michael Müller-Wille, Europas Mitte um 1000, in: Alfried Wieczorek / Hans M. Hinz (Hrsg.), Europas Mitte um 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie, 3 Bde. Darmstadt 2000, Bd. 1, i–iii.

Alfried Wieczorek / Hans M. Hinz (Hrsg.), Europas Mitte um 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie, 3 Bde. Darmstadt 2000.

Madi Williams, Polynesia, 900–1600. Leeds 2021.

Stuart Woolf, Europa und seine Historiker, in: Hannes Siegrist / Rolf Petri (Hrsg.), Probleme und Perspektiven der Europa-Historiographie. (Comparativ 14:3) Leipzig 2004, 50–71.

Thomas Bauer

Zwischen Eurozentrismus und Teleologie. Die alten und neuen Leiden der Arabistik

> Die größte Sünde des Historikers liegt darin, irgendeine Epoche nur als Vorwegnahme, Vorbereitung oder Grund einer anderen zu sehen.[1]

Wenn man, wie Frank Rexroth und ich, die 60 überschritten hat, kann man sich auch im akademischen Bereich einige Freiheiten herausnehmen, die für jüngere Wissenschaftler nicht so naheliegend sind. So wird denn der folgende Text eher essayistisch als streng akademisch sein, doch scheint das Thema eine solche Behandlung auch nahezulegen. Schließlich lässt sich auch der Begriff des ‚Mittelalters' mit streng wissenschaftlichen Kriterien nicht begründen, auch wenn er trotz seiner offensichtlichen Willkür selten genug in Frage gestellt wird und im wissenschaftlichen, noch mehr aber im außerwissenschaftlichen Bereich, das Weltbild der Menschen prägt. Hierzu seien im Folgenden einige Beobachtungen mitgeteilt, deren erste das Ergebnis einer Suche nach vier verschiedenen Begriffen im Internet ist. Dabei wurden folgende Formulierungen abgefragt:[2]

„Pionier der Moderne": 48.300 Treffer
„Vorreiter der Moderne": 53.200 Treffer

„Pionier des Mittelalters": 0 Treffer
„Vorreiter des Mittelalters": 0 Treffer

Dieses Ergebnis zeigt mehreres. Zum einen sehen wir, dass die Moderne eine Epoche ist, in die man hineinwill. Die ganze Weltgeschichte scheint darauf abzuzielen, in die Moderne hineinzukommen. Aus dem Mittelalter will man aber nur heraus. Es muss überwunden werden, damit wir in die Moderne kommen.

Wann aber sind wir in der Moderne angelangt? Ein Blick in die schier endlose Liste der „Pioniere der Moderne" ist aufschlussreich. Als einer der frühesten Pioniere gilt Niccolò Machiavelli (1469–1527). Dass Martin Luther (1483–1546) ein „Pionier der Moderne" war, ist oft behauptet worden, bleibt aber umstritten. Ihm folgt der Alchimist Cornelis Drebbel (1572–1633). Ebenfalls noch aus dem 17. Jahrhundert finden wir den Heiligen Vinzenz von Paul (1581–1660). Das 18. Jahrhundert ist überraschend schlecht vertreten, obwohl viele Historiker in der Französischen Revolution mit guten Gründen den Beginn der Moderne erkennen wollen. Aber mit den „Pionieren der Mo-

1 *Gómez Dávila*, Scholien (2020), 267. Im spanischen Original: „El máximo pecado del historiador está en ver una época cualquiera sólo como anticipación, preparación o causa, de otra." *Ders.*, Escolios (2021), 451.

2 https://www.google.de/ (Zugriff: 25.10.2021).

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-011

derne“ geht es erst danach so richtig los. Schon ins 19. Jahrhundert reicht die Schaffenszeit von Caspar David Friedrich (1774–1840). Mit dem Norweger Peder Balke (1804–1887) sowie mit Vincent van Gogh (1853–1890) und Paul Gauguin (1848–1903) ist das 19. Jahrhundert vor allem durch Maler vertreten. In das 20. Jahrhundert reicht die Liste der „Pioniere der Moderne“ dann mit Namen wie Auguste Rodin (1840–1917), Max Liebermann (1847–1935), Gustav Klimt (1862–1918), Henri Matisse (1869–1954) und Adolf Loos (1870–1933). Doch mit diesen Namen endet die Liste nicht. Vorwiegend dem zwanzigsten Jahrhundert gehören an Max Pechstein (1881–1955), Miró (1893–1983) und Le Corbusier (1887–1965). Ganz und gar Söhne und Töchter des 20. Jahrhunderts sind Alberto Giacometti (1901–1966), die Designerin Charlotte Perriand (1903–1999) und der Komponist Friedrich Cerha (geb. 1926), der heute, im Jahre 2022, immer noch am Leben ist.

Halten wir also fest: Seit über 500 Jahren wirken nun „Pioniere“ und „Vorreiter“ unablässig daran, die Menschheit in die Moderne zu bringen, und so muss man wohl fragen, wann wir denn endlich in der Moderne angekommen sein werden. Oder haben wir sie gar verpasst und sind schon in der Postmoderne? Wenn aber noch immer „Pioniere der Moderne“ am Leben sind, ist der naheliegendere Schluss der, dass die wahre Moderne in der Zukunft liegt. Und tatsächlich scheint überall ein Bedürfnis nach ‚Modernisierung‘ zu bestehen. Obwohl, um nur ein Beispiel zu nennen, die ‚moderne‘ Verwaltung ein genuines Produkt der Moderne ist, ja sogar als wesentliches Kennzeichen der Epoche der Moderne gilt, fordert man immer wieder eine ‚Modernisierung‘ der Verwaltung. Es gilt also, die Moderne zu modernisieren. Die Moderne erscheint als unabgeschlossenes, ja offensichtlich unabschließbares Projekt, dem damit, anders als dem vermeintlich statischen Mittelalter oder dem vermeintlich geschichtslosen Orient, eine ewige, unabschließbare Zukunft gehört.

Dies hat zur Folge, dass nun auch der Begriff ‚Zukunft‘ ins Fließen gerät. Die Zukunft scheint nicht mehr das zu sein, was so oder so, im Guten oder Schlechten, kommen wird, sondern etwas, das gemacht werden muss. Der nicht sonderlich sinnvolle Satz „Wir schaffen Zukunft“ erhält auf Google 8.500 Treffer. Die SPD Baden-Württemberg, die CDU des Kreises Kleve, der Verband der deutschen Podologen, eine Spedition in Dillenburg-Manderbach und ein Bauunternehmer in Münster: Alle schaffen sie Zukunft. Allen voran die Politik. Im Wahlkampf zur Bundestagwahl 2021 gab es ein ‚Zukunftsteam‘, mehrere ‚Zukunftsprogramme‘, und die eine Seite wollte eine ‚Zukunftskoalition‘ bilden, hat aber verloren, und deshalb bekam Deutschland auch keine ‚Zukunftskoalition‘, sondern eine ‚Fortschrittskoalition‘, womit wir nun bei jenem Begriff angelangt sind, der letztendlich hinter dem ganzen Moderne- und Zukunftszauber steht: der Fortschritt. Tatsächlich lässt sich alles bisher Gesagte als Manifestation des Fortschrittsglaubens betrachten, und tatsächlich scheint dieser Glaube heute eine geradezu religiöse Dimension angenommen zu haben.

In einer transzendenzlosen Welt bleibt als einzige Erlösungshoffnung offensichtlich nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die dank des unaufhaltsamen Fortschritts der Menschheit eines Tages erreicht werden wird. Deshalb verleiht auch

der Titel eines „Pioniers der Moderne“ geradezu Unantastbarkeit. Das zeigt der Architekt Adolf Loos, der vielleicht der wichtigste Pionier modernen Bauens war, gleichzeitig aber ein verurteilter Kinderschänder und Verfasser eines als Manifest moderner Architektur bewunderten Traktats mit dem Titel ‚Ornament und Verbrechen‘, das durch und durch rassistisch ist, was aber an seiner anhaltenden Verehrung nichts geändert hat. Für Loos durchläuft die menschliche Geschichte dieselben Stufen wie die Entwicklung des Individuums:

> Der menschliche embryo macht im mutterleibe alle entwickungsphasen des tierreiches durch. Wenn der mensch geboren wird, sind seine sinneseindrücke gleich denen eines neugeborenen hundes. Seine kindheit durchläuft alle wandlungen, die der geschichte der menschheit entsprechen. Mit zwei jahren sieht er wie ein papua, mit vier jahren wie ein germane, mit sechs jahren wie Sokrates, mit acht jahren wie Voltaire.[3]

Als Vertreter der am höchsten entwickelten Stufe der Menschheit blickt der moderne Mensch voll Verachtung und Mitleid auf niedrigerstehende Menschen herab: „Ich predige den aristokraten. (...) Ich ertrage die ornamente des kaffern, des persers, der slowakischen bäuerin, die ornamente meines schusters, denn sie haben kein anderes mittel, um zu den höhepunkten ihres daseins zu kommen. Wir haben die kunst, die das ornament abgelöst hat.“[4] Es ist wohl kein Zufall, dass hier Vertreter indigener Kulturen (‚Kaffern‘), Muslime (‚Perser‘) und Katholiken (beziehungsweise speziell Katholikinnen, die ‚slowakische Bäuerin‘) in einem Atemzug genannt werden. Die Religion des Adolf Loos ist die des Fortschritts und der Moderne. Als Prophet des Fortschritts sah er das Paradies verwirklicht, wenn nur erst das Ornament abgeschafft wird. „Seht, die zeit ist nahe, die erfüllung wartet unser“, schreibt er in prophetischem Ton. „Bald werden die straßen der städte wie weiße mauern glänzen. Wie Zion, die heilige stadt, die hauptstadt des himmels. Dann ist die erfüllung da.“[5]

Loos verfasste diesen Vortrag 1908. Seitdem müsste sich der Fortschrittsglaube eigentlich als die unplausibelste aller Religionen erwiesen haben. Sechs Jahre nach Loosens Vortrag begann der Erste Weltkrieg mit seinen fast zehn Millionen Toten. Der Zweite Weltkrieg zählte dann schon 65 Millionen Tote, was in gewisser Weise ja auch ein ‚Fortschritt‘ ist. Währenddessen hat der damals als fortschrittlich und wissenschaftlich begründet geltende Rassismus sechs Millionen jüdische Opfer gefordert. Im Namen des Fortschritts forderte die ‚Entkulakisierung‘ Stalins rund 3,5 Millionen Opfer. Als Folge des von Mao initiierten ‚Großen Sprungs nach vorn‘ (1958–1961) starben vielleicht 45 Millionen Menschen, bei der nachfolgenden Kulturrevolution ab 1966 bis zu 20 Millionen weitere. Unter dem von den Ideen der Aufklärung und des Fortschritts durchdrungenen Pol Pot wurde ein Viertel der Bevölkerung Kambodschas

3 *Loos*, Ornament, Bd. 1 (1962), 276.
4 *Loos*, Ornament, Bd. 1 (1962), 287.
5 *Loos*, Ornament, Bd. 1 (1962), 278.

ausgelöscht.[6] Nach 20 Jahren ist der Afghanistan-Krieg zu Ende gegangen. Diesen Krieg hat man, wenn auch scheinheilig, ebenfalls als Krieg für Fortschritt, Demokratie und Frauenrechte gerechtfertigt.

Während man aber die Kreuzzüge des Mittelalters und die frühneuzeitliche Inquisition und Hexenverfolgung oft heranzieht, um gegen das Christentum zu polemisieren und den Fortschrittsglauben zu unterfüttern, werden all die Hunderte Millionen Toten dieses Fortschrittsglaubens wegdiskutiert. Man habe ja, sagt man, in der chinesischen Kulturrevolution zwar mit dem Fortschritt schon das richtige Ziel gehabt, aber leider einen falschen Weg eingeschlagen. Oder – und das ist der perfideste Versuch, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden – man betrachtet Verbrechen wie den Holocaust als ‚barbarischen Rückfall ins Mittelalter'. Der Fortschritt ist aber schon dadurch unangreifbar, weil er ja kein Ziel hat. Der Fortschritt ist kein *Hin*schritt zu einem konkreten Ziel, sondern eben ein *Fort*schritt, der sein Ziel von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ändert. Was vor fünfzig Jahren der höchste Fortschritt war, ist heute Irrtum der Vergangenheit. Das macht die Fortschrittsreligion so unangreifbar: Sie kann ihre Altäre von einer Ecke in die andere stellen, ohne dass dies einer größeren Begründung bedürfte. Es ist ja so oder so Fortschritt. Und selbst die Gläubigen dürfen sich eine eigene Meinung darüber bilden, was denn der Fortschritt ist. Bundeskanzler Olaf Scholz hat dies in der Regierungserklärung seiner ‚Fortschrittskoalition' gut zum Ausdruck gebracht, in der er den Fortschrittsglauben als Staatsdoktrin – oder soll man gar sagen: Staatsreligion? – proklamiert hat. Einerseits wandte er ein: „Mit der angeblichen Notwendigkeit des Fortschritts wurden in der Vergangenheit immer wieder auch problematische Entwicklungen begründet", und er nennt die ökologische Krise, die Idee einer autogerechten Stadt, die Atomenergie und die industrielle Landwirtschaft, doch er fährt fort: „Aber damit ist doch nicht die Idee des Fortschritts selbst widerlegt!" Nun kann man fragen, wie man eine Idee denn widerlegen kann, wenn nicht dadurch, dass sie sich als falsch erwiesen hat. Als wahrer Gläubiger fordert er stattdessen „nicht weniger Fortschritt, sondern mehr Fortschritt".[7]

Doch die Fortschrittsreligion braucht natürlich, so flexibel sie sonst ist, ihre Widersacher und Ketzer. „Das tempo der kulturellen entwicklung leidet unter den nachzüglern. Ich lebe vielleicht im jahre 1908, mein nachbar aber lebt um 1900 und der dort im jahre 1880. Es ist ein unglück für einen staat, wenn sich die kultur seiner einwohner auf einen so großen zeitraum verteilt. Der kalser bauer lebt im zwölften jahrhundert"[8], sagte Adolf Loos 1908. „Die nachzügler verlangsamen die kulturelle entwicklung der völker und der menschheit".[9]

6 Bei diesen Zahlen habe ich mich wiederum mit einer Internetanfrage bei Google beholfen, abgerufen am 25.10.2021.

7 Deutscher Bundestag, 20. Wahlperiode, 8. Sitzung, 15. Dez. 2021, 336.

8 *Loos*, Ornament, Bd. 1 (1962), 280 (Kals ist eine osttiroler Gemeinde am Großglockner).

9 *Loos*, Ornament, Bd. 1 (1962), 281.

Diese bis heute bestehende Ideologie hat auch die westliche Herangehensweise an islamische Kulturen seit dem 19. Jahrhundert geprägt. Die wichtigste philosophische Grundlage für diese Betrachtungsweise der Welt lieferte die Geschichtsphilosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels. Ihm zufolge beginnt der Stufengang des Weltgeistes in Asien und bewegt sich allmählich westwärts – von China über Indien in das alte Persien, ehe er in immer rascherem Aufstieg über das antike Griechenland und Rom nach Germanien kommt und schließlich in der Preußischen Monarchie sein Zuhause findet. Die islamische Welt spielt hier lediglich die Rolle einer Vermittlerin und Geburtshelferin.[10]

Ein solches teleologisches Geschichtsbild führt zwangsläufig dazu, alle Kulturen, an denen der Weltgeist wieder vorbeigezogen oder in denen er gar nicht erst angekommen ist, als defizitär erscheinen zu lassen. Alle Kulturen müssen sich einteilen lassen in ‚fortschrittlich' und ‚rückständig'. Für das Bild des Islams in der Gegenwart kann diese Denkweise gar nicht überschätzt werden. Zwar gesteht man islamischen Kulturen zu, dass sie im sogenannten ‚Mittelalter', insbesondere im ‚Frühmittelalter', einen wichtigen Beitrag geleistet haben, um dem Weltgeist auf seiner Reise vom Osten einen Weg ins noch barbarische Europa zu bahnen. Dann aber hat ‚der Islam' seine weltgeschichtliche Bedeutung verloren, ja ist vielen geradezu zum Ärgernis geworden. Henryck M. Broder spricht aus, was wahrscheinlich eine Mehrheit der Bevölkerung in unserem Land glaubt:

> In seiner Substanz ist der Islam (...) rückständig. Das hat weniger mit dem Inhalt des Koran zu tun (...) als mit dem Ausbleiben der Aufklärung, der Reformation und der Revolution. Es gibt im Islam keinen Luther und keinen Voltaire, keinen Mendelssohn und keinen Kant (...), keinen Oswald Kolle und keinen Magnus Hirschfeld. Keinen George Grosz und keinen Jeff Koons.[11]

Nun kann man zwar fragen, ob die Welt ohne Luther, Oswald Kolle und Jeff Koons wirklich ärmer wäre, doch der Ruhm von Aufklärung, Reformation und Französischer Revolution ist weitgehend unhinterfragt, und tatsächlich wünschen sich auch einige Intellektuelle aus islamischen Ländern einen ‚islamischen Luther'. Welche politischen Konsequenzen eine solche Betrachtungsweise hat, zeigt ein Aufsatz Helmut Schmidts aus dem Jahr 2004, als ein EU-Beitritt der Türkei noch plausibler erschien als heute. Schon der Titel verrät dessen Tendenz: „Sind die Türken Europäer?", fragt der Altbundeskanzler, und er antwortet: „Nein, sie passen nicht dazu", und zwar aus folgendem Grund:

> Im Islam fehlen die für die europäische Kultur entscheidenden Entwicklungen der Renaissance, der Aufklärung und der Trennung zwischen geistlicher und politischer Autorität. Der Islam hat auch deshalb (...) in Europa nicht Fuß fassen können.[12]

10 Anschaulich dargestellt in *Holenstein*, Philosophie-Atlas (2004), 48 f.

11 *Broder*, Kritik (2009), 186 f.

12 *Schmidt*, Türken (2004), 162.

Nun kann man an dieser Aussage in mehrfacher Hinsicht zweifeln, denn wie hätte es in islamischen Kulturen eine ‚Renaissance', also eine ‚Wiedergeburt' der Antike, geben können, wenn die Antike dort nie gestorben war?[13] Und warum hätten andere Kulturen mit anderen Voraussetzungen die überaus diversen Strömungen der europäischen Aufklärung, die zwischen Schottland und Frankreich keineswegs einheitliche Positionen vertreten haben, quasi als Paketlösung übernehmen sollen? Doch abgesehen davon, was würde es nun bedeuten, wenn der Islam tatsächlich keine Renaissance, keine Aufklärung und dergleichen gehabt hätte? Für die Vertreter des Fortschrittsmodells bedeutet es, dass es im Islam keine Neuzeit und keine Moderne gibt. Vielmehr gehört er ganz und gar dem ‚Mittelalter' an, also jener Epoche, die überwunden zu haben als die große Leistung Europas gilt, die Epoche, aus der alle herauswollen, wozu uns all die erwähnten Pioniere und Vorreiter verholfen haben. Der Islam ist dagegen im Mittelalter stehen geblieben, kommt aus dem Mittelalter nicht heraus und deshalb nicht in die Moderne hinein. Leicht lassen sich für dieses Islambild Dutzende Belege sammeln, nicht nur von sogenannten Islamkritikern, sondern auch von bekannten Wissenschaftlern und Publizisten:

> Dass der Weg in die Moderne ein harter ist, dass der Islam irgendwo ‚zwischen Mittelalter und Moderne' steht, jedenfalls nicht ‚in der Moderne angekommen' ist, ist zu einem Topos geworden. Ein halbes Dutzend Beispiele mögen genügen: ‚Saudi-Arabien: Zwischen Mittelalter und Moderne' (Birgit Görtz 2011), ‚Islam zwischen Moderne und Mittelalter' (Jan Keetman, 2007), ‚Der schwierige Weg des Islam in die Moderne' (gleichlautend bei der Hanns-Seidel-Stiftung in einem Beitrag über Abdel-Samad 2011 und, zu einem anderen Thema, Knut Krohn in der Stuttgarter Zeitung 2016), ‚Der Islam ist nicht in der Moderne angekommen' (Necla Kelek 2010), ‚Was dem Islam zur Moderne fehlt' (2011 über eine Vortragsreihe der Freien Universität Berlin), und schließlich fragt ein Kardinal (...): ‚Kann der Islam sich moderne Werte aneignen?'.[14]

Der Historiker und Renaissancespezialist Bernd Roeck hält mit Lob des Islams zu seiner ‚Blütezeit' nicht hinter dem Berg, ja, gesteht ihm sogar Leistungen jenseits bloßer Vermittlung zu: „Die ‚Araber' (...) waren keineswegs Zwischenträger griechischen Denkens geblieben."[15] Zu dieser Zeit ist der Islam die ‚überlegene' Kultur, denn ein teleologisches Geschichtsmodell denkt alle Kulturen auf einer Achse der Über- und Unterlegenheit.

Dass es mit dem Islam aber nicht weiterging, muss natürlich Schuld der Religion sein, und so wird Mal um Mal die falsche Behauptung wiederholt, im Islam seien Religion und Politik weit enger verzahnt als in Europa. Dass Herrscher in islamischen Gebieten jemals wissenschaftliche Forschung verboten hätten, entspricht zwar aufklärerischem Antiklerikalismus, doch gibt es aus der islamischen Welt hierfür einfach kein einziges Beispiel. Ebenso wenig gab es eine Zensur, die in Manuskriptkulturen ohnehin kaum durchzusetzen ist.

---

13 Vgl. *Bauer*, Kein islamisches Mittelalter (2019).

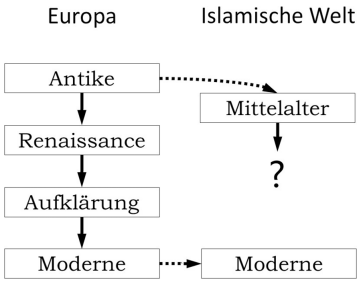
14 *Bauer*, Kein islamisches Mittelalter (2019), 24 mit Nachweis der Zitate.

15 *Roeck*, Morgen (2004), 161.

Auch bei Bernd Roeck begegnen wir wieder dem gängigen Bild vom ‚Aufbruch' im Westen und der ‚Stagnation' im Islam. Jürgen Gerhards bezeichnet dieses Geschichtsbild als „Historischen Substantialismus":

> Als historische Substantialisten kann man diejenigen Autorinnen und Autoren bezeichnen, die inhaltliche Merkmale der kulturellen Besonderheit Europas meist mit Bezug auf die Geschichte definieren und daraus Mitgliedschaftskriterien ableiten. Manche Beobachter sehen die kulturelle Besonderheit in den besonderen geisteshistorischen Wurzeln Europas begründet, die von der jüdisch-griechisch-römischen Antike über die Renaissance, die Aufklärung bis hin zum modernen Wissenschaftsverständnis reichen. Gesellschaften, die nicht in dieser geisteshistorischen Traditionslinie stehen, wie beispielsweise die Türkei, passten folglich nicht zu Europa.[16]

Damit können außereuropäische Kulturen gar nicht in die Moderne kommen, es sei denn durch Europa und die bedingungslose Übernahme seiner Werte, was man graphisch etwa wie folgt veranschaulichen könnte:



Aber welche Folgen hat dieses Bild nun für die Wissenschaft? Da dieser ‚historische Substantialismus' auch Arabistik und Islamwissenschaft dominiert, hat man dieses Geschichtsbild unhinterfragt übernommen. Für William Montgomery Watt, Autor von bis heute vielgelesenen Standardwerken, dauerte das islamische Mittelalter bis etwa 1850:

> Der europäische Historiker wäre entsetzt bei dem Gedanken daran, daß das Mittelalter als bis ins 19. Jahrhundert hinein andauernd betrachtet werden könnte, aber in einem islamischen Kontext ist diese Vorstellung angebracht. Dort hatte sich drei oder vier Jahrhunderte lang wenig verändert, und erst im 19. Jahrhundert erlangten die intellektuellen und kulturellen Reaktionen auf die Herausforderung der Begegnung mit Europa und dem Westen vorrangige Bedeutung. Ansonsten ist die Zeit schwer zu charakterisieren. Sie kann eine Zeit der Finsternis oder eine Periode der Stagnation genannt werden.[17]

Demgegenüber steht die ‚Blütezeit' und die ‚klassische Periode', die im Fall islamischer Kulturen nicht, wie überall sonst, wo man von einer ‚klassischen Periode' spricht, irgendwo in der Mitte der Geschichte steht, sondern an ihrem Anfang, ja

16 *Gerhards*, Werte (2017), 14.

17 *Watt*, Der Islam II (1985), 462.

deren Beginn gelegentlich sogar mit dem Jahr der Hiğra 622 angesetzt wird, als es einen konsolidierten Islam noch gar nicht gab.[18] Der Standardtext ist aber Carl Brockelmanns bis heute unverzichtbarer Katalog arabisch geschriebener Werke, seine ‚Geschichte der arabischen Litteratur', deren zweite, überarbeitete Auflage zwischen 1937 und 1949 erschienen ist. Nach einem einleitenden ‚1. Buch', das (ohne Berücksichtigung der Supplementbände) auf 56 Seiten knapp die ‚arabische Nationalliteratur' aus vor- und frühislamischer Zeit bis zum Ende der Umayyadenzeit behandelt, folgt das umfangreiche ‚2. Buch', das auf über 600 Seiten die ‚islāmische Literatur in arabischer Sprache' behandelt. Dieses Buch ist in zwei Abschnitte, die ‚klassische' und die ‚nachklassische' Periode, untergliedert. Hierauf folgt der (ohne Nachträge) 656 Seiten starke zweite Band, der zur Gänze das ‚3. Buch. Der Niedergang der islāmischen Literatur' umfasst. Insgesamt ergibt sich vereinfacht folgende Gliederung:

Gliederung	von … bis …	Seitenanzahl
1. Die arabische Nationalliteratur (bis 750)		
2. Die islāmische Literatur in arabischer Sprache		
2.1. Die klassische Periode	750–1000	215
2.2. Die nachklassische Periode	1010–1258	462
3. Der Niedergang der islāmischen Welt		
3.1. Von der Mongolen- bis zur Osmanenzeit	1258–1517	343
3.2. Osmanenzeit	1517–1798	276
3.3. Napoleon bis Gegenwart	1798–1949	37

Wie man sieht, sind von den 1333 Seiten des zweiten und dritten Buches lediglich 215 Seiten der vermeintlich ‚klassischen' Periode gewidmet, also gerade einmal 16 % des Gesamtumfangs, während auf die ‚nachklassische' Periode und die ‚Niedergangszeit' insgesamt rund 80 % des Umfangs entfallen. An mangelnder Produktivität hat es den übel beleumdeten Epochen also offensichtlich nicht gefehlt, doch kann sich Brockelmann nicht genug über die angebliche Wertlosigkeit dieser Perioden ereifern. So schreibt er über die Literatur der ‚nachklassischen' Periode: „Der kühne, immer weitere Gebiete des Wissens erschliessende Gedankenflug der Gelehrten erlahmte unter dem Zwang einer von machtpolitischen Tendenzen beherrschten Kulturlenkung." Es gab aber „doch noch eine, wenn auch nicht immer erfreuliche, fruchtbare Nachblüte".[19]

Mit dieser ‚Nachblüte' ist es dann in der Zeit des Niedergangs auch zu Ende, und so bleibt nur noch die reine Verzweiflung:

18 Vgl. *Bauer*, Periode (2020).

19 *Brockelmann*, Geschichte, Bd. 1 (1898), 245.

> Es gehörte der ganze Fatalismus des Muslims und die Leichtlebigkeit des Orientalen dazu, um in einer solchen Lage nicht zu verzweifeln. (...) So ist in diesen Jahrhunderten in Ägypten und Syrien zwar noch viel Papier mit schwarzer Tinte bedeckt worden, aber nur wenig geschrieben, was für uns einen höheren Wert hätte als den eines Ersatzes für verlorene ältere Werke.[20]

Dieses Bild, das Brockelmann zeichnet, hat man lange Zeit unhinterfragt übernommen – übrigens auch in der arabischen Welt – und sich nicht die Mühe gemacht, die Texte aus den ‚späteren Jahrhunderten' überhaupt anzuschauen. Es konnte, nachdem der Westen seine Überlegenheit bewiesen hatte, ja nichts Interessantes mehr geben, weil alles andere das teleologische Weltbild herausgefordert hätte. Weil die Mamluken keine Araber waren (obwohl ihre Herrschaft gewiss keine Fremdherrschaft war), und weil darauf das Osmanische Reich folgte, hat sich auch ein nationalistischer arabischer Diskurs das Dekadenzparadigma zu eigen gemacht, und weil die oft recht freizügigen Texte dieser Jahrhunderte nicht mit den Islamvorstellungen der modernen islamistischen Ideologien zusammenstimmen, hat man auch in diesem Lager dieses Urteil, wenn auch mit anderer Begründung, übernommen. Während in Europa auch die vermeintlich dunklen Epochen im Rahmen einer Nationalgeschichte trotz aller Vorurteile zumindest erforscht worden sind, hat man dies in arabischen Ländern nur mit wenig Elan betrieben.

So wartete denn ein völlig unentdeckter kultureller Kontinent auf seine Entdeckung, der nun allmählich, etwa durch Editionen und Forschungen, wie sie gegenwärtig an der Universität Münster durchgeführt werden, erschlossen wird und mittlerweile auch international Forschungsaktivitäten auf sich zieht.[21] Aber auch wenn sich in der Arabistik eine Neubewertung des ‚Zeitalters der Stagnation' durchzusetzen beginnt, ist dies außerhalb der Fachgrenzen noch lange nicht der Fall. Zu mächtig und zu wichtig ist die teleologische Geschichtsbetrachtung, allein schon, um sich im ‚Westen' seiner eigenen Identität zu versichern. So ist denn auch das 2017 erschienene Buch ‚Morgen der Welt' des renommierten Zürcher Historikers Bernd Roeck auf Sachbuchbestenlisten gelangt. Dieses Buch ist einerseits eine ‚Geschichte der Renaissance', wie der Untertitel will, andererseits aber auch (und vielleicht noch mehr) ein Monument der teleologischen Geschichtsschreibung, wie schon der Titel suggeriert: In der europäischen Renaissance erwacht die Welt – die ganze Welt – aus ihrem Schlaf, wobei mit ‚Welt' auch die Weltlichkeit gemeint ist, weil es Fortschritt nur jenseits der Religion geben kann.

Zwar finden wir auch bei Roeck die üblichen Caveats: „Die Moderne, nach deren Wurzeln wir graben, ist ein widersprüchliches Unternehmen".[22] Aber trotz aller Widersprüchlichkeit ist das Ergebnis doch eindeutig: „Unsere Erzählung versucht, mit

20 *Brockelmann*, Geschichte, Bd. 2 (1902), 7 f.

21 Die Arbeiten des Teams der Universität Münster sind großenteils in der Schriftreihe ALEA (Arabische Literatur elfhundert bis achtzehnhundert) im Ergon-Verlag erschienen.

22 *Roeck*, Morgen (2017), 25.

einem Bild Aby Warburgs die ‚Entpuppung eines Schmetterlings' zu beobachten."[23] Mit anderen Worten: Nach der Raupe des Altertums und der starren Puppe des Mittelalters flattert nun der bunte Renaissance-Schmetterling der Moderne entgegen. Auch wenn es vor der Renaissance anders aussah, ist doch Europa die einzige Weltregion, der die Moderne gehört, die also, um auf diesen merkwürdigen Spruch zurückzukommen, im Stande ist ‚Zukunft zu schaffen':

> Ein hellsichtiger Chronist der Kreuzzüge kommentierte die bescheidene Kultur der ‚Franken' und ihr primitives Rechtssystem mit unverhohlenem Entsetzen. In der Tat hätte ein Weltbeobachter um die Jahrtausendwende keinen Zweifel daran gehabt, daß die Zukunft nicht dem Europa der fränkischen Recken gehören würde, sondern der muslimischen Ökumene oder Ostasien, China vielleicht, Japan oder auch Indien und Byzanz.[24]

Aber auch China steht nicht besser da als die islamische Welt:

> Eben zu der Zeit, als das Song-Reich die Höhe seiner ‚Renaissance' erlebte, begann das verlorene Europa eine Aufholjagd ohnegleichen. Die Wende vollzog sich im späten 11. und 12. Jahrhundert.[25]

Eine solch rigoros teleologische Formulierung hätte wohl nicht einmal Hegel so stehen lassen: Die Weltgeschichte wird gedacht als *Aufholjagd*. Der Gedanke einer allmählichen Höherentwicklung der Menschheit wird also noch durch den kapitalistischen Konkurrenz- und Wettbewerbsgedanken verschärft. Seit dem 12. Jahrhundert, also genau zu der Zeit, in der islamische Kulturen in ihre vermeintliche Stagnation und Dekadenz geraten, ist es Europa, das in dieser Aufholjagd alle anderen Kulturen hinter sich lässt, oder, wie Roeck dies mit unübertrefflichem Pathos formuliert: „Phoenix nahm seinen Flug nach Lateineuropa auf."[26]

Doch ich zitiere diese Stellen nicht, um ein vor wenigen Jahren erschienenes Buch zu kritisieren, sondern weil es eine Weltanschauung widerspiegelt, die seit zweihundert Jahren vorherrscht. Genau diese Art, die Welt zu betrachten, verhindert aber wissenschaftliche Erkenntnis, wofür in aller Kürze vier Aspekte angesprochen seien, zunächst die ‚Entdeckung des Individuums' in der Renaissance, als zweites die Überzeugung, Religion sei ein ‚Fortschrittshindernis', sodann die vermeintliche Geringschätzung der Rhetorik in außereuropäischen Kulturen und schließlich die Frage, ob die Machtfülle Europas tatsächlich vor allem in der Geistesgeschichte ihre Ursache hat.

Die ‚Entdeckung des Individuums' ist seit Jacob Burckhardt ein zentraler Punkt der Renaissance-Geschichtsschreibug, und natürlich zitiert auch Roeck dessen be-

23 *Roeck*, Morgen (2017), 25.

24 *Roeck*, Morgen (2017), 172; bei dem Chronisten handelt es sich um Usāma ibn Munqiḏ (488–584/1095–1188), Ritter und Burgherr auf Šayzar in Nordsyrien, Dichter, Rhetoriker und Memoirenschreiber – im Burckhardtschen Sinne ganz und gar ein „Renaissancemensch". Seine Memoiren liegen in deutscher Übersetzung vor: *Ibn Munqidh*: Ein Leben im Kampf gegen Kreuzritterheere.

25 *Roeck*, Morgen (2017), 197.

26 *Roeck*, Morgen (2017), 262.

rühmtes Diktum, wonach das Bewusstsein des mittelalterlichen Menschen hinter einem Schleier lag, und dieser

> Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn (...): In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine *objective* Betrachtung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; danach aber erhebt sich mit voller Macht das *Subjective*; der Mensch wird geistiges Individuum* und erkennt sich als solches.

In einer Fußnote zu „Individuum“ fügt Burckhardt hinzu: „Man beachte die Ausdrücke *uomo singolare*, *uomo unico* für die höhere und höchste Stufe der individuellen Ausbildung.“[27] Nun melden Historiker schon seit einiger Zeit Zweifel an dieser eindeutigen Verortung der „Entdeckung“ oder, wie Burckhardt es nennt, „Entwicklung des Individuums“ an (wenn nicht gar an der Tatsache einer „Entdeckung“ insgesamt). Auch Roeck ist geneigt, diese ‚Entdeckung‘ einige Zeit nach hinten zu verlegen, aber es bleibt für ihn doch eine europäische Angelegenheit. Dabei ist etwa der arabische Dichter al-Mutanabbī (gest. 965), den viele für den größten arabischen Dichter überhaupt halten, der archetypische Renaissancemensch im Sinne Burckhardts; allerdings lebte er schon im 10. Jahrhundert. Sein ganzes Dichten ist eine Feier des *uomo singolare*. Zumeist sind es die Fürsten und *condottieri* seiner Zeit, die er als einzigartige und übertreffliche Heroen feiert, aber er betrachtet sich auch selbst als ein solch herausgehobenes Individuum, etwa wenn er über sich dichtet:

وما أنا منهمُ بالعيشِ فيهم ولكنْ مَعدِنُ الذَهَبِ الرَغَامُ

> *Wenn ich auch in ihrer (der anderen Menschen) Mitte lebe, so bin ich doch keiner von ihnen. Schließlich ist auch die Lagerstätte des Goldes in Erde und Sand.*

Kaum lässt sich die Selbstwahrnehmung als Individuum deutlicher ausdrücken, als wenn jemand wie ein Dichter, der weder eine führende Rolle in der Politik noch in der Religion spielt, die anderen Menschen als Abraum betrachtet, in dessen Mitte er als Goldklumpen herausstrahlt. Dass eine solche Haltung überdies ganz und gar unislamisch ist, versteht sich von selbst. Es ist übrigens nicht bekannt, dass Religionsgelehrte an solchen Versen Anstoß genommen hätten.

Aber schon in der arabischen Liebesdichtung des 9. und 10. Jahrhunderts lässt sich die Herausbildung eines Individualismus entdecken, wie sie Niklas Luhmann für Europa erst viele Jahrhunderte später ansetzt.[28] Auch Tagebücher, die ja ebenfalls Dokumente für eine individuelle Selbstwahrnehmung sind, gibt es früh. Das älteste bislang bekannte, in arabischer Sprache geschriebene Tagebuch stammt aus den Jahren 460–461/1068–1069. Es stammt von einem mittelprominenten Gelehrten namens Ibn al-Bannāʾ und verzeichnet, anders als andere autobiographische Texte des ‚Mittelal-

27 *Burckhardt*, Cultur (2018), 92.

28 Vgl. *Bauer*, Liebe und Liebesdichtung (1998), 33–35, 93–106 und Register 546.

ters‘, keine religiöse Bekehrungsgeschichte, sondern banale Alltagsdinge wie Krankheiten, Träume und Wetterverhältnisse. Es nimmt wenig Wunder, dass dieser Text nur in einer einzigen, autographen Handschrift erhalten ist, weil sich außer dem Schreiber selbst (und Forschern unserer Zeit) niemand für die Träume und Befindlichkeiten eines Ibn al-Bannāʾ interessiert hat. Es zeigt aber, dass dieser ganz und gar durchschnittliche Gelehrte sich selbst sehr wohl als Individuum so wichtig genommen hat, dass er es wert hielt, dergleichen Dinge zu notieren und in die Form einer Chronik zu bringen.[29]

Der zweite, hier anzusprechende Punkt ist das Cliché, Religion sei ein Fortschrittshindernis. So wird immer wieder behauptet, der Islam gehöre nicht in die Moderne, weil in islamischen Gesellschaften Politik und Religion nicht getrennt werden könnten. Aber auch die endlose Wiederholung dieser Behauptung macht sie nicht richtiger. Ein anthropozentrisches Geschichtsbild hat nicht erst der „Pionier der Moderne“, Niccolò Machiavelli, sondern hatten schon arabische Autoren wie Ibn Nubāta (1287–1366) und Ibn Ḫaldūn (1333–1378) im 14. Jahrhundert. Für beide – übrigens beide fromme Muslime – war es nicht göttliche Vorherbestimmung, die die Geschichte lenkt. Für den heute bekannteren Ibn Ḫaldūn war es eine Gesetzmäßigkeit von periodischem Aufstieg und Verfall, und für Ibn Nubāta waren es die menschlichen Leidenschaften, die die Geschichte vorantreiben.[30] Dass Fortschritt und Religion aber unvereinbar sind, und dass islamische Gesellschaften deshalb nicht fortschrittsfähig sind, ist für Roeck ausgemachte Sache. Über die arabische Philosophie sagt er: „Was befremdete, war die ‚Unheiligkeit‘ der zentralen Texte der griechischen Kultur. Nicht zu bestreiten ist, daß die arabische Philosophie ihren Radius kaum noch ausweitete.“[31] Dass aber das Denken in allen Weltkulturen einen anderen Weg ging als den des modernen Europas, hat man (auch wenn europäisches Denken nicht immer nur zum Wohle der Menschheit beigetragen hat) diesen anderen Kulturen als Rückständigkeit angerechnet, die arabische nicht ausgenommen, deren Denken über alle Jahrhunderte zutiefst von dem der Antike, vor allem der aristotelischen Philosophie, geprägt und durchdrungen war. Gerade den Religionsgelehrten, vor allem den (oft ziemlich häretischen) Vertretern des *kalām*, der philosophischen Theologie, wirft man aber vor, Verhinderer freien Denkens gewesen zu sein, obwohl sie weder an einer Meinungszensur interessiert waren, noch dazu irgendeine Macht gehabt hätten. Umso absurder ist es, wenn Roeck hier einen Kontrast zu Europa sieht und glaubt feststellen zu müssen: „Pfaffenmacht fand im zersplitterten Europa Grenzen.“[32]

29 *Makdisi*, Autograph Diary (1956/57).

30 *Ibn Khaldūn*, Muqaddima (2011); zu Ibn Nubāta vgl. *Bauer*, Kultur (2011), 315–343. Eine kritische Neuedition des Werks Ibn Nubātas einschließlich einer deutschen Übersetzung von Stephan Tölke wird in Kürze in der Reihe ALEA erscheinen.

31 *Roeck*, Morgen (2017), 442.

32 *Roeck*, Morgen (2017), 435.

Beim dritten Punkt, der Bedeutung oder vermeintlichen Bedeutungslosigkeit der Rhetorik, ist schwer begreiflich, wie man zu einem derartigen Fehlurteil kommen kann wie folgendem:

> Außerhalb Europas findet sich keine Gesellschaft, die sich mit vergleichbarer Begeisterung an einer Theorie der Redekunst versucht hätte. In China spielte Rhetorik eine weit geringere Rolle als in Europa. (...) Dasselbe lässt sich für muslimische Gesellschaften sagen. Rhetorik – der des Aristoteles widmete Ibn Sina einen Kommentar – bot nicht Anleitung zum Streit. Sie sollte vielmehr dazu dienen, bereits erkannte Wahrheiten mitzuteilen.[33]

Offensichtlich hat der Schreiber dieser Zeilen in seinem Glauben, den Verlauf der Weltgeschichte durchschaut zu haben, es nicht für nötig befunden, die Verhältnisse in anderen Kulturen auch nur zu recherchieren. Immerhin hätte ihn ein Blick in das einschlägige Standardwerk, das ‚Historische Wörterbuch der Rhetorik', eines Besseren belehren können. Dort findet sich ein Überblick über die arabische Rhetoriktradition, die in vielerlei Hinsicht der westlichen ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen ist.[34] Zitiert wird dort auch ein Resümee von Rudolf Sellheim, der schon 1976 für die Jahrhunderte nach 1200 feststellte, zu dieser Zeit habe

> Bildung und Ausbildung in den Schulfächern wie in den gelehrten Wissenschaften innerhalb der Gesamtbevölkerung bis in das entlegenste Dorf in Chorasan hinein, im Jemen oder im Maghrib, einen Höhepunkt erlebt, wie ihn wohl zuvor weder die Alte Welt noch der Orient erreicht hatten. Beredte Zeugen dieses, die gesamten islamischen Länder umfassenden Lehr- und Lernsystems sind u. a. die in Überfülle auf uns gekommenen Hss. [Handschriften] aus dem Bereich der Rhetorik.[35]

Allerdings sind die ‚klassischen' Texte der Rhetorik, die bis ins 20 Jahrhundert tausendmal kommentiert, kritisiert und weitergedacht wurden, im 13. und 14. Jahrhundert entstanden, einer Zeit also, in der der Weltgeist an der islamischen Welt angeblich schon vorbeigezogen und der Phoenix schon in Europa gelandet war.

Ein vierter Punkt sei noch angesprochen. Könnte es nicht sein, dass die vielgepriesene Überlegenheit Europas sich weder den Ideen der Renaissance und der Aufklärung verdankt, sondern ganz einfach seiner militärischen Stärke? Darüber gibt es zahlreiche Forschungen, zuletzt, womöglich etwas vereinfachend, vom Wirtschaftshistoriker Philip T. Hoffman.[36] Es war gerade die Kleinräumigkeit Europas, die auch für Roeck als Kulturtreiber erkannt wurde, die aber auch das Kriegführen einfach und attraktiv machte. Vieles spricht dafür, dass nirgends in der Welt so beständig und so eifrig Krieg geführt wurde wie in und von Europa. Dies hatte zur Folge, dass keine andere Region der Welt militärtechnisch mit Europa mithalten konnte (und vielleicht

33 *Roeck*, Morgen (2017), 1154 f.
34 Vgl. *Bauer*, Rhetorik (2007) und *ders*., Kināya (2023).
35 *Sellheim*, Materialien, Bd. 1 (1976), 301 f.; vgl. auch *Bauer*, Rhetorik (2007), 297.
36 Vgl. *Hoffman*, Europa (2017).

auch nicht wollte). Zur Rechtfertigung einer geistigen Überlegenheit Europas taugt eine solche These aber nicht. Wenn sie zutrifft (wofür einiges spricht), ist sie jedenfalls teleologisch unbrauchbar und für eine eurozentristische Betrachtungsweise wertlos.

Aber – und jetzt kommt ein letztes, großes Aber – haben wir es bei der teleologischen Betrachtungsweise überhaupt mit *Eurozentrismus* zu tun? Ist der Eurozentrismus vielleicht sogar ein Popanz, der sich gar nicht bekämpfen lässt, wenn man das wahre Wesen, das sich dahinter verbirgt, nicht erkennt? Schließlich findet ja auch das sogenannte Mittelalter zunächst und vor allem in Europa statt. Es ist genauso überwindungsbedürftig wie der Orient. Der Orient wiederum ist zwar außerhalb Europas, aber Europa hat auch seinen ‚inneren Orient', dem Manuel Borutta eine ausführliche Studie gewidmet hat. Dieser ‚innere Orient' Europas ist der Katholizismus, der sich von West- und Süddeutschland über die Mittelmeerländer erstreckt, und, nicht anders als der Orient, enthistorisiert, exotisiert und essentialisiert wird. So ist schon die ‚Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781' des Aufklärers Friedrich Nicolai (1733–1811) „als innerdeutsche ‚Kolonialphantasie' zu verstehen, die zur Formierung eines modernen antikatholischen Diskurses beitrug, der die Kategorien Klasse und Konfession, Rasse, Geschlecht und Sexualität auf subtile Weise verband."[37] ‚Exotische' Regionen, der katholische Süden nicht anders als der Orient, wurden mit vergangenen Epochen gleichgesetzt:

> In anthropologischen Reisebeschreibungen kam es daher häufig zu einer ‚Verzeitlichung' des Raums: Raumreisen wurden als Zeitreisen wahrgenommen, zu kolonisierende Kulturen nicht nur als barbarisch aus der Zivilisation, sondern auch als statisch aus der Historie ausgeklammert und in den ‚Warteraum der Geschichte' (Dipesh Chakrabarty) verwiesen.[38]

Der Katholizismus ist das „Andere der Moderne"[39], eine Wahrnehmung, die von der Zeit Nicolais bis weit ins 19. Jahrhundert (ja, vielleicht noch viel länger) andauert. Borutta schreibt: „Die Dichotomisierung von Katholizismus und Moderne, welche die historische Forschung bis heute prägt, stand bereits zur Zeit des Kulturkampfes in einer langen Tradition." Denn der Katholizismus war „seit der Aufklärung aus der europäischen Geschichte und Zivilisation ausgeschlossen und als rückständig, statisch, exotisch, primitiv oder barbarisch mit fernen Räumen und fremden Kulturen außerhalb Europas assoziiert, verglichen und gleichgesetzt worden."[40] Zu ergänzen wäre allenfalls, dass es dem orthodoxen Osteuropa um keinen Deut besser erging. Es ist also weniger ein Eurozentrismus, mit dem wir es zu tun haben, sondern ein vom nordeuropäischen protestantischen Europa ausgehender Fortschrittsglaube, propagiert seit Reformation und Aufklärung vor allem durch England, Schottland und Preu-

37 *Borutta*, Antikatholizismus (2011), 51.
38 *Borutta*, Antikatholizismus (2011), 57.
39 *Borutta*, Antikatholizismus (2011), 48.
40 *Borutta*, Antikatholizismus (2011), 48.

ßen sowie deren überseeische Satelliten (Frankreich nimmt eine Sonderstellung ein, auf die einzugehen hier zu weit führen würde).[41] Dieser protestantisch initiierte Fortschrittsglaube zog die teleologische Geschichtsbetrachtung nach sich, die Asien, Afrika, aber auch Süd- und Osteuropa als rückständige Kulturräume exotisierte.

Wenn der Eurozentrismus eigentlich gar kein Eurozentrismus ist, ist auch der Kampf, der gegenwärtig gegen ihn geführt wird, nur bedingt glaubhaft. Vielmehr scheint es eher, als hätte man im Tempel der Fortschrittsreligion nur einen neuen Altar aufgestellt. Dort wird nicht mehr dem Fortschrittsglauben in seiner altmodischen Form gehuldigt, sondern einer neuen Gottheit, nämlich dem ‚wahren Ich', das als letztgültige Wahrheitsinstanz über alle Zweifel, Ambiguitäten und Vieldeutigkeiten der Welt entscheiden soll. Diese wahrscheinlich wiederum ursprünglich protestantische Idee eines ‚wahren Ichs', die heute aber vor allem gefördert wird durch den Kapitalismus und die Konsumindustrie, die ständig neue Bedürfnisse dieses Ichs entdecken will, hat nun zu einer in der gesamten Menschheitsgeschichte einmaligen Ich-Fixierung der Menschen geführt. Diese Ich-Fixiertheit hat die neuen Altäre im Tempel des Fortschritts aufstellen lassen. Wenn nämlich das ‚wahre Ich' die letzte und letztgültige Wahrheitsinstanz ist, dann will man auch in einer Welt leben, in der diese Instanz für alle Menschen gültig ist. Gäbe es nämlich darüber hinaus noch eine andere Wahrheitsinstanz, wäre ja die Letztgültigkeit des ‚wahren Ichs' in Frage gestellt. Man muss also wollen, dass alle Menschen nach Maßgabe ihres ‚wahren Ichs' leben dürfen. Daraus erwächst wiederum die heute allgegenwärtige Fixierung auf ‚Authentizität' und ‚Identität'. Dabei geht es nicht darum, dass jeder nach seiner Façon selig werden soll, sondern um die sorgsame Pflege von Identitätsdiskursen, die dazu verhelfen, die eigenen Identitätsvorstellungen unantastbar erscheinen zu lassen.

Das müsste uns hier nicht interessieren, wenn nicht auch dieser Diskurs von interkultureller Relevanz wäre. Wenn nämlich jeder nur authentisch über seine eigene Identität sprechen kann, wird es problematisch, interkulturelle Wissenschaft zu betreiben. Man spricht von ‚kultureller Aneignung', *cultural appropriation*, und glaubt etwa, nur *people of colour* könnten Gedichte von *women of colour* authentisch übersetzen.[42] Schöne Dinge angeblicher ‚kultureller Aneignung' wie die Soldaten des Mogulkaisers im Grünen Gewölbe in Dresden werden auf einmal problematisch, und Wissenschaften, die sich mit außereuropäischen Kulturen beschäftigen, werden dies zunehmend auch. Der Mediävistik ist dergleichen bislang nicht widerfahren, weil das ‚Mittelalter' noch immer im Rahmen des konventionellen Fortschrittsdiskurses gesehen werden kann. Die Vergangenheit wird weiter nach dem westlichen Fortschrittsmuster als Abfolge von Antike, Mittelalter, Renaissance, Neuzeit und Moderne konstruiert. Epochenbegriffe, die sich letztlich nur diesem Blickwinkel verdanken und kein reales Fundament in den so

41 Vgl. *Hersche*: Muße (2006), Bd. 1, 124–146.

42 Verwiesen sei auf die Debatte über die niederländische Übersetzung des Gedichts ‚The Hill we Climb' von Amanda Gorman, die im März 2021 Wellen schlug. Zu einer Kritik des Authentizitätsbegriffs vgl. *Bauer*, Vereindeutigung (2018), 62–70.

bezeichneten Kulturen haben, werden selten hinterfragt. Die ‚Byzantiner', die es nie gegeben hat, bleiben die Byzantiner, und das ‚islamische Mittelalter' bleibt das islamische Mittelalter, weil all das in die westliche Fortschrittserzählung so gut passt.

Aber auch der neue Altar der Identitätsdiskurse ist ein Fortschrittsaltar, wenn er auch in geradezu schismatischem Verhältnis zum altmodischen Fortschrittsaltar zu stehen scheint. Auch bei diesem neuen Altar, auf dem ‚Identität', ‚Authentizität', ‚Antieurozentrismus' und ‚Wokeness' verehrt werden, tut man dies im Glauben, man befinde sich an der Spitze des Fortschritts. Auch von ihm gehen Missionierungen in alle Welt aus, ohne dass die Welt dafür stets größere Begeisterung und Dankbarkeit zeigen würde. Es ist nicht mehr „the white man's burden", aber doch immer noch die Aufgabe des auf der Höhe des Fortschritts stehenden ‚Westens', zu einer neuen *mission civilisatrice* aufzubrechen.

Dieses Geschichtsbild, das die Weltgeschichte teleologisch denkt und sie als permanenten Fortschritt begreift, ohne angeben zu können, welches letztendliche Ziel dieser Fortschritt denn nun haben soll, ist kein *eurozentrisches*, sondern ein *modernozentrisches*, und es ist weder ein menschlicheres noch eines, welches der Welt zum Besseren verhelfen wird. Vielleicht ist es auch eine Aufgabe von uns Wissenschaftlern, die wir uns mit anderen, sich dem teleologischen Fortschrittsmuster verweigernden Kulturen beschäftigen, Aufmerksamkeit für solche Zusammenhänge zu wecken.

Bibliographie

Thomas Bauer, Warum wir die Kināya brauchen. Rhetorik jenseits von Eurozentrismus, in: Martina Wagner-Egelhaaf / Stefan Arnold / Marcus Schnetter / Gesine Heger (Hrsg.), Rhetoriken zwischen Recht und Literatur. Interdisziplinäre und interkulturelle Zugänge. Berlin 2023, 131–149.

Thomas Bauer, Wann war die klassische Periode der islamischen Kultur?, in: Bacem Dziri / Merdan Güneş (Hrsg.), Niedergangsthesen auf dem Prüfstand / Narratives of Decline Revisited. Bern 2020, 159–173.

Thomas Bauer, Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München ^{2}2019.

Thomas Bauer, Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Ditzingen 2018.

Thomas Bauer, Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams. Berlin 2011.

Thomas Bauer, Rhetorik, außereuropäische: Arabische Kultur, in: Gert Ueding (Hrsg.), Rhetorik. Begriff – Geschichte – Internationalität. Tübingen 2005, 283–300 (= Gert Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 8. Tübingen 2007, 111–137).

Thomas Bauer, Liebe und Liebesdichtung in der arabischen Welt des 9. und 10. Jahrhunderts. Wiesbaden 1998.

Manuel Borutta, Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe. Göttingen ^{2}2011.

Carl Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, 2 Bde. Weimar / Berlin 1898–1902.

Henryk M. Broder, Kritik der reinen Toleranz. Berlin ^{4}2009.

Jacob Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Basel 1860, ND München 2018.

Jürgen Gerhards, Europäische Werte – Passt die Türkei kulturell zur EU?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 38 (2004), 14–20.

Nicolás Gómez Dávila, Sämtliche Scholien. Wien 2020 (spanische Ausgabe: Escolios a un texto implícito. Girona 2021).

Peter Hersche, Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter, Bd. 1. Freiburg (i. Br.) 2006.

Philip T. Hoffmann, Wie Europa die Welt eroberte. Darmstadt 2017.

Elmar Holenstein, Philosophie-Atlas. Orte und Wege des Denkens. Zürich 2004.

Adolf Loos, Ornament und Verbrechen, in: *ders.*: Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Hrsg. von Franz Glück. Wien 1962, 276–288.

Ibn Khaldūn, Die Muqaddima. Betrachtungen zur Weltgeschichte. Aus dem Arabischen übertragen und mit einer Einführung von *Alma Giese*. München 2011.

Usâma Ibn Munqidh, Ein Leben im Kampf gegen Kreuzritterheere. Aus dem Arabischen übertragen und bearbeitet von *Gernot Rotter*. Tübingen / Basel 1978.

George Makdisi, Autograph Diary of an Eleventh-Century Historian of Baghdad, in: Bulletin of the School of Oriental and African Studies 18 (1956), 9–31, 239–260; 19 (1957), 13–48, 281–303, 426–443.

Bernd Roeck, Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. München 2017.

Helmut Schmidt, Sind die Türken Europäer? Nein, sie passen nicht dazu, in: Claus Leggewie (Hrsg.), Die Türkei und Europa. Die Positionen. Frankfurt (Main) 2004, 162–166.

Rudolf Sellheim, Materialien zur arabischen Literaturgeschichte, Bd. 1. Wiesbaden 1976.

W. Montgomery Watt / Michael Marmura, Der Islam, Bd. 2: Politische Entwicklungen und theologische Konzepte. Stuttgart u. a. 1985.

Patrick J. Geary

Constructing and Deconstructing the Middle Ages

The career of Professor Frank Rexroth[1] has spanned a crucial period of deep institutional and intellectual change within the historical profession and indeed within the structures of European and North American higher education. The impact of these changes has been felt particularly within our own discipline of medieval history, changes not unlike those traced by Professor Rexroth in his own studies of the transformation of knowledge and knowledge institutions in the high Middle Ages.

From my perspective, that of a non-German outsider whose perspective of Professor Rexroth's scholarship and on German scholarship over the past three decades is necessarily subjective and partial, two principal themes have woven through his thirty years of scholarship and publications, the construction of professional elites, particularly within the university, and the power relationships between elite and masses. Both are particularly pertinent to the theme of the present volume in his honor, focused as it is on ‚Die Mediävistik und ihr Mittelalter' (Medieval Studies and its Middle Ages). Anyone familiar with Professor Rexroth's prize-winning monograph, ‚Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters'[2], must immediately be aware that apparently unproblematic terms such as *Das Mittelalter* are not simply pre-existing objects of study but are very much the creation of those who study and teach them. Likewise, all of us who have been enlightened by his numerous studies of expert culture are aware that just as *Das Mittelalter* is a creation of scholarship, the question of who has the right to profess this discipline, who can claim to be a medievalist, is one of constant debate and negotiation. Thus, as we are all in a sense students of Frank Rexroth, we must recognize both elements of the conference theme as highly problematic: Is there a Middle Ages, and if so, how is it to be defined geographically, chronologically, and thematically? And what is *Mediävistik*? What are its tools, intellectual habitus, and appropriate methodologies that constitute *Mediävistik* as a discipline? Perhaps even more importantly, who has the right to speak in an authoritative manner about this Middle Ages? What are the criteria, implicit and explicit, by which a self-designated group of individuals creates itself as a corporate

1 This article is based on a keynote speech delivered on the occasion of Frank Rexroth's birthday. The text retains its original form and is supplemented with references and comments in the footnotes. I am grateful to Professors Helmut Reimitz and Bernd Schneidmüller for their advice on this essay, which remains my subjective impressions of the development of medieval history over the past three decades.

2 *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018).

Open Access. © 2024 the author(s), published by De Gruyter. This work is licensed under the Creative Commons Attribution 4.0 International License.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-012

body and polices who may join its ranks? How does this body decide who is in and who is out: Who has the *auctoritas* to make pronouncements concerning what is and is not *Das Mittelalter* and how this intellectual construct can and cannot be interpreted both for those within the guild of medievalists and for a wider public?[3]

Frank Rexroth came of age, so to speak, at a pivotal moment when the corporation of German medievalists was in the process of policing just these boundaries. His first publications appeared in 1990, „kurz nach der Wende," a moment of seismic change in Germany. Every aspect of German society, every institution, was affected by the unification process, and of course this included faculties of history. Across the former GDR, commissions composed of senior professors from the *Bundesrepublik* reevaluated professorships and assistantships: Were those holding such positions worthy of their positions? Were they professional, competent historians or political hacks? Had they been implicated in the network of repression and surveillance that characterized the former police state? Finally, what of the younger scholars under their tutelage: There were very few of these to begin with. Should these be allowed to advance, or were they not sufficiently solid in their scholarship and formation to hold assistantships and professorships in the reunited Germany? We largely know how this worked out, a process viewed by many in the former GDR as a new *Drang nach Osten*: Across the region, professorships were filled by historians trained in the *Bundesrepublik*. Moreover, these professors brought with them their own assistants to the professional detriment of young historians in eastern universities. Nevertheless, some of the „Wessies" did work to integrate as far as possible historians who had begun their university studies in the old regime into the new. Chief among these was Frank Rexroth's mentor, Michael Borgolte, who succeeded Eckhard Müller-Mertens at the Humboldt University and guided Müller-Mertens' former students, chief among them Wolfgang Huschner, into university careers in the new Germany. Such cases were however rare.

Moreover, a change of personnel meant also a change in what *Mediävistik* was to be. In a sense, one can look at the conference organized by Professor Borgolte in 1993 and published as a *Beiheft* of the ‚Historische Zeitschrift' in 1995, ‚Mittelalterforschung nach der Wende 1989'[4], as a formal closure to what had been and an announcement of what was supposed to be. On the one hand, the colloquium organized in 1993 included some of the major figures from the old system, foremost among them Müller-Mertens,[5]

3 *Mediävistik*, medieval history, and medieval studies have been the object of intense discussion and debate over the past decades as scholars have attempted to answer just these questions. For German language scholarship, see in particular *Goetz/Jarnut* (eds.), Mediävistik im 21. Jahrhundert (2003). In North America, medieval studies have an older broader, more interdisciplinary tradition than on the continent. See for example *Powell* (ed.), Medieval Studies (1992).

4 *Borgolte* (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende (1995).

5 *Müller-Mertens*, Nationale Frage (1995), 27–42.

Evamaria Engel,[6] Siegfried Epperlein,[7] and Bernhard Töpfer.[8] However, it also included „Ossies" whose voices and research had been marginalized under the old regime such as Karlheinz Blaschke.[9] Borgolte himself provided a history of Marxist medieval studies under the GDR, a history with a beginning, middle and end. He posed the question, „whether and to what extent some impulses of Marxist medievalism can assert themselves in the pluralistic historical studies of the Federal Republic".[10]

Today, thirty years after the *Wende*, I would say that the answer is a resounding „No." The future of German medieval history was firmly in the hands of the „Wessies", many of whom were present at this conference and published papers in that memorable volume of the ‚Historische Zeitschrift': Otto Gerhard Oexle, Director of the internationally renowned *Max-Planck-Institut für Geschichte*,[11] Arnold Esch, Director of the German Historical Institute in Rome,[12] Klaus Schreiner, Professor at Bielefeld,[13] Rudolf Schieffer, President of the *Monumenta Germaniae Historica*,[14] Johannes Fried, Professor in Frankfurt,[15] Hanna Vollrath, Professor in Bochum,[16] Stefan Weinfurter, at the time professor in Eichstätt but later to be Professor in Heidelberg,[17] Joachim Ehlers, Professor on the Freie Universität Berlin,[18] Peter Moraw, Professor in Gießen,[19] Hartmut Boockmann, Professor in Göttingen,[20] and of course the young Frank Rexroth, who at the time was Michael Borgolte's assistant at the Humboldt University.[21]

These scholars represented a broad consensus of what *Mediävistik* was supposed to be. First, with the exception of Rexroth, these were all *Große Ordinarii*,[22] C4 Profes-

6 *Engel*, Bürgertum – Bürgerkampf – Bürgerstadt (1995), 407–425.

7 *Epperlein*, Zur Mittelalterforschung (1995), 43–73.

8 *Töpfer*, Vorstellungen (1995), 387–406.

9 *Blaschke*, Mittelalterforschungen (1995), 129–141. For Blaschke's further reflections on his career as a „bourgeois" historian see his Geschichtswissenschaft im SED-Staat (1992), 14–27.

10 *Borgolte*, Eine Generation marxistische Mittelalterforschung (1995), 3–26, 24: „Die Frage ist, ob und in welchem Maße sich eigene Impulse marxistischer Mediäivistik in der pluralistischen Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik werden behaupten können." Borgolte has written more extensively on East German scholarship both in his Sozialgeschichte des Mittelalters (1996) and in Kontinuität und Neuaufbau (2009), 55–67.

11 *Oexle*, Deutsche Mediävisten (1995), 89–127.

12 *Esch*, Mittelalterforschung heute (1995), 75–88.

13 *Schreiner*, Frömmigkeit (1995), 177–226.

14 *Schieffer*, Die lauteren Quellen (1995), 239–254.

15 *Fried*, Die Königserhebung Heinrichs I. (1995), 267–318.

16 *Vollrath*, Rechtstexte (1995), 319–348.

17 *Weinfurter*, „Funktion" (1995), 349–361.

18 *Ehlers*, Tradition und Integration (1995), 63–386.

19 *Moraw*, Neuere Forschungen (1995), 453–484.

20 *Boockmann*, Das fünfzehnte Jahrhundert (1995), 485–511.

21 *Rexroth*, Mediävistische Randgruppenforschung (1995), 427–451.

22 Technically, the title *Professor ordinarius* was already obsolete in most German *Länder* at the time of the conference. However, it was still normal to consider *Universitätsprofessoren* as *Ordinarii*, a title which still exists in Bavaria.

sors. We know what this meant: They had all gone through the rigorous process of dissertations, years as assistants to major scholars of the previous generation, completed exhaustive and exhausting habilitations, and been vetted by their betters. It was no longer true that one could not become an *Ordinarius* if one had not „sung on the Reichenau," but virtually all had indeed sung on the island or would soon. The position of the C4 was well summarized in the old story, that the six days of creation were but practice: On the eighth day, after a rest, the Lord God created his most perfect creation: the *Universitätsprofessor*. (Unfortunately, on the ninth, to spite Him, the devil created the evilest creature – his colleague).

As *Ordinarii*, these, plus a few others at major West German universities not present at the conference or in the volume, had the authority to decide what constituted *Mediävistik*. Although Hanna Vollrath worked in comparative history between England and Germany, Arnold Esch concentrated on Italian and papal history, and Otto Gerhard Oexle called for a greater opening to French history and historical methods, the focus of these scholars was resolutely on continental European history, primarily in German speaking lands. Medieval history was thus in a sense self-contained geographically: The Islamic world, Byzantium, the Iberian Peninsula, Africa, Central and East Asia did not have a place in this concept of history. One could safely have a career, and a brilliant career, happily within the confines of the Latin West. The essential entanglement with a wider world was as yet at most marginal.

For the most part, they concentrated on a spectrum of historical topics that could still broadly be considered political or in a broad sense, *Verfassungsgeschichte*, either at the level of the *Reich* for those working in the period of the tenth to thirteenth centuries, or at the level of the city and region for the later Middle Ages. The methodology in which they had been exclusively trained was the historical philological method. Although the impertinent young Rexroth wished to draw attention to *Randgruppenforschung*, and dared to cite important sociological literature, modernist social historians including Jürgen Kocka, and Marxist historians including Töpfer and František Graus and even Friedrich Engels, he was only an assistant. The focus of these scholars was primarily on the elites, and specifically elite men, those who „made history."

The forgoing description of the landscape of medieval history in Germany in the early 1990s can be generalized, to some extent, to other countries in Europe. True, in France, something of the ‚Annales' tradition remained strong, dominated by Georges Duby,[23] Jacques LeGoff,[24] and their students, but the initial impulses of quantitative and serial history of the 1960s and 70s had largely been abandoned, and the tradition

23 For an analysis of the contribution of Georges Duby from a German perspective see *Seischab*, Imaginer la société féodale (2005).

24 On the reception of Jacques LeGoff outside of France see the chapters by *Vauchez*, Jacques LeGoff and Italy; *Oexle*, Jacques LeGoff in Germany; *Little*, Mainstream and Margins; *Simons*, The Annales and Medieval Studies; and *Rucquoi*, Spanish Medieval History, in *Rubin* (ed.), The Work of Jacques LeGoff (1997).

of seeing European history as French history writ large continued.[25] Across Europe and North America, narrative history had returned to fashion, and the impulses of the 1960s with its emphasis on the study of minorities, the marginalized, the „people without history" had receded.

In the past thirty years since the *Wende*, not only *Mediävistik* but all of historical studies, and indeed the *Geisteswissensschaften* have been shaken to their core. The hubris of that moment is perhaps best encapsulated in Francis Fukuyama's 1989 proclamation of „The End of History," with the triumph of the West and the „total exhaustion of viable alternatives to Western Liberalism."[26] Three decades later, we can only see a deep irony in the reality that history indeed continues and that there are powerful alternatives to western liberalism, not only in Russia, China, Afghanistan, South Asia, and Latin America, but even within the European Community and in the United States. Moreover, historians are increasingly marginal to recording and explaining this new history as it unfolds. One might say that the *Professorat* has lost control of history in general and of *Mediävistik* in particular. This is a deep and widespread crisis touching all of the *Geisteswissenschaften* and all areas of historical analysis, but I will attempt to concentrate on how these changes have affected our small part of that greater endeavor, medieval scholarship.

What the Middle Ages is as object of study, how it is to be researched and presented to scholarly and broader audiences and, as importantly, who can define and present it to a wider public, are questions which are all undergoing major changes.

The *Großordinarius* is no more. The very title of *Ordinarius* had, as we have seen, already officially disappeared everywhere but in Bavaria by the mid-1990s.[27] The C4 position, with its special privileges, its elaborate *Hilfskraft*, and its full complement of *Assistenten* disappeared in 2005 and its successor, the W3 professorship, can only be seen as a diminution of the importance of what was once the pinnacle of an academic career. Moreover, there is a proliferation of professors – everyone now, it seems, is a professor –, and access to this exalted position no longer depends on the traditional

25 For a critique of French historiography and the abandonment of quantitative history, see *Guerreau*, L'avenir d'un passé incertain (2001).

26 *Fukuyama*, The End of History *(*1992).

27 In Bavaria, W3 professors may continue to use the title *Ordinarius* or *Ordinaria*. Gesetz über die Rechtsverhältnisse, Teil B, Abschnitt II, Art. 12, (3): „Professoren und Professorinnen der Besoldungsgruppe W 3 an Universitäten und Kunsthochschulen sind befugt, den Titel ‚Ordinarius' oder ‚Ordinaria', Professoren und Professorinnen der Besoldungsgruppe W 2 an Universitäten den Titel ‚Extraordinarius' oder ‚Extraordinaria' zu führen." In some other *Länder*, as in Baden-Württemberg, professors who either already held the title of *Ordinarius* or who had been awarded the title prior to the changes in the law were permitted to continue to use it. As these individuals retire, the title will disappear. Zweites Gesetz, B, 17, 15, (3): „Wer vor dem In-Kraft-Treten dieses Gesetzes befugt war, den Titel ‚Ordinarius' oder ‚Ordinaria' zu führen oder wem der Titel ‚Ordinarius' oder ‚Ordinaria' vor dem In-Kraft-Treten dieses Gesetzes verliehen worden ist, kann diese Bezeichnung gemäß § 67 Abs. 6 UG in der am Tag vor dem In-Kraft-Treten dieses Gesetzes geltenden Fassung weiterführen."

habilitation. Since 2002, „zusätzliche wissenschaftliche Leistungen“ can qualify one for a professorship as well as the traditional habilitation. In Germany, such cases are extremely rare in the *Geisteswissenschaften*, but they are increasingly common elsewhere in Europe, such as in France, where a *habilitation sur dossier* has increasingly replaced the massive *thèse d'état*. While the abolition of the C4 professorship touches only Germany, a similar decline in the position of university professors can be observed across the West.

The great institutions that supported medieval research have also faced tumultuous times. The *Max-Planck-Institut für Geschichte*, with its concentration on medieval and early modern history is no more, its magnificent library incorporated into other libraries in Göttingen.[28] The *Monumenta Germaniae Historica* has survived, but just barely. Following the retirement of President Rudolf Schieffer in 2012, the institution entered a period of uncertainty that threatened its existence due to the strained relations with the Bavarian state, which sought to fold the *Monumenta* into the Bavarian Academy of Sciences. The conflict led to the resignation of Schieffer's successor Claudia Märtl and a crisis that threatened this venerable institution's very existence.[29] Märtl's resignation in 2014 led to a long and precarious interim which ended after a complex search with the appointment of Martina Hartmann as a new permanent president.

Nor were such institutional crises unique to German historical institutions. The venerable *Institut für österreichische Geschichtsforschung*, founded in 1854, and long a leading institution in the training of medieval archivists, paleographers, and historians, likewise underwent a major structural change that ended its independence. The *Institut*, although located in the main building of the University of Vienna, was until 2015 an independent institution under the direct authority of the Austrian *Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft*. The following year, it was integrated into the University of Vienna, and its rigorous, three-year program in paleography and diplomatics was transformed into a five-semester *Masterstudium Historische Hilfswissenschaften und Archivwissenschaft*, although it was allowed to maintain the position of a director and its activities and budget remain a separate element in the University's reporting system.[30]

Access to the funding necessary to advance a junior scholar's career is likewise no longer under the strict control of the academic hierarchy in each country. While early funding still comes from the patronage system, in which a doctoral student or

28 On the foundation and early history of the *Max-Planck-Institut für Geschichte*, see *Schöttler*, Die Ära Heimpel (2017), and Sozialgeschichte (2020), especially 118–123 on the closing of the *Institut*. The full story of the events leading to its closing, a sad combination of miscalculation, arrogance, ill-will, and misrepresentation is yet to be written.

29 See *Märtl's* report on the affair (2014), especially pp. I–III and the report of the interim President, Marc-Aeilko Aris who led the institution from 2014 until 2018, in *Aris*, Monumenta (2015), I–IV.

30 Bundesgesetzblatt (2015), 4.

recent postdoc must align his or her research to fit into the larger project of a senior scholar, new initiatives are undermining this system for postdocs. Funding from national research foundations and the European Research Council, for example, makes it possible for ambitious young scholars to circumvent their seniors in their universities and even in their countries and apply for large grants, the decisions for which are made by international panels entirely outside of the traditional channels of patronage. The individuals receiving these grants acquire further independence from the traditional hierarchies of their institutions since principle investigators have the right of „portability," that means that should they move to another institution within Europe, they may take the grants (and their overhead which goes to their institution) with them. Moreover, the juries awarding these grants are increasingly composed of non-nationals, often non-Europeans, and even non-historians. Universities, eager to receive the overhead from such grants, are happy to see their senior professors short-circuited if this means more funding for the central administration.[31]

The challenges to the guild of medievalists comes not only or even principally from within the historical discipline however. Increasingly, innovative research in *Mediävistik* originates not only in faculties of history but also in other disciplines, particularly faculties of literature, communication studies, art history, and archaeology. In North America, this has long been the case, where „medieval studies" have always included, along with history, other disciplines dedicated to the study of the culture of the medieval past.[32] *Mediävistik* in Germany seems to be a domain claimed by historians, even if what this entails has changed over the past decades. An outstanding example of this perspective is the 1999 publication by Hans-Werner Goetz that attempted to survey the state of medieval studies at the end of the second millennium.[33] As János Bak pointed out in an otherwise laudatory review:

> Let me first state that, in spite of its title, this book does not embrace medieval studies in the true interdisciplinary sense (as even the German Mediävistenverband, more or less modeled after our Academy, understands it) but is instead about medieval history, even if in its wider sense. Hardly anything is said about art, literature, archaeology, or architecture, to say nothing of such ‚minor' fields as music or medieval Latin. It is also remarkable that the examples of studies almost totally disregard Byzantium, central and eastern Europe, and Scandinavia, as well as the Islamic Mediterranean.[34]

31 For a general description, see ERC Work Programme (2022).

32 From its inception, for example, the Medieval Academy of America was never an historical society but its purpose is, as its 1925 Articles of Organization state, „to conduct, encourage, promote and support research, publication and instruction in Mediaeval records, literature, languages, arts, archaeology, history, philosophy, science, life, and all other aspects of Mediaeval civilization, by publications, by research, and by such other means as may be desirable, and to hold property for such purpose." https://www.medievalacademy.org/page/ByLaws (accessed 30.08.2022).

33 *Goetz*, Moderne Mediävistik: (1999). On the changing nature of medieval history in Germany see *Schneidmüller*, Von der deutschen Verfassungsgeschichte (2005).

34 *Bak*, rev. of *Goetz*, Moderne Mediävistik (2002), 920–921.

More recently, German medieval historians, including Hans-Werner Goetz have recognized the increasing significance of contributions from disciplines other than history to the construction of *Mediävistik*, as seen in the 2003 collection of essays he and Jörg Jarnut published in 2003, although the focus remained largely on the discipline of history.[35] The reality is that increasingly, major areas of research such as gender studies and mediality draw their methodological and conceptual frameworks from these other humanistic disciplines. Major figures in these disciplines in Germany and elsewhere increasingly hold the key positions that define and promote their visions of the Middle Ages. The methodological and theoretical approaches of Christian Kiening, professor of Germanic *Mediävistik* at the University of Zurich, for example, have had enormous influence on historians.[36] In France, where the historians Georges Duby and then Pierre Toubert dominated the medieval scene at the *Collège de France* from 1970 until the latter's retirement in 2003, no medieval historian held a chair in the *Collège* until 2015. During this long period, Michel Zink, who had been appointed to the long-dormant chair in medieval literature in 1994 dominated medieval studies until 2016. In 2017 he was elected, as has been Duby, to the *Académie française*. In my own institution, the chair once held by Ernst Kantorowicz, Giles Constable, and Caroline Walker Bynum among other medieval historians is now held by the literary scholar Suzanne Akbari.[37]

At the same time, theoretical impulses originating outside of historical faculties have had an enormous influence on the questions that historians raise and the methods they apply to answer them. In the 1970s and 1980s, theories and models from ethnography and anthropology increasingly inspired French, English, and North American medievalists to reexamine traditional assumptions of religious, legal, and political history in light of the insights of cultural and legal anthropologists. Particularly influential in this regard were the works of Jacques LeGoff and Jean-Claude Schmitt in France both through landmark publications such as LeGoff's ‚Pour un autre Moyen Age'[38] and Schmitt's ‚Le saint lévrier',[39] but also in the *Groupe d'anthropologie historique de l'Occident médiéval* (GAHOM) which they founded in the *École des hautes études en sciences sociales* in Paris. In Britain, Wendy Davies and Paul Fouracre published in 1986 a seminal collection of papers on conflict resolution, which minimized the role of formal

35 *Goetz/Jarnut* (eds.), Mediävistik im 21. Jahrhundert (2003). See in particular the contribution of *Wenzel*, Zum Stand der Germanistischen Mediävistik, 149–152, and Goetz's own concluding remarks on *Fächervielfalt* und *Interdisziplinarität*, 476–478.

36 Among many contributions, *Kiening*, Fülle und Mangel (2016). For an overview of how Kiening and other literary scholars understand mediality, see *Kiening/Stercken* (eds.), Medialität (2019).

37 https://www.ias.edu/scholars/akbari (accessed 30.08.2022). Akbari's own work has focused on medieval understandings of perception and the representation of non-Europeans in European writings. See particularly her Idols in the East (2009).

38 *LeGoff*, Pour un autre Moyen Age (1977).

39 *Schmitt*, Le saint lévrier (1979).

law at the expense of social processes in conflict.[40] In North America, medievalists including Frederic Cheyette, Stephen White, Geoffrey Koziol, Barbara Rosenwein and others began to examine medieval societies, their tensions, and their conflicts through optics derived from contemporary anthropology, highlighting the performative nature of medieval interaction.[41] Koziol's work was particularly influential on Gerd Althoff who introduced what might be called the „ethnographic term" in German history in the course of the 1990s.[42] His application of the idea of *Spielregeln* to medieval rituals of power and lordship generated considerable controversy since it challenged the traditions of political and institutional history.[43]

The postmodern wave that swept literary and some historical studies toward the end of the twentieth century may have largely played out, but it has effectively undermined confidence in traditional, positivistic textual analysis. Its practitioners claimed that it undermined the epistemological basis for traditional historical knowledge. As the American literary scholar Lee Patterson summarized François Lyotard's critique of historicity, in the 1990 volume of ‚Speculum', the journal of the Medieval Academy of America, devoted to postmodernism in medieval studies, „The grands récits that provided legitimation, specifically the narratives of human emancipation and the unification of knowledge, have lost all credibility."[44] Such ideas moved slowly across the Atlantic and seem to have had relatively little if any influence on the writing of medieval history in Germany, although heightened attention to the subjectivity and indeterminacy of language is evident in the increasing skepticism of the possibility of recovering the past in the more recent work of scholars such as Johannes Fried.[45]

At least, one might say, these literary scholars, while not trained as historians, concentrate their research on the cultural production of the Latin west. Another major change has been in the geographical focus of medieval history. While professors may continue to write on German, French, or Italian history, scholarship focused on Western Europe is increasingly viewed, both by scholars and a wider public, as provincial and distorting. In Europe and in North America, as the realities of a globalization in every sphere of life become more evident and more problematic, we see an important impulse to place western Eurasia in a broader context, not only in the present but also in the past. This is taking at least three interrelated forms. The first is a growing interest in comparative history, comparisons not simply within the small portion of the Eurasian landmass that is defined as Europe, but between major civili-

40 *Davies*/*Fouracre*, The Settlement of Disputes (1986).

41 *Cheyette*, Suum Cuique Tribuere (1970); *Geary*, Vivre en conflit (1985); *White*, Feuding and Peace-Making (1986); *Rosenwein/Head/Farmer*, Monks and Their Enemies (1991); *Koziol*, Begging Pardon and Favor (1992).

42 *Althoff*, Freunde und Getreue (1990).

43 *Althoff*, Spielregeln (1997).

44 *Patterson*, On the Margin (1990), 89.

45 Particularly in his Der Schleier der Erinnerung (2004).

zations and systems as far apart as China and the Indus valley.[46] Such research, typically carried out by teams of specialists, however, does not advance toward a deeper understanding of the entanglements that characterized these regions. Thus, we are seeing a greater interest in transcultural history, the history of the transregional, asymmetric relationships involving people, ideas, and institutions. In the twentieth-century, it could be assumed that such transcultural phenomena only began with the so-called age of exploration and European imperialism. Increasingly, we are seeing that not only the modern world but the medieval as well was intimately entangled with North Africa, the Middle East, and Central Asia, even if our traditional sources and methods are inadequate to elucidate these relationships.[47] A third area of particular interest is in the history of population movements, migrations, and, as a result, the complexities and conflicts as one sees Europe as a multi-ethnic and multi-cultural world rather than as a monolithic Christian Latin society.[48] Such studies are particularly significant in the study of the tangled relationships between Islamic and Christian societies, both in the Near East and on the Iberian Peninsula, which has become a major focus of German, but also French and North American scholarship examining the interrelations and tensions among Christians, Muslims, and Jews.[49]

Such studies cannot be carried out with the basic tool-kit provided by a traditional education in medieval history. Language acquisition, particularly Hebrew and Arabic, but increasingly too Central Asian languages and Chinese, is a prerequisite for going beyond superficial synthetic work at second hand. Few traditionally trained medievalists have these skills, and the rapid pace to degree demanded by the Bologna

46 An early, leading proponent of this type of comparative history was again Michael Borgolte. Already in 1999 he organized a conference on comparative history at the Humboldt University, the proceedings of which were published as *Borgolte* (ed.), Das europäische Mittelalter (2001). He subsequently published a collection of papers first presented at the 2000 *Historikertag* as *Borgolte* (ed.), Unaufhebbare Pluralität (2001) and then his own Europa entdeckt seine Vielfalt (2002) and Christen, Juden (2006). His *Institut für vergleichende Geschichte Europas im Mittelalter* has further advanced a wide-ranging series of comparative studies and he was the general editor of the three-volume Enzyklopädie des Stiftungswesens (2014–2017) and author of World History as the History of Foundations (2020). Comparative history within Europe continues as in *Peltzer*, Fürst werden (2019).

47 See *Schneidmüller*, Die mittelalterlichen Destillationen Europas (2014), 11–32, translated as Fitting Medieval Europe (2014), 8–38 and the literature cited by Schneidmüller.

48 On migration as a transcultural phenomenon, see *Borgolte*, Migrationen als transkulturelle Verflechtungen (2009) and for late Antiquity and the early Middle Ages, *Meier*, Geschichte der Völkerwanderung (2019).

49 For German scholarship, see in particular *Oesterle*, Kalifat und Königtum (2009); *Jaspert*, Die Reconquista (2019); and the volume edited by Oesterle and Jaspert with Marc von der Höh, Cultural brokers (2013). The tensions among Christians, Jews, and Muslims in the Iberian Peninsula is the focus of the classic study by *Nirenberg*, Communities of Violence (2015). The complex relationship among Latin Christianity, Greek Christianity, Judaism, and Islam in Sicily has also been a major focus of scholarship. See in particular *Takayama*, Sicily and the Mediterranean (2019) and for Takayama's reflections on global history, 歴史学未来へのまなざし [Historical Studies Looking to the Future] (2002).

accords leave little time for a graduate student to acquire technical languages necessary to conduct research at a competent level. The result is an increasing recognition that our seminars are inadequate to prepare a new generation of scholars in a globalized world. Nevertheless, even if one can acquire technical competence in three or four research languages, linguistic skills are only the beginning. One must master different cultural, institutional, and social systems, archival and textual traditions, all of which means that collaborative scholarship has become an absolute necessity, a collaboration that must go beyond discrete contributions to collected volumes to true, integrated scholarship and must give equal weight to scholars trained outside of our seminars and faculties.

Nor are the methods of traditional historical analysis adequate to such work. From North America, the challenge that gender must be considered a fundamental element of historical analysis, not only when studying sexuality and gender as such but in analyzing every aspect of human behavior from politics to law to theology, suggests that decades of scholarship have been blind to how pervasive gendered thinking and action have been.[50]

More recently, another North American export, critical race theory, is challenging Europeans and others who study the deep past of European social thought and action to ask whether the earlier thesis that while ethnocentrism and xenophobia were part of medieval culture, racism was the product of early modern European colonial expansion is valid. Instead, scholars such as Geraldine Heng argue that race is „the structural, epistemological, and political commitments it recognizes – that is attached to a repeating tendency, of the gravest import, to demarcate human beings through differences among humans that are selectively essentialised as absolute and fundamental, in order to distribute positions and powers differentially to human groups“ and needs to be seen as a fundamental process in the construction of categories in medieval societies, first in relationship to Jews, but also as part of power dynamics more generally.[51] Such an approach has a strong, obvious, and understandable presentist political agenda, and it is tempting to dismiss it out of hand in a medieval European context. However, such theories challenge scholars to work on a shared tool kit (across the Atlantic and other regions of the world, as well as across disciplines) that enable us to critically study the histories of identities as part of distinct categorial in-

50 Since historization of sexuality by Michel Foucault (*Foucault*, Histoire de la sexualité [1976–2018]) and Joan Wallach Scott's foundational article (*Scott*, Gender [1986]), in which she argued that gender penetrates all areas of historical analysis, gender studies broadly conceived have informed scholarship across the globe. A summary of the directions of this approach as it applied to medieval studies up until circa 2010 was published by *Caviness*, Feminism (accessed 30.08.2022). The area of queer studies has developed its own critiques of traditional studies of sexuality and gender. In German scholarship, the focus of queer studies has been primarily the contemporary era. *Micheler/Heidel/Tuider*, Jenseits der Geschlechtergrenzen (2001).

51 *Heng*, The Invention of Race (2011) and *Heng,* The Invention of Race (2018), 3.

frastructures, and how they shaped and are shaping the social landscapes in different periods, times and cultures.[52]

Not only are the traditional ways of doing medieval history being challenged from within the body of western scholars, but new methodological impulses developed outside of Europe by such scholars as the members of the Indian postcolonial movement, are increasingly challenging assumptions about how to do history and the traditional place of European history in the world. Works such as Dipesh Chakrabarty's ‚Provincializing Europe' challenge the very idea that European history, either as a subject of study or a method of understanding the past, can serve as a universal model for historical analysis.[53] Chakrabarty challenges not only the positioning of Europe as center and the rest of the world as peripheral, but argues that ‚Europe' is not simply a region but a symbolic system created by historicist liberalism, a creation, then, of European and Eurocentric scholars. Thus understood, historical approaches to non-European or transnational history of the sorts described above, when carried out according to the methodologies developed by Europeans for the study of European history, participate in the marginalization and intellectual colonization of the rest of the world.

Provincializing Europe also leads to marginalizing the medieval period. Increasingly, the big questions historians are posing ignore the artificial chronological boundaries of medieval history or history in general as conceived over the past two centuries. Some of the most important work in medieval history is being done by scholars trained as ancient historians, while modernists ignore the artificial boundaries that are supposed to mark the end of the Middle Ages. Even more challenging are movements toward what the Harvard Historian Daniel Smail calls „Deep History," that reject the modern notion that ‚history' properly understood concerns only the period of human existence that begins with writing, circa 5000 years before the present.[54] Smail has pointed out that this narrow concept of history actually is a secularization of ‚sacred history,' the now thoroughly rejected creationist chronology of Judeo-Christian Biblical history. Replacing the six days of creation with the invention of writing allowed the historical guild to proceed as though the old religious paradigm remained undisputed. But if history, properly understood, must be studied from the Paleolithic, what then are the mere 1000 years that medievalists privilege? Can they even be understood outside of a much, much greater framework?

Nevertheless, at least all of these challenges arise from within an admittedly expanded world of the *Geisteswissenschaften*. For many historians, a still greater threat arises from outside those disciplines based on the philological methods used by schol-

52 In a series of particularly nuanced studies, Cord Whitaker has focused less on race as a social construct than on the profound and deep cultural tradition that equates blackness with sinfulness and whiteness with innocence. See his *Whitaker*, Black Metaphors (2019).

53 *Chakrabarty*, Provincializing Europe (2000).

54 *Smail*, Deep History (2007).

ars of literature, history, philosophy, and law. Increasingly, natural scientists are claiming the right to record and to interpret the past, and perhaps most disturbingly, a wide general public which thirty years ago looked to historians to tell them who they were and how they came to be now look to natural scientists for answers to these same fundamental questions.

A major area in which we see this development is environmental history. While European historians may try to argue that gender history, race theory, and postcolonial discourse are alien imports peripheral to European concerns, environmentalism and environmental history are central to European nations that take human induced climate change seriously. An obvious question, then, is how we are to understand the deep history of the interaction of humans and the environment. Here, however, traditionally trained historians have little to contribute. At best, we collect anecdotal reports of changing weather conditions, droughts, floods, or other natural phenomena. However, this sort of data alone is entirely inadequate to examine long-term trends in climate change or to correlate these with human activity. Increasingly, the kinds of studies that garner widespread attention are carried out not by philologically trained historians but by paleoecologists, dendochronologists, and atmospheric scientists.[55] Nothing in our historical seminars has prepared us to collect and analyze data from ice cores, lakebeds, and ancient timbers. We are unprepared to analyze the morphology of pollen samples, measure organic and inorganic compounds, or isotopic data. Thus, increasingly, history, traditionally conceived and practiced, is becoming an auxiliary discipline of paleoecology, and a public that needs to know the deep history of human induced climate change must look elsewhere for answers to some of the most fundamental questions about the relationship between past and present.

As we attempt to survive one of the greatest pandemics in human history, we cannot neglect consideration of the history of disease, again an area in which traditional historians find themselves pushed to the margins by natural scientists. In 1985, at the height of the HIV-Aids epidemic, the social and economic historian David Herlihy presented a series of lectures on the Black Death which were edited and published in 1997.[56] Herlihy reviewed the written sources on the Black Death that have been known for decades if not centuries, but then speculated on what the cause of the Black Death might have been. He suggested that perhaps the disease causing the Black Death was not in fact bubonic plague, *Yersinia pestis*, but some other and otherwise unknown disease. This was a bold thought experiment, and completely wrong. However, given the tools available to him as a traditional historian, philology, social statistics, textual analysis, neither Herlihy nor his critics had any way of determining whether his speculations were correct. Today, thanks not to historians but to geneti-

55 A major example of this new direction in scholarship, although produced by an historian with both a classical historical background as well as a natural science one, is *Izdebski*, Ein vormoderner Staat (2022).

56 *Herlihy*, The Black Death (1997).

cists, we are absolutely certain that the Black Death and the earlier Justinianic plague were caused by *Yersinia pestis*. Tellingly, not one of the 16 co-authors of the breakthrough 2011 ‚Nature' paper demonstrating that *Yersinia pestis* caused the Black Death was an historian or affiliated with a department of history.[57] In this ground-breaking study, historians were not even *Hilfswissenschaftler*.

The same trends that characterize environmental and disease history are increasingly true of migration history. At a time when Europe's population is intensely concerned, not with what happened at Canossa but what does it mean to be European, increasingly geneticists are offering answers that explain the complex processes that formed Europe's population. Inevitably, these questions reach back far before the Middle Ages, but given the importance of the second half of the first millennium as the last significant period of migration into western Eurasia prior to the present migrations which began after the Second World War, the Middle Ages has become a significant area of genetic investigation.[58] A number of recent publications by major geneticists have attempted to analyze migration through genomic analysis, much to the consternation of some members of the guild of medieval historians.[59] Part of the unease that historians feel about such publications is not only what they say, but also the widespread acceptance they find in a wider public, a public that was accustomed, just a few decades ago, to read historians to find out about the past. In one critique of Johannes Krause's ‚Die Reize unsere Gene', two professional medievalists, while providing a thoughtful reflection on the differences between the analysis and interpretations of historians and those of geneticists, took particular umbrage at the way that Krause presented his arguments, and used the term ‚bestseller' ten times to characterize this book. It is difficult not to suspect a bit of envy in this oft-repeated characterization, whatever the valid arguments these scholars may have advanced in their critique.[60]

How then should those of us who have laboriously worked our way into the self-created profession of medieval historians and those in the wider society who continue to believe that this brief period of western Eurasian history continues to hold meaning for the present and future assess these changes? Has the guild been broken up by

57 *Bos et al.*, A draft Genome of *Yersinia pestis* (accessed 07.11.2022). In the following ten years, genomics has greatly advanced the understanding of the history of *Yersinia pestis* from pre-History through the Black Death. See *Yu et al.*, Palaeogenomic analysis (accessed 07.11.2022).

58 Archaeologists, particularly those working in the Neolithic have been much more open to natural scientific methodologies than have been historians. For recent work on the area see *Kristiansen*, Archaeology and the Genetic Revolution (2022). On the increasing use of genomic data in medieval history and archaeology see *Geary*, Herausforderungen und Gefahren (2021).

59 In particular *Reich*, Who we are (2018) and *Krause/Trappe*, Die Reiser unserer Gene (2019).

60 *Meier/Patzold*, Gene und Geschichte (2021). Krause's book has indeed been more widely received than most books by historians, both in its original German edition and in English, Italian, French, Portuguese, Russian, Greek, Korean, Japanese Mandarin, Turkish, Estonian, Dutch, and Hungarian translations.

those who do not belong, who have not gone through the apprenticeship, subscribed to the wisdom of their masters, and demonstrated that they accept the object of study as defined by earlier generations? Is this an example of what entrepreneurs and venture capitalists term creative destruction, a process in which an entire professional and cultural world crumbles to dust in order to make way for a brave new world?

In reality, I do not see the developments that I have outlined as all that dark. What they represent is simply the maturation and expansion of our and our society's sense of what we need to understand about the past. The *große Ordinarius* is no more and the control over who may speak the past is no longer institutionally regulated, but this means that interpretations and ideas must be debated on their intellectual merit, not the seniority of their proponents. From other disciplines, be they the interpretative social sciences, literary studies, or the natural sciences, we must look not for *Hilfswissenschaftler/innen* but rather for collaborators. The ‚provincialization of Europe' frees scholars to explore the alterity of Europe's medieval past rather than seeing the Middle Ages teleologically either as the origins of or the antithesis to modernity.

However, this also means that we must never cease to learn: we must be open to learning and understanding new and alien methodologies. We cannot hope to incorporate the findings of social scientists, let along natural scientists, if we do not take the time and effort to learn how they go about their work. In the natural sciences, particularly in environmental, disease, and genetic studies, this means developing a familiarity with the basic science that they employ and with the statistical methods that they use to evaluate their data. This cannot be done after the fact: We can no more simply read the publications of natural scientists and pick out bits that we like while roundly criticizing what we find objectionable than we can allow natural scientists to do their work and then thumb through history books to find stories that might explain their data. We must, as one says, ‚get our hands dirty,' working intimately with colleagues from other disciplines from the inception, in formulating research questions, selecting data sets, textual, physical, and organic, to investigate our questions, designing the analytic methods to evaluate our data, and finally collaboratively interpreting the data. Unless we fully engage with these other disciplines, we will have no right to participate in the interpretation of the data that they produce.

Such collaboration is essential, not only to keep historians engaged in the major questions about the human past that matter to our society, but to provide better interpretations of the data generated by these new disciplines. Some natural scientists like to claim that scientific data do not lie. This is true, but it also means that they do not tell the truth: data are silent, and all data must be interpreted, and this interpretation demands the participation of historians. Data sets indicating fluctuation in temperature and rainfall over centuries or evidence from fossilized pollen of variation in land use do not explain themselves: Attempts to see simple correlations between climatic change and social or political upheaval are naïve simplifications. Evidence of plague alone does not indicate the human response to pandemic, which as we see in our own time, may take many contradictory forms. Evidence of migration, biological networks,

and population admixture are essential to understanding mobility, but they neither explain the causes nor elucidate the social, cultural, and political effects of these events. Here again, our role is essential.

However, in this changed landscape of *Mediävistik*, we must be prepared to develop some humility. We may not always be the driving force in such projects, the lead principal investigator, or the first author. We must be prepared to relativize our methodological approaches. Historians, and in particular medievalists, are best when we are promiscuous theoretically and methodologically. Our discipline is defined not by a particular method, even the philological method, but by the object of the historian's mission, which must remain, in the words of Lucien Febvre:

> Recomposer par la pensée, pour chacune des époques qu'il étudie, le matériel mental des hommes de cette époque; reconstituer, par un puissant effort d'érudition à la fois et d'imagination, l'univers, tout l'univers: physique, intellectuel et moral de chacune des générations que l'ont précédé.[61]

Over three quarters of a century after Febvre articulated this role of the historian, our basic mission has remained unchanged. What has changed is that we now have new collaborators, new colleagues, and new institutional and professional structures that can help us achieve these goals. Just as the young Frank Rexroth, at the very start of his career, challenged an older generation to cast widely for data and for methods to understand this data, in the future we must do the same. To return to the title of this volume, ‚Die Mediävistik und ihr Mittelalter', in order to fulfill this mission, perhaps we must give up the notion that in some manner *das Mittelalter* belongs exclusively to what we traditionally consider *die Mediävistik*.

Bibliography

Marc-Aeilko Aris, Monumenta Germaniae Historica. Bericht über das Jahr 2014/15, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 71 (2015), I–XXII.

Suzanne Akbari, Idols in the East. European Representations of Islam and the Orient, 1100–1450. Ithaca N.Y. 2009.

Gerd Althoff, Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde. Darmstadt 1997.

Gerd Althoff, Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im frühen Mittelalter. Darmstadt 1990.

János Bak, review of *Hans-Werner Goetz*, Moderne Mediävistik (1999), in: Speculum 77 (2002), 920–921.

Karlheinz Blaschke, Mittelalterforschungen zur sächsischen Landesgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 129–141.

*Karlheinz Blasc*hke, Geschichtswissenschaft im SED-Staat. Erfahrungen eines „bürgerlichen" Historikers in der DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 42:17/18 (1992), 14–27.

61 *Febvre*, Combats (1960), 254.

Hartmut Boockmann, Das fünfzehnte Jahrhundert in der deutschen Geschichte, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 485–511.

Michael Borgolte, World History as the History of Foundations 3000 BCE to 1500 CE. Leiden 2020.

Michael Borgolte (ed.), Enzyklopädie des Stiftungswesens in mittelalterlichen Gesellschaften, 3 vols. Berlin 2014–2017.

Michael Borgolte, Kontinuität und Neuaufbau. Ostberliner Mediävisten nach der „Wende", in: Sven Fund (ed.), Klaus G. Saur – die Berliner Jahre. Berlin / New York 2009, 55–67.

Michael Borgolte, Migrationen als transkulturelle Verflechtungen im mittelalterlichen Europa: Ein neuer Pflug für alte Forschungsfelder, in: Historische Zeitschrift 289 (2009), 261–285.

Michael Borgolte, Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr. Berlin 2006.

Michael Borgolte, Europa entdeckt seine Vielfalt 1050–1250. Stuttgart 2002.

Michael Borgolte (ed.), Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik. Berlin 2001.

Michael Borgolte (ed.), Unaufhebbare Pluralität der Kulturen? Zur Dekonstruktion und Konstruktion des mittelalterlichen Europa. München 2001.

Michael Borgolte, Sozialgeschichte des Mittelalters: Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit. München 1996.

Michael Borgolte, Eine Generation marxistische Mittelalterforschung in Deutschland. Erbe und Tradition aus der Sicht eines Neu-Humboldtianers, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 3–26.

Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995.

Kirsten I. Bos et al., A Draft Genome of *Yersinia pestis* from Victims of the Black Death, in: Nature, 478 (2011), 506–510, online: https://doi.org/10.1038/nature10549 (accessed 07.11.2022).

Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich, 6. November 2015, 4. Unterabschnitt. Sonderbestimmungen für die Universität Wien, Institut für Österreichische Geschichtsforschung, online: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA_2015_I_131/BGBLA_2015_I_131.pdfsig (accessed 30.08.2022).

Madeline H. Caviness, Feminism, Gender Studies, and Medieval Studies, in: Diogenes, 57 (2021), 30–45, online: https://doi.org/10.1177%2F0392192110369441 (accessed 07.11.2022).

Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton 2000.

Fredric Cheyette, Suum Cuique Tribuere, in: French Historical Studies, 6:3 (1970), 287–299.

Wendy Davies / Paul Fouracre (eds.), The Settlement of Disputes in early medieval Europe. Cambridge 1986.

Joachim Ehlers, Tradition und Integration. Orte, Formen und Vermittlung kollektiven Erinnerns im früheren Mittelalter, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 363–386.

Evamaria Engel, Bürgertum – Bürgerkampf – Bürgerstadt. Probleme beim Versuch einer Synthese deutscher Stadtgeschichte des Mittelalters, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 407–425.

Siegfried Epperlein, Zur Mittelalterforschung in der DDR. Eine Reminiszenz, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 43–73.

ERC Work Programme 2022, online: https://ec.europa.eu/info/funding-tenders/opportunities/docs/2021-2027/horizon/wp-call/2022/wp_horizon-erc-2022_en.pdf (accessed 30.08.2022).

Arnold Esch, Mittelalterforschung heute aus der Sicht eines historischen Auslandsinstituts, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 75–88.

Lucien Febvre, Combats pour l'Histoire. Paris 1960.

Michel Foucault, Histoire de la sexualité, 4 vols. Paris 1976–2018.

Johannes Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. München 2004.

Johannes Fried, Die Königserhebung Heinrichs I. Erinnerung, Mündlichkeit und Traditionsbildung im 10. Jahrhundert, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 267–318.

Francis Fukuyama, The End of History and the Last Man. New York 1992.

Sven Fund (ed.), Klaus G. Saur. Die Berliner Jahre. Berlin / New York 2009, 55–67.

Patrick J. Geary, Herausforderungen und Gefahren der Integration von Genomdaten in die Erforschung der frühmittelalterlichen Geschichte. (Das Mittelalterliche Jahrtausend 7) Berlin 2021.

Patrick J. Geary, Vivre en conflit dans une France sans état. Typologie des mécanismes de règlement des conflits (1050–1200), in: Annales, E. S. C. (1985), 1107–1133.

Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen sowie des weiteren wissenschaftlichen und künstlerischen Personals an den Hochschulen, Teil B, Abschnitt II, § 3, online: https://www.gesetze-bayern.de/Content/Document/BayHSchPG-12 (accessed 09.09.2022).

Hans-Werner Goetz / Jörg Jarnut (eds.), Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung. München 2003.

Hans-Werner Goetz, Moderne Mediävistik: Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung. Darmstadt 1999.

Alain Guerreau, L'avenir d'un passé incertain. Quelle histoire du Moyen Age au XXIe siècle? Paris 2001.

Geraldine Heng, The Invention of Race in the European Middle Ages. Cambridge 2018.

Geraldine Heng, The Invention of Race in the European Middle Ages I. Race Studies, Modernity, and the Middle Ages, in: Literature Compass 8:5 (2011), 315–331.

David Herlihy, The Black Death and the Transformation of the West. Cambridge, MA 1997.

Adam Izdebski, Ein vormoderner Staat als sozio-ökologisches System. Das oströmische Reich 300–1300 n. Chr. Dresden 2022.

Nikolas Jaspert, Die Reconquista. Christen und Muslime auf der Iberischen Halbinsel, 711–1492. München 2019.

Christian Kiening, Fülle und Mangel. Medialität im Mittelalter. Zürich 2016.

Christian Kiening / Martina Stercken (eds.), Medialität. Historische Konstellationen. Zürich 2019.

Geoffrey Koziol, Begging Pardon and Favor. Ritual and Political Order in early medieval France. Ithaca, NY 1992.

Johannes Krause / *Thomas Trappe*, Die Reise unserer Gene. Eine Geschichte über uns und unsere Vorfahren. Berlin 2019.

Kristian Kristiansen, Archaeology and the Genetic Revolution in European Prehistory. Cambridge 2022.

Jacques LeGoff, Pour un autre Moyen Age. Temps, travail et culture en Occident. Paris 1977.

Lester K. Little, Mainstream and Margins of Medieval History in the United States, in: Miri Rubin (ed.), The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History. Woodbridge, Suffolk / Rochester, NY 1997, 85–98.

Claudia Märtl, Monumenta Germaniae Historica. Bericht über das Jahr 2013/14, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 70 (2014), I–XVIII.

Mischa Meier, Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. München 2019.

Mischa Meier / Steffen Patzold, Gene und Geschichte. Was die Archäogenetik zur Geschichtsforschung beitragen kann. Stuttgart 2021.

Stefan Micheler / Ulf Heidel / Elisabeth Tuider, Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies. Hamburg 2001.

Peter Moraw, Neuere Forschungen zur Reichsverfassung des späten Mittelalters, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 453–484.

*Eckhard Müller-Mert*ens, Nationale Frage, deutscher Staat, Ermittlungsmethoden. Bemerkungen zu Forschungen an der Humboldt-Universität über das mittlere Reich, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 27–42.

David Nirenberg, Communities of Violence. Persecution of Minorities in the Middle Ages. Princeton ^{2}2015.

Jenny Rahel Oesterle, Kalifat und Königtum. Herrschaftsrepräsentation der Fatimiden, Ottonen und frühen Salier an religiösen Hochfesten. Darmstadt 2009.

Jenny Rahel Oesterle / Nikolas Jaspert / Marc von der Höh (eds.), Cultural Brokers at Mediterranean Courts in the Middle Ages. München 2013.

Otto Gerhard Oexle, Jacques LeGoff in Germany, in: Miri Rubin, (ed.), The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History. Woodbridge, Suffolk / Rochester, NY 1997, 77–84.

Otto Gerhard Oexle, Was deutsche Mediävisten an der französischen Mittelalterforschung interessieren muß, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 89–127.

Lee Patterson, On the Margin. Postmodernism, Ironic History, and Medieval Studies, in: Speculum 65 (1990), 87–102.

Jörg Peltzer, Fürst werden. Rangerhöhungen im 14. Jahrhundert. Das römisch-deutsche Reich und England im Vergleich. Berlin 2019.

James M. Powell (ed.), Medieval Studies. An Introduction. Syracuse, NY ^{2}1992.

David Reich, Who We Are and How We Got Here. Ancient DNA and the New Science of the Human Past. New York 2018.

Frank Rexroth, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters. München 2018.

Frank Rexroth, Mediävistische Randgruppenforschung in Deutschland, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 427–451.

Barbara Rosenwein / Thomas Head / Sharon Farmer, Monks and Their Enemies. A Comparative Approach, in: Speculum 66 (1991), 764–796.

Miri Rubin (ed.), The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History. Woodbridge, Suffolk / Rochester, NY 1997.

Adeline Rucquoi, Spanish Medieval History and the Annales. Between Franco and Marx, in: Miri Rubin (ed.), The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History. Woodbridge, Suffolk / Rochester, NY 1997, 123–141.

Rudolf Schieffer, Die lauteren Quellen des geschichtlichen Lebens in Vergangenheit und Zukunft, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 239–254.

Jean-Claude Schmitt, Le saint lévrier. Guinefort, guérisseur d'enfants depuis le XIII^{e} siècle. Paris 1979.

Bernd Schneidmüller, Die mittelalterlichen Destillationen Europas aus der Welt, in: Tillmann Lohse / Benjamin Scheller (eds.), Europa in der Welt des Mittelalters. Ein Colloquium für und mit Michael Borgolte. Berlin 2014, 11–32. [English translation: Fitting Medieval Europe into the World: Patterns of Integration, Migration, and Uniqueness, in: Transcultural Studies 2 (2014), 8–38.]

Bernd Schneidmüller, Von der deutschen Verfassungsgeschichte zur Geschichte politischer Ordnungen und Identitäten im europäischen Mittelalter, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005), 485–500.

Peter Schöttler, Das Max-Planck-Institut für Geschichte im historischen Kontext. Die Ära Heimpel. (Preprint 2 Berlin: Forschungsprogramm Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft) Berlin 2017, online: http://hdl.handle.net/11858/00-001M-0000-002D-1EF4-E (accessed 30.08.2022).

Peter Schöttler, Das Max-Planck-Institut für Geschichte im historischen Kontext 1972–2006. Zwischen Sozialgeschichte, Historischer Anthropologie und Historischer Kulturwissenschaft. (Preprint 15 Berlin: Forschungsprogramm Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft) Berlin 2020, online: http://hdl.handle.net/21.11116/0000-0006-F1F9-1 (accessed 30.08.2022).

Klaus Schreiner, Frömmigkeit in politisch-sozialen Wirkungszusammenhängen des Mittelalters. Theorie- und Sachprobleme, Tendenzen und Perspektiven der Forschung, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 177–226.

Joan Wallach Scott, Gender. A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review 91 (1986), 1053–1075.

Steffen Seischab, Imaginer la société féodale. Georges Dubys Bild des Mittelalters. Frankfurt (Main) 2005.

Walter Simons, The Annales and Medieval Studies in the Low Countries, in: Miri Rubin (ed.), The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History. Woodbridge, Suffolk / Rochester, NY 1997, 99–122.

Daniel Lord Smail, Deep History and the Brain. Berkeley 2007.

Bernhard Töpfer, Vorstellungen von einem ursprünglichen und einem endzeitlichen Idealzustand als Ausdruck utopischen Denkens im Mittelalter (unter besonderer Berücksichtigung von Interpretationen des Kapitels Dilectissimis der Causa XII des Decretum Gratiani) bis zum frühen 14. Jahrhundert, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 387–406.

André Vauchez, Jacques LeGoff and Italy, in: Miri Rubin (ed.), The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History. Woodbridge, Suffolk / Rochester, NY 1997, 71–76.

Hanna Vollrath, Rechtstexte in der oralen Rechtskultur des früheren Mittelalters, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 319–348.

Stefan Weinfurter, Zur „Funktion“ des ottonischen und salischen Königtums, in: Michael Borgolte (ed.), Mittelalterforschung nach der Wende 1989. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 20) München 1995, 349–361.

Horst Wenzel, Zum Stand der Germanistischen Mediävistik im Spannungsfeld von Textphilologie und Kulturwissenschaft, in: Hans-Werner Goetz / Jörg Jarnut (eds.), Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung. Paderborn 2003, 149–152.

Stephen D. White, Custom, Kinship and Gifts to Saints. The *Laudatio Parentum* in Western France, 1050–1150. Chapel Hill 1989.

Stephen D. White, Feuding and Peace-Making in the Touraine around the Year 1100, in: Traditio 42 (1986), 195–263.

Hiroshi Takayama, Sicily and the Mediterranean in the Middle Ages. Abingdon 2019.

Hiroshi Takayama, 歴史学未来へのまなざし: 中世シチリアからグローバル・ヒストリーへ [Historical Studies Looking to the Future: From Medieval Sicily to Global History]. Tokyo 2002.

Cord Whitaker, Black Metaphors. How Modern Racism Emerged from Medieval Race-Thinking. Philadelphia 2019.

He Yu et al., Palaeogenomic Analysis of Black Rat (Rattus rattus) Reveals Multiple European Introductions Associated with Human Economic History, in: Nature Communications 13, Article number 2399 (2022), online: https://doi.org/10.1038/s41467-022-30009-z (accessed 07.11.2022).

Zweites Gesetz zur Änderung hochschulrechtlicher Vorschriften (Zweites Hochschulrechtsänderungsgesetz – 2. HRÄG). Vom 1. Januar 2005, § 15 Fortführung von akademischen Titeln, online: https://www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&docid=jlr-HSchulR%C3%84ndGBW2pP15&psml=bsbawueprod.psml&max=true (accessed 09.09.2022).

Teil 3: **Perspektiverweiterungen. Ausgewählte Themen und Tendenzen mediävistischer Forschung**

Uwe Israel

Sine ira et studio? Die Mediävistik und die (De-)Konstruktion eines jüdischen Frühmittelalters

1 Prolog

In einem Namensbeitrag für die Jüdische Allgemeine schrieb Angela Merkel Anfang des Jahres 2021[1]:

> 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland: Das sind 1700 Jahre, in denen jüdische Bürgerinnen und Bürger alle Bereiche unserer Gesellschaft entscheidend mitgeprägt haben.[2] Innovativ, kreativ und oft als Pionierinnen und Pioniere auf ihrem Gebiet. (...) 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – das sind Jahre der kulturellen Blüte, aber auch Jahre tiefer Unmenschlichkeit.[3]

In diesem Zitat, das vergangene Marginalisierung von Juden verschwinden lässt, sind bereits wesentliche Aspekte unseres Themas angesprochen: Kontinuität, Gleichberechtigung, Sonderrolle, Verfolgung – Aspekte, die ich im Folgenden am Beispiel einer Forschungskontroverse über die Bedeutung des jüdischen Frühmittelalters in Europa problematisieren möchte.

Die Bundeskanzlerin nahm in ihrem Beitrag Bezug auf ein für 2021 unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten ausgerufenes Jubiläum, zu dessen Beförderung eigens ein bei der Synagogengemeinde Köln angesiedelter Verein gegründet wurde. Er trägt das Datum eines allgemeinen Gesetzes Kaiser Konstantins über Juden im Namen, das im Jahre 321 auch an die Kölner Dekurionen gesandt wurde: „321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e.V.“. Der Verein regte hunderte von Veranstaltungen an.[4] Es hieß: „Ziel des Festjahres ist es, jüdisches Leben sichtbar und erlebbar zu machen und dem erstarkenden Antisemitismus etwas entgegenzuset-

1 Uwe Israel hat diesen Beitrag in der Manuskriptform noch selbst fertigstellen können. Zu unserem tiefen Bedauern ist er im Verlauf der Redaktionsarbeiten verstorben. Die formale Betreuung der Druckfahnen hat Katharina Mersch übernommen.

2 Vgl. bereits die Einschätzung von Friedrich Lotter: „Tatsächlich haben die Juden aufgrund ihrer fortgeschrittenen rechtlich-sozialen Organisation im 10. und 11. Jahrhundert den Zivilisationsprozeß entscheidend gefördert und für die wirtschaftlich-soziale Entwicklung, die Entstehung städtisch-bürgerlicher Rechts- und Verfassungsstrukturen sowie die Einführung geldwirtschaftlicher Praktiken wichtige Anstöße gegeben.“ *Lotter*, Juden (1993), 227.

3 *Merkel*, Geschichte.

4 Mit Unterstützung des Bundesministeriums des Inneren, der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Landesregierung Nordrhein-Westfalen sowie der Stadt Köln. https://2021jlid.de (Zugriff: 06.01.2022). Am 25. Oktober 2021 lief in der ARD zur Primetime eine den Namen aufgreifende Reportage: „Schalom und Hallo. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. https://www.das

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-013

zen.“[5] Ein ehrenwertes und nach den vielen schlimmen Vorfällen der letzten Zeit sicher dringendes Ziel. Allerdings wird das Ziel mit fragwürdigen historischen Argumenten motiviert, wobei die Beschwörung der Anciennität Unsicherheiten offenbart.[6]

Nicht nur die Kanzlerin führt also die Geschichte der Juden in Deutschland bis in die Zeit vor der sogenannten Völkerwanderung respektive der christlichen Mission zurück, um ja keinen Zweifel aufkommen zu lassen, dass Juden allein schon durch die lange Dauer ihrer Existenz vor Ort von Anfang an zum Land dazugehörten und damit einen Anspruch auf Gleichberechtigung haben – nicht etwa als spätere Immigranten angesehen werden dürfen, die vielleicht nur geduldet zu werden bräuchten. Abgesehen von verstreuten Erwähnungen einzelner Juden gibt es indes überhaupt erst ab dem späten 9. Jahrhundert Belege für ihre dauerhafte Ansiedlung im ostfränkischen und später dann römisch-deutschen Reich.[7]

Im Jahr 2021 wurde aber nicht nur ein vermeintliches Jubiläum begangen, sondern es sollte passend dazu in Köln auf dem Rathausplatz auch ein jüdisches Museum seine Pforten öffnen.[8] Als Höhepunkt war geplant, zusammen mit Römerresten und einer Mikwe des 13. Jahrhunderts die Spuren des einzigen bis in die Antike zurückreichenden Synagogenbaus nördlich der Alpen *in situ* zu zeigen. Von einer solchen, von dem Gesetz Konstantins aus dem 4. Jahrhundert inspirierten Rückdatierung[9] ist inzwischen aber selbst die Kölner Stadtarchäologie abgerückt („Die einzige Quelle, das Edikt von 321, schlägt sich in Köln archäologisch nicht nieder“) und spricht nur mehr

erste.de/information/reportage-dokumentation/dokus/sendung/schalom-und-hallo-100.html (Zugriff: 06.01.2022).

5 https://2021jlid.de (Zugriff: 06.01.2022).

6 Auf der Homepage des Vereins heißt es: „Am 11. Dezember 321 erlässt der römische Kaiser Konstantin ein Edikt (Gesetz). Es legt fest, dass Juden städtische Ämter in der Kurie, der Stadtverwaltung Kölns, bekleiden dürfen und sollen. Dieses Edikt belegt eindeutig, dass jüdische Gemeinden bereits seit der Spätantike wichtiger integrativer Bestandteil der europäischen Kultur sind. Eine frühmittelalterliche Handschrift dieses Dokuments befindet sich heute im Vatikan und ist Zeugnis der mehr als 1700 Jahre alten jüdischen Geschichte in Deutschland und Europa.“ https://2021jlid.de (Zugriff: 06.01.2022). Vgl. die Überschrift in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 6. Sept. 2021, 3: „Der Rest der Geretteten. Seit mindestens 1700 Jahren ist jüdisches Leben ein Teil deutscher Geschichte. Auf der Suche nach Spuren mit Charlotte Knobloch“ von Alexander Haneke.

7 Vgl. Michael Toch, der von einer Immigration in Spanien von Nordafrika aus erst im Gefolge der islamischen Expansion nach 711 (Sepharad) ausgeht, im Frankenreich von der Mittelmeerküste nach Norden und dann weiter gen Osten erst in karolingischer Zeit (Aschkenas). *Toch*, Demography (2018); *ders.*, Emergence (2005).

8 Vgl. https://miqua.blog/das-projekt/ (Zugriff: 06.01.2022).

9 Vgl. noch das Kap. „Die Geschichte der Synagoge von der Spätantike bis 1424“ in *Schütte/Gechter* (Hrsg.), Ausgrabung (2012), 99–110. Vgl. kontrastiv dazu Johannes Heil, der sagt, dass sein Thema auch mit einem weiteren Untertitel hätte versehen werden können: „Juden und Judentum in der Karolingerzeit? Bericht von einem non-event“. *Heil*, Juden und Judentum (2009), 99; demgegenüber kritisch: „Das jüdische Frühmittelalter in der Karolingerzeit war (…) weder ein ‚dunkles Jahrhundert‘ noch ein ‚goldenes Zeitalter‘ oder ein ‚non-event‘.“ *Sagasser*, Juden und Judentum (2021), 473.

von einer ersten Synagoge für das 11. Jahrhundert.[10] Gleichwohl meinen die Kölner Archäologen Katja Kliemann und Sebastian Ristow aber noch kürzlich schreiben zu können: „Dieses negative Fazit besagt aber nicht, dass in römischer und in frühmittelalterlicher Zeit keine Juden in Köln waren. Nur haben wir bisher keine entsprechenden Befunde und Funde angetroffen.“[11] Die Phantomschmerzen in einer Stadt, die zu Recht stolz auf ihr römisches Erbe sein kann – und so gern auch eine entsprechend lange jüdische Geschichte vorzeigen möchte – halten also immer noch an.

Das gilt offenbar auch für die Rabbinerin Birgit Klein, die an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg den Lehrstuhl für Geschichte des jüdischen Volkes innehat. Sie referiert anlässlich des Jubiläums zwar die Bedenken der Forschung „hinsichtlich des Reichsgesetzes von 321“, fügt aber zugleich hinzu:[12]

> Es hob die bisherige Freistellung der Juden von städtischen Ämtern auf und belastete sie dadurch mit den hieraus resultierenden Bürden. Somit steht das konstantinische Reichsgesetz von 321 für eine Entwicklung, die Juden bis zu ihrer Gleichstellung 1871 im deutschen Kaiserreich von gleichen Rechten ausschloss.

Auch hier also soll die vermeintliche Frühgeschichte jüdischen Lebens in Deutschland instrumentalisiert werden, um spätere historische Entwicklungen erklären zu können, wobei der Zutritt zur spätantiken Kurie allerdings gerade keinen Ausschluss von Rechten bedeutete, wie behauptet.

Mit den verblüffenden Feststellungen der Kanzlerin, der Archäologen und der Rabbinerin sind wir beim Kern des Problems angekommen: Kann im Hinblick auf das Frühmittelalter, insbesondere für die Zeit vor den Karolingern, von einer signifikanten jüdischen Präsenz in Europa – und das meint die Existenz von Gemeinden – ausgegangen werden, und wenn ja, wo?

2 Kontroverse

Nach diesem Auftakt mit dem aus einem umstrittenen Rechtstext abgeleiteten Jubiläum will ich nun eine Forschungskontroverse skizzieren, bei der ebenfalls die Trag-

10 *Kliemann/Ristow*, Köln (2018), 18. Vgl. „Keinesfalls darf ohne Begründung, die in den archäologischen Befunden zu suchen wäre, von der Existenz der Synagoge des Hochmittelalters auf eine ältere Synagoge an diesem Ort geschlossen werden.“ Ebd., 10.

11 *Kliemann/Ristow*, Köln (2018), 18. Dabei konstatieren die beiden Archäologen zugleich im letzten Satz: „Die im Titel des Beitrags gestellte Frage, ob für das Judentum in Köln Kontinuität, Umbruch oder Neubeginn zum Tragen kommen, kann somit klar mit einem Beginn im hohen Mittelalter beantwortet werden.“ Ebd., 19.

12 *Klein*, 1700 Jahre (2021), 8 und 11.

fähigkeit von Rechtsquellen eine wichtige Rolle spielte – und die sich im Jahre 2021 ebenfalls jährte.[13]

20 Jahre zuvor nämlich veröffentlichte Michael Toch, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Hebräischen Universität von Jerusalem, einen Vortrag, den er am Arye Maimon-Institut in Trier und am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur in München gehalten hatte, unter dem provokanten Titel „‚Dunkle Jahrhunderte'. Gab es ein jüdisches Frühmittelalter?"[14], womit Toch in gewisser Weise in der Tradition von Heinrich Graetz steht, der bereits im Jahre 1888 konstatierte: „Die Juden haben in Europa eine lange Zeit keine Geschichte".[15] Toch setzte sich in seiner Publikation „kritisch mit hergebrachten Lehrmeinungen über das europäische Judentum im Frühmittelalter" auseinander und schlug eine „neue Sichtweise" vor, die von Folgendem ausgeht:

> Nur in Rom, auf dem süditalienischen Festland und auf Sizilien ist jüdisches Leben kontinuierlich von der Spätantike ins Frühmittelalter bezeugt. (...) Die Juden (waren) in Teilen des frühmittelalterlichen Italiens keine Neueinwanderer, sondern schon lange in der latein- und griechischsprachigen Umgebung angesiedelt, verwurzelt und akkulturiert. Das gleiche ist immer wieder für andere Regionen Europas behauptet worden, läßt sich jedoch nicht nachweisen. (...) Die Antiquität jüdischen Lebens in Deutschland ist, so leid einem die Feststellung auch tun mag, mehr Legende als geschichtliche Tatsache; (...) bieten die Quellen des Frühmittelalters für all das keinerlei Handhabe: weder für Sklavenhandel (...), noch für eine Herrenschicht, noch für Großgrundbesitz, noch auch für eine rein hypothetisch aus der kirchlichen Polemik gegen Sklavenhalterei gefolgerte Zunahme der Handelstätigkeit. (...) Nördlich der Alpen finden die wenigen spätantiken Juden keine frühmittelalterlichen Nachfolger. (...) Das 8., 9. und 10. Jahrhundert sollten in allen Aspekten des jüdischen Lebens, im Norden in Aschkenas wie im Süden in Sepharad, zum eigentlichen Neubeginn werden.[16]

In seiner Kritik macht Toch als den am meisten verbreiteten methodischen Mangel aus, dass viel spätere Zustände auf das Frühmittelalter rückprojiziert werden,[17] und hält fest:

---

13 Vgl. zur Kontroverse: *Frey*, Juden (2004).

14 *Toch*, „Dunkle Jahrhunderte" (2001).

15 *Graetz*, Geschichte, Bd. 2 (1888), 221.

16 *Toch*, „Dunkle Jahrhunderte" (2001), 10 f., 13 f. und 23–25.

17 Als Beispiel genügen folgende Zitate: „Es ist denn auch kein Wunder, daß uns das Stereotyp des jüdischen Geldverleihers erst um die Zeit des Ersten Kreuzzugs entgegentritt, obgleich sich finanzkräftige Handelsmänner jüdischen Glaubens doch zweifellos schon in merowingischer und karolingischer Zeit als (Proto)Bankiers betätigt haben." *Geisel*, Juden (1998), 737; „dürfte es sich (...) bei dem weiteren von Toch erwähnten ‚Schub' nach Nordfrankreich, Mittel- und bald auch Osteuropa (...) um eine Binnenwanderung europäischer Juden aus den süd- und westeuropäischen Randländern des Mittelmeers nach Norden und Osten handeln, um die Juden, um deren Geschichte es hier geht. Dieser Wanderung und Niederlassung [sc. des 9. Jahrhunderts] bereitete vermutlich schon seit dem 5., spätestens 6. Jahrhundert jüdischem Fernhandel den Weg." *Lotter*, Hierarchie (2003), 359. Vgl. unten Anm. 63.

> Gar nicht selten ist leider auch die reine Erfindung. Dazwischen gibt es Ungenauigkeiten und vorgefaßte Meinungen und all das läuft zuweilen ineinander über, wie auch seriöse und unseriöse Forschung miteinander verquickt aufscheinen. (...) Das Dunkel des Frühmittelalters scheint zu Phantasmagorien und Erfindungen geradewegs einzuladen.[18]

Als Gründe dafür sieht er „weniger die Quellenarmut als die Neigung, die sakrosankten Zügel der historischen Disziplin gerade in der jüdischen Geschichte schleifen zu lassen".[19] Das war eine Breitseite auch gegen die deutsche Mediävistik, die jüdische Themen nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst gemieden hatte, nun aber schon länger dabei war, das Feld gerade auch für die Zeit vor den hoch- und spätmittelalterlichen Verfolgungen zu erforschen.

Toch fragt:

> Fühlt man sich hier der sonst immer präsenten Überwachung durch die Zunft enthoben? (...) Sehr viel von den im Umlauf befindlichen Ungenauigkeiten und Erfindungen kann mit hergebrachter Quellenkritik und etwas gesundem Menschenverstand aufs quellenmäßig Tragbare reduziert werden.[20]

Angesprochen wurde von Toch unter anderen auch Friedrich Lotter, der bis 1990 eine Professur für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Göttingen innegehabt und eine Vielzahl von Aufsätzen zur Geschichte der Juden von der Spätantike bis ins Hochmittelalter publiziert hatte.[21] Lotter stützte sich aus Mangel an Zeugnissen aus jüdischer Hand[22] insbesondere auf rechtsgeschichtliche, aber auch auf historio- und hagiographische christliche Quellen und ging bereits für die Merowingerzeit von regem jüdischem Leben an einzelnen Orten nicht nur in Italien, sondern auch auf den Balearen, der iberischen Halbinsel und im westfränkischen Reich aus.[23] Seiner Meinung nach erschien

> die Frage, ob die Erforschung der Beziehungen von Deutschen und Juden nicht noch neue Aufschlüsse zumal über die Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Frühzeit des deutschen Reiches zu erschließen (vermöchte), durchaus berechtigt, und dies um so mehr, als historische Untersuchungen, die früher diesem Gegenstand gewidmet waren, weit weniger als auf anderen Gebieten *sine ira et studio* vorzugehen vermochten und nach dem Zweiten Weltkrieg dieses

18 *Toch*, „Dunkle Jahrhunderte" (2001), 8.
19 *Toch*, „Dunkle Jahrhunderte" (2001), 8.
20 *Toch*, „Dunkle Jahrhunderte" (2001), 8.
21 Vgl. *Wenninger*, In Memoriam Friedrich Lotter (2018); *ders.*, Bibliographie Friedrich Lotter (2018).
22 Vgl. Christof Geisel, der meint, dass es für ihn, einen „Historiker, der über keine Hebräischkenntnisse verfügt", kein Problem darstelle, eine Dissertation über „Die Juden im Frankenreich" zu verfertigen, weil zum Thema „keine einzige hebräische Quelle" aus der Zeit existiere, und darüber vergisst, dass es ja auch wissenschaftliche Literatur auf Hebräisch dazu geben könnte. *Geisel*, Juden (1998), XV.
23 Toch spricht von „(...) Generationen von Historikern (...), die sich nicht scheuten bzw. scheuen, allein mit einer Handvoll von Quellen wahre Wolkenkratzer von Theorien aufzubauen." *Toch*, Netzwerke (2010), 234.

> Thema aus begreiflichen Gründen – wenigstens im deutschsprachigen Bereich – auch einer gewissen Tabuisierung verfiel.[24]

Es stellt sich aber die Frage, inwieweit Lotter, der als Jahrgang 1924 in nationalsozialistischer Zeit aufgewachsen war und berichtet, wie er von der „Reichskristallnacht" traumatisiert wurde,[25] selbst *sine ira et studio* vorzugehen in der Lage war. Jedenfalls meinte er, wie eben zitiert, noch im Jahre 1973, in der „Frühzeit des deutschen Reiches" „Deutsche" von „Juden" trennen zu können.

Beide Forscher kannten sich persönlich aus gemeinsam besuchten Tagungen und die Forschungslandschaft des jeweils anderen Landes nicht zuletzt durch Gastprofessuren. Lotter griff sogleich den Fehdehandschuh Tochs auf und entgegnete noch im gleichen Jahr 2001 in der ‚Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden' Aschkenas mit dem Beitrag „Totale Finsternis über ‚Dunklen Jahrhunderten'. Zum Methodenverständnis von Michael Toch und seinen Folgen".[26] Der Titel evoziert mit der Anspielung auf den Anfang der Genesis alttestamentliche Bilder. Toch replizierte in der gleichen Ausgabe der Zeitschrift unter einem Titel, der seinerseits mit den angeblich letzten Worten Goethes aufmacht: „Mehr Licht. Eine Entgegnung zu Friedrich Lotter."[27]

Lotter warnte den über 20 Jahre jüngeren Fachkollegen davor, mit „Hyperkritik"[28] eine ganze Epoche jüdischen Lebens zum Verschwinden zu bringen, die seiner Meinung nach entscheidend gewesen sei für die Entwicklung gerade des aschkenasischen Judentums. Die Einlassung Lotters, dem Toch sein Manuskript „bereits geraume Zeit vor der Veröffentlichung" zugesandt hatte,[29] ist nicht frei von Eitelkeiten und persönlichen Anwürfen. Der Beitrag beginnt mit einer *captatio benevolentiae*: „Die historische Wissenschaft lebt von Kritik"; dann erkennt er gönnerhaft an, Toch habe mit seiner Kritik „durchaus auch einige Verdienste" erworben; schließlich diskreditiert er die Kritik aber als Einwände, die „weit übers Ziel" hinausschössen und einen „Kahlschlag von unfaßbaren Ausmaßen" darstellten.[30]

---

24 *Lotter*, Symbiose (1973), 1.

25 „Über diese Zeit berichtete er ausführlich in einem 1994 anlässlich des 300. Jahrestages des Gymnasiums [sc. Friedrichsgymnasium, Frankfurt an der Oder] erschienenen Buch. Darin erinnerte er sich auch an die ‚Reichskristallnacht' im November 1938, an den schockartigen Eindruck, den er von dem Pogrom bekam. Er bekannte vor den heutigen Schülern, dass er und seine Mitschüler damals die Eindrücke nicht verarbeitet, sondern verdrängt hatten." *Targiel*, Ein Frankfurter Schüler (2014).

26 *Lotter*, Totale Finsternis (2001).

27 *Toch*, Mehr Licht (2001).

28 Michael Borgolte griff den Begriff im Jahre 2006 auf, fragte, „ob es sich bei radikalen Urteilen dieser Art nicht doch um eine Hyperkritik handelt", und fügte hinzu: „Trotzdem dürfte es übertrieben sein, von ‚Regionen eines imaginären Diskurses' zu sprechen, bei dem das Judentum nur als eingebildeter Gesprächspartner, als Negativfolie und rhetorische Metapher auftrat." *Borgolte*, Christen, Juden, Muselmanen (2006), Kapitel „Jüdisches Frühmittelalter?", 65 und 67. Vgl. Anm. 57.

29 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 215 Anm. 1.

30 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 215 und 217.

Der Schock über Tochs dekonstruktivistische Kritik saß wohl auch deshalb so tief, weil sie nicht nur seine aus normativen und erzählenden Quellen destillierten Aussagen zu Juden betraf, sondern generell seine Methode, aus derartigen Quellen Ereignisgeschichte zu rekonstruieren. Lotter wirft seinem Kontrahenten mit Verweis auf einen Aufsatz seines Lehrers Helmut Beumann, der sich bereits 1960 für die Mentalitätsgeschichte starkgemacht hatte, denn auch vor:

> in der Tradition der Hyperkritik eines besonders in Deutschland verwurzelten historischen Positivismus[31] auf das Frühmittelalter Methoden ‚hergebrachter Quellenkritik' (anzuwenden), denen in Epochen dichterer Überlieferung wie dem Spätmittelalter oder der Neuzeit bei der Erschließung eines ereignis- und verfassungsgeschichtlichen Faktengerüsts eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist, die jedoch auch dort schon versagen, wo es um die geschichtliche Frage im eigentlichen Sinn, die Frage nach den Motiven, den Denkgewohnheiten, der Bewußtseinslage eines Zeitalters geht.[32]

Toch verweist in seiner Replik darauf, dass es zwar zuträfe, dass die Quellen wichtige Erkenntnisse jenseits der Ereignisgeschichte böten, aber eben keine klaren Belege für jüdische Existenz. Lotter will aber mehr als nur Mentalitätsgeschichte betreiben. Aus Erzählungen, die die Beweinung eines toten Bischofs durch Juden schildern[33] oder die positive Rolle von Bischöfen herausstellen, die christliche Sklaven aus der Hand von Juden befreien oder deren Übertritt zum Christentum erreichen, leitet er regelmäßig die Existenz von Judengemeinden ab.[34] Toch hält dem entgegen: „Es grenzt an Naivität, solchen Nachrichten einen konkreten und lokalisierbaren Faktenwert zuzumessen, etwa um das erste Erscheinen einer jüdischen Gemeinde festzumachen."[35]

Die Existenz von konkretem jüdischen Leben ist aber für Lotters Ideal von vermögenden, selbstbewussten und respektierten Juden im Frühmittelalter essentiell. Eine reine Gedankenwelt reicht da nicht aus. Daher schreibt er, Toch scheine „auch im Frühmittelalter von der Illusion auszugehen, dass sich historische Wirklichkeit nur aus ‚zwingend beweisbaren' Fakten ergeben könne", und erliege „der positivisti-

31 Vgl. Lotters Sorge vor einer „Schwarz-Weiß-Technik eines fundamentalen Positivismus, die ganze Quellengattungen wie die Hagiographie oder die gewichtigen Aussagen der Synodalakten pauschal verwerfen möchte". *Lotter*, Koexistenz (2006), 296.

32 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 217. Vgl. teils wortgleich bereits *Beumann*, Methodenfragen (1960), 3. Vgl. dazu *Lotter*, Methodisches (1979), 303; *ders.*, Legenden (1971), 197.

33 Lotter versteht das „Motiv der Bischofsbeweinung im Frühmittelalter" sogar als „Indiz für die Akzeptanz der Juden als Mitbürger und ihre weitgehende Integration in die christliche Umwelt." *Lotter*, Christliche Quellen (2004), 318.

34 Toch gibt Beispiele für ein „Fehlen des konkreten Wirklichkeitsbezuges" in der Forschung, die für einen „vorrangig polemisch angelegten christlichen Diskurs zum Judentum ohne substantiven jüdischen Widerpart, zuweilen sogar gänzlich ohne ‚real existierende' Juden" stünden: „das literarische Motiv von der jüdischen Verräterei ist nicht geeignet, Vermutungen zur jüdischen Demographie zu untermauern, ebensowenig wie das Motiv der Bischofsbeweinung oder der wunderbaren Bekehrung zum Christentum". *Toch*, Mehr Licht (2001), 477 f.

35 *Toch*, „Dunkle Jahrhunderte" (2001), 15.

schen Ächtung des Wahrscheinlichkeitskriteriums“; er erinnere ihn „an Wissenschaftler von ausgewiesener Kompetenz, die aber wohl auch getrieben sind von ein wenig Eitelkeit und einem gewissen Mißfallen an neuen Entdeckungen“,[36] worunter Lotter vor allem seine eigenen Untersuchungen versteht.[37] Seiner Methodenkritik[38] fügt Lotter nun leider Argumente hinzu, deren Tonlage an antijüdische Polemik mittelalterlicher Theologen selbst erinnert,[39] die in Bezug auf Juden oft genug von obstinaten Leugnern der christlichen Wahrheit sprechen; Toch leite:

> aus einer Fülle ebenso unbeweisbarer wie mindestens zweifelhafter oder auch ganz und gar irriger Thesen, die nur durch radikale Beseitigung der überwiegenden Mehrzahl aller Quellenaussagen, teilweise aber auch durch hartnäckiges Verschweigen eindeutiger Zeugnisse gewonnen wurden, ebenso fragwürdige Folgerungen ab.[40]

Mit den eindeutigen Zeugnissen meint Lotter Belege für die Existenz von „Juden, denen eher ein Herrenstatus zuzusprechen ist“, also Fernkaufleuten der Merowingerzeit und nicht zuletzt die Sklavenhändler,[41] deren Existenz Toch so „hartnäckig“ verneine; es gehe aber „allein um die Erhellung historischer Wirklichkeit, unabhängig davon, wie sehr einem die erschlossenen Begebenheiten gefallen oder nicht“.[42] Er unterstellt Toch also, unliebsame Fakten wider besseres Wissen zu unterdrücken. Statt sachlicher Auseinandersetzung mit einer Kritik an vermuteten historischen Konstrukten schreibt Lotter:

> Des weiteren erübrigt es sich hier, auf die zahlreichen Belege für einen jüdischen Sklavenhandel in den folgenden Jahrhunderten [sc. 8. Jh.ff.] einzugehen, sie sind Toch bekannt und von ihm

36 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 216 f.

37 *Lotter*, Zwangsbekehrung (1986); nicht als Titel angeführt, aber angesprochen: *ders.*, Hermann von Scheda (1992).

38 Wenn Lotter über Tochs Methode spricht, setzt er sie mehrfach despektierlich in Anführungszeichen, bspw. *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 230 f.

39 Vgl. schon die Einschätzung Tochs: „Mit ihrem unkritischen Quellenverständnis perpetuiert diese Vorgangsweise [sc. die hergebrachte Exegese von Hagiographie und Konzilientexten] (...) den frühmittelalterlichen Diskurs und die dahinter stehenden Denkweisen. (...) Methodisch verschließt sie sich den dabei erarbeiteten feinen Unterschieden (und Querverbindungen!) zwischen Mentalitäts- und Ereignisgeschichte. Sie behandelt das eine mit dem Instrumentarium des anderen, um dann aus dem Imaginären auf das Reale zu schließen.“ *Toch*, Mehr Licht (2001), 487.

40 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 219. Vgl. auch die autoritäre Einlassung Lotters: „Da Michael Toch meine Schlußfolgerung hartnäckig mißversteht, muß sie noch einmal wiederholt werden“. *Ders.*, Christliche Quellen (2004), 322.

41 Vgl. Lotters „problemlos“ Jahrhunderte überspannende These in diesem Zusammenhang: „Angesichts der allgemeinen Quellenarmut im 7./8. Jahrhundert dürften die überzeugenden Beweise jüdischen Fern- und Sklavenhandels im 6., teilweise noch 7., und im 9. Jahrhundert die nur mit schwachen Indizien zu füllende Überlieferungslücke von nahezu zwei quellenarmen Jahrhunderten problemlos überbrücken.“ *Lotter*, Hierarchie (2003), 353.

42 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 227 f.

> selbst wiederholt zitiert worden, wenn er auch mit unermüdlicher Beredsamkeit den Tatbestand immer wieder umdeuten bzw. bestreiten möchte.[43]

Für Lotter ist die Fülle an textlichen Zeugnissen für Sklavenhandel schon das Argument – Stereotypie und Abhängigkeit der Aussagen untereinander erkennt er nicht an. Die Schärfe des Tons erklärt sich vielleicht auch daraus, dass Lotter sein ganzes Forscherleben und zugleich sein eigenes Bemühen um das christlich-jüdische Verhältnis in Frage gestellt sah. Er hatte sich nämlich einerseits bereits in seiner Dissertations- und Habilitationsschrift mit dem faktischen Aussagewert von historiographischen und hagiographischen Quellen auseinandergesetzt[44] – andererseits vermittelte er an Schüler seines ehemaligen Gymnasiums in Frankfurt an der Oder jüdische Geschichte und gehörte zu den Initiatoren der wichtigen ‚Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden' Aschkenas, in deren wissenschaftlichem Beirat er tätig war und für die er selbst viele Beiträge beisteuerte.[45]

Am Ende seines Beitrags will er noch mit der Schwurformel eines Zeugen vor Gericht „dem dringenden Wunsch, ja Appell Ausdruck geben, daß wir in der hier angesprochenen Frage im Geiste unseres gemeinsamen Anliegens, die Wahrheit zu suchen und nichts als die Wahrheit, zu einer Verständigung finden".[46] Es bleibt unklar, wie für Lotter eine solche „Verständigung" bei der wissenschaftlichen Wahrheitssuche aussehen könnte. Bei früheren Kontroversen meinte er Bernhard Blumenkranz, der die Echtheit einer von ihm für essentiell gehaltenen Quelle – eines Severusbriefs – zunächst anzweifelte, dann aber in einem persönlichen Brief an ihn wenigstens von einer „relativen Authentizität" sprach, zubilligen zu können, dass „die hier geäußerte Haltung (...) eines großen Historikers würdig sei", und davon ausgehen zu dürfen, „daß sie auch Avrom Saltman, einem anderen angesehenen Historiker, nicht fremd" sei, der die Authentizität des ‚Opusculum De conversione sua' von Hermann von Scheda angezweifelt hatte.[47]

Der 80jährige Lotter legte dann im Jahre 2004 in der „Historischen Zeitschrift" noch einmal mit einem „Schlußwort" in der Kontroverse nach und fragte im Titel rhetorisch-ironisch: Sind christliche Quellen zur Erforschung der Geschichte der Juden im Frühmittelalter weitgehend unbrauchbar? In einer Fußnote meinte er dann, dass man die Kritik seines Kontrahenten nicht ernstzunehmen brauche:

> Im übrigen beende ich mit diesem Schlußwort die Kontroverse mit *Michael Toch* als solche, die Entscheidung über die Stichhaltigkeit seiner Thesen bleibt nunmehr dem Urteil der wissenschaft-

43 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 228.
44 *Lotter*, Vita Brunonis (1958); *ders.*, Severinus von Noricum (1976). Vgl. *ders.*, Methodisches (1979).
45 *Targiel*, Ein Frankfurter Schüler (2014); *Wenninger*, In Memoriam Friedrich Lotter (2018).
46 *Lotter*, Totale Finsternis (2001), 231. Mit ähnlichen Worten schon bei einer Kontroverse mit Rudolf Noll in: *ders.*, Severin (1983), 294.
47 *Lotter*, Hermann von Scheda (1992), 218.

> lichen Öffentlichkeit und der unbeirrbar weiterzuführenden Erforschung des jüdischen Frühmittelalters auf der Grundlage ernstzunehmender Quellenkritik vorbehalten.[48]

Er konstatiert in dem Aufsatz zunächst maliziös, dass Tochs „Kompetenz bisher insbesondere auf Arbeiten zum Spätmittelalter und zur Frühneuzeit" beruhe, und bedauert, dass Toch „sich nun leider nicht bereit gefunden (habe), eine Verständigung mit den Historikern anzustreben, die sich bisher intensiver mit Forschungen zur Geschichte der Juden zwischen Spätantike und Karolingerzeit befaßt" hätten; er behauptet, dass von Toch „die weithin vergiftete Atmosphäre der christlichen Literatur und der christlich-jüdischen Beziehungen des Spätmittelalters" „auf die Epoche zwischen Spätantike und Hochmittelalter projiziert" werde, „in der ganz andere Voraussetzungen" vorlägen; Toch habe „seine Theorien von der weitgehenden Wertlosigkeit der Aussagen christlicher Quellen zur Erhellung der christlich-jüdischen Beziehungen im Frühmittelalter noch erheblich zugespitzt und sozusagen zu einem System weitgehender Verwerfung ausgebaut"; er wirft ihm vor, mit seiner Perspektive „die seit längerem im Gang befindliche Erforschung" eines „wichtigen Prozesses", nämlich der Wandlung der christlich-jüdischen Beziehungen von einem positiv zu sehenden Frühmittelalter zu einem negativ zu sehenden Spätmittelalter, „geradezu" zu „blockieren"; „verhängnisvoll" sei, „daß eine ganze Epoche, eine entscheidende Periode jüdischer Geschichte, in der die Grundlagen für die Entwicklung der europäischen Judenheit gelegt" worden seien, „unter Aspekten dargestellt" werde, „die eine wirkliche Aufklärung der Entwicklung der christlich-jüdischen Beziehungen mit ihren vielfältigen und teilweise gegensätzlichen Implikationen blockieren würden, wenn man sie akzeptierte".[49]

Demgegenüber hatte Toch argumentiert:

> Solange an einer künstlichen Kontinuität vom Früh- zum Hochmittelalter festgehalten wird, solange Süden und Norden gleich behandelt werden, solange nicht das wirklich Neue an der jüdischen Existenz in Nordwest- und Mitteleuropa erkannt wird, kann auch der Antijudaismus des Hochmittelalters, jene die Forschung immer noch herausfordernde ‚entscheidende Wende', nicht entschlüsselt werden (...). Es kann nunmehr, nach Bereinigung der Quellenmethodik und den sich daraus ergebenden sachlichen Korrekturen, die These einer zweimaligen, chronologisch gestaffelten und von den Begleitumständen, dem Charakter und den Ergebnissen ganz unterschiedlichen Besiedlung Europas durch Juden zur Diskussion gestellt werden: eine erste im Mittelmeerraum der Spätantike und des Frühmittelalters, eine zweite in West- und Mitteleuropa seit der Karolingerzeit.[50]

Die Kontroverse war mit dem „Schlußwort" von 2004 weder zwischen den Kontrahenten noch in der Zunft beendet – wenn es auch nicht mehr zu namentlichen Adressen kam, sondern die Gegensätze eher in die Fußnoten abwanderten – zuletzt noch in

48 *Lotter*, Christliche Quellen (2004), 316 Anm. 8.

49 *Lotter*, Christliche Quellen (2004), 311, 313 und 326.

50 *Toch*, Mehr Licht, 484 und 487. Vgl. *Heil*, Juden in der Karolingerzeit (2014); *ders.*, Juden und Judentum (2009).

Lotters 2018, vier Jahre nach seinem Tod, in ‚Aschkenas' veröffentlichtem Aufsatz, in dem es heißt:

> Neuerdings hat *Michael Toch* (...) die Brauchbarkeit christlicher Quellen zur Erforschung der Geschichte der Juden im Frühmittelalter in Zweifel gezogen und in diesem Zusammenhang auch den Quellenwert der westgotischen und merowingischen Synodalakten bestritten, da sie nur ‚hergebrachte Formeln von Konzil zu Konzil' wiederholen würden. Diese Urteile stellen jedoch gänzlich unbewiesene, durch keinerlei Detailuntersuchungen untermauerte Behauptungen dar, deren Unhaltbarkeit vorliegende Untersuchung erweisen dürfte.[51]

Gerade am Beispiel der Synodalakten – einer Paradequelle Lotters[52] – wurden, angeregt durch die Kontroverse, inzwischen aber „Detailuntersuchungen" erbracht, die Tochs Thesen untermauern. Alexander Pierre Bronisch spricht im Vorwort seiner im Jahre 2005 veröffentlichten Untersuchung über „Die Judengesetzgebung im katholischen Westgotenreich von Toledo" in Bezug auf die Gesetzgebung von „einer wahren Obsession", für die „keine objektiven Gründe, etwa die Gefährdung für das Reich, die von einer religiösen Minderheit ausging oder ominöse Beteiligungen von Juden an Verschwörungen gegen den König und die katholische Kirche, sondern weltanschauliche Zwangsvorstellungen" verantwortlich gewesen seien.[53] Daniel Friedenburg stellt in seiner Paderborner Dissertation von 2015 sogar die „Leitfrage":

> Ist es möglich, dass der frühmittelalterlichen Judengesetzgebung und -politik in erster Linie keine realpolitische Motivation der jeweiligen Machthaber zu Grunde gelegen, sondern es sich vornehmlich – auch und vor allem von Seiten des Königtums – um theologisch begründete ‚Symbolpolitik' gehandelt hat?[54]

Er kommt zu dem Fazit, es sei ein „Zirkelschluß", anzunehmen, eine „umfangreiche und besonders restriktive Judenpolitik sei eine Reaktion auf bedeutende, selbstbewußte und (politisch) potente Judengemeinden, aber gleichzeitig ein Beleg für deren Existenz":

> Geht die bisherige Forschung im Allgemeinen davon aus, dass antijüdische Maßnahmen im Frühmittelalter zum Großteil auf eine exponierte Stellung vieler Juden, deren potentes politisches Gewicht sowie jüdischen Proselytismus zurückzuführen sind, kann dem nunmehr widersprochen und Michael Toch gestützt werden.[55]

Die Bezeichnung „Symbolpolitik" geht in die gleiche Richtung wie der von Toch aufgegriffene Begriff des theologisch-imaginierten ‚hermeneutischen Juden'[56], mit dem Je-

51 *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 178 Anm. 6, mit Verweisen auf *Mikat*, Judengesetzgebung (1995), und *Geisel*, Juden (1998). Erweiterte Fassung von *Lotter*, Prosélytisme (1997).

52 Vgl. nur *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018); *ders.*, Kanonistisches Handbuch (1976).

53 *Bronisch*, Judengesetzgebung (2005), 7.

54 *Friedenburg*, Westgotisches Judentum (2015), 8 f.

55 *Friedenburg*, Westgotisches Judentum (2015), 392.

56 *Toch*, Economic History (2013), 11. Vgl. dazu *Sagasser*, Juden und Judentum (2021), 365–368.

remy Cohen die auf Augustinus zurückzuführende christliche Konzeption eines Judenbildes bezeichnete, das mehr ihre textgebundene als ihre reale Existenz voraussetze.[57] Toch sieht in diesem Zusammenhang Hagiographie und konziliare Gesetzgebung als „Spielarten" einer antijüdischen „polemischen Tradition", bei der „‚das' Judentum, nicht Juden (...) als imaginäre Gesprächspartner und Negativfolie, als rhetorische Metapher, eingesetzt" würde; zuspitzend formuliert er:

> In den Regionen des imaginären Diskurses gibt es kein einziges Selbstzeugnis von Juden. Auf diesem Hintergrund bedeuten keine oder nur unverläßliche Nachrichten, daß es neben den imaginären eben keine oder nur wenige real existierende Juden gab.[58]

Man könnte mit Lotter meinen, Toch wolle gleich alle einschlägigen Quellen verdammen – doch gibt er immerhin auch Beispiele für Zeugnisse, denen „ein Aussagewert zur konkreten Geschichte von Juden abzugewinnen" sei, allerdings treffe das eben „nur selten" zu.[59]

Ich maße mir mit der jüngeren Forschung nicht an, die Kontroverse abschließend entscheiden zu können,[60] werde vielmehr weiterhin danach fragen, wie die Protagonisten argumentierten – und versuchen zu verstehen, weshalb Friedrich Lotter in seinen Entgegnungen nicht nur rein wissenschaftliche Argumente vorbrachte.

3 Methode

Methodisch lehnt sich Lotter, wie gehört, explizit an seinen Lehrer Helmut Beumann an,[61] dem er im Jahre 1973 „zur Vollendung des 60. Lebensjahres" einen längeren Aufsatz widmete, der mit dem Satz beginnt: „Die deutsch-jüdische Symbiose währt solange wie die deutsche Geschichte."[62] Schon bei dieser Erstlingsarbeit zum Themenfeld wird seine Sehnsucht deutlich, in der Vergangenheit ein arriviertes Judentum und ein möglichst ungetrübtes Verhältnis zwischen Christen und Juden aufzufinden, das der späteren Verfolgungs- und Leidensgeschichte entgegengesetzt werden könnte, und noch drei Jahrzehnte

57 „(...) the ‚hermeneutical Jew' – that is, the Jew as constructed in the discourse of Christian theology, and above all in Christian theologians' interpretation of Scripture." *Cohen*, Living Letters (1999), 2 f.

58 *Toch*, Mehr Licht (2001), 483 f.

59 *Toch*, Mehr Licht (2001), 484.

60 Vgl. die Aussage: „Wie kontinuierlich jüdische Präsenz im Gallien des frühen Mittelalters war, muss offen bleiben". *Stemberger*, Gregor von Tours (2019), 365. Vgl, schon Alexander Patschovsky: „Die Aussagen über die Geschichte der Juden im Frankenreich sind durch eine überaus ungünstige Quellenlage geprägt (...). Ein geschichtl. Gesamtbild ist auf dieser Grundlage nicht zu zeichnen, nur Einzelaspekte lassen sich beschreiben; die Gefahr haltloser Spekulation ist groß". *Patschovsky*, Juden im Frankenreich (1989), 727.

61 *Lotter*, Methodisches (1979), 303 u. ö.

62 *Lotter*, Symbiose (1973), 1.

später spricht seiner Meinung nach kaum etwas dafür, „daß die Anwendung des Motivs der Bischofsbeweinung im Frühmittelalter als Zeugnis für die den Juden angeblich zugewiesene ‚feste Rolle als Vertreter des Unglaubens, der Halsstarrigkeit' usw. (...) zu werten" sei, vielmehr beschreibe „sie eine Konvention, die weit eher als Indiz für die Akzeptanz der Juden als Mitbürger und ihre weitgehende Integration in die christliche Umwelt zu verstehen" sei.[63]

Er will sich in dem frühen Aufsatz von angeblich „apologetischen" Gesichtspunkten absetzen, die etwa „Elmar" (sc. Ismar) Elbogen veranlasst hätten, „den jüdischen Sklavenhandel zu bestreiten", oder Bernhard Blumenkranz, „die Bedeutung des jüdischen Handels" herabzuspielen,[64] so wie er später Toch vorwerfen wird, dass dieser „auch die Bedeutung des Fernhandels durch Juden in dieser Epoche herunterzuspielen versucht".[65]

Offenbar sah Lotter im Jahre 1973 die Zeit gekommen, unvoreingenommen auf die Geschichte der Juden zu schauen, und sich selbst als Nicht-Juden berufen, dies objektiver als seine jüdischen Vorgänger tun zu können. In spekulativer Manier geht er auch später schon für die Merowingerzeit davon aus, dass „die von zahlreichen Juden ausgeübte Handelstätigkeit geschäftliche Verbindungen zu christlichen Partnern voraussetzte, die gewiss häufig auch in engen zwischenmenschlichen Beziehungen umgesetzt wurden".[66]

Ähnlich wie im Artikel von Angela Merkel ist die Behauptung einer bis ins Frühmittelalter reichenden zeitlichen Kontinuität für Lotter wichtig, um keinen Zweifel an der Autochthonität des Judentums und damit der Gleichstellung mit der Christenheit aufkommen zu lassen.[67] Kontinuität entspricht auch dem älteren Bild von einem stati-

63 *Lotter*, Christliche Quellen (2004), 318. Vgl. „Die andauernde Integration der Juden in die frühmittelalterliche Gesellschaft wird vor allem auch durch die Beschlüsse gallischer bzw. merowingerzeitlicher Synoden deutlich." *Ders.*, Koexistenz (2006), 317. Ähnlich argumentiert auch Christof Geisel in seiner umfangreichen Freiburger Dissertation von 1998, der von einem „ökonomischen Machtfaktor" und öffentlichem „Ansehen" der Juden spricht, „das jede Analogie mit den zwar reichen, zugleich aber auch gehaßten – und eben deshalb schützenswerten – ‚Kammerknechten' und ‚Schutzjuden' späterer Zeit unmöglich macht." „Wenngleich es letztlich unmöglich ist, definitive Aussagen über die allgemeinen Lebensbedingungen des damaligen ‚Durchschnittsjuden' zu treffen, spricht (...) einiges dafür, daß dieser um 800 besser situiert war als der in einem allgegenwärtigen Existenzkampf begriffene ‚Durchschnittschrist' des späten 8. und frühen 9. Jahrhunderts." „Bleibt zum Schluß die Frage zu streifen, wie ein derart angesehener, wohlsituierter und durchaus machtvoller Personenverband, wie ihn die fränkischen Juden zwischen 500 und 850 darstellten, Ende des 11. Jahrhunderts zum Opfer der Pogrome des Ersten Kreuzzugs werden konnte." *Geisel*, Juden (1998), XIV und 735 f.

64 *Lotter*, Symbiose (1973), 1 Anm. 1, mit Verweis auf: *Elbogen*, Geschichte der Juden (1935), und *Blumenkranz*, Juifs et Chrétiens (1960). Vgl. die Aussage von einem „seit dem 5./6. Jahrhundert zum guten Teil von Juden betriebenen Fernhandel". *Lotter*, Koexistenz (2006), 343.

65 *Lotter*, Christliche Quellen (2004), 323.

66 *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 200.

67 „Letztlich konnte daher in dieser Epoche [sc. Merowingerepoche] die Grundlage für eine bodenständige europäische Judenheit gelegt werden. (...) So sind in der Merowingerepoche letztlich die ent-

schen Mittelalter, das eher von Schollengebundenheit als Mobilität und Migration gekennzeichnet gewesen sei. Aus den Canones der Synoden des 6. Jahrhunderts will er die „Haltung eines noch ungebeugten Selbstwertgefühls der jüdischen Minderheit auch im Merowingerreich“ ablesen können, die „eine bemerkenswerte Anziehungskraft entwickelte. Weder die christliche Bevölkerung und ihre Amtsträger noch die Kirche als Träger der religiös-kulturellen Identität der gallo-fränkischen Oberschicht“ hätten „dem viel entgegenzusetzen“ gehabt.[68]

Lotter geht immer wieder davon aus, dass die Synoden gegen verbreiteten Proselytismus reagierten – von dem es ansonsten aber wenig Nachrichten gibt, die einer kritischen Überprüfung standhalten.[69] Harte Sanktionen des Römischen Rechts gegen Proselytismus und Beschneidung sei später weicheren Synodalbeschlüssen gewichen, die ihr Ziel insbesondere in Bezug auf die Sklaven verfehlt hätten.

> Noch 626/7 setzte die Synode von Clichy voraus, dass Juden versuchten, christliche Sklaven zu Proselyten zu machen, und sie dabei ‚schweren Foltern‘ unterwarfen. (...) Der Hinweis auf den Verkauf an Heiden deutet auf einen Sklavenhandel, der die Grenzen des Frankenreiches nach Osten und Norden, in den germanisch-slawischen Raum und vielleicht bis nach England, überschritt.[70]

In der Furcht vor Proselytismus sieht Lotter sogar den tieferen Grund für vermeintliche Gewaltexzesse wie in Clermont im Jahre 576: „C’est ici qu’il faut sans doute chercher aussi la cause profonde des explosions de violence (...), qui de la même façon dénotent plutôt la faiblesse de la position de l’Église face aux Juifs.“[71] Nach Lotter provozierten die Juden so selbst ihre Pogrome.[72]

In marxistisch angehauchtem Vokabular interpretiert Lotter wiederkehrende Rechtsnormen gegen Proselytismus als Belege für eine jüdische „Herrenschicht von Sklavenhaltern, die von den Interessen ihrer sozialen Klasse getragen“ worden sei „und sich gegenüber den in den Synodalakten sichtbar werdenden Absichten der

---

scheidenden Voraussetzungen zur Entstehung des aschkenasischen Zweiges der Judenheit geschaffen worden.“ *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 21.

68 *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 206 und 208.

69 „From the period 500–1050 we know of just six certain proselytes in all of Europe.“ *Toch*, The Jews in Europe (2005), 563.

70 *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 191 und 199.

71 *Lotter*, Prosélytisme (1997), 877.

72 Vgl. die Aussage: „C’est aussi l’assurrance et l’audace, eu égard à la menace de la religion juive, qui s’exprime dans l’attaque des convertis à Clermont en 576 qui, en tout cas, provoque ensuite du côté chrétien une agression violente, la destruction de synagogues, l’expulsion et la conversion forcée.“ *Lotter*, Prosélytisme (1997), 877. Nach Christof Geisel waren die frühmittelalterlichen Juden sogar an den hoch- und spätmittelalterlichen Pogromen schuld: Es „dürften aber auch die Erfolge und das Geschick unserer ‚fränkischen‘ Juden einen Teil dazu beigetragen haben, daß sich das Los ihrer Nachfahren nun so nachhaltig zum Schlechten wandte.“ *Geisel*, Juden (1998), 736.

kirchlichen Instanzen als praktisch unantastbar“ erwiesen habe.[73] Den merowingischen Synoden sei es nicht gelungen, „dem sozialen Aufstieg der Juden einen Riegel vorzuschieben“[74] – eine Formulierung, die Zweifel an der Ernsthaftigkeit der vorgetragenen Sympathie für eine spätere „deutsch-jüdische Symbiose“ aufkommen lässt und eher an die aus antijüdischer Polemik bekannte Dämonisierung von Juden denken lässt; in diesem Aufsatz meint er zudem, wie oben bereits erwähnt, von „Deutschen und Juden“ sprechen zu können, also Letztere nicht als ‚Deutsche‘ ansehen zu müssen.[75]

Insbesondere der stark betonte Sklavenhandel wird dann für Toch zum Prüfstein für Lotters Thesen. Er hielt ihm vor, eine christlich-jüdische Symbiose gerade mit einer ausführlichen Diskussion des jüdischen Sklavenhandels in der Ottonenzeit beginnen zu lassen, wovon bei vorurteilsfreier Interpretation und Hinzuziehung hebräischer Quellen keinesfalls die Rede sein könne, da die Stellen sich zumeist problemlos auf Haussklaven – kaum aber auf Sklavenhandel beziehen ließen; er verweist darauf, dass die kirchliche Gesetzgebung „in klarer Toposhaftigkeit seit der Spätantike Verbote des Sklavenhaltens durch Juden wie überhaupt jede Befehlsgewalt von Juden über Christen (...) tradiert“, und plädiert dafür: „die idée fixe eines berufsmäßigen, über ganz Europa getriebenen Sklavenhandels der Juden im Frühmittelalter endlich aufzugeben.“[76]

Toch argumentiert, Lotter habe aus kirchlichen Verboten des 6. Jahrhunderts (zum Beispiel des Dritten Konzils von Toledo im Jahre 598), christliche Sklaven für den eigenen Bedarf zu kaufen, den falschen Schluss gezogen, dass Sklavenhandel offenbar weiterhin erlaubt gewesen sei.[77] Die Annahme eines monopolartigen jüdischen

73 *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 204 und 211. Vgl. auch die folgenden Zitate: „die Frage, ob es in Spätantike und Frühmittelalter nicht auch einen jüdischen Herrenstand gab“; „Aufgliederung in einen vermutlich breiteren Mittelstand und eine Unterschicht“; „verschiedene gesellschaftliche Klassen in etwa analog der übrigen nichtjüdischen Bevölkerung“; „feste Verankerung einer jüdischen Elite in der spätantiken Gesellschaft“; „Daher nimmt es nicht wunder, daß bereits seit der Merowingerzeit neben jüdischen Grundherren in wachsendem Maße auch Kaufleute begegnen, die ihre guten Kontakte zum Orient ausnutzten. Vor allem sind es Fernhändler und Importeure von Luxusgütern, die ebenfalls als hohe Herren mit einem Gefolge auftreten, das ihnen den nötigen Schutz bietet“; „Ein Element des Fernhandels ist auch der Sklavenhandel“; „Neben den Grundbesitzern und den Fern- und Sklavenhändlern sind zweifellos die Verwalter von Großgütern zum jüdischen Herrenstand zu zählen.“ *Ders.*, Hierarchie (2003), 333 f., 337, 345 f. und 353.

74 *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 204. Geradezu exkulpierend ist die Einschätzung: „Letztlich lassen sich alle diese Verordnungen der Absicht zuordnen, den Einfluss der Juden auf Christen zurückzudrängen und, soweit möglich, zu unterbinden. Sie sind in der Tendenz defensiv.“ Ebd.

75 *Lotter*, Symbiose (1973), 1.

76 *Toch*, Wirtschaft und Verfolgung (1999), 279 und 285, mit Verweis auf: *Lotter*, Kirchliches Judenrecht (1987).

77 Vgl. die Einschätzung von Toch: „By this method of establishing fact by its non-mention, the slave trade is self-evident and slavers will turn up everywhere, for instance in the environs of a 7th century

Sklavenhandels[78] und eines dazu passenden jüdischen Handelsnetzwerks[79] projiziert nach Toch eine verhängnisvolle Assoziation von Juden, Kommerz und Geld ins Frühmittelalter,[80] wo über weite Regionen nur ganz wenige Juden anzutreffen gewesen seien, welche die ihnen zugeschriebene Rolle keinesfalls hätten erfüllen können.[81] Dazu führt er folgendes aus:

> Auf einer recht schmalen Grundlage lateinischer und arabischer Quellen hat die Forschung ein langlebiges interpretatorisches Gebäude errichtet, eine Lehre von der Pionierfunktion – sogar Monopolstellung – jüdischen Handels im Frühmittelalter.[82] Der Leitgedanke läßt sich wie folgt zusammenfassen: Im monumentalen Bruch zwischen Antike und Mittelalter konnten die Juden als einzige den internationalen Handel weiterführen.[83] Damit erfüllten sie eine zivilisatorische Mission ersten Ranges, zu der sie angeborene Anlagen und die Diasporaerfahrung[84] befähigten. Unter den germanischen Völkern nahm der jüdische Handel eine Art Monopolstellung ein, die von den karolingischen und danach den ottonischen Herrschern gefördert wurde. (...) Der Verdacht liegt nahe, daß die Idee des jüdischen Handelsmonopols von Verfassern des 19. Jahrhunderts[85] den

archbishop of Canterbury." *Toch*, Economic History (2013), 180, mit Verweis auf *Lotter*, Städtische Kontinuität (1999), 49, und *ders.*, Totale Finsternis (2001), 229.

78 Vgl. *Toch*, Jewish Slave Trade (2014).

79 „Solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, sind Juden Händler, sie handeln standardmäßig. Sie können das tun, so die Lehrmeinung, weil ihre religiöse Identität und geographische Verteilung ein Netzwerk wirtschaftliche Kontakte knüpfen lässt, mit dem sie über ihre nichtjüdischen Konkurrenten einen Vorteil besitzen. Der Befund Italien zeigt jedoch gerade das Gegenteil." *Toch*, Netzwerke (2010), 242 f.

80 Vgl. zu diesem Themenfeld Lotter: „Die Frage erhebt sich, ob wir in der merklichen Zunahme des Warenhandels, zumal des Fernhandels, des Sklavenhandels und dem ersten Auftreten von Geldverleihern unter Juden Auswirkungen des byzantinischen Verbots, christliche Sklaven besitzen zu dürfen, zu sehen haben. Es könnte Juden zunehmend dazu genötigt zu haben, Grundbesitz abzustoßen und die freiwerdenden Kapitalien in Handel und Bankgeschäften anzulegen." *Lotter*, Städtische Kontinuität (1999), 55.

81 „Thus three interrelated myths should be laid to rest: of Jewish ubiquity, of commercial hegemony and of the slave trade." *Toch*, The Jews in Europe (2005), 561.

82 Vgl. Lotters Ansicht: „Seit dem 7./8. Jahrhundert besaßen die Juden praktisch das Monopol des Fernhandels zwischen dem christlichen Abendland und den islamischen Reichen im Westen und Süden des Mittelmeerraumes, in Mittelasien und im Vorderen Orient." *Lotter*, Juden zwischen Rhein und Elbe (1993), 225.

83 Toch bezeichnet an anderer Stelle die Behauptung von Juden als neutralen Mittlern zwischen moslemischer und christlicher Welt als die „‚kleine' oder ‚jüdische' Pirenne-These", während diese ansonsten von der Forschung fallengelassen worden sei. *Toch*, Kultur des Mittelalters (2001), 8. Vgl. die Aussagen: „die längst ad acta zu legenden ‚orientalischen Kaufmannskolonien' der Pirenne-These." *Ders.*, Mehr Licht (2001), 486; „Ein letztes Argument gegen einen internationalen Handel der aschkenasischen Juden ist das *argumentum ex silentio* der Genizah von Kairo." *Ders.*, Netzwerke (2010), 239.

84 Vgl. *Toch*, Diaspora(s) (2018); *ders.*, Juden (2014); *Drews*, Diaspora (2012); *Toch*, Diaspora (1997).

85 Die angefochtenen Thesen gehen zurück auf den Ökonomen Wilhelm Roscher (Sorge vor jüdischer Emanzipation) und den jüdischen Historiker Heinrich Graetz (Selbstbewusstsein der Juden): *Graetz*, Geschichte der Juden (1860), 206 f., und *Roscher*, Juden im Mittelalter (1875), passim, sowie – was den Sklavenhandel angeht – vor allem den belgischen Historiker Charles Verlinden: *Verlinden*, Esclavage, 2 Bde. (1955–77).

> Streitfragen ihrer eigenen Zeit (Überfremdung der Nationalwirtschaft hier, jüdischer Zivilisationsauftrag dort) entliehen und ins Frühmittelalter projiziert wurde.[86]

Lotter weicht aber nicht ab von seinem Bild des geschäftstüchtigen jüdischen Kaufmanns und ordnet Toch, der die Existenz einer vom Sklavenhandel abgeleiteten „jüdischen Herrenschicht“[87] im Frühmittelalter nicht anerkennen wolle, in Bezug auf dessen historischen Ansatz der „Jerusalemer Schule“ des 20. Jahrhunderts zu[88]. Diese habe sich, wie schon die um die Jahrhundertwende insbesondere von deutschen Juden betriebene „Wissenschaft des Judentums“, nicht von der „lachrymose conception“ befreien können, also von der Vorstellung einer Geschichte des Exils als Tal der Tränen:

> Tochs Bild einer durchgehenden und unablässigen Anfeindung, Diskriminierung und Unterdrückung einer in bescheidenen sozialen Verhältnissen lebenden kleinen Minderheit stets unterwürfiger Juden ruft nun in fataler Weise das alte Klischee der schon seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts angefochtenen *lachrymose conception* wieder in Erinnerung.[89]

Die „lachrymose conception“ versperre „nicht nur den Zugang zu den wirklichen Ursachen der Fehlentwicklung“, sondern verschütte „auch wichtige Erkenntnisse über andere im historischen Prozeß verborgene Möglichkeiten, deren Aufhellung auch heute noch dem gegenseitigen Verständnis von Nutzen sein“ könne.[90] Diese Zuordnung betont Lotter auch in seiner Rezension[91] von Tochs für die „Enzyklopädie Deutscher Geschichte“ geschriebenen Band „Die Juden im Mittelalterlichen Reich“.[92] Im Gegenteil dazu hebt Frank Rexroth in seiner Rezension des Bandes positiv hervor, dass Toch „die Geschichte der Judengemeinden in einer mehrheitlich christlichen Umwelt“ gerade „nicht als einseitig fremdbestimmt“ verstanden habe. Er ist voll des Lobes über das Buch, insbesondere hebt er dessen „konsequent sozialgeschichtlichen Zugriff“ hervor, und beendet seine Rezension mit einem Ausrufungszeichen: „Möge diesem Buch eine dauernde und steuernde Wirkung beschieden sein!“[93]

---

86 *Toch*, Wirtschaft und Verfolgung (1999), 253 f. und 271. Vgl. die Aussage: „Letzten Endes ist die Behandlung des Komplexes frühmittelalterliche Kaufleute in der Forschung eine erneute Veranschaulichung der anscheinend unwiderstehlichen Neigung, hoch- und spätmittelalterliche Zustände nach rückwärts zu projizieren. Sie spricht Bände dafür, wie tiefsitzend geschichtliche Stereotypen sind.“ *Ders.*, „Dunkle Jahrhunderte“ (2001), 19.

87 Wie Anm. 16.

88 *Lotter*, Rez. Toch, Die Juden (2002), 643.

89 *Lotter*, Christliche Quellen (2004), 314.

90 *Lotter*, Judenrecht (1984), 42.

91 „The thesis of medieval Jewish-German ‚symbiosis‘ is indeed a mistake when understood as a cordial relationship rather than a recognition of mutual profitability. Nevertheless, the sources do not support the notion that Germany was a ‚land of persecutions‘ in the high Middle Ages (p. 121).“ *Lotter*, Rez. von: Toch, Juden (2002), 644.

92 *Toch*, Juden (1998).

93 *Rexroth*, Rez. von: Toch, Juden (2000), 174 f.

Bei Lotter bemerkt man demgegenüber deutlich, dass er stark von der verfassungsgeschichtlichen Tradition geprägt wurde.[94] Die meisten seiner Arbeiten stützen sich auf Rechtsquellen, deren für die Geschichte der Juden relevanten Stellen er immer wieder minutiös in ausführlichen Tabellen ausbreitet – für ihn in der Masse ein untrüglicher Beweis für signifikante jüdische Existenz bereits im Frühmittelalter. „Rechtsquellen" sind für ihn die „eigentliche Grundlage für eine umfassendere Bewertung der Beziehung von Christen und Juden im Merowingerreich".[95]

In Überbetonung der Rolle von Kirchen und Königtum sieht er überdies vor allem in einem ‚starken Staat' den Garanten eines jüdischen Lebens. Demnach konnten die Juden

> in den Zeiten eines starken abendländischen Kaisertums unter Karolingern, Ottonen und Saliern (...) durch das von ihnen lange Zeit aufrecht erhaltene Monopol des Fernhandels mit dem Orient eine unentbehrliche Funktion ausüben (...), die ihnen eine bevorzugte Behandlung seitens des Königtums und Adels sicherte.[96]

Zu den Verfolgungswellen des 14. Jahrhunderts heißt es dann nur konsequent:

> Diese Vorgänge unterstreichen zugleich, daß die von der Reichsgewalt und der Kirche für die Juden gesetzte Rechtsordnung letztlich doch auf schwachen Füßen stand. Sie funktionierte mehr oder weniger in normalen Zeiten ungestörter Machtausübung des Königtums. In Zeiten geschwächter Zentralgewalt konnte sie sich jedoch gegen den brutalen Impuls volkstümlicher Massenbewegung und sozialen Aufbegehrens nicht behaupten.[97]

Die Behauptung eines „sozialen Aufbegehrens" erinnert fatal an die Behauptung eines ‚gesunden Volkszorns', der sich gegen seine privilegierten Peiniger auflehnt. Kontrastiv zu den spätmittelalterlichen Entwicklungen sucht Lotter ganz offenbar ein idealisiertes Bild vom christlich-jüdischen Verhältnis in früheren Zeiten zu bieten. Er meint, wenn man das Verhalten „christlicher Obrigkeiten gegenüber anderen religiösen Minderheiten, gegen Heiden (Sachsenkriege!) und Ketzerbewegungen (Donatisten, Albigenserkreuzzüge!) in Betracht" ziehe, könne „das Verhältnis zwischen Christen

94 Vgl. die Aussagen: „ruhte die Existenz der europäischen Judenheit auf zwei Säulen, dem kaiserlich-weltlichen und dem kirchlichen Judenrecht"; „sicherte ihnen erst das karolingische Frankenreich erträgliche Lebensbedingungen. Dies geschah durch Kapitularien, die ein allgemeines Judenrecht begründeten und darüber hinaus durch das Sonderrecht von Privilegien." *Lotter*, Judenprivilegien (1991), 23. Zu seiner These von einem ottonisch-salischen Gewohnheitsrecht für Juden, das bis etwa Mitte des 13. Jahrhunderts tatsächlich geltendes und auch praktiziertes Recht dargestellt haben soll, bemerkt Toch: „eine Ansicht, die sich kein jüdisches Leben ohne amtliche Zulassung vorstellen kann." *Toch*, Juden (1998), 103 f.

95 *Lotter*, Juden im Merowingerreich (2018), 178.

96 *Lotter*, Judenrecht (1984), 41.

97 *Lotter*, Judenprivilegien (1991), 64.

und Juden in Europa während des frühen und hohen Mittelalters nicht allzu negativ gesehen werden".[98]

Für die Zeit Bischof Bernwards von Hildesheim etwa konstatiert Lotter gute „Beziehungen zwischen den führenden Schichten von Adel und Klerus und den Juden"; trotz des Nichtvorhandenseins von Quellen schließt er spekulativ auf die Präsenz von Juden und positive Kontakte zu ihnen; so schreibt er:

> Obwohl Juden in Hildesheim wohl erst im 13. Jahrhundert ansässig wurden, keine Quellen über Beziehungen Bernwards zu Juden berichtet und auch keine Äußerungen Bernwards über Juden bekannt sind, muß er als herausragender Vertreter des Reichsepiskopats, weitgereist, weltoffen und von früh auf mit der Politik des Kaiserhauses eng verbunden, in vielfältiger Weise mit Juden in Berührung gekommen sein.[99]

Er meint sogar, dass die nicht „haßerfüllte" Darstellung auf „bernwardinischer Reliefplastik" auf „Bernwards Einstellung den Juden gegenüber" deuten könnte, und phantasiert: „Dies läßt auf zwischenmenschliche Beziehungen schließen, die, wenn auch nicht frei von Spannungen, so doch noch frei von jeder gegenseitigen [!] Verteufelung waren."[100]

4 Schluss

Ausgehend von einem aktuell begangenen Jubiläum, das den Beginn jüdischer Existenz in Deutschland bis in die Spätantike rückdatiert, ging ich am Beispiel der Toch-Lotter-Kontroverse der Frage nach, wie in der Mediävistik im Hinblick auf ein europäisches jüdisches Frühmittelalter argumentiert wird. Der Mangel an Selbstzeugnissen und Überresten aus jüdischer Hand aus dem nordalpinen Raum macht es nötig, sich insbe-

98 *Lotter*, Judenrecht (1984), 59. Vgl. die Aussagen: „im Merowingerreich sind demnach die Juden weitgehend in die christliche Gesellschaft eingegliedert und genießen trotz ihnen zugestandener Sonderrechte zugleich den vollen Rechtsschutz der säkularen Gewalt wie ihre christlichen Mitbürger." *Ders.*, Christliche Quellen (2004), 326; „(...) tritt in den frühen christlichen Quellen der Merowingerzeit weithin ein nicht nur ungestörtes, sondern vielfach auch ausgesprochen gutes Verhältnis zwischen Christen und Juden zutage, freilich überschattet durch die Missionsproblematik." *Ders.*, Hierarchie (2003), 342 f.; vgl. auch die Behauptung von der „bekannten Vorliebe des karolingischen Hofes für die Juden." *Ders.*, Judenprivilegien (1991), 28. Vgl. die ähnliche Ansicht Paul Mikats, dass „die Juden im merowingischen Frankenreich des sechsten und siebten Jahrhunderts nicht generell als eine diskriminierte, verfolgte und wehrlose Minderheit zu betrachten sind. (...) Eine Intention, die Juden bewußt zu diskriminieren, ist bei einer unvoreingenommenen Betrachtung der Konzilsbeschlüsse jedenfalls nirgends erkennbar." *Mikat*, Judengesetzgebung (1995), 96 f.; ähnlich *Brunner*, Juden und Christen im Frühmittelalter (1992), 55: „Die Idee, die ‚Germanen', wie auch immer man sich die vorstellt, wären von vornherein negativ zu Juden eingestellt gewesen, findet in der Geschichte keinerlei Stütze."

99 *Lotter*, Juden zwischen Rhein und Elbe (1993), 225.

100 *Lotter*, Juden zwischen Rhein und Elbe (1993), 225.

sondere auf christliche Quellen zu konzentrieren, die zwar nicht selten von Juden handeln, bei denen aber häufig unsicher ist, wie weit aus ihnen ein jüdisches Leben abzuleiten oder in ihnen nur eine literarische Tradition zu sehen ist. Während Friedrich Lotter und mit ihm große Teile der Mediävistik noch im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ein jüdisches Frühmittelalter konstruierten, das von einer kontinuierlichen jüdischen Existenz seit der Antike auch in Spanien und dem westfränkischen Reich ausgeht, suchte Michael Toch im Jahre 2001 durch eine kritische Sichtung der in diesem Zusammenhang immer wieder herangezogenen Zeugnisse eine Dekonstruktion dieser These, der er einen vor allem durch Migration aus dem Süden gespeisten Neuanfang seit karolingischer Zeit entgegenstellte.

Bei der Betrachtung der Argumentation der Protagonisten hat sich gezeigt, dass auch die Beschäftigung mit weit zurückliegender jüdischer Vergangenheit ein heikles Thema ist, das für Instrumentalisierungen genutzt wird. Objektivität *sine ira et studio* findet sich in diesem Feld weniger noch als in anderen historischen Feldern. Es zeigte sich, dass die Ansätze und Zugänge zum Thema nicht ohne die persönlichen und forscherischen Traditionen zu verstehen sind, in denen die Autoren stehen. Friedrich Lotter wuchs im nationalsozialistischen Deutschland auf und wurde stark von der Verfassungsgeschichte geprägt, woran auch Öffnungen zur Mentalitätsgeschichte nichts änderten. In seinen zahlreichen Untersuchungen bemühte er sich zwar darum, ein positives Bild von Juden und dem christlich-jüdischen Verhältnis im Frühmittelalter zu zeichnen und damit von einer reinen Verfolgungsgeschichte in Europa wegzukommen, saß aber umgekehrt alten Vorurteilen auf, wenn er stereotypisierten christlichen Quellen zu leicht vertraute. Die Idealisierung der früheren Zeiten ist bei ihm wohl mit der Vorstellung verbunden, dass der Antijudaismus kein essentielles Merkmal für das christliche Europa sein müsse, sondern eine kontingente Entwicklung, die auch wieder überwunden werden könne.[101] Allerdings geht er auch davon aus, dass Juden mit ihrem vermeintlichen Aufstieg Aversionen gegen sich selbst provoziert hätten.

Der eine Generation jüngere Michael Toch wuchs im Wien der Nachkriegszeit auf, bevor er nach Jerusalem ging. Als Wirtschafts- und Sozialhistoriker schätzt er aus demographie- und migrationsgeschichtlichen Gründen die Präsenz von Juden im frühmittelalterlichen Europa skeptischer ein als sein älterer Widerpart. Er wischte in einer kritischen Musterung der relevanten Quellenzeugnisse vieles beiseite, was ihrem Leben bis dahin Konturen verliehen hatte – aber vielleicht ist das Bild eines ‚hermeneutischen jüdischen Frühmittelalters' nicht weniger aufschlussreich für diese Zeit als ein vermeintlich ‚reales', für dessen Zeichnung Lotter viel geleistet hat.

Die hier vorgestellte Kontroverse führt aber nicht nur zur Erhellung von spezifischen Fragen der jüdischen Geschichte, sondern kann ganz allgemein auch zur Prüfung von methodischen Standards der Mediävistik Anlass geben oder von außerwissenschaftlichen Einflüssen auf die Forschung. Wo etwa liegen die Grenzen von Wahr-

101 Vgl. *Toch*, Diaspora(s) (2018), 21.

scheinlichkeitsannahmen, wo die zwischen Rechtsnorm und Rechtswirklichkeit, wann ist das *argumentum e silentio* berechtigt – oder inwiefern unterscheiden sich die Prinzipien der Frühmittelalterhistoriker von denjenigen der Spätmittelalterhistoriker?

Bibliographie

Helmut Beumann, Methodenfragen der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, in: *ders*., Wissenschaft vom Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze. Köln 1972 (zuerst 1960), 1–8.

Bernhard Blumenkranz, Juifs et Chrétiens dans le Monde occidental, 430–1096. (Collection de la Revue des Études Juives 41) Leuven 2006 (zuerst 1960).

Michael Borgolte, Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr. (Siedler Geschichte Europas 2) München 2006.

Alexander Pierre Bronisch, Die Judengesetzgebung im katholischen Westgotenreich von Toledo. (Forschungen zur Geschichte der Juden A 17) Hannover 2005.

Karl Brunner, Juden und Christen im Frühmittelalter, in: Helmut Birkhan (Hrsg.), Die Juden in ihrer mittelalterlichen Umwelt. Bern 1992, 37–55.

Jeremy Cohen, Living Letters of the Law. Ideas of the Jew in Medieval Christianity. Berkeley 1999.

Wolfram Drews, Diaspora of Jewish Communities in Early Medieval Europe. Structural Conditions for Survival and Expansion, in: Walter Pohl / Clemens Ganter / Richard Payne (Hrsg.), Visions of Community in the Post-Roman World. Farnham 2012, 391–402.

Ismar Elbogen, Geschichte der Juden in Deutschland. Berlin 1935.

Winfried Frey, Die Juden und das christliche Judenbild im Karolingerreich, in: Danielle Buschinger / Peter Hvilshoj Andersen (Hrsg.), Charlemagne dans la réalité historique et la littérature. Amiens 2004, 30–40.

Daniel Friedenburg, Das westgotische Judentum zwischen katholischer Kirche und königlicher Macht. Zur historischen Aussagekraft kirchlicher und königlicher Rechtsetzung bezüglich des jüdischen Frühmittelalters. Berlin 2015.

Christof Geisel, Die Juden im Frankenreich. Von den Merowingern bis zum Tode Ludwigs des Frommen. (Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 10) Frankfurt (Main) 1998.

Heinrich Graetz, Volkstümliche Geschichte der Juden, Bd. 2. Berlin 1923 (zuerst 1888).

Heinrich Graetz, Geschichte der Juden. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 11 Bde. Leipzig 1853–1875.

Alexander Haneke, Der Rest der Geretteten. Seit mindestens 1700 Jahren ist jüdisches Leben ein Teil deutscher Geschichte. Auf der Suche nach Spuren mit Charlotte Knobloch, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 06.09.2021, 3.

Johannes Heil, Zwischen Nutzen und Erniedrigung. Die Juden in der Karolingerzeit, in: Barbara Segelken (Hrsg.), Kaiser und Kalifen. Karl der Große und die Mächte am Mittelmeer um 800. Darmstadt 2014, 38–49.

Johannes Heil, Goldenes Zeitalter? Juden und Judentum in der Karolingerzeit, in: Rainer Kampling (Hrsg.), Wie schön sind deine Zelte, Jakob, deine Wohnungen. Beiträge zur Geschichte jüdisch-europäischer Kultur. Frankfurt (Main) 2009, 99–114.

Birgit E. Klein, 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Eine wechselvolle Beziehungsgeschichte von einseitigem Kulturtransfer mit jüdischer Sinngebung, in: Archivnachrichten 62 (2021), 8–13.

Katja Kliemann / Sebastian Ristow, Köln und das frühe Judentum nördlich der Alpen. Kontinuität, Umbruch oder Neubeginn?, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 31 (2018), 9–20.

Friedrich Lotter, Die Stellung der Juden im Merowingerreich nach dem Zeugnis der Synodalakten, in: Aschkenas 28 (2018), 175–216.
Friedrich Lotter, Die Voraussetzung christlich-jüdischer Koexistenz und deren Infragestellung durch Zwangsbekehrung und Vertreibung in Spätantike und Frühmittelalter, in: Aschkenas 16 (2006), 291–365.
Friedrich Lotter, Sind christliche Quellen zur Erforschung der Geschichte der Juden im Frühmittelalter weitgehend unbrauchbar?, in: Historische Zeitschrift 278 (2004), 311–327.
Friedrich Lotter, Zur sozialen Hierarchie der Judenheit in Spätantike und Frühmittelalter, in: Aschkenas 13 (2003), 333–359.
Friedrich Lotter, Rez. Michael Toch, Die Juden im mittelalterlichen Reich, München 1998, in: Speculum. A Journal of Medieval Studies 77 (2002), 643–645.
Friedrich Lotter, Totale Finsternis über „Dunklen Jahrhunderten". Zum Methodenverständnis von Michael Toch und seinen Folgen, in: Aschkenas 11 (2001), 215–231.
Friedrich Lotter, Die Juden und die städtische Kontinuität von der Spätantike zum Mittelalter im lateinischen Westen, in: Fritz Mayrhofer / Ferdinand Opll (Hrsg.), Juden in der Stadt. Linz 1999, 21–79.
Friedrich Lotter, La crainte du prosélytisme e la peur du contact. Les juifs dans les actes des synodes mérovingiens, in: Michel Rouche (Hrsg.), Clovis. Histoire et mémoire, Bd. 1. Paris 1997, 849–879.
Friedrich Lotter, Die Juden zwischen Rhein und Elbe im Zeitalter Bernwards von Hildesheim, in: Michael Brandt / Arne Eggebrecht (Hrsg.), Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen, Bd. 1. Hildesheim 1993, 225–230.
Friedrich Lotter, Ist Hermann von Schedas Opusculum De conversione sua eine Fälschung?, in: Aschkenas 2 (1992), 207–218.
Friedrich Lotter, Geltungsbereich und Wirksamkeit des Rechts der kaiserlichen Judenprivilegien im Hochmittelalter in: Aschkenas 1 (1991), 23–64.
Friedrich Lotter, Zur Ausbildung eines kirchlichen Judenrechts bei Burchard von Worms und Ivo von Chartres, in: Rainer Erb / Michael Schmidt (Hrsg.), Antisemitismus und Jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss. Berlin 1987, 69–96.
Friedrich Lotter, Die Zwangsbekehrung der Juden von Menorca um 418 im Rahmen der Entwicklung des Judenrechts der Spätantike, in: Historische Zeitschrift 242 (1986), 291–326.
Friedrich Lotter, Die Entwicklung des Judenrechts im christlichen Abendland bis zu den Kreuzzügen, in: Thomas Klein / Volker Losemann / Mai Gunther (Hrsg.), Judentum und Antisemitismus von der Antike bis zur Gegenwart. Düsseldorf 1984, 41–63.
Friedrich Lotter, Illustrissimus vir oder „einfacher" Mönch? Zur Kontroverse um den heiligen Severin, in: Ostbairische Grenzmarken 25 (1983), 281–297.
Friedrich Lotter, Methodisches zur Gewinnung historischer Erkenntnisse aus hagiographischen Quellen, in: Historische Zeitschrift 229 (1979), 289–356.
Friedrich Lotter, Ein kanonistisches Handbuch über die Amtspflichten des Pfarrklerus als gemeinsame Vorlage für den Sermo synodalis „Fratres presbyteri" und Reginos Werk „De synodalibus causis" in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 62 (1976), 1–57.
Friedrich Lotter, Severinus von Noricum. Legende und historische Wirklichkeit. Untersuchungen zur Phase des Übergangs von Spätantike zu mittelalterlichen Denk- und Lebensformen. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 12) Stuttgart 1976.
Friedrich Lotter, Zu den Anfängen deutsch-jüdischer Symbiose in frühottonischer Zeit, in: Archiv für Kulturgeschichte 55 (1973), 1–34.
Friedrich Lotter, Legenden als Geschichtsquellen?, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 27 (1971), 195–200.
Friedrich Lotter, Die Vita Brunonis des Ruotger. Ihre historiographische und ideengeschichtliche Stellung. (Bonner historische Forschungen 9) Bonn 1958.

Angela Merkel, Geschichte mit Zukunft. Bundeskanzlerin Angela Merkel zu 1700 Jahren jüdischer Geschichte und Kultur in Deutschland, online: Jüdische Allgemeine 18.02.2021, https://www.juedische-allgemeine.de/politik/geschichte-mit-zukunft/ (Zugriff: 05.10.2022).

Paul Mikat, Die Judengesetzgebung der merowingisch-fränkischen Konzilien. (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften G, Geisteswissenschaften, Vorträge 335) Opladen 1995.

Alexander Patschovsky, Juden im Frankenreich, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 4. München / Zürich 1989, Sp. 727–728.

Frank Rexroth, Rez. von: Michael Toch, Die Juden im mittelalterlichen Reich (1998), in: Historische Zeitschrift 270 (2000), 173–175.

Wilhelm Roscher, Die Stellung der Juden im Mittelalter, betrachtet vom Standpunkt der allgemeinen Handelspolitik, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 31 (1875), 503–526.

Amélie Sagasser, Juden und Judentum im Spiegel karolingischer Rechtstexte. Frankfurt (Main) 2021.

Sven Schütte / Marianne Gechter (Hrsg.), Von der Ausgrabung zum Museum – Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium. Ergebnisse und Materialien 2006–2012. Köln ^{2}2012.

Günter Stemberger, Gregor von Tours und die Stellung der Juden im Gallien des 6. Jahrhunderts, in: Uta Heil (Hrsg.), Das Christentum im frühen Europa. Diskurse – Tendenzen – Entscheidungen. Berlin 2019, 355–368.

Ralf-Rüdiger Targiel, Ein Frankfurter Schüler, online: Märkische Oderzeitung, 25.04.2014, https://www.moz.de/lokales/frankfurt-oder/ein-frankfurter-schueler-48190914.html (Zugriff: 06.01.2022).

Michael Toch, Demography and Migrations, in: Robert Chazan (Hrsg.), The Cambridge History of Judaism, Bd. 6: The Middle Ages. The Christian World. Cambridge 2018, 335–356.

Michael Toch, The Emergence of the Medieval Jewish Diaspora(s) of Europe from the Ninth to the Twelfth Centuries, with Some Thoughts on Historical DNA Studies, in: Javier Castaño / Talya Fishman / Ephraim Kanarfogel (Hrsg.), Regional Identities and Cultures of Medieval Jews. Liverpool 2018, 21–36.

Michael Toch, Juden, in: Michael Borgolte (Hrsg.), Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch. Berlin 2014, 239–250.

Michael Toch, Was There a Jewish Slave Trade (or Commercial Monopoly) in the Early Middle Ages?, in: Stefan Hanß / Juliane Schiel (Hrsg.), Mediterranean Slavery Revisited (500–1800). Zürich 2014, 421–444.

Michael Toch, Die Juden im mittelalterlichen Reich. (Enzyklopädie deutscher Geschichte 44) München ^{3}2013.

Michael Toch, The Economic History of European Jews. Late Antiquity and Early Middle Ages. (Études sur le judaïsme médiéval 56) Leiden 2013.

Michael Toch, Netzwerke im jüdischen Handel des Früh- und Hochmittelalters?, in: Gerhard Fouquet / Hans-Jörg Gilomen (Hrsg.), Netzwerke im europäischen Handel des Mittelalters. Ostfildern 2010, 229–244.

Michael Toch, The Jews in Europe 500–1050, in: Paul J. Fouracre (Hrsg.), The New Cambridge Medieval History, Bd. 1: C. 500–700. Cambridge 2005, 547–570.

Michael Toch, „Dunkle Jahrhunderte". Gab es ein jüdisches Frühmittelalter? Trier 2001.

Michael Toch, Kultur des Mittelalters, jüdische Kulturen des Mittelalters. Das Problem aus der Sicht der Wirtschaftsgeschichte, in: Michael Borgolte (Hrsg.), Unaufhebbare Pluralität der Kulturen? Zur Dekonstruktion und Konstruktion des mittelalterlichen Europa. München 2001, 7–18.

Michael Toch, Mehr Licht. Eine Entgegnung zu Friedrich Lotter, in: Aschkenas 11 (2001), 465–487.

Michael Toch, Wirtschaft und Verfolgung. Die Bedeutung der Ökonomie für die Kreuzzugspogrome des 11. und 12. Jahrhunderts. Mit einem Anhang zum Sklavenhandel der Juden, in: Alfred Haverkamp (Hrsg.), Juden und Christen zur Zeit der Kreuzzüge. Sigmaringen 1999, 253–285.

Michael Toch, The Formation of a Diaspora. The Settlement of Jews in the Medieval German „Reich", in: Aschkenas 7 (1997), 55–78.

Charles Verlinden, L'esclavage dans l'Europe médiévale, 2 Bde. Brügge 1955–1977.

Markus J. Wenninger, Bibliographie Friedrich Lotter, in: Aschkenas 28 (2018), 337–346.

Markus J. Wenninger, In Memoriam Friedrich Lotter (1924–2014). Eine Einleitung zu den Bruchstücken seines (vor)letzten großen Projekts, in: Aschkenas 28 (2018), 165–174.

Hedwig Röckelein

Expertenkulturen vor den Expertenkulturen? Astronomisches und medizinisches Wissen in der Karolingerzeit

1 Der Stellenwert des Frühmittelalters in der Erforschung der Expertenkultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit

Die Figur des Experten hat Frank Rexroth in den letzten fünfzehn Jahren intensiv beschäftigt. Um sie kreisen seine Monographie über die ‚Fröhliche Scholastik'[1] und das DFG-Graduiertenkolleg 1507 ‚Expertenkulturen', das er von 2009 bis 2018 federführend leitete. Ziel des Kollegs war es, „die symbolischen Formen und die Träger derjenigen Expertenkulturen [zu] erforschen, welche die okzidentalen Gesellschaften prägten und prägen."[2] Das Kolleg ging von der Prämisse aus, dass die fraglichen Wissensbereiche „zwischen ca. 1100 und ca. 1600 (...) definiert, symbolisch repräsentiert, einschlägigen Trägergruppen zugewiesen, institutionell verstetigt und damit in die Struktur der stratifizierten europäischen Gesellschaften eingeschrieben" wurden.

> Die Grundhypothese des Kollegs lautet, dass die soziale Dynamik, die durch die Schaffung von Expertenkulturen in Gang gesetzt wurde, nicht unabhängig von den mentalen Widerständen gedacht werden kann, die sie hervorgerufen hat. Charakteristisch für die im späteren Mittelalter entstehende Relation von ‚Expertentum' und ‚Gesellschaft' ist auf der Seite der Nicht-Experten die unaufhebbare Ambivalenz von Systemvertrauen und Expertenkritik (...). Gegenstände der Forschung innerhalb des GKs werden daher zum einen die soziale Dimension von Expertenwissen und zum anderen die symbolischen und diskursiven Praktiken sein, mit denen Wissen qualifiziert und in stratifizierte Gesellschaften eingeschrieben wird. Denn über diese Praktiken betreiben die Träger ihre eigene Legitimation, ebenso wie umgekehrt die Experten den von ihnen verwalteten Wissensbereichen Dignität und Relevanz verleihen können.[3]

In der ersten Phase des Kollegs beschäftigte man sich mit dem 12. bis 16. Jahrhundert, in der zweiten Phase griff man bis zum 18. Jahrhundert aus. Das Frühmittelalter blieb aus epistemischen Gründen über die gesamte Laufzeit des Kollegs ausgespart. Das bedeutet jedoch nicht, dass es im Frühmittelalter keine Experten gegeben hätte. Vielmehr fallen unter diese Kategorie jene Personen, die aufgrund von Erfahrung oder

1 *Rexroth*, Scholastik (2018).

2 Erstantrag des DFG-Graduiertenkollegs 1507 ‚Expertenkulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts' (2008), 5 f.

3 Erstantrag des DFG-Graduiertenkollegs 1507 ‚Expertenkulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts' (2008), 6.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-014

von theoretischem Sonderwissen in der fränkischen Gesellschaft als Experten anerkannt waren und nachgefragt wurden.[4]

Gerade das späte 8. und das 9. Jahrhundert brachten eine signifikante Zahl solcher Spezialisten hervor. Diese eigneten sich das seit der griechischen und römischen Antike tradierte Wissen an, transformierten es, vermittelten es im Unterricht und erteilten darüber den herrschenden Eliten Auskunft. Am bekanntesten sind die Experten zur Grammatik, Theologie und Astronomie, die Karl der Große und Ludwig der Fromme als Berater aus ganz Europa am Aachener Hof um sich scharten.[5] Die Ambivalenz zwischen Systemvertrauen und Expertenkritik, Praktiken der Inszenierung, Zuschreibung der Kompetenz und des Ansehens durch ihre Umwelt, all diese Phänomene lassen sich auch am königlichen Hof, in den Klöstern und Kathedralen beobachten.[6] Und selbstverständlich beeinflusste nicht nur in der Moderne, sondern auch im Frühmittelalter Wissen die Wahrnehmung und Deutung der sozialen Wirklichkeit und brachte diese hervor.[7]

2 Das Verhältnis der aktuellen Mediävistik zur Geschichte der Natur- und Lebenswissenschaften

Die interdisziplinär aufgestellte Mediävistik orientiert sich derzeit vorrangig an folgenden Leitwissenschaften: an der Soziologie[8], an der Rechts- und Verfassungsgeschichte[9], an historischen Nachbardisziplinen, die die ‚Vielfalt des Mittelalters' (M. Borgolte) abbilden – vor allem die Byzantinistik (respektive oströmische Geschichte des Mittelalters), die Arabistik und die Judaistik[10] – und schließlich an den ‚Cultural Studies' und ihren diversen „Turns"[11]. Mein Beitrag berührt eher die Wissensge-

4 Zur Onomastik und Semasiologie der Begriffe „expertus" bzw. „peritus" im hohen und späten Mittelalter vgl. *Röckelein*, Einleitung (2012); *Rexroth/Schröder-Stapper*, Experten (2018), 11.

5 Einhard, Vita Karoli Magni, cap. 19. Ed. *Holder-Egger*, 24, 25. Vgl. dazu *Fried* (2014) und *Hartmann* (2010), 195–202.

6 „Kirche", „Hof" und „Stadt" waren drei von vier Beobachtungsfeldern im GK 1507. Der „Markt" als viertes Feld ist für das Frühmittelalter nicht relevant.

7 Dies war – ausgehend von *Berger/Luckmann*, Konstruktion (1996) – eine der weiteren Hypothesen des Kollegs. Vgl. dazu auch *Landwehr*, Sichtbare (2002).

8 Vgl. den Beitrag von Sita Steckel in diesem Band.

9 Vgl. die Beiträge von Uwe Israel und Karl Ubl in diesem Band.

10 Ein gutes Beispiel für diesen Trend unter Nachwuchswissenschaftlern ist das Programm des 27. ‚Brackweder Arbeitskreises für Mittelalterforschung' im November 2021 in Heidelberg unter dem Titel ‚Innen und Außen. Grenzen der Zugehörigkeit in multireligiösen Gesellschaften der Vormoderne'. Siehe auch die Beiträge von Uwe Israel, Dorothea Weltecke und Thomas Bauer in diesem Band.

11 Vgl. dazu *Goetz* (Hrsg.), Mediävistik (1999), Kap. V, 330–370: „Die Mediävistik als ‚Historische Kulturwissenschaft'?"

schichte und die Frage nach dem „langen Schatten der Spätantike“ und dem Beginn des Frühmittelalters, wie sie auch von Steffen Patzold in seinem Beitrag gestellt wird.

Die Frage nach dem Ende der Spätantike und dem Beginn des Frühmittelalters hatte der belgische Wirtschaftshistoriker Henri Pirenne (1862–1935) bereits in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgeworfen.[12] Zwar hat sich daraus in der Geschichtswissenschaft erst spät in den 1960er Jahren eine Debatte entwickelt, diese wurde dafür aber umso heftiger und nachhaltiger geführt.[13] Während Pirenne sich der Problematik über das Städtewesen, die Ökonomie und die Rolle der islamischen Expansion genähert hatte, werde ich dies aus der Sicht der Astronomie und der Medizin versuchen.

Natur- und Lebenswissenschaften und deren Geschichte waren in der Mediävistik seit jeher randständige Felder. Der Diskurs der Wissenschaftshistoriker war und ist bis heute hermetisch und wird von den Allgemeinhistorikern kaum wahrgenommen. Einer der wenigen, dessen Arbeiten zur Astronomie breiter rezipiert, wenn auch nicht unbedingt verstanden wurden, ist der Konstanzer Mediävist Arno Borst. Er hat in entsagungsvoller Arbeit die Handschriftenüberlieferung zur Astronomie und zum Komputus der Karolingerzeit aufgearbeitet.[14] Derzeit wächst eine jüngere Generation internationaler Forscher heran, die sich – inspiriert durch die Pionierarbeiten Dáibhi Ó Cróiníns – um Immo Warntjes (Dublin) und David Juste (München) versammeln und die karolingerzeitliche Komputistik und Prognostik auf dem Kontinent und auf den Inseln studieren.[15]

Was die Medizingeschichte des Frühmittelalters anlangt, so neigt sich die Epoche der exzellenten und zumindest in der mediävistischen Forschung zur pragmatischen Schriftlichkeit rezipierten Medizinhistoriker, für die hier stellvertretend Gerhard Baader, Gundolf Keil, Ernest Wickersheimer, Augusto Beccaria, Loren MacKinney und Klaus-Dietrich Fischer genannt seien[16], ihrem Ende entgegen. Allenfalls die sogenannte Salernitanische Medizin des 11./12. Jahrhunderts und die sozialhistorisch relevante Geschichte der Epidemien (Pest) und Hospitäler des Mittelalters und der Frühen Neuzeit stößt noch auf Interesse[17], vor allem jüngst in Zeiten eigener Pandemieerfahrungen. Im-

12 *Pirenne*, Mahomet (1922); *ders.*, Contraste (1923); *ders.*, Civilisation (1933); *ders.*, Mahomet (1937).

13 Vgl. *Adelson*, Trade Routes (1960); *Hübinger* (Hrsg.), Bedeutung (1968); *Hodges/Whitehouse*, Mohammed (1983); Mohammed 1993; *Bruand*, Voyageurs (2002).

14 *Borst* (Hrsg.), Schriften (2006); *ders.* (Hrsg.), Reichskalender (2001).

15 Zu den Neuentdeckungen vgl. *Warntjes*, Prologue (2010); *ders.*, Köln (2012); *ders.*, Isidore (2020). David Juste ist Mitarbeiter am Projekt ‚Ptolemaeus Arabus et Latinus‘ bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

16 Es seien hier nur einige Studien in chronologischer Reihenfolge genannt: *MacKinney*, Medicine (1937); *Beccaria*, Codici (1956); *Wickersheimer*, Manuscrits (1966); *Baader*, Anfänge (1972); *Fischer*, Überlieferungs- und Verständnisprobleme (1994); *ders.*, Bibliographie (2000); *ders.*, Praenostica (2008); *ders.*, Lorscher Arzneibuch (2010); *ders.*, Handschriften (2018).

17 *Jankrift*, Krankheit (2012); *Wolff*, Theorie (2021); *Windemuth*, Hospital (1995); *Jetter*, Einrichtungen (1971).

merhin wurde im Göttinger Graduiertenkolleg ‚Expertenkulturen' die Konkurrenz zwischen den gelehrten und den praktischen Heilkundigen im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit bearbeitet.[18] Ein Silberstreif am Horizont der Frühmittelalterforschung ist eine Gruppe jüngerer Forscherinnen, die den von Beccaria erarbeiteten Bestand an Medizinhandschriften der vor-salernitanischen Zeit in einer Datenbank zusammentragen und ergänzen.[19]

3 Die Stellung von Astronomie und Medizin im Wissenskanon und in der politischen Ideologie der Karolingerzeit

Weshalb habe ich gerade die Medizin und die Astronomie als Prüfsteine für meine Expertenthese in der Karolingerzeit ausgewählt?[20] Dafür gibt es mehrere Gründe. Medizin und Astronomie gehörten im (früh-)mittelalterlichen Wissenskanon – anders als die Fächer des Triviums, die die allgemeinbildenden Grundlagen eines Studiums vermittelten – zu den Spezialdisziplinen des Quadriviums (Astronomie) beziehungsweise hatten einen unbestimmten Status (Medizin). Zudem gibt es in der Kosmologie und den Körperbildern der Humoralpathologie, die das antike wie das mittelalterliche Weltbild beherrschten, eine fachliche Nähe zwischen der Astronomie und der Medizin. Und schließlich speisen sich Astronomie wie Medizin im Frühmittelalter weitgehend aus dem Wissen der griechisch-hellenistischen und römischen Antike; in der Karolingerzeit wurde dieses kompiliert, unter christlichen Auspizien transformiert und distribuiert.

Wo hatten die Medizin und die Astronomie ihren Platz im frühmittelalterlichen Wissenssystem der Artes? Das System der ‚Artes' (‚technē'), das auf die römische und griechische Antike zurückgeht, war bis in das 12. Jahrhundert hinein volatil. Die Zahl der zu den „Artes liberales" gezählten Fächer schwankte zwischen sechs und neun. Seit der Spätantike verstärkte sich die Tendenz, das System der Philosophie bezie-

18 *Schütte*, Medizin (2017).

19 Die Gruppe nennt ihre öffentlich nicht zugängliche Datenbank ‚Beyond Beccaria'. Der Gruppe gehören u. a. an: Claire Burridge, Sheffield; Anna Dorofeeva, Göttingen; Meg Leja, Binghamton; Carine van Rhijn, Utrecht. Vgl. dazu die Arbeiten von *Leja*, Sacred Art (2016); *dies.*, Soul (2022). Aus den USA wäre *Glaze*, Wall (1999) zu nennen.

20 Astronomie und Medizin waren die Wissensfelder, die ich mit meinen beiden MitarbeiterInnen im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereichs 1136 ‚Bildung und Religion in den Kulturen des Mittelmeerraumes und seiner Umwelt von der Antike zum Mittelalter und zum Klassischen Islam' im Teilprojekt 04 ‚Religiöse Rezeption und christliche Transformation nicht-religiösen Wissens in der Karolingerzeit' untersuchte. Zu unseren Ergebnissen vgl. *Röckelein*, Medizin (2024) sowie demnächst *Röckelein*, Medicine (2024), und *Ghegoiu*, Manuscripts (2024).

hungsweise Physik in sieben Fächer einzuteilen und diese in eine Hierarchie zu bringen, in das Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und das Quadrivium (Geometrie, Arithmetik, Musik, Astronomie). Die Fixierung auf diesen Kanon geht in der Karolingerzeit vor allem auf die Rezeption einer Reihe autoritativer Autoren und Texte aus dem 5. bis 7. Jahrhundert zurück: die ‚Institutiones' des Boethius zum Quadrivium (Geometrie, Arithmetik, Musik, Astronomie; sein Werk zur Physik ist verloren), Buch 3 bis 9 aus dem Lehrgedicht ‚De nuptiis Philologiae et Mercurii' des Martianus Capella, das zweite Buch der ‚Institutiones' Cassiodors und schließlich die ersten drei Bücher der ‚Etymologiae' des Isidor von Sevilla.[21] Alternative Systematiken verbanden die freien mit den mechanischen Künsten und/oder unterschieden sich in der Anzahl der Fächer.[22]

Während sich die Astronomie – zumindest ihre praxisrelevanten Teilgebiete, die Komputistik[23] und die Prognostik – als Disziplin des Quadriviums im Curriculum der Schulen an den Klöstern, den Kathedralen und am Hof des Frühmittelalters etablieren konnte, blieb die Stellung der Medizin prekär und widersprüchlich.[24] Von den einen wurde sie als „Ars mechanica" zu einer „Ars minor" herabgestuft, von den anderen zur Meta-Wissenschaft der philosophischen Fächer aufgewertet. Letzteres tat Galen in seiner programmatischen Schrift ‚Dass der beste Arzt auch Philosoph ist', in der er die Ansicht vertrat, dass nur ein in der Logik, Physik und Ethik geschulter Arzt ein guter Arzt sei.[25] Zunächst müsse jeder Arzt die philosophischen Artes studieren. Isidor von Sevilla begründete in den ‚Etymologiae' den Ausschluss der Medizin aus den *liberales disciplinas* damit, dass diese jeweils nur einen einzelnen Gegenstand behandelten, jene als „zweite Philosophie" hingegen alle Gegenstände.[26] Isidors Aussagen zur Stellung der Medizin im Kanon der Wissenschaften sind allerdings widersprüchlich[27],

21 Vgl. dazu *Bernt*, Artes liberales (1980), 1058–1060.

22 Varro: 9 Fächer inkl. der Medizin und der Architektur. Zur Fächersystematik der Iren vgl. *Bischoff*, Einteilung (1966/1958). Zum Anonymus ad Cuimnanum vgl. die ‚Expossitio latinitatis'. Ed. *Bischoff/Löfstedt*, 3–10: *I Arithimetica, II Geometria, III Myssica, IIII Astronomica, V Astrologia, VI Michanichia, VII Medicina est scientia curationum.*

23 Vgl. dazu *Englisch*, Artes (1994).

24 Vgl. dazu ausführlich *Röckelein*, Medizin (2023), 44–46.

25 Galen, Dass der beste Arzt auch Philosoph ist, III 4–5. Ed. *Brodersen*, 49–50: „Sicherlich erweist sich nämlich der wahre Arzt sowohl als Freund der Mäßigung als auch als Gefährte der Wahrheit! Andererseits muss er sich auch in der logischen Methode üben, um zu erkennen, in wie viele Arten und Gattungen die Gesamtheit der Krankheiten unterteilt werden kann und wie jeweils eine Indikation für eine Behandlung ausgearbeitet werden sollte."

26 Isidor, Etymologiae, IV.xiii (‚De initio medicinae'). Ed. *Lindsay*: [1] *Quaeritur a quibus quare inter ceteras liberales disciplinas Medicinae ars non contineatur. Propeterea quia illae singulares continent causas, ista vero omnium.* (...) [5] *Hinc est quod Medicina secunda philosophia dicitur.*

27 Anders als in den Etymologien zählt Isidor in ‚De differentiae' II,39 die Medizin sehr wohl zu den sieben Künsten.

ebenso die des karolingischen Gelehrten Hrabanus Maurus[28]. Die Angelsachsen Aldhelm von Malmesbury[29] und Alkuin[30] sowie Ermenrich von Ellwangen[31] zählen die Medizin zu den freien Künsten.

Der Anspruch der Medizin als Metawissenschaft stand in der Antike wie im Frühmittelalter in diametralem Gegensatz zur sozialen Situation der „medici". Schon in der griechisch-hellenistischen und der römischen Welt rekrutierten sich die Ärzte vor allem aus dem Stand der Sklaven.[32] Im 8. und 9. Jahrhundert gehörten sie überwiegend dem Stand der Unfreien an.[33] Adalhard von Corbie ordnete in den Statuten seines Klosters (vor 826) an, zwei Ärzte anzuheuern, die wie die Handwerker als Hörige im Dienst des Klosters tätig sein sollten.[34]

Zwischen Astronomie und Medizin gab es eine Reihe von Berührungspunkten auf fachlicher Ebene. Auf der Grundlage des Komputus wurde der günstigste Zeitpunkt für das Sammeln, Zubereiten und Verabreichen von Drogen berechnet, die man für die Herstellung von Medikamenten benötigte.[35] Den Mondkalender konsultierten die Mönche, bevor sie zur Ader ließen (Phlebotomia), ein Remedium gegen Bluthochdruck, Fieber und sexuelle Anfechtungen.

Karl der Große scheint die Nähe der beiden Disziplinen im Auge gehabt zu haben, als er den Komputus und die Medizin im Capitulare von Diedenhofen (805) in einem Atemzug unter den Wissensfeldern nannte, in denen angehende Kleriker in seinem Reich unterwiesen werden sollten (*Infra ecclesiam:* (...) *6. De compoto, 7. De medicinalia arte*).[36] Dies setzt voraus, dass es genügend Lehrer gab, die diese Fächer unterrichten konnten.

---

28 In ‚De universo' (Lib. XV/1, Migne PL 111, col. 413D) nimmt Hraban die Medizin in den Kanon auf, in ‚De institutione clericorum' (III 18–25. Ed. *Zimpel*, 528–565) lässt er sie weg.

29 Nach Aldhelm, De virginitate. Ed. *Ehwald*, 277, 3–6, gehören die Arithmetik, die Geometrie, die Musik, die Astronomie und Astrologie, die Mechanik und die Medizin zu den sieben *species philosophiae*, die sich in den Dienst der Erkenntnis der Evangelien stellen sollen.

30 Alkuin, Didascalica II seu De rhetorica et virtutibus, coll. 947 f.: *Arithmetica, astronomia, astrologia, mechanica, medicina, geometria, musica*.

31 Ermenrich von Ellwangen in einem Brief an Abt Grimald von St. Gallen. Ed. *Dümmler*, 541, 14–40.

32 Vgl. dazu *Kudlien*, Stellung (1986).

33 *Baader*, Gesellschaft (1979).

34 Die *medici* werden unter den *servi*, *liberti*, *matricularii*, *famuli* und *peregrini* des Klosters aufgeführt. Adalhard von Corbie, Statuta seu Brevia. Ed. *Semmler*, 367, Z. 8 und 368, Z. 7. Zum Status dieser Personengruppen vgl. auch *Dubar*, Recherches (1951), 27–31, zu den Medici bes. 30 Anm. 17. Zur Lage und zum Personal der beiden in Adalhards Statuten genannten ‚domus infirmorum' vgl. *Mérindol*, Soin (1999), 186–190, 19–200. Zu den medizinischen Handschriften der Karolingerzeit in Corbie (Paris, BnF, Ms. lat. 12958, 13403, 13955) ebd., 200–201, und Ganz 1990, 79, 94, 152–153, 159–160.

35 Antike Heilkunst. Ed. *Kollesch/Nickel*, Nr. 52 f.

36 Capitulare missorum in Theodonis villa datum primum, mere ecclesiasticum (805), Ed. *Boretius*, Nr. 43, 121, 17 f. Zu den Handschriftenvarianten vgl. *Glatthaar*, Fassungen, 469. *Verhulst*, Diedenhofener Kapitular (1986), 998 f., zählt dieses Doppelkapitular zu den Reformkapitularien für die Missi zur Beseitigung der Missstände im Bereich der geistlichen Institutionen. In den vierzehn von *Patzold*,

Ein beeindruckendes Beispiel eines Experten, der beide Disziplinen zumindest theoretisch beherrschte, ist der sogenannte Astronomus, einer der beiden Biographen Ludwigs des Frommen. Schon sein Name verrät die herausragende Expertise dieses rätselhaften Mannes,[37] der von seinem Herrn um die Erklärung von Planetenkonstellationen und Himmelsereignissen gebeten wurde.[38] Außer in der Astronomie war er in der Jurisprudenz und in der Medizintheorie bewandert. Die Krankheiten Ludwigs in dessen letzten Lebensjahren beschreibt er gemäß der antiken Diagnostik präzise.[39] Ob er als Arzt praktizierte, ist ungewiss. Auch die späteren Karolinger hielten sich gelehrte Ärzte am Hof.[40]

Die Übersetzung der Medizintraktate aus dem Griechischen ins Lateinische und die Zusammenfassung mehrbändiger Werke zur Medizin in handliche Lehrbriefe und Lehrdialoge sowie Rezeptsammlungen und Antidotarien hatten zwar im Wesentlichen Gelehrte bereits im 6. Jahrhundert in den griechischen Kolonien Italiens, Siziliens und Südfrankreichs geleistet. Doch den karolingischen Schriftkundigen in den Klöstern, Kathedralen und am Hof ist es zu verdanken, dass diese lateinischen Fassungen aus dem mediterranen Raum in die Regionen nördlich der Alpen gelangten und dass dieses Wissen in Abschriften, Kompilationen und Kommentaren konserviert wurde.[41]

Die Astronomie, deren Ursprünge im Zweistromland und in Ägypten zu suchen sind, fand ebenfalls über das Mittelmeer den Weg in den Norden.[42] In der Karolingerzeit interessierte man sich weniger für das Fach in seiner Breite als für die anwendungsrelevanten Teilgebiete der Prognostik[43] und der Komputistik[44]. Letztere bildete die Grundlage für die Berechnung der beweglichen Festtage des Kirchenjahres und

Presbyter (2020), 349, als Priesterhandbücher identifizierten Handschriften sind lediglich in Albi, BM, 38bis, fol. 58r–65r, und in St. Petersburg, RNB, Q.V.I.56, Materialien zum Komputus enthalten (vgl. ebd., 351, A. 237).

37 Zu den Vorschlägen für die Identifizierung des Autors vgl. Astronomus, Vita Hludowici imperatoris. Ed. *Tremp*, 60–66.

38 Im Frühjahr 837 bat Ludwig der Fromme den Astronomus und Einhard, ihm die Erscheinung des sog. Halleyschen Kometen zu erklären. Astronomus, Vita Hludowici imperatoris, cap. 58. Ed. *Tremp*, 518–525; vgl. dazu *Ashley*, Louis (2013). Die Antwort Einhards in der Epistula (nach 17. Juni 837), MGH Epist. Carol. aevi III. Ed. *Hampe*, Nr. 40, 129 f.; mit Kommentar und deutscher Übersetzung: Einhards Briefe. Ed. *Grabowsky*, Nr. 61, 230–233.

39 Astronomus, Vita Hludowici, cap. 62–63. Ed. *Tremp*, 542–550. Vgl. *Hack*, Alter (2009), 97–101.

40 Vgl. dazu *Hack*, Alter (2009), 348–353, und Tabelle, ebd., 358.

41 Vgl. dazu Medizin, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6 (1993), Sp. 452–466 (Abschnitt A. Westen von *Schipperges*, Abschnitt B. Byzantinisches Reich von *Kislinger* und *Volk*); *Röckelein*, Medizin (2023), 46–48.

42 Vgl. dazu den Art. „Astronomie“ von *van der Waerden* in: Lexikon des Mittelalters Bd. 1 (1980), 1145–1152; *Röckelein*, Medizin (2023), 49.

43 Vgl. dazu *Ghegoiu*, Manuscripts (erscheint 2024) und demnächst *Röckelein*, Aneignung.

44 „Komputistik“ ist ein moderner Begriff, unter dem manche im engeren Sinn nur die Berechnung des Kalenders und des Ostertermins verstehen, andere im weiteren Sinn die „Ars“ des Quadri-

die im Jahresverlauf schwankenden Termine für das monastische Stundengebet. Auch wenn autorisierte Tafelwerke kursierten, so bedurfte es doch vor Ort jeweils eines Experten, der sie zu interpretieren und für den praktischen Gebrauch auszulegen vermochte.

Die Normierung der Zeit und ihre Berechnung war eine der vordringlichsten Aufgaben des Herrschers im fränkischen Großreich. Astronomie und Komputistik gehörten daher neben Rhetorik, Grammatik und Dialektik zu den staatstragenden Wissenschaften.[45] Als Lenker des christlichen Staatswesens setzte der Herrscher Standards für die Berechnung der Zeit, des Jahresbeginns, der Monate und der beweglichen Festtage des kirchlichen Kalenders. Er beauftragte Gelehrte, Fehlentwicklungen zu beobachten und diese gegebenenfalls zu korrigieren. Die Kalenderreform Karls des Großen steht in einer Reihe mit der der römischen Imperatoren Julius Caesar und Augustus.[46]

4 Formen der Rezeption und Tradierung des medizinischen und des astronomischen Wissens in der Karolingerzeit

Obwohl Karl der Große wünschte, dass die Kleriker im Komputus und in der Medizin gleichermaßen unterrichtet würden, waren die beiden Disziplinen weder im Wissens- und Bildungssystem noch in der Gesellschaft und Politik ebenbürtig. Das wirkte sich auf die Lehr- und Lernsituation ebenso aus wie auf den Status der Experten. Die Handschriftenüberlieferung zeigt, dass wesentlich mehr astronomische als medizinische Texte kopiert und gelesen wurden. Auszüge aus komputistischen und astronomischen Werken, hergestellt für den Schulunterricht, waren weit verbreitet, und zwar nicht nur in Codices, die sich ausschließlich dieser Materie widmeten, sondern auch eingeschoben in Sammelhandschriften zur Dichtung und anderen Wissensbereichen.

Wie schon Arno Borst erkannte, wurde das ‚Corpus astronomicum' in der Karolingerzeit auf die Wissens- und Erkenntnisvermittlung hin konfektioniert. So unterscheidet er zwischen den kurzen Rahmentexten – Manualia von maximal 12 Blättern – und langen Rahmentexten – komputistischen und astronomischen Traktaten. Ivana Dob-

viums. *Wallis*, Bede (1999), xx, definiert sie als „a body of knowledge devoted to time-reckoning with a wide encyclopaedic framework".

45 Dies betonen vor allem *Borst*, Kalenderreform (1998); *Borst*, Reichskalender (2001); *Fried*, Ars (2014), 284. Zur Rolle der Astronomie, Astrologie und Komputistik am Aachener Hof unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen vgl. *Oberschelp*, Karlshof (2014).

46 Zur Kalenderreform Caesars nach Sueton vgl. *Färber/Gautschy* (2020), Q46, zur Kalenderkorrektur des Augustus nach Macrobius, ebd., Q49. Sowohl Sueton wie auch Macrobius machen die Priester für den fehlerhaften Umgang mit dem Kalender verantwortlich.

cheva differenziert sogar drei Kategorien.[47] Einen Grundkurs in der Astronomie absolvierte jeder Schüler. Die Manualia zur Komputistik für den Schulgebrauch enthielten Ostertafeln und Kalender zur Berechnung des liturgischen Jahres. ‚Lectiones', ‚Figurae' und ‚Argumenta', die mathematische Probleme knapp zusammenfassten[48], richteten sich an Fortgeschrittene. Vertiefte Kenntnisse setzte die Lektüre von Isidors Etymologien, ‚Differentiae' und seiner Enzyklopädie ‚De natura rerum'[49] sowie der Traktate Bedas zur Zeitrechnung und Kosmologie (‚De natura rerum', ‚De temporibus', ‚De temporum ratione')[50] voraus. Wer sich mit der Astronomie als einer philosophischen Kunst oder der Physik und dem Lauf der Gestirne befassen wollte, griff auf die antike und spätantike Literatur zurück:[51] die ‚Naturalis Historia' Plinius' des Älteren, das Lehrbuch des Martianus Capella zu den Septem Artes (‚De nuptiis Philologiae et Mercurii'), den Kommentar des Macrobius zum ‚Somnium Scipionis', das Lehrgedicht ‚Phainomena' des Arat von Soloi in der lateinischen Übersetzung des Germanicus und den Kommentar des Calcidius zu Platons ‚Timaeus'. Diese Texte und Diagramme bildeten den Übergang zur Musik, zur Prosodie, zur Prognostik und zur Medizin. Die Krönung des Genres stellten die astronomischen Erklärungen über Sternen- und Planetenkonstellationen dar, die die Astronomie in den Kosmos einordneten. Nach Ansicht von Arno Borst reichten die in der Schule vermittelten Elementarkenntnisse zur Komputistik nicht aus, um die Texte von Plinius, Martianus Capella und Macrobius zu verstehen.[52]

Anders als die Astronomie stand die Medizin in der Regel nicht auf dem schulischen Lehrplan. Medizinische Literatur in nennenswertem Umfang inklusive der Diätetik, der Rezeptarien und Antidotarien wurde nur in wenigen Reichsklöstern kopiert: in St. Gallen, auf der Reichenau, wohl auch in Murbach, in Laon und Corbie.[53] Ein gewisses Interesse lässt sich in Lorsch für die Zeit um 800 bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts beobachten, begrenzt auch in Fulda und am Aachener Hof.[54]

Die medizinische Sondersprache mit ihrem stark vom Griechischen geprägten Vokabular war ohne Vorkenntnisse für Außenstehende unverständlich.[55] Davon zeugen

47 *Borst*, Kalenderreform (1998), 500–518; *Dobcheva*, Umbrella (2013), 213 f.

48 *Dobcheva*, Umbrella (2013), 221: „addressees were not novices in school but scholars who had already acquired elementary education (...) and could now engage in more advanced instruction and problem solving."

49 Csg 238, geschrieben von Winithar und weiteren St. Galler Schreibern zwischen 760 und 780, enthält 312–385 den Brief Isidors an König Sisibot sowie Auszüge aus Isidors Sententiae (I, 8 u. 10), ‚De natura rerum' und Exzerpte aus den Etymologien (IX,2).

50 Die Trias vertreten in Csg 250, einzelne Texte in weiteren St. Galler Handschriften.

51 Zur Rezeption antiker Autoren zur Astronomie vgl. *Englisch*, Artes (1994); *Dobcheva*, Umbrella (2013).

52 *Borst*, Kalenderreform (1998), 503.

53 Zu den Handschriftennachweisen im Einzelnen vgl. *Röckelein*, Medizin (2023), Kap. 5.3–5.4.

54 Zu den Belegen vgl. *Röckelein*, Medizin (2023), Kap. 5.3–5.4.

55 *Glaze*, Wall (1999), 146, resümiert für die Karolingerzeit: „medical learning of a theoretical nature, chiefly in the mastery of Greek anatomical and pathological terms, remained very much the preserve of the isolated scholar."

die vielen Kopierfehler in den Handschriften, die die Vermittlung zusätzlich erschwerten.[56] Es ist sicher kein Zufall, dass in den St. Galler Handschriften griechisch-lateinische Alphabete vor allem in medizinischen und komputistisch-annalistischen Sammelhandschriften erscheinen.[57]

Trotz dieser großen Herausforderungen befassten sich in der Karolingerzeit nicht nur Intellektuelle am königlichen Hof und in den Klöstern mit der Medizin(-theorie), sondern auch adelige Laien aus dem Umfeld des Herrscherhauses. In der Bibliothek des Eberhard von Friaul und dessen Gemahlin Gisela, einer Tochter Ludwigs des Frommen, stand eine ‚Physiognomia Lopi medici', die der Sohn Rudolf erbte, und ein ‚Bestiarium', das sie ihrem ältesten Sohn Unruoch vermachten.[58] Graf Eccard von Mâcon hinterließ Theutberga, der Witwe König Lothars II. und Laienäbtissin in Aveney, *medicinale libro I.* Zwei Bücher mit Prognostiken hinterließ er Bischof Raganfrid von Meaux.[59]

Im Allgemeinen wurde das medizinische und pharmakologische Wissen wahrscheinlich eher in der Praxis als im Schulunterricht vermittelt. Wie im antiken Griechenland so dürfte auch im westlichen Frühmittelalter das medizinische Erfahrungswissen vom Arzt zum Schüler weitergegeben worden sein. Davon zeugen nicht zuletzt die Dialoge zwischen Arzt und Schüler in der Handschriftenüberlieferung.[60]

56 Zu den Herausforderungen, vor die die Kopisten dieser Texte gestellt waren, vgl. *Glaze*, Wall (1999), chap. 3, und *Fischer*, Überlieferungs- und Verständnisprobleme (1994).

57 *Kaczynski*, Greek (1988), 117–120, Appendix I ‚Alphabets and Numerals'.

58 Zum Testament des Grafen (verfasst 863/64) und dem darin enthaltenen Bibliotheksverzeichnis vgl. *Riché*, Bibliothèques (1963); *Bricout*, Note (2006). Zur ‚Physiognomia Lopi medici' vgl. *Leja*, Sacred Art (2016), 32 f.; Traité de physiognomie. Ed. *André*. Bei dem ‚Bestiarium' kann es sich um einen sog. „Physiologus" handeln, einen moralischen Traktat über das menschliche Verhalten anhand von Tierallegorien, oder um ‚De medicamentis ex animalibus liber' des Sextus Placitus, der auch im Bibliothekskatalog von Murbach genannt und in einer St. Galler Handschrift enthalten ist (Csg 217, 288a–292b, 323a–332a). Ars medicinalis de animalibus. Ed. *Rodríguez*.

59 *Bricout*, Note (2006), 459, sieht darin einen Ps.-hippokratischen Text, der im Frühmittelalter weit verbreitet war. Vgl. dazu *Fischer*, Praenostica (2008), mit Edition. In manchen Handschriften wird dieses Prognosticon Demokrit zugeschrieben (Csg 44, 224–226: *Incipit pronostica Democrito sumo philossopo*). Würde sich dahinter das ‚Prognosticum futuri saeculi' des Julian von Toledo verbergen, wie *Riché*, Bibliothèques (1963), 102, vermutete, so wären dies visionäre Prophetien, keine Medizinschriften.

60 Zur medizinischen Lehrpraxis in Griechenland vgl. *Baader*, Anfänge (1972), 672, in Rom vgl. *Kudlien*, Stellung (1986). Das Verhältnis zwischen einem Arzt und seinem Schüler könnte dargestellt sein im Csg 217, 252.

5 Konkurrenz unter den Heilkundigen

Unter den Heilkundigen der Antike wie des Frühmittelalters herrschte ein harter Konkurrenzkampf. Über Handwerker, Quacksalber und Schmeichler, die sich als Ärzte betätigen, klagte schon Galen, einer der Gründerväter der Humoralpathologie im 2. nachchristlichen Jahrhundert. In der Vorrede zu seiner Einführung in die therapeutische Methode schrieb er, er wisse gar nicht, ob es sich in Anbetracht des geringen Interesses der Gesellschaft an vertiefter Kenntnis der Wissenschaften und wegen der Gefahr des Missbrauchs seines Lehrbuchs als „Schnellkurs“ durch Quereinsteiger lohne, dies aufzuschreiben,

> *da von den jetzt lebenden Menschen sozusagen kein einziger an der Wahrheit interessiert ist, sondern man in solchem Ausmaß dem Geld, politischen Machtpositionen und dem unersättlichen Genuß von Vergnügungen nachjagt, daß man, falls es jemanden geben sollte, der auch irgendeine Wissenschaft betreibt, ihn für wahnsinnig hält. Denn speziell von der vornehmsten und eigentlichen Wissenschaft, welche die Kenntnis von den göttlichen und menschlichen Dingen zum Inhalt hat [damit meint er die Philosophie] glauben sie, daß sie überhaupt nicht einmal eine Existenzberechtigung habe; von der Heilkunst, Geometrie, Rhetorik, Arithmetik, Musik und allen derartigen Künsten nehmen sie zwar an, daß sie eine Berechtigung haben, halten es jedoch nicht für gerechtfertigt, bis zu ihrem Ziel vorzudringen. (…) Verständlicherweise rufen sie daher, wenn sie krank zu werden beginnen, nicht nach den besten Ärzten, (…) sondern nach denjenigen, die ihnen zugleich am vertrautesten sind und am besten zu schmeicheln verstehen, die (…) etwas Kaltes verabreichen, wenn sie darum gebeten werden, Bäder verordnen, wenn es ihnen befohlen wird, Schnee und Wein reichen und wie Sklaven jeden ihnen aufgetragenen Dienst leisten (…). Also steht nicht der in der Heilkunst Tüchtigere, sondern der im Schmeicheln Geschicktere bei ihnen in höheren Ehren (…). Denn wenn diejenigen, die Arzt werden wollen, weder Kenntnis in Geometrie noch Astronomie noch Dialektik noch Musik noch in irgendeinem anderen Wissensgebiet, das zu den schönen Disziplinen gehört, nötig haben (…), aber auch keiner langen Erfahrung und Vertrautheit mit den Aufgaben der Heilkunst bedürfen, ist es schon für jeden, der auf leichte Art Arzt werden will, bequem, Zugang zu finden. Deshalb machen sich schon Schuster, Zimmerleute, Färber und Schmiede über die Aufgaben der Heilkunst her und geben ihre ursprünglichen Handwerksberufe auf. (…) Und deshalb habe ich auch gezögert, ein Buch über die therapeutische Methode zu verfassen (…).*[61]

Auch die Klage über die hohen Gebühren der Ärzte hat eine lange Tradition.[62] Der Prolog der ‚Medicina Plinii‘ über die Geschäftstüchtigkeit und andere Laster der Ärzte wurde im Frühmittelalter häufig abgeschrieben:

> *Oft geschah es mir auf Reisen, dass ich (…) Bekanntschaft machen musste mit verschiedenen Betrügereien durch Ärzte, wobei einige von ihnen billige Medikamente zu horrenden Preisen verkauften, andere sich bestimmter Fälle annahmen, von denen sie keine Ahnung hatten, weil sie auf das Geld aus waren. Mir ist sogar zu Ohren gekommen, dass einige so auf Beutefang gehen, dass sie Leiden, welche innerhalb (…) weniger Stunden kuriert werden könnten, in die Länge ziehen, um*

61 Übersetzung nach Antike Heilkunst. Ed. *Kollesch/Nickel*, Kap. 6, 62–66.

62 Zur Debatte um die ökonomischen Aspekte des Arztberufes vgl. *Wiedemann*, Untersuchungen (1976), 82–92.

> *von ihren Patienten lange profitieren und um selbst noch schlimmer wüten zu können als die Krankheiten.*[63]

Die Ärzte verteidigten sich gegen den Vorwurf mit dem Verweis auf die hohen Preise für die pharmazeutischen Drogen, die man zur Herstellung der Medikamente benötigte. Um die Kosten zu mindern, ersetzte man die teuren exotischen Drogen durch billigere einheimische Wirkstoffe (sogenannte Antemballomena).

Alkuin nahm von seiner Polemik gegen die gelehrten Ärzte am Aachener Hof[64] nur diejenigen aus, die ihre Dienste kostenlos und mit dem Segen Gottes anboten: *Attamen, o medici, cunctis impendite gratis, / ut manibus vestris adsit benedictio Christi: / Haec mihi cuncta placent, iste est laudabilis ordo*.[65] Die Hinwendung zu Christus und seinen Heiligen als Wundertätern lag in der christlichen Gesellschaft des Frühmittelalters ohnehin im Trend.[66] Anders als die gelehrten Ärzte gaben sie sich mit einem Gebet und dem Bekenntnis zum christlichen Glauben als Gegenleistung zufrieden.

Kostenlos boten die sogenannten Anargyren in der Antike den Armen ihre Dienste an. Einige von ihnen wie die Brüder Cosmas und Damian aus Kleinasien und der Grieche Panteleimon wurden im Frühmittelalter auch im Westen bekannt und als heilige Helfer angerufen.[67] Das spezifische Profil von Cosmas und Damian, die zu Lebzeiten als herausragende Chirurgen galten, verblasste jedoch im Laufe der Zeit. Ihr Repertoire verengte sich auf die christologischen Wunder – Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend zu machen –, die fast alle Heiligen beherrschten.

Die Auseinandersetzung um die Medizin für die Armen und um die ethischen Grundsätze der Medizin (Deontologie) spiegelt sich in der handschriftlichen Überlieferung[68] und in den beiden Vorreden zum sogenannten ‚Lorscher Arzneibuch' aus der Zeit um 800.[69] In der ersten Vorrede (Bamberg, SB, Msc. med. 1, 1r–5r), der sog. ‚Defensio artis medicinae', räsoniert der Autor über den richtigen Gebrauch der ärztlichen

---

63 Erste Vorrede zur ‚Medicina Plinii': Csg 751, 184: *Frequenter mici in peregrinationibus accidit ut propter meam aut meorum infirmitatem uarias fraudes medicorum experirer* (...). Derselbe Text auch in Cod. 752, 7. Ähnlich der Tenor im Vorwort zum Herbar des Ps.-Apulaeius.

64 *Alkuin*, Epist. Nrr. 8, 65, 171, 213. Vgl. dazu *Lohrmann*, Leben (2013), 450 f.

65 *Alkuin*, Carmen 26, Vv. 15–17 (April 796), MGH Poet. lat. I, 245. Deutsche Übersetzung nach *Lohrmann*, Leben (2013), 450: „Oh Ärzte, leistet es für alle gratis, / dass der Segen Christi euren Händen beistehe: / Das alles gefällt mir, es ist ein löblicher Stand."

66 *Schipperges*, Christus medicus (1965).

67 *Büttner*, Leib- und Seelenärzte (2015), 139, konnte 17 Paare solcher Anargyroi im spätantiken Schriftgut nachweisen. Die Transformation der Ärzte Cosmas und Damian in christliche Heilige am Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter war Gegenstand meiner Forschungen im SFB 1136.

68 Zu deontologischen Handschriften des frühen Mittelalters vgl. *Wiedemann*, Untersuchungen (1976), 93–131; *Hirschfeld*, Texte (1965); *MacKinney*, Ethics (1952).

69 Bamberg, SB, Msc. med. 1. Lorscher Arzneibuch, Faksimile. Ed. *Keil*; Lorscher Arzneibuch. Ed. *Stoll*. Die Datierung und die Autorschaft der Vorreden werden kontrovers diskutiert von *Fischer*, Lorscher Arzneibuch (2010), und *Licht*, Beobachtungen (2015).

Kunst. In einer Art homiletischem Traktat verweist er auf die Heilkraft Christi, des Heiligen Geistes, der Apostel Paulus, Lukas und Maria Magdalena sowie der Märtyrer Cosmas und Damian. Er ordnet die Medizin in die Wissenschaften ein und schließt mit einem Katalog von Lektüreempfehlungen antiker medizinischer und pharmakologischer Schriften, die er aus Cassiodors ‚Institutionen' abgeschrieben hat.[70] Gegen den Trend der Forschung vermuten Musitelli und Bossi hinter dem Autor dieser ‚Defensio' einen Benediktiner, der gegen die Säkularisierung der Medizin durch entlaufene Mönche, sogenannte Gyrovagen, wetterte,[71] die gegen die Vorschrift der Benediktsregel ihr Wissen gegen Geld anboten.

Die zweite Vorrede des ‚Lorscher Arzneibuchs' (Bamberg, SB, Msc. med. 1, 5r) zitiert Verse über Ärzte und Medizindrogen aus den Tituli, die auf den Schränken der Bibliothek des Isidor von Sevilla gestanden haben sollen.[72] Darin werden Cosmas und Damian sowie Hippokrates und Galen als vorbildliche Ärzte und Lehrer in der Medizin und Pharmazie gepriesen: *COSMAS DAMIANUS IPPOCRATIS GALENUS / Quos claros orbis celebrat medicina magistros* (...) *Pigmenta gerimus, pocula nulla damus.* Diese Verse, die nicht von Isidor selbst stammen, sondern auf ältere Autoren zurückgehen, betonen, dass Cosmas und Damian nicht nur reiche, sondern auch arme Patienten versorgen.

Die Ineffizienz ist ein weiterer Topos der Ärztekritik aus der Antike. Im Mittelalter ist er vor allem in der christlichen Hagiographie anzutreffen, Zeichen der Konkurrenz zwischen wundertätigen Heiligen und gelehrten Ärzten.[73] Der Fuldaer Abt Eigil schreibt in der Vita Sturmi, dass Karl der Große 779 seinen Leibarzt Wintar (*medico domini regis Karoli cui nomen Wintar*) an das Krankenlager des Hochbetagten nach Fulda entsendet habe. Der Trank, den er dem Sterbenskranken eingeflößt habe (*potionem infuderat*), habe dessen Leiden jedoch verstärkt, anstatt es zu lindern.[74] Den Tod des Abtes habe er nicht verhindern können. Das Versagen Wintars steht im Kontrast zu Eigils Erzählung über die medizinische Expertise der Nonnen des Klosters Kitzingen am Main. Dorthin habe sich Sturmi im Jahr 748 für mehrere Monate zurückgezogen, um sich von einer schweren Krankheit heilen zu lassen – mit Erfolg.[75]

In vielen frühmittelalterlichen Mirakelerzählungen wird berichtet, dass die Kranken zunächst einen Arzt aufsuchten. Nachdem dessen Behandlung nicht oder nur teil-

70 Zu den Übereinstimmungen zwischen der ersten Vorrede des Lorscher Arzneibuchs und den ‚Institutionen' Cassiodors sowie zu den weiteren in der Vorrede verwendeten Vorlagen und den Rückschlüssen, die sich daraus auf den Autor ziehen lassen, vgl. *Röckelein*, Medizin (2023), 79 f. u. 97 f.

71 *Musitelli/Bossi*, Controversy (2014), 5.

72 Lorscher Arzneibuch. Ed. *Stoll*, 64 f.; Laut Isidori Hispalensis Versus. Ed. *Sánchez Martín*, 229, 231, 233, sind in Bamberg, SB, Msc. med. 1, wiedergegeben: Titulus XVI „Cosmas, Damianus, Hippocrates, Gal[i]enus" (227), XVII–XVIII, „De medicis aegrotisque" (227) sowie der „Titulus pigmentarii" XIX–XXIV (von Tit. XXII nur die Verse 1 f.).

73 Vgl. *Assion*, Heilkunst (1978).

74 Eigil, Vita Sturmi, cap. 25. Ed. *Engelbert*, 161.

75 Eigil, Vita Sturmi, cap. 14. Ed. *Engelbert*, 146.

weise fruchtete, begaben sie sich zu einem Heiligen. Der Priester Wolfhard aus Herrieden ist einer der wenigen, der die Grenzen seiner Protagonistin aufzeigt. Er erzählt die Geschichte von Ingelswind, die sich bei einem Sturz vom Pferd das Bein gebrochen hatte.[76] Der Bruch heilte schlecht, so dass sie nach zwei Jahren nach Monheim zur heiligen Walpurgis gepilgert und an deren Grab die Nacht verbracht hatte (Inkubationsritus). In einer Vision sei ihr die Heilige erschienen und habe ihr empfohlen, einen Arzt aufzusuchen, um sich die Knochensplitter aus dem Schienbein entfernen zu lassen. Nach erfolgreicher Operation kehrte die Patientin an die Wallfahrtsstätte zurück und dankte der Heiligen für den guten Rat. Offenbar kannte man in Bayern damals die wunderwirkenden Chirurgen Cosmas und Damian noch nicht!

Dieser Wolfhard verwendet in seinen Beschreibungen – und das ist selten unter den Hagiographien – medizinische Fachtermini.[77] Er dürfte zumindest rudimentäre medizinische Kenntnisse besessen haben. Dasselbe gilt auch für Einhard, den Fuldaer Klosterschüler und späteren langjährigen Begleiter Karls des Großen. In der Vita Karoli Magni vermag er das Fieber, das Karl ergriff, Griechisch zu benennen.[78] Die Diät, die er Karl anriet, findet sich in der medizinischen Standardliteratur der Spätantike.[79] Wahrscheinlich erwarb Einhard seine Medizinkenntnisse bereits als Schüler im Kloster Fulda[80], nicht erst am Aachener Hof.

Durch die Handbuchartikel und die populäre Literatur geistert die Figur des mittelalterlichen Mönchsarztes.[81] Studiert man die einschlägigen karolingerzeitlichen Quellen jedoch genauer, so stellt man fest, dass sich die Heiltätigkeit der Mönche im 8. und über weite Strecken des 9. Jahrhunderts im Wesentlichen auf die christliche Wundertätigkeit und die Krankenpflege, die Nosokokie, beschränkte.[82] Brauchte man einen Arzt im Kloster, so zog man medizinisch gebildete Laien von außen hinzu. In das Reichenauer Verbrüderungsbuch wurden um die Mitte des 9. Jahrhunderts ein *Sigibertus medicus* und ein *G/Heilo medicus* eingetragen, beides Laien mit engen Beziehungen zum Inselklos-

76 Bayerisches Mirakelbuch. Ed. *Bauch*, 175.

77 Als Walburga die Äbtissin des Klosters von der Gicht heilt, verwendet er den terminus technicus *podagra*. Wandalbert von Prüm, der dieselbe Krankheit bei Kaiser Ludwig dem Frommen konstatierte, kannte diesen Ausdruck hingegen nicht und musste sie umschreiben: Wandalbert, Miracula s. Goaris, cap. 31. Ed. *Stiene*, 78 f.: *De imperatore Hlvdovvico ibi a pedvm dolore relevato*.

78 Einhard, Vita Karoli Magni, cap. 30. Ed. *Holder-Egger*, 35: *Sed accedente ad febrem lateris dolore, quem Greci pleurensin dicunt* (...). Dieses Fieber wird durch eine Bauch- oder Rippenfellentzündung hervorgerufen.

79 Einhard, Vita Karoli Magni, cap. 30. Ed. *Holder-Egger*, 35: *Cumque ibi hiemaret, mense Ianuario febre valida correptus decubuit. Qui statim, ut in febribus solebat, cibi sibi abstitentiam indixit, arbitratus hac continentia morbum posse depelli vel certe mitigari.*

80 Aus dem Kloster Fulda haben sich drei Medizinhandschriften aus der Zeit vor 850 erhalten, vgl. *Fischer*, Handschriften (2018).

81 *Schipperges*, Medizin (1993), widmet dem Zeitalter der Klostermedizin einen ganzen Abschnitt (453–454).

82 Belege aus St. Gallen und der Reichenau bei *Zettler*, Klosterärzte (1998); *Duft*, Notker (1975); *Röckelein*, Medizin (2023), 103–105.

ter.[83] Erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts und im 10. Jahrhundert finden sich in der antiken Medizin bewanderte Mönche, beispielsweise die (Priester-)Mönche Kerolt, Wolfhari und Notker, die im St. Galler Nekrolog des 10. Jahrhunderts als *medici* verzeichnet sind.[84] Der vielseitig begabte *scriptor, pictor, medicus et physicus* Notker II. (geboren um 905, gestorben 975), genannt *piperisgranus* (Pfefferkorn),[85] habe – so Ekkehard IV. – in der Heilkunst Hervorragendes geleistet und sei in den medizinischen Aphorismen und den hippokratischen Prognosen sowie den Arzneien und Antidoten sehr bewandert gewesen.[86] Eine Ausnahmefigur wie Notker darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Medizin nicht zum Standardcurriculum des klösterlichen Unterrichts gehörte.[87]

6 Astronomie und Medizin in der frühmittelalterlichen Gesellschaft und im Herrschaftskonzept der Karolinger

Wie bereits angedeutet, war die Astronomie und insbesondere der Komputus in der Karolingerzeit nicht nur eine wissenschaftliche Disziplin, sondern auch eine Staatswissenschaft. Karl der Große und sein Sohn Ludwig der Fromme interessierten sich persönlich für die Erklärung astronomischer Phänomene wie etwa Sonnenfinsternisse und Planetenbewegungen, aber sie nutzten diese Kenntnisse auch für die Vereinheitlichung des Kalenders im fränkischen Reich. Normierung und Uniformierung gehörten zu den Methoden der Durchsetzung der Herrschaft im Karolingerreich. Zu Lebzeiten Karls des Großen war aber noch unklar, wie die Norm der Zeit aussehen sollte.

Um 800 hatte man sich zwar darauf verständigt, den Ostertermin nach der Methode des Dionysius Exiguus zu berechnen. Einen Dissens gab es aber hinsichtlich der Details des Mondkalenders und der Planetenbewegungen.[88] Zur Klärung dieser Fragen bat Karl der Große angelsächsische und irische Experten an den Hof, zwei Gruppierun-

83 Verbrüderungsbuch Reichenau. Ed. *Autenrieth*, 4 u. 5. Zum Status der beiden „medici“ vgl. *Zettler*, Klosterärzte (1998), 266–269.

84 Csg 915, 317, 346, 347. Vgl. dazu *Duft*, Notker (1975), 22 f.; *Zettler*, Mönchsärzte (1998), 270–272.

85 Zu ihm vgl. Ekkehard IV., Casus s. Galli, cap. 77, 78, 91, 92, 97, 123; *Duft*, Notker (1975), 39–51, zur ärztlichen Tätigkeit bes. 45–49.

86 Ekkehard IV., Casus s. Galli, cap. 123: *Medendo autem mira et stupenda frequenter fecerat opera, quoniam et in afforismis medicinalibus, speciebus quoque et antidotis et prognosticis Ypocraticis singulariter erat instructus*. Notker dürfte das ‚Prognosticon Hippokratis‘ aus einer der beiden St. Galler Handschriften gekannt haben (Csg 44, 220–223; Csg 751, 308–311, cf. *Fischer*, Praenostica (2008)).

87 *Baader*, Anfänge (1972).

88 *Borst*, Streit (2004).

gen, die dazu unterschiedliche Positionen vertraten. Anstatt sich um eine einvernehmliche Lösung zu bemühen, nutzten die Gelehrten die Disputation am kaiserlichen Hof jedoch als Bühne, um sich zu profilieren. Wie unter einem Brennglas lässt sich an diesem Fall die Ambivalenz der Experten, ihrer Inszenierung und des in sie gesetzten Vertrauens der Laien ebenso wie deren enttäuschte Erwartungen beobachten.

Karl der Große hielt im November 809 während der Synode in Aachen eine Inquisition über den Komputus ab.[89] In diesem sogenannten Aachener Verhör wurden Experten aus dem fränkischen Reich 23 Quaestionen zur Berechnung der Nativität (Geburt Christi), des Ostertermins, der Mond- und Sonnenjahre sowie der Mondmonate vorgelegt. In ihren Antworten beriefen sich die geladenen Fachleute auf die *ratio*, die gelehrte Vernunft, auf alexandrinische Autoritäten (*auctoritas Aegyptiorum*), die Kirchenväter (*Auctoritates patrum*: Augustin, Hieronymus, Dionysius Exiguus, Beda), die Bibel und das 1. Konzil von Nicaea (325). Auf die Frage nach dem frühesten Termin für das Frühjahrsäquinoktium, das für die Berechnung des Ostertermins entscheidend ist, gaben sie widersprüchliche und zudem falsche Antworten.[90] Karl war zurecht mit der Befragung unzufrieden und erörterte kurze Zeit später dasselbe Problem erneut mit einem Magister Agnardus (eventuell einem Pseudonym für Einhard?).[91] Der Hypothese von Jones und Stevens, es handle sich beim sogenannten Aachener Verhör nicht um das Protokoll einer Inquisition, sondern um einen Katalog von Prüfungsfragen für den Schulunterricht[92] beziehungsweise eine Fortbildung für Komputistiklehrer in Dialogform[93], mochte sich Borst nicht anschließen.[94]

Wohl im Auftrag Karls entstand in der Zeit zwischen 809 und 812 der sogenannte ‚7-Bücher-Komputus' in 150 Kapiteln[95], eine Enzyklopädie, die das gesamte damals verfügbare Wissen zur Komputistik und Astronomie zusammenfasste. Das Werk, das auf zahlreichen antiken, spätantiken und zeitgenössischen Werken basiert, trägt den

89 Für das Folgende stütze ich mich auf *Borst*, Streit (2004). Edition: ‚Capitula, de quibus convocati compotiste interrogati fuerint'. Ed. *Borst* 2006, 1034–1053. Das Protokoll der Synode ist weder beglaubigt noch datiert. Die Namen der am Verhör Beteiligten werden ebenso wenig genannt wie die Zeugen und Schreiber, aber man vermutet, dass es während der Aachener Synode im November 809 in Anwesenheit Karls stattfand.

90 Ed. *Borst* 2006, 1043, Z. 2 f.: *V. Ubi equinoctium habere velint? Responsio: XI. Kalendas Aprilis.* Sie gaben den 22. März anstelle des 25. März (nach römischer Tradition) bzw. des 21. März (nach der Berechnung des Dionysius Exiguus und des Konzil von Nicaea) an. Vgl. dazu *Borst*, Streit (2004), 155 und *Springsfeld*, Einfluss (2002), 105.

91 Edition: *Borst* 2006, 1021–1033. Vgl. dazu auch *Lohrmann*, Leben (2013), 447.

92 *Jones*, Examination (1963), 19–24.

93 *Stevens*, Sense (2003), 23.

94 *Borst* 2006, 1038.

95 Editio princeps: *Borst* 2006, 1054–1334. *Borst* ebd., 1057, bezeichnet das anonym und ohne Titel überlieferte Werk als ‚Libri computi'. Zum Inhalt des Werkes vgl. *Borst*, ebd., 1058–1065, und *Springsfeld*, Einluss (2002), 107–113. Die Bücher sechs und sieben befassen sich mit der Metrologie und der Naturlehre Bedas. *Lohrmann*, Leben (2013), 447, vermutet, dass es sich dabei um eine spätere Zutat aus der Zeit um vor 850 handelt.

Stempel der Angelsachsen.[96] Nach Borst habe Karl der Große hiermit ein Lehrbuch schaffen wollen, das den Kosmos kohärent erklärte. Dieses Kompendium sollte – so weiter Borst – im ganzen Reich verbreitet werden, damit alle Geistlichen Kenntnisse des *Compotus* erwerben und diese an ihre Schüler vermitteln konnten.[97] Diese Idee schwebte Karl vermutlich schon in der ‚Admonitio generalis' von 789 vor.

Borsts Hypothese, die große Aachener Enzyklopädie sei von einem Hofgelehrten in Aachen auf der Basis der „umfangreichen Bibliothek" am Hof kompiliert worden[98], wurde von verschiedener Seite widersprochen. Wahrscheinlich war hier eher ein Autorenkollektiv am Werk, zu dem auch Mönche aus den Reichsklöstern gehörten.[99] Seine These, die Kalenderreform und die Verbreitung der Enzyklopädie sei zentralistisch von Aachen aus gesteuert worden, erntete ebenfalls Widerspruch.[100] Auch hier muss man wohl eher von einem genetisch gewachsenen, dezentralen Prozess ausgehen. Ungeachtet der Kritik an Borsts zentralistischen Vorstellungen bleibt zu konstatieren, dass die am Aachener Hof residierenden Karolinger ein großes Interesse an der Astronomie und Komputistik an den Tag legten.

Ob das auch für die Medizin gilt, darüber kann man geteilter Meinung sein. Klaus-Dietrich Fischer meint, Karl der Große habe Ende des 8. Jahrhunderts „erhebliche Anstrengungen" unternommen, „um medizinischer Handschriften habhaft zu werden".[101] Nach Auffassung von Schefers und Leja gab der Aachener Hof den entscheidenden Anstoß, die Mönche und Kathedralkleriker vom Nutzen der Medizin zu überzeugen.[102] Ohne Zweifel war die „gelehrte Medizin am Hof vertreten",[103] ohne Zweifel besaßen Einhard und der Astronomus medizinische Kenntnisse.[104] Doch bislang fehlt jeder Nachweis von medizinischen Lehrbriefen, Antidotarien oder pharmazeutischen Handbüchern in Aachen.[105] Die Heilkunst (*ars medica* oder *ars medicinae*) gehörte – im Unterschied zur Rhetorik und Grammatik – nicht zu den staatstragenden Wissenschaften. Daran ändert auch nichts, dass Leja sie als Instrument des karlischen Correctio-Planes und der Propaganda für das Maßhalten und einen gemäßigten Mo-

96 Beda Venerabilis wurde umfassend rezipiert; zum Anteil Alkuins vgl. *Borst*, Alkuin (1993); *Springsfeld*, Einfluss (2002), 20.

97 Vgl. Ed. *Borst* 2006, 1054 u. 1057, und *Dobcheva*, Umbrella (2013), 225 f. u. 228.

98 Vgl. *Borst* 2006, 1055 u. 1067 f.

99 Vgl. *Lohrmann*, Leben (2013), 445 Anm. 110.

100 Vgl. *Wallis*, Rez. von: *Borst*, Komputistik (2008), 668–670, und *Dobcheva*, Umbrella (2013), 226–229.

101 *Fischer*, Beccaria (2020), 448.

102 *Schefers*, Ordo (1993), 178. *Leja*, Sacred Art (2016), 2, geht davon aus, dass der königliche Hof daran interessiert gewesen sei, die Medizin als nützliche Wissenschaft zu propagieren und in das christliche System zu integrieren.

103 *Schefers*, Ordo (1993), 186 und 200.

104 Siehe dazu oben.

105 Zu den Texten, auf die sich Schefers und andere berufen, vgl. die kritischen Bemerkungen von *Röckelein*, Medizin (2023), 119 f.

nastizismus interpretiert.[106] Karl richtete eine Disputation zur Kalenderberechnung aus, aber er wäre nie auf die Idee gekommen, ein Gespräch über medizinische Streitfragen anzusetzen.

Neben der Inanspruchnahme gelehrter Ärzte holten sich die Angehörigen der königlichen Familie im Krankheitsfall Unterstützung bei Gott und seinen Heiligen. Als Karls Vater Pippin im Jahr 768 nach längerer Krankheit mit dem Tode rang, suchte er Hilfe beim heiligen Martin in Tours. Karls Ehefrau Fastrada (790) und sein Sohn Ludwig der Fromme (836) ließen sich vom heiligen Goar von Zahnschmerzen beziehungsweise von der Gicht salvieren.[107] Bei schweren Krankheiten und in hoffnungsloser Situation verhielten sich die Karolinger nicht anders als der Rest der Bevölkerung: Sie suchten die Unterstützung der helfenden Heiligen und der göttlichen Kraft und vertrauten nicht allein auf die gelehrten Ärzte.

7 Conclusio

Die Text- und Handschriftenüberlieferung des Frühmittelalters bietet auf den Wissensfeldern der Medizin und der Astronomie zahlreiche Hinweise auf die Ambivalenz zwischen Expertenvertrauen und Expertenkritik sowie auf die Modi der Inszenierung von Experten, ihren Habitus, ihre Rituale und die von ihnen eingesetzten Medien. Karl der Große wie Ludwig der Fromme sahen in der Astronomie beziehungsweise der Komputistik elementare Regelungsinstrumente ihrer Regierung. Für die Kalenderberechnung holten sie sich Rat bei Experten aus dem Frankenreich, aus Irland und aus den angelsächsischen Reichen. Die fränkischen Experten in der Zeit Karls erwiesen sich als weitgehend inkompetent. Eine Generation später konnte sich Ludwig der Fromme hingegen auf einen fähigen Astronomen verlassen. Die besten Experten der Komputistik und Astronomie aber kamen von den Inseln. Die unterschiedliche religiöse, theologische und organisatorische Ausrichtung der irischen und der angelsächsischen Kirche schlug sich auf die gelehrte Deutung des Himmels und der Kalenderberechnung nieder. Karl der Große bevorzugte die Sichtweise der Angelsachsen; sie und nicht die Iren beauftragte er mit der Abfassung von Hand- und Lehrbüchern, die im ganzen Reich verwendet werden sollten.

Die Medizin, die am kaiserlichen Hof in geringerem Ansehen stand als die Astronomie, wurde in der Karolingerzeit von unterschiedlichen Expertengruppen angeboten. Auf der einen Seite gab es die gelehrten und praktischen Ärzte, die sich an den antiken Theorien und Handlungsanweisungen orientierten. Ihr soziales Ansehen als Unfreie und Juden war indes gering. Sie konkurrierten mit wundertätigen christli-

106 *Leja*, Soul (2022), 230–232.

107 Wandalbert, Miracula s. Goaris, cap. 12 und 31. Ed. *Stiene*, 58 f. u. 78 f. Vgl. dazu *Hack*, Alter (2009), 365.

chen Heiligen, die ihre Hilfe gegen eine geringe Leistung anboten und überall verfügbar war. Die in der Literatur oft heraufbeschworenen ‚Mönchsärzte' lassen sich erst im 10. Jahrhundert in nennenswerter Zahl belegen. Bis dahin beschränkte sich die Tätigkeit der Mönche weitgehend auf die Pflege und die Wunderheilung. Sie standen nur ihren Mitbrüdern zur Verfügung, nicht Externen.

In der Konkurrenz um die Kranken wurden in der Karolingerzeit die antiken Muster der Ärztekritik revitalisiert: oberflächliche Ausbildung, Geldgier, Inkompetenz und Desinteresse an den Patienten. Alternativ wurden die christlichen Wunderheiler beworben. Doch auch sie besaßen in den antiken Anargyren ältere Vorbilder.

Das astronomische wie das medizinische Wissen basiert im frühen Mittelalter in hohem Maß auf Kenntnissen der griechischen und römischen Antike. Diese hatten seit dem 6. Jahrhundert komplexe Transfer- und Übersetzungsprozesse durchlaufen, bevor sie im 9. Jahrhundert in das fränkische Reich gelangten. Dort wurden sie neu sortiert, kompiliert und aufbereitet. Trotz dieser vielfachen Überarbeitungsprozesse blieb dieses Wissen den philosophischen und religiösen Weltbildern der Antike verhaftet. Versuche, sie durch christliche Kosmologien zu ersetzen, scheiterten. Die antiken Götternamen für die Gestirne und das Körpermodell der Humoralpathologie nahm man um der pragmatischen Vorteile willen in Kauf, auch wenn sie sich mit dem christlichen Weltbild nicht vereinbaren ließen. Im Frühmittelalter konnte man offenbar gut mit solchen Widersprüchen leben, sei es in der Zeitrechnung, sei es in der Heilkunde oder auf anderen Gebieten, etwa dem des Rechts.

Bibliographie

Quellen

Albi, Bibliothèque municipale, 38bis
Bamberg, Staatsbibliothek, Msc. med. 1
Paris, Bibliothèque nationale de France, Ms. lat. 12958, 13403, 13955
St. Gallen, Stiftsbibliothek, Csg 44, 217, 238, 250, 751, 752, 915
St. Petersburg, Russische Nationalbibliothek, Q.V.I.56

Adalhard von Corbie, Statuta seu Brevia (822). Ed. *Josef Semmler*, in: Initia consuetudinis Benedictinae. Consuetudines saeculi octavi et noni. Ed. *Kassius Hallinger*. (Corpus consuetudinum monasticarum 1) Siegburg 1963, 365–408.
Aldhelmi Opera. Ed. *Rudolf Ehwald*. (MGH Auctores antiquissimi 15) Berlin 1919.
Alkuin, Carmina. Ed. *Ernst Dümmler* (MGH Antiquitates 1, Poetae latini I) Berlin 1881.
Alkuin, Didascalica II seu De rhetorica et virtutibus, in: Migne PL 101, coll. 919–949.
Alkuin, Epistolae. Ed. *Ernst Dümmler* (MGH Epist. IV [Epistolae Carolini aevi II]) Berlin 1895, 1–481 u. Add. 614–616.
Antike Heilkunst. Ausgewählte Texte aus den medizinischen Schriften der Griechen und Römer. Ed. *Jutta Kollesch / Diethard Nickel*. Stuttgart 1994.

Ars medicinalis de animalibus. Ed. *Arsenio Ferraces Rodríguez*. (Médica Graecolatina 2) Santiago de Compostela 2016.
Astronomus, Vita Hludowici imperatoris (Das Leben Kaiser Ludwigs des Frommen). Ed. *Ernst Tremp*. (MGH SS rer. germ. in us. schol. [64]) Hannover 1995, 53–153.
Capitularia Regum Francorum, Bd. 1. Ed. *Alfred Boretius*. (MGH Leges 3,1) Hannover 1883.
Ein bayrisches Mirakelbuch aus der Karolingerzeit. Die Monheimer Walpurgis-Wunder des Priesters Wolfhard, hrsg. u. übers. v. *Andreas Bauch*. (Eichstätter Studien, N.F. 12) Regensburg 1979.
Einhardi Vita Karoli Magni. Ed. *Oswald Holder–Egger*. (MGH SS rer. germ. in us. schol. 25) Hannover 1911.
Einharti Epistolae. Ed. *Karl Hampe*. (MGH Epist. Carolini aevi III) Berlin 1898–1899, 104–144.
Ekkehard IV., Casus Sancti Galli. St. Galler Klostergeschichten. Ed. *Hans Haefele*. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 10) Darmstadt ^{4}2002.
Epistolae Karolini aevi. Ed. *Ernst Dümmler*. (Epist. Carolini aevi III) Berlin 1899.
Expossitio latinitatis. Ed. *Bernhard Bischoff* / *Bengt Löfstedt*. (CCSL 133D) Turnhout 1992.
Galenos, Arzt und Philosoph. Fünf autobiographische Schriften. Einführung von *Florian Steger*. Ed. *Kai Brodersen*. (Bibliothek der griechischen Literatur 92) Stuttgart 2021.
Isidori Hispalensis Versus. Ed. *José Maria Sánchez Martín* (CCSL CXIII A) Turnhout 2000.
Isidori Hispalensis episcopi Etymologiarum sive originum libri XX, recognovit brevique adnotatione critica instruxit. Ed. *Wallace Martin Lindsay*, 2 Bde. (Scriptorum classicorum, Bibliotheca Oxoniensis) Oxford 1911.
Hrabanus Maurus, De institutione clericorum. Über die Unterweisung der Geistlichen. Übers. u. eingel. v. *Detlev Zimpel*, 2 Bde. (Fontes Christiani 61/1–2) Turnhout 2006.
Hrabanus Maurus, De universo, in: Migne PL 111, coll. 9–614.
Das Lorscher Arzneibuch. Faksimile der Handschrift Msc. Med. 1 der Staatsbibliothek Bamberg. Ed. *Gundolf Keil*. Stuttgart 1989.
Das ‚Lorscher Arzneibuch'. Ein medizinisches Kompendium des 8. Jahrhunderts (Codex Bambergensis medicinalis 1). Text, Übersetzung und Fachglossar. Ed. *Ulrich Stoll*. (Sudhoffs Archiv, Beiheft 28) Stuttgart 1992.
Die Vita Sturmi des Eigil von Fulda. Literaturkritisch–historische Untersuchung und Edition. Ed. *Pius Engelbert*. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 29) Marburg 1968.
Traité de physiognomie. Ed. *Jacques André*. Paris 1981.
Das Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau. Ed. *Johanne Autenrieth* u. a. (MGH Libri Memoriales et Necrologia, N.S. 1) Hannover 1979.
Wandalbert von Prüm, Vita et Miracula s. Goaris. Ed. *Heinz Erich Stiene*. (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters 11 / Europäische Hochschulschriften, Reihe I 399) Frankfurt (Main) / Bern 1981.

Literatur

Howard L. Adelson, Early Medieval Trade Routes, in: The American Historical Review 65 (1960), 271–287.
Scott Ashley, What did Louis the Pious See in the Night Sky? A New Interpretation of the Astronomer's Account of Halley's Comet, 837, in: Early Medieval Europe 21 (2013), 27–49.
Peter Assion, Geistliche und weltliche Heilkunst in Konkurrenz. Zur Interpretation der Heilslehre in der älteren Medizin- und Mirakelliteratur, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1976/77 (1978), 7–23.
Gerhard Baader, Gesellschaft, Wirtschaft und ärztlicher Stand im frühen und hohen Mittelalter, in: Medizinhistorisches Journal 4 (1979), 176–185.
Gerhard Baader, Die Anfänge der medizinischen Ausbildung im Abendland bis 1100, in: La scuola nell'occidente latino dell'alto medioevo. (SSCI 19/2) Spoleto 1972, 669–718, 725–742.

Augusto Beccaria, I codici di medicina del periodo presalernitano. (Storia e letteratura 53) Rom 1956.
Peter L. Berger / Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt (Main) 1996.
Bernhard Bischoff, Eine verschollene Einteilung der Wissenschaften, in: *ders.*, Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte, Bd. 1. Stuttgart 1966, 273–287 (Erstveröffentlichung 1958).
Guido Bernt, Artes liberales, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 1. München / Zürich 1980, Sp. 1058–1060.
Arno Borst (Hrsg.), Schriften zur Komputistik im Frankenreich von 721 bis 818. 3 Teile. (MGH Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 21) Hannover 2006.
Arno Borst, Der Streit um den karolingischen Kalender. (MGH, Studien und Texte 36) Hannover 2004.
Arno Borst (Hrsg.), Der karolingische Reichskalender und seine Überlieferung bis ins 12. Jahrhundert, 3 Teile. (MGH Antiquitates 3 / Libri memoriales 2) Hannover 2001.
Arno Borst, Die karolingische Kalenderreform. (MGH, Schriften 46) Hannover 1998.
Arno Borst, Alkuin und die Enzyklopädie von 809, in: Paul Leo Butzer / Dietrich Lohrmann (Hrsg.), Science in Western and Eastern Civilization in Carolingian Times. Basel u. a. 1993, 53–78.
Sébastien Bricout, Note sur deux laïcs carolingiens et la médecine au IX^{e} siècle, in: Latomus 65 (2006), 458–461.
Olivier Bruand, Voyageurs et marchandises aux temps carolingiens. Les réseaux de communication entre Loire et Meuse aux VIII^{e} et IX^{e} siècles. (Bibliothèque du Moyen Age 20) Brüssel 2002.
Winfried Büttner, Leib- und Seelenärzte. Die heiligen Mediziner der Alten Kirche. (Eichstätter Beiträge zum Christlichen Orient 4) Wiesbaden 2015.
Ivana Dobcheva, The Umbrella of Carolingian Computus, in: María José Muñoz (Hrsg.), La compilación del Saber en la Edad Media. (Textes et études du Moyen Age 69) Porto 2013, 211–229.
Luc Dubar, Recherches sur les offices du monastère de Corbie jusqu'à la fin du XIII^{e} siècle. (Bibliothèque de la Société d'histoire du droit des pays flamands, picards et wallons 22) Paris 1951.
Johannes Duft, Notker der Arzt. Klostermedizin und Mönchsarzt im frühmittelalterlichen St. Gallen. (Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen 112) St. Gallen 1975.
Brigitte Englisch, Die Artes liberales im frühen Mittelalter (5.–9. Jh.). Das Quadrivium und der Komputus als Indikatoren für Kontinuität und Erneuerung der exakten Wissenschaften zwischen Antike und Mittelalter. (Sudhoffs Archiv 33) Stuttgart 1994.
Roland Färber / Rita Gautschy (Hrsg.), Zeit in den Kulturen des Altertums. Antike Chronologie im Spiegel der Quellen. Köln u. a. 2020.
Klaus-Dietrich Fischer, In Augusto Beccarias Fuszstapfen, in: La conoscenza scientifica nell'Alto Medioevo, Spoleto, 25 aprile – 1 maggio 2019. (SSCI 67) Spoleto 2020, 439–473.
Klaus-Dietrich Fischer, Aus fuldischen Handschriften: Medizinische Handschriften aus Fuldas Frühzeit, in: Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte 70 (2018), 387–412.
Klaus-Dietrich Fischer, Das Lorscher Arzneibuch im Widerstreit der Meinungen, in: Medizinhistorisches Journal 45 (2010), 165–188.
Klaus-Dietrich Fischer, Praenostica. Die Rezeption des *Prognostikons* im Frühmittelalter, in: Véronique Boudon-Millot / Jacques Jouanna (Hrsg.), La science médicale antique. Nouveaux regards, publiés en l'honneur de Jacques Jouanna. (Bibliothèque historique et littéraire) Paris 2008, 183–220.
Klaus-Dietrich Fischer, Bibliographie des textes médicaux latins. Antiquité et haut moyen âge. Premier supplément: 1986–1999. (Mémoires du Centre Jean Palerne 19) Saint-Ètienne 2000.
Klaus-Dietrich Fischer, Überlieferungs- und Verständnisprobleme im medizinischen Latein des frühen Mittelalters, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 17 (1994), 153–165.
Johannes Fried, Ars in aula. Kultur und Wissenschaft unter Karl dem Großen, in: Frank Pohle (Hrsg.), Orte der Macht, Bd. 1: Essays. Dresden 2014, 276–285.

Silviu Ghegoiu, Religious and Non-Religious in Carolingian Computistical Manuscripts. Prognostica among other Encyclopaedic Material, in: Ilinka Tanaseanu-Däbler (Hrsg.), Repositories of Learning and Religion? Religious and Non-religious Aspects of Ancient and Medieval Material and Virtual Libraries, Proceedings of a Conference held at Rome, October 02–03. Tübingen 2024.

Michael Glatthaar, Die drei Fassungen des Doppelkapitulars von Diedenhofen / Thionville (805/806). Entwurf – Erlass – Revision, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 69 (2013), 443–477.

Florence Eliza Glaze, The Perforated Wall. The Ownership and Circulation of Medical Books in Medieval Europe, ca. 800–1200. Unpublished PhD phil. Duke University 1999.

Annette Grabowsky u. a. (Hrsg.), Einhards Briefe. Kommunikation und Mobilität im Frühmittelalter. (Acta Einhardi 3) Seligenstadt 2018.

Hans-Werner Goetz (Hrsg.), Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung. Darmstadt 1999.

Achim Thomas Hack, Alter, Krankheit, Tod und Herrschaft im frühen Mittelalter. Das Beispiel der Karolinger. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 56) Stuttgart 2009.

Wilfried Hartmann, Karl der Große. Stuttgart 2010.

Ernst Hirschfeld, Deontologische Texte des frühen Mittelalters, in: Archiv für Geschichte der Medizin 20 (1965), 353–371.

Richard Hodges / David Whitehouse, Mohammed, Charlemagne and the Origins of Europe. Archaeology and the Pirenne Thesis. London 1983.

Paul Egon Hübinger (Hrsg.), Bedeutung und Rolle des Islam beim Übergang vom Altertum zum Mittelalter. (Wege der Forschung 202) Darmstadt 1968.

Kay Peter Jankrift, Krankheit und Heilkunde im Mittelalter. Darmstadt ^{2}2012.

Dieter Jetter, Die ersten Einrichtungen für Arme und Kranke in Westeuropa. Hospitäler aus der Zeit der Merowinger und Karolinger (481 – 751 – 987), in: Sudhoffs Archiv 55 (1971), 225–246.

Charles William Jones, An Early Medieval Licensing Examination, in: History of Education Quarterly 4 (1963), 19–29.

Bernice Martha Kaczynski, Greek in the Carolingian Age. The St. Gall Manuscripts. (Speculum. Anniversary Monographs 13) Cambridge, Massachusetts 1988.

Fridolf Kudlien, Die Stellung des Arztes in der römischen Gesellschaft. Freigeborene Römer, Eingebürgerte, Peregrine, Sklaven, Freigelassene als Ärzte. (Forschungen zur antiken Sklaverei 18) Stuttgart 1986.

Achim Landwehr, Das Sichtbare sichtbar machen. Annäherungen an „Wissen“ als Kategorie historischer Forschung, in: ders. (Hrsg.), Geschichte(n) der Wirklichkeit. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte des Wissens. (Documenta Augustana 11) Augsburg 2002, 61–89.

Meg Leja, Embodying the Soul. Medicine and Religion in Carolingian Europe. (The Middle Ages Series) Philadelphia 2022.

Meg Leja, The Sacred Art. Medicine in the Carolingian Renaissance, in: Viator. Medieval and Renaissance Studies 47 (2016), 1–34.

Tino Licht, Beobachtungen zum Lorscher Skriptorium in karolingischer Zeit, in: Julia Becker / Tino Licht / Stefan Weinfurter (Hrsg.), Karolingische Klöster. Wissenstransfer und kulturelle Innovation. (Materiale Textkulturen 4) Berlin 2015, 145–162.

Dietrich Lohrmann, Das geistige Leben in Aachen in der Karolingerzeit, in: Thomas R. Kraus (Hrsg.), Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2: Karolinger – Ottonen – Salier (765–1137). (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Aachen 14; Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 8) Aachen 2013, 409–470.

Loren C. MacKinney, Medical Ethics and Etiquette in the Early Middle Ages. The Persistence of Hippocratic Ideals, in: Bulletin of the History of Medicine 26/1 (1952), 1–31.

Loren C. MacKinney, Early Medieval Medicine. With Special Reference to France and Chartres. Baltimore 1937.

Christian de Mérindol, Le soin des malades dans un monastère de fondation franque: Corbie en Picardie (VII^{e}–XIV^{e} siècles), in: Jean Dufour / Henri Platelle (Hrsg.), Fondations et œuvres charitables au Moyen âge. 121^{e} Congrès national des sociétés historiques et scientifiques, Nice, 26–31 octobre 1996, Section d'histoire médiévale et philologie. Paris 1999, 185–203.

Mohammed und Karl der Große. Die Geburt des Abendlandes. Stuttgart / Zürich 1993.

Sergio Musitelli / Ilaria Bossi, A Medieval Controversy against the Secularization of Medicine, in: Research. An Academic Journal 1 (2014) (DOI: dx.doi.org/10.13070/rs.en.1.1250).

Walter Oberschelp, Der Karlshof als Zentrum der Naturwissenschaften, in: Frank Pohle (Hrsg.), Karl der Große / Charlemagne, Bd. 1: Orte der Macht. Essays. Dresden 2014, 306–315.

Steffen Patzold, Presbyter. Moral, Mobilität und die Kirchenorganisation im Karolingerreich. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 68) Stuttgart 2020.

Henri Pirenne, Mahomet et et Charlemagne. Paris / Brüssel 1937 (dt.: Mahomet und Karl der Große. Frankfurt (Main) / Hamburg 1963).

Henri Pirenne, La civilisation occidentale au moyen âge. Le mouvement économique et sociale. Paris 1933 (dt.: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter. Bern 1946; München 1971).

Henri Pirenne, Un contraste économique. Mérovingiens et Carolingiens, in: Revue Belge de Philologie et d'Histoire 2 (1923), 223–235.

Henri Pirenne, Mahomet et et Charlemagne, in: Revue Belge de Philologie et d'Histoire 1 (1922), 77–86.

Frank Rexroth, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters. München 2018.

Frank Rexroth / Teresa Schröder-Stapper: Woran man Experten erkennt. Einführende Überlegungen zur performativen Dimension von Sonderwissen während der Vormoderne, in: Frank Rexroth u. a. (Hrsg.), Experten, Wissen, Symbole. Performanz und Medialität vormoderner Wissenskulturen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 71) Berlin / Boston 2018, 7–28.

Pierre Riché, Les bibliothèques de trois aristocrates laïcs carolingiens, in: Moyen Age 69 (1963), 87–104.

Hedwig Röckelein, Medizin und Astronomie in der Karolingerzeit. Bibliotheken als Speicher antiken Wissens. (SERAPHIM, 18) Tübingen 2023.

Hedwig Röckelein, Medicine and Religion in Carolingian Discourses and Libraries, in: Ilinca Tanaseanu-Döbler (Hrsg.), Repositories of Learning and Religion? Religious and Non-religious Aspects of Ancient and Medieval Material and Virtual Libraries. Proceedings of a Conference held at Rome, October 02–03, 2018. Tübingen 2024, 329–350.

Hedwig Röckelein, Aneignung spätantiker Medizin und Magie in der Karolingerzeit. Incantationes, benedictiones und Amulette, in: Tina Terrahe (Hrsg.), Unheil bannen – Ordnung stiften. Frühmittelalterliche Segen, Beschwörungen und Zaubersprüche zwischen Religiosität, Magie und Medizin. (erscheint demnächst)

Hedwig Röckelein, Einleitung. Experten zwischen *scientia* und *experientia*, in: Hedwig Röckelein / Udo Friedrich (Hrsg.), Experten der Vormoderne zwischen Wissen und Erfahrung. (Themenheft der Zeitschrift „Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung", 17/2). Berlin 2012, 3–7.

Hermann Schefers, *Iste est laudabilis ordo*. Ein Beitrag zum Stellenwert der Medizin am Hof Karls des Großen und zum Problem der karolingischen ‚Hofschule', in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 11 (1993), 175–203.

Heinrich Schipperges, Medizin, A. Westen. I. Die Grundlagen der mittelalterlichen Heilkunde, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. München / Zürich 1993, Sp. 452–459.

Heinrich Schipperges, ‚Christus medicus' im frühen Christentum und in der älteren Heilkunde, in: Arzt und Christ 11 (1965), 12–20.

Jana Madlen Schütte, Medizin im Konflikt. Fakultäten, Märkte und Experten in deutschen Universitätsstädten des 14. bis 16. Jahrhunderts. (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 53) Leiden / Boston 2017.

Kerstin Springsfeld, Alkuins Einfluss auf die Komputistik zur Zeit Karls des Großen. (Sudhoffs Archiv, Beihefte 48) Stuttgart 2002.

Wesley M. Stevens, A Present Sense of Things Past. ‚Quid est enim tempus?', in: Gerhard Jaritz / Gerson Moreno-Riaño (Hrsg.), Time and Eternity. The Medieval Discourse. (International Medieval Research 9) Turnhout 2003, 9–28.

Adriaan Verhulst, Diedenhofener Kapitular, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 3. München / Zürich 1986, Sp. 998f.

Faith Wallis, Bede. The Reckoning of Time. (Translated Texts for Historians 29) Liverpool 1999.

Immo Warntjes, Isidore of Seville and the Formation of Medieval Computus, in: Andrew Fear / Jamie Wood (Hrsg.), A Companion to Isidore of Seville. (Brill's Companions to the Christian Tradition 87) Leiden / Boston 2020, 457–523.

Immo Warntjes, Köln als naturwissenschaftliches Zentrum in der Karolingerzeit. Die frühmittelalterliche Kölner Schule und der Beginn der fränkischen Komputistik, in: Heinz Finger / Harald Horst (Hrsg.), Mittelalterliche Handschriften der Kölner Dombibliothek. Viertes Symposion der Diözesan- und Dombibliothek Köln zu den Dom-Manuskripten, 26. bis 27. November 2010. (Libelli Rhenani 38) Köln 2012, 41–96.

Immo Warntjes, A Newly Discovered Prologue of AD 699 to the Easter Table of Victorius of Aquitaine in an Unknown Sirmond Manuscript, in: Peritia 21 (2010), 255–284.

Ernest Wickersheimer, Les manuscrits latins de médecine du haut Moyen Age. (Documents, études et répertoires 11) Paris 1966.

Walter Wiedemann, Untersuchungen zu dem frühmittelalterlichen medizinischen Briefbuch des Codex Bruxellensis 3701–15. Diss. med. dent. FU Berlin 1976.

Marie-Luise Windemuth, Das Hospital als Träger der Armenfürsorge im Mittelalter. (Sudhoffs Archiv, Beiheft 36) Stuttgart 1995.

Katharina Wolff, Die Theorie der Seuche. Krankheitskonzepte und Pestbewältigung im Mittelalter. Stuttgart 2021.

Alfons Zettler, Exkurs I. Zu den Klosterärzten, in: Roland Rappmann / Alfons Zettler (Hrsg.), Die Reichenauer Mönchsgemeinschaft und ihr Totengedenken im frühen Mittelalter. (Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland 5) Sigmaringen 1998, 265–278.

Wolfgang Eric Wagner

Wer waren die schlimmsten Rabauken an der spätmittelalterlichen Universität Rostock? Eine personengeschichtliche Spurensuche

Die Rostocker Universität, die am 12. November 1419 feierlich in der Marienkirche der Hansestadt eröffnet wurde, gehört zu den ältesten deutschen Universitätsstiftungen und brachte ähnliche soziale Herausforderungen für die städtische Gemeinde wie die anderen Gründungen mit sich.[1] Zwar war es für europäische Städte seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nichts Ungewöhnliches mehr, genossenschaftlich organisierte Gruppen wie Zünfte, Gesellengilden, Bruderschaften und Trinkstuben zu integrieren. Doch waren diese Gemeinschaften in Größe und Komplexität sowie im Grad ihres Autonomieanspruches nicht mit Universitäten zu vergleichen.[2] Einzelne Kleingruppen von heranwachsenden Handwerksburschen vermochte eine städtische Gemeinschaft wohl zu verkraften. Zweihundert, meist noch pubertierende Scholaren aufzunehmen stellte hingegen eine um einiges schwierigere Herausforderung dar,[3] denn die 14- bis 25-jährigen Universitätsbesucher brachten eine weitere männliche Jugendkultur mit, die ähnlich der der Handwerksgesellen von einem hohen individuellen und kollektiven Ehrgefühl, durch Sauf- und Raufexzesse sowie Rituale der Gewalt gekennzeichnet war.[4] Diese jugendspezifischen Verhaltensformen und Jungmännerrituale wurden von Stadt und Universität zu Recht als gefährliches und von den Normen abweichendes, also deviantes Verhalten empfunden, das den städtischen Frieden störte.

Nicht nur der städtische Rat, sondern auch die Gelehrten der Rostocker Universität waren deshalb um ein friedliches Leben innerhalb ihrer Gemeinschaft und um ein einvernehmliches Auskommen mit ihrer urbanen Umgebung bemüht. Bereits die Ge-

1 Zur Beantwortung der Frage, welche Konsequenzen, die soziale Integrierung von Universitäten in mittelalterliche Stadtkommunen nach sich zog, hat Frank Rexroth Grundlegendes beigetragen. Vgl. *Rexroth*, Universitätsstiftungen (1992); *ders.*, Bürgertum (1993); *ders.*, Hochschule (1998), zu Rostock bes. 26 f.; *ders.*, Planskizze (2015); *ders.*, Korporation (2019); *ders.*, Graf (2022). Allgemein zur Gründung der Universität Rostock s. *Schnitzler*, Gründung (1974); *Pluns*, Universität (2007).

2 *Rexroth*, Hochschule (1998), 21.

3 Vgl. *Rexroth*, Hochschule (1998), 99–105 u. 123–127 mit Bezug auf die Universitätsstädte Paris, Oxford, Orléans, Coimbra, Siena, Lucca, Perugia, Prag und Wien, sowie *Schmidt*, Gründung (1995), 13: „Es ist insoweit bezeichnend, daß nicht etwa die wirtschaftlich weit potentere Hansestadt Lübeck sich eine Universität zugelegt hat, sondern Lübecks wohlhabende und auf innerstädtische Ruhe bedachte Führungsschicht eine Universität allenfalls aus der Ferne zu unterstützen bereit war."

4 Vgl. *Schindler*, Ruhestörung (1992); *Krug-Richter*, Bacchant (2004), 80 f.; *dies.*, Von Messern (2004), 26–52; *Füssel*, Devianz (2004); *ders.*, Gewalt (2005); *ders.*, Riten (2005); *ders.*, Studentenkultur (2005); *Bubach*, Richten (2006).

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-015

neralstatuten, die sich die Universität im Herbst oder Winter 1421 gab, enthalten daher entsprechende disziplinarische Vorschriften.[5] Die Bestimmungen, die sich auf das friedvolle Zusammenleben mit der Stadtbevölkerung bezogen, verboten den Mitgliedern der Universität, den Rektor oder die Ratsherren zu beleidigen oder zu verleumden,[6] unerlaubte Spiele auf der Straße oder in Bürgerhäusern zu spielen,[7] Spiele mit hohem Geldeinsatz in den Wirtshäusern zu spielen,[8] Bürger, Nachbarn, Einwohner oder Einwohnerinnen mit Worten oder Taten zu belästigen, sie zu beschimpfen, herabzuwürdigen oder zu verspotten,[9] Tanzveranstaltungen der Bürger zu besuchen, ohne zuvor dazu eingeladen worden zu sein,[10] Stoßmesser in der Stadt zu tragen,[11]

5 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*. Zu Vorlagen und Datierung der Statuten vgl. noch immer grundlegend *Schnitzler*, Generalstatuten (1979).

6 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1033: X, 20: *Item nullum universitatis membrum graduatum vel non graduatum, cujuscunque status vel conditionis fuerit aut eminentiæ, attemptet, vel audeat in quocunque casu aut quacunque occasione in contumeliam aut diffamationem aut in qualemcunque denigrationem rectorum seu consiliariorum oppidi Rostock et præsertim in parvi pensionem aut reprehensionem dominorum proconsulum oppidi prædicti detractiones, sinistras abusiones, aut quascunque reprehensiones inhonestaturas bonæ famæ dissonas infra vel extra muros oppidi Rostock evomere et eisdem detractare in laude vel honore, etiamsi offerret se casus vel causa in quo vel in qua dicti oppidi rectores contra privilegia et libertates et in præjudicium studii Rostockcensis agere aut egisse videantur.*

7 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1026: IX, 12: *Item ne regentialis, nec aliquis studentium aliquem ludum inhonestum, novicum aut inconsuetum, civium aut vicinorum provocatorum in domo vel in plateis habeat* (...).

8 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1034–1035: X, 22: *Item quia multipliciter et evidenter innotuit, quod universitatis quædam supposita ludis taxillorum et aleis et similibus vacant et intendunt ludis nocivis et sua bona pro studiis doctrinarum a suis parentibus collata, in tabernis cum laicis in locis secretis, sub enormi damno et negligentia, nondum inutiliter, sed multum damnabiliter consumunt, volumus et statuimus, quod si aliquis de universitate cuiuscunque conditionis fuerit, super his denunciatus fuerit et convictus, videlicet quando se super his recusaverit expurgare, rigorosa pœna puniatur absque remissione secundum rectoris dictamen et consiliariorum suorum, quod si punitus non emendatus fuerit, citetur ad consilium universitatis et gravius seu rigorosius puniatur, quod si non fuerit tali correctione emendatus, consilium universitatis decernat, talem ad parentes vel ad partes suas remittendum cum litera testimoniali super eiusdem damnabili conversatione.*

9 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1031–1032: X, 10: *Item nullum membrum universitatis molestet aliquem, sive consocium, civem, vicinum aut sibi commorantem quemcunque oppidanum vel oppidanam Rostockensem facto vel verbo obloquendo, detrahendo, approbando vel aliquo modo injuriando sub pœna medii floreni aut majori secundum decretum rectoris oppositum facienti infligenda.*

10 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1031: X, 6: *Item nullus studentium ad choreas vadat civium, nisi ad illas specialiter absque prœordinatione omni dolo cessante fuerit invitatus, quod suo docebit juramento, alias solvat totiens quotiens dimidium florenum fisco Universitatis applicandum.*

11 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1026–1027: IX, 13: *Item nullus graduatorum seu studentium sine dispensatione præsumat portare cultellum trusilem hic in civitate sub pœna amissionis ejusdem et quatuor solidorum fisco universitatis applicandorum totiens quotiens contraierit huic statuto.*

nach dem Läuten der Wächterglocke grundlos durch die Straßen zu laufen[12] oder Bordelle zu besuchen, zur Nachtzeit Übles zu treiben, etwa Frauen zu bedrängen, Diebstahl zu begehen, Türen zu zerschlagen oder – was gegenüber all dem als noch gravierender angesehen wurde –, die städtischen Wachen mit Wort oder Tat zu beleidigen.[13]

Es verwundert kaum, dass die Tatbestände, die hier aufgezählt werden, immer wieder die Phantasie von Historikern angeregt haben. Allzu gern wüsste man ja, ob es die mittelalterlichen Rostocker Universitätsbesucher tatsächlich so wild getrieben haben, wie in den Statuten beschrieben, oder wissenschaftlicher ausgedrückt: ob das deviante Verhalten mit der Rechtsnorm korrelierte. Fortlaufende Akten mit Disziplinarangelegenheiten der Studenten sind im Rostocker Universitätsarchiv allerdings erst ab 1571 vorhanden.[14] In seinem viel und gern zitierten Aufsatz über das ‚Rostocker Studentenleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert' bedauerte etwa Adolph Hofmeister (1849–1904) das „Fehlen von Spezialakten aus dem ersten Jahrhundert der Universität" und versuchte dies mit einer Auflistung von überwiegend minder schweren Fällen aus der von ihm herausgegebenen Matrikel und anderen Urkunden wenigstens etwas zu kompensieren.[15]

Seit dem Erscheinen von Hofmeisters Aufsatz im Jahr 1906 sind allerdings zahlreiche neue Quellen zur Rostocker Universitätsgeschichte im Mittelalter erschlossen worden, und zwar sowohl in regionalen als auch in entfernteren Bibliotheken und Archiven. Die zeitliche Lücke zwischen der Universitätsgründung und 1571 kann so seit einigen Jahren durch eine Reihe von Zeugnissen aus dem vatikanischen Archiv wenigstens im Hinblick auf Gewaltdelikte etwas gefüllt werden.[16] Die Zeugnisse stammen aus den Registern der Pönitentiarie, des päpstlichen Buß-, Beicht- und Gnaden-

12 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1031: X, 5: *Item post signum campanæ vigilum, quæ dicitur Wæchterklockh, nullus scholarium absque necessicate et rationali causa vadat per plateas, et si causam rationabilem habuerit, vadat cum aperto lumine et per loca licita et honesta, sub pœna tertiæ partis floreni fisco Universitatis persolvendi.*

13 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1043: XVIII, 1: *Si contingat aliquem de suppositis nostræ universitatis tempore nocturno malignari mulieres rapiendo aut furtum committendo, ostia frangendo vel quod omnibus his majus reputamus, vigiles verbo vel facto injuriose tractando, si in facto apprehendi poterit, ducatur ad domum rectoris, qui suo fungatur officio, de ejus custodia diligenter providebit juxta exigentiam juris cum ipso procedendo.*

14 Universitätsarchiv Rostock, 1.02.0 – Rektorat 1419–1900, R C V 17: Disziplinarangelegenheiten gegen Studenten.

15 *Hofmeister*, Studentenleben (1906), 21–23, das Zitat 21. Zum Historiker und Bibliothekar Adolph Hofmeister, dem Vater des Historikers Adolf Hofmeister (1883–1956), der in Greifswald als Professor lehrte, s. *Hofmeister*, Hofmeister (2009).

16 Vgl. hierzu *Schmugge*, Pönitentiarie (2003), 266 f.; *ders.*, Gelehrte (2011); *Esch*, Wahre Geschichten (2012), 52–59, bes. 54; *Wagner*, Nachbarschaft (2018); *ders.*, ut moris est studentium (2019); *ders.*, „Prügel-Propst" (2019).

amtes, der ‚Zentrale der Verwaltung des Gewissens'.[17] Seit 1983 sind die Verzeichnisse der seit dem 13. Jahrhundert bestehenden Behörde für die wissenschaftliche Öffentlichkeit zugänglich, und von 1991 bis 2018 wurden die darin enthaltenen deutschen Betreffe im Zeitraum von 1431 bis 1523 von Ludwig Schmugge im ‚Repertorium Poenitentiariae Germanicum' ediert.[18]

Unter den zigtausenden Registereinträgen befinden sich hunderte Gesuche von Geistlichen an den päpstlichen Bußgerichtshof, die sich während ihrer Studienzeit an der Verletzung oder am Tod eines Menschen schuldig oder mitschuldig gemacht hatten. Für ihre Tat waren sie entweder bereits in einem Prozess vor dem örtlichen bischöflichen Gericht verurteilt worden oder hatten dies zu befürchten oder waren aktuell Anfeindungen und übler Nachrede ausgesetzt. Aufgrund des begangenen Verbrechens (*ex delicto*) befanden sie sich nun im Zustand der *irregularitas*, einem durch das Kirchenrecht festgesetzten, beständigen Weihehindernis. Demzufolge waren sie *inhabilis*, ungeeignet, eine Weihe zu empfangen oder sie auszuüben. Priester durften mithin keine Sakramente mehr spenden, was einem Berufsverbot gleichkam. Kleriker mit niederen Weihen konnten nicht zu den höheren Weihen aufsteigen und daher auch keine Pfründe mehr erlangen. Durch die bereits erfolgte oder bevorstehende Verurteilung war somit nicht nur ihr Seelenfrieden bedroht, sondern auch ihre materielle Existenz. Dispense von der Irregularität konnte allein der Papst erteilen.[19] Deshalb wandten sich betroffene Kleriker mit einer Bittschrift, einer persönlich abgefassten oder von einem Prokurator redigierten Supplik, an die Pönitentiarie, und baten entweder um Absolution oder um eine Ehren- oder Unschuldserklärung, eine *littera declaratoria*, mit der ihnen bescheinigt wurde, die Tat nicht begangen zu haben. Das Gesuch war umfassend zu begründen, und daher enthalten die Suppliken eine sogenannte *narratio*, eine genauere Schilderung des Tathergangs.[20]

In den Registern der päpstlichen Pönitentiarie finden sich rund zwanzig derartiger Beschreibungen von Totschlagsfällen oder von Körperverletzungen, an denen ehemalige Rostocker Scholaren beteiligt waren. Auf einige von ihnen haben bereits Ludwig Schmugge und Arnold Esch jeweils in größeren Zusammenhängen aufmerksam gemacht. Deren intensivere Auswertung, das heißt, die beteiligten Personen „alle zu identifizieren und in die lokalen Quellen hineinzuverfolgen", überließen sie indes der regionalgeschichtlichen Forschung.[21] Unter den Eigenheiten der Pönitentiarie-

17 Zur Pönitentiarie s. *Göller*, Pönitentiarie (1907–1911); *Schmugge*/*Hersperger*/*Wiggenhauser*, Supplikenregister (1996), 1–21 (das Zitat X), u. *Salonen*/*Schmugge*, Sip (2009).

18 RPG I–XI. Bearb. *Schmugge*.

19 Vgl. *Sägmüller*, Lehrbuch, Bd. 1 (1914), 225–230.

20 Vgl. *Schmugge*/*Hersperger*/*Wiggenhauser*, Supplikenregister (1996), 23–24, ausführlich 96–217; *Esch*, Lebenswelt (2014), 13 u. 15.

21 *Schmugge*, Pönitentiarie (2003), 255–268, bes. 266–267; *Esch*, Wahre Geschichten (2012), 17 (Zitat), 52–59, bes. 54. RPG II. Bearb. *Schmugge*, Nr. 835; RPG IV. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1798; RPG V. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1964, 2075, 2079, 2173; RPG VI. Bearb. *Schmugge*, Nr. 3232, 3590, 3591. Seitdem sind hinzu-

Akten hebt Arnold Esch dabei einen „Zug“ hervor, der seinen aus ihnen schöpfenden Darstellungen den „Grundton“ vorgibt: „(W)ir hören Menschen zu uns sprechen, die sonst keine Chance hatten, in eine historische Quelle hineinzufinden oder gar zu Wort zu kommen. Gewöhnliche Menschen erzählen Episoden aus ihrem bescheidenen Leben, die andere Quellengattungen für nicht überlieferungswürdig halten würden; erzählen große Geschichte aus der niedrigen Augenhöhe der Opfer und der kleinen Täter weit unterhalb der großen Geschichtsschreibung: kleine Leben in großer Geschichte. In den Archiven ihrer Heimat haben sie meist keinerlei Spuren hinterlassen.“[22]

Diese Einschätzung macht neugierig, denn sie verheißt eine äußerst seltene Quellengruppe, die einen direkten und unverzerrten Zugang zum Leben einfacher mittelalterlicher Menschen gewährt. Esch selbst hat jedoch bereits auf die erkennbare Absicht in den Tatbeschreibungen hingewiesen, auf deren Tendenz: „Daß die Schilderungen, die bisweilen um mehrere Ecken gehen und immer Züge der Selbstrechtfertigung, nicht einfach für bare Münze zu nehmen sind, versteht sich (…).“[23] Diese „Erzählungen“ verfolgten ja den Zweck, die Unschuld der Bittsteller zu belegen, und weisen deshalb in ihren Argumentationen eine deutlich wahrnehmbare Neigung in diese Richtung auf. Stets geht es darum, den eigenen Schuldanteil als möglichst gering darzustellen.

Ein solches Bemühen um Entlastung ist auch bei den Tatbeschreibungen der Rostocker Scholaren unschwer zu bemerken. So führt ein Petent aus, dass er das Beil, mit dem ein Gegner verletzt und getötet wurde, nicht selbst gebraucht habe. Es sei ihm gewaltsam entrissen worden. Überhaupt habe er es nur zur Verteidigung, nicht um anzugreifen, bei sich getragen.[24] Ein anderer erklärt, dass das Schwert, mit dem auf einen Angreifer eingeschlagen wurde, noch in der Scheide gesteckt und diesen nicht verwundet habe.[25] Oder es habe sich lediglich um ein kleines Messer gehandelt, das man sonst zum Brotschneiden verwende.[26] Das Messer des Gegners sei länger gewesen.[27] Aus der verursachten Wunde sei nicht sehr viel Blut ausgetreten, der Verletzte habe noch drei Tage gelebt und sei nur infolge mangelnder medizinischer Versorgung verstorben.[28] Während der Bittsteller sich stets als Angegriffener und ausschließlich defensiv Handelnder beschreibt, wird das Agieren des Widersachers demgegenüber als unkontrolliert rasend, gemein und besinnungslos geschildert. Er habe wie ein toll-

gekommen RPG VIII. Bearb. *Schmugge*, Nr. 3357, 3404; RPG IX. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1824; X, Nr. 570, 1073, 1428, 1449; RPG XI. Bearb. *Schmugge*, Nr. 615.

22 *Esch*, Lebenswelt (2014), 11.

23 *Esch*, Wahre Geschichten (2012), 15.

24 RPG IV. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1798; V, Nr. 2079.

25 RPG VI. Bearb. *Schmugge*, Nr. 3590. Vgl. hierzu *Esch*, Wahre Geschichten (2012), 54.

26 RPG V. Bearb. *Schmugge*, Nr. 2075.

27 RPG V. Bearb. *Schmugge*, Nr. 2075.

28 RPG V. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1964.

wütiger Hund angegriffen[29] oder sei ein bösartiger Mensch gewesen, der Frieden nur vortäuschte,[30] oder eben stark betrunken.[31]

Zweifel an der Einstufung der Petenten und Bittsteller als „gewöhnliche Menschen" und „kleine Täter" wecken aber vor allem die Taxen (Gebühren), die an der Kurie für die Ausfertigung einer Urkunde zu entrichten waren und die sich erstens aus den gesetzlichen Taxen, zweitens aus Gebühren für die eigentliche Bearbeitung der Urkunde (*pro labore*), drittens aus unerlaubten Trinkgeldern und viertens, gerade bei Gnadenerweisen und Dispensen, aus bestimmten Anteilen an – theoretisch freiwilligen – Bußabgaben oder Ausgleichszahlungen (*compositiones*) zusammensetzten.[32] Während bereits die offiziellen Taxen im 15. Jahrhundert kräftig wuchsen, wurden sie von den „Nebenspesen", den Trinkgeldern, Handsalben und Ausgaben für die Bewirtung eines Prokurators oder Skriptors noch um ein Vielfaches übertroffen, so dass Beschwerden über exorbitant hohe Forderungen für einen „römischen Brief" an der Tagesordnung waren und zu den Gravamina gegen die Kurie gehörten.[33] So behauptete ein Mainzer Kleriker in den Gravamina, die im Jahr 1451 einer durch den Kardinal Johannes Carvajal (1446–1463) abgehaltenen Synode unterbreitet wurden, dass die Taxen apostolischer Briefe zu dieser Zeit 12–14 Gulden betrügen, während sie früher sieben bis acht betragen hätten.[34] Dabei handelte es sich allein um die Kanzleitaxen. Die Gesamtkosten machten wegen der extrem überhöhten Nebengebühren mehr als das Fünffache aus.[35] Dass Gebühren in solcher Höhe, die das Salär eines an der Universität lehrenden Artistenmagisters oder die Pfründeneinkünfte eines Pfarrers um das Doppelte überstiegen, „in der Regel nicht prohibitiv"[36] waren, wird man schwerlich annehmen dürfen. Im Gegenteil: „Der ‚gemeine Mann' war kaum in der Lage, die Kosten für einen ordentlichen kanonischen Prozess aufzubringen, einfache Leute konnten sich allenfalls einen summarischen Eheprozess, aber kaum den Weg zum römischen Gnadenbrunnen leisten, schon gar nicht, wenn eine Komposition zu leisten war."[37] Muss man angesichts der hohen Gebühren, die an der Kurie erhoben wurden, also auch bei den Rostocker Scholaren nicht eher mit Angehörigen oberer Bevölkerungsschichten rechnen?

Um diese Frage in Bezug auf die Akteure beantworten zu können, die sich wegen des Vorwurfs der Köperverletzung, Totschlag und Unzucht mit Bittschreiben an den

29 RPG X. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1073.

30 RPG II. Bearb. *Schmugge*, Nr. 835.

31 RPG V. Bearb. *Schmugge*, Nr. 2075.

32 Vgl. hierzu *Müller*, Gebühren (1998), *Schmugge*, Verwaltung (1997), 62 f.; *ders.*, Ehen (2008), 37–44; allgemein *Frenz*, Papsturkunden (2000), 108 f., § 147.

33 *Schmugge*/*Hersperger*/*Wiggenhauser*, Supplikenregister (1996), 52.

34 *Gebhardt*, Gravamina (1895), 7. Vgl. *Schmugge*/*Hersperger*/*Wiggenhauser*, Supplikenregister (1996), 52.

35 So *Hofmann*, Forschungen (1914), 1, 277, auf der Grundlage der Taxbücher von Angelo Collucci (1467–1549), der päpstlicher Sekretär von Julius II. (1503–1513) und Leo X. (1513–1521) war.

36 So *Schmugge*, Verwaltung (1997), 76. Vgl. *Esch*, Wahre Geschichten (2012), 1.

37 *Schmugge*, Ehen (2008), 44.

Papst wandten, werden im Folgenden vier von ihnen personengeschichtlich näher untersucht. Dabei wird sich zeigen, dass man die Täter oder Mittäter alle identifizieren und nicht nur in regionale Quellen, sondern sogar in Quellen verschiedener Regionen hineinverfolgen kann. Aus diesen Zeugnissen wird hervorgehen, dass es sich bei den Bittstellern, also den Tätern, keineswegs um „unscheinbare", „gewöhnliche Menschen" von „niederer sozialer Herkunft" mit einem „bescheidenen Leben" handelte,[38] sondern um Angehörige des hohen Klerus, des Adels und städtischer Ratsfamilien. Von einem der Straftäter ist sogar eine zeitgenössische bildliche Darstellung überliefert. Aufgrund der vorliegenden Quellenfülle lässt sich bei einigen von ihnen darüber hinaus feststellen, in welcher Lebenssituation sie sich befanden, als sie sich wegen einer Unschuldserklärung an den Papst wandten. Das wiederum erlaubt Rückschlüsse darauf, ob sie dies aus Sorge um das Heil ihrer Seele oder eher aus Angst um die reibungslose Fortführung ihrer Karriere taten. Im Folgenden geht also nicht darum, ein spektakuläres Ranking zu erstellen, wer am gröbsten gegen die universitären Statuten oder das Kirchenrecht verstoßen hat, sondern darum, Herkunft, Stand und Schreibanlässe der Rabauken[39] aufzuhellen. Die Fälle werden in chronologischer Abfolge vorgestellt und dabei jeweils auf die Tat, die Lebensverläufe der Täter und auf den Zeitpunkt ihrer Bittschreiben eingegangen.

Johannes Mileke († 1497)

In einer Supplik, die am 10. April 1465 von der päpstlichen Pönitentiarie in Rom beschieden wurde, erklärte der Priester Johannes Mileke, Propst der Kirche St. Cecilia in der Stadt Güstrow, dass er einst zusammen mit einigen anderen Scholaren der Universität Rostock ein Haus betreten habe, um sich zu erfrischen und etwas zu sich zu nehmen. Gemeinsam mit einem Laien, den sie dort antrafen, hätten sie sich gestärkt und diesen anschließend aufgefordert, seinen Teil der Zeche zu bezahlen. Doch der Laie habe das abgelehnt und sei plötzlich mit einem blanken Schwert auf die Scholaren losgestürzt. Als sie das sahen, habe einer von ihnen, um sich zu verteidigen, den Laien mit einem Stock oder gefundenen Stück Holz durch Schläge auf den Kopf, ein anderer Scholar aber durch Tritte gegen die Schienbeine des am Boden Liegenden verletzt. Er, Johannes Mileke, sei hierbei zugegen gewesen und habe das, was sie taten, nicht unterbunden. Zudem habe er dem Laien, damit dieser keinen mehr an-

38 *Esch*, Wahre Geschichten (2012), 7 u. 11; *ders.*, Lebenswelt (2014), 11.

39 Unter einem *Rabauken* wird hier ein „roher, gewalttätiger Kerl, sich laut und ungesittet benehmender, übel aufführender junger Mann" verstanden. Vgl. *Wolfgang Pfeifer* u. a., Rabauke (1993). Der umgangssprachliche, abwertende Beiklang des Wortes wird bewusst in Kauf genommen, da es durch seine Entlehnung aus dem Niederländischen oder Mittelniederländischen sowohl aus räumlicher als auch aus zeitlicher Perspektive durchaus passend erscheint.

greifen konnte, das Schwert aus dessen Händen gewunden. Später sei der Laie indes infolge der Schläge, vielleicht weil ihm keine Heilung gewährt wurde, innerhalb von drei Tagen verstorben. Er, Johannes, habe also den Tod des Laien weder erhofft noch eine unerlaubte Handlung in der Sache vollführt, aus der heraus dieser zum Angriff auf die Scholaren mit Gewalt gereizt oder provoziert worden sein könnte. Von einigen einfältigen Leuten werde nun jedoch behauptet, dass er sich an diesem Totschlagsfall schuldig gemacht habe, dadurch der *irregularitas* verfallen sei und deshalb in seinen empfangenen Weihen nicht weiter Gott dienen könne. Um derartige Nachreden zu unterbinden, erbitte er eine Unschuldserklärung in der üblichen Form.[40]

Johannes Mileke, der sich in seiner Bittschrift als Propst des Güstrower Kollegiatkapitels vorstellt, entstammte wahrscheinlich einer Güstrower Ratsfamilie, die im Kalandsbuch der Stadt mehrfach vermerkt ist.[41] Seine erste Studienzeit in Rostock, die er in seiner Supplik an die Pönitentiarie erwähnt, lag 1465 bereits einige Jahre zurück. Am 1. Mai 1453 hatte ihn der Rektor Heinrich Bekelin die Universität Rostock immatrikuliert.[42] Akademische Graduierungen erwarb er allerdings bis 1465 offenbar nicht. Zumindest tauchen in den Quellen zur Rostocker Universitätsgeschichte bis dahin keine auf. Es scheint so, als ob er sein gerade begonnenes Studium aufgrund der Verwicklung in die von ihm geschilderte Schlägerei schon bald ab- oder unterbrochen und erst zu einem späteren Zeitpunkt in Rostock und Greifswald wieder aufgenom-

40 RPG V. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1964: *Johannes Mileke presb. prepositus eccl. s. Cecilie op. Gustrowen. Camin. dioc. exponit, quod cum olim ipse et quidam alii scol. universitatis stud. op. Rostokken. Zwerin. dioc. quandam domum in eodem op. causa recreationis sive collationis intrantes et cum quodam laic. tunc ibidem reperto refecti fuissent ac eundem laic., ut partem ipsum tangentem expensarum ibi factarum solveret monuissent, laic. idem facere denegans mox gladio evaginato in scol. ipsos irruit; quod videntes scol. unus ex eis se defendendum cum quodam baculo sive ligno reperto in capite eiusdem laic. alter vero ex eis scol. in tibiis ipsius ad terram prostrati laici percussione eum leserunt dicto exp. presente et ne id facerent prohibente; ipse tamen exp. gladium dicti laici, ne amplius quemque offenderet, de suis manibus capere irruit; postea vero idem laic. de percussione huiusmodi medela fortasse non adhibita infra triduum expiravit; licet ergo dictus exp. in mortem dicti laici non aspiraverit neque operam rei illicite dederit, ex quo ipse laic. ad inferendum sibi et scolaribus vim impulsus vel provocans fuisset, ab aliquibus tamen simplicibus asseritur ipsum occasione premissorum homicidii reatum incurrisse et irreg. notam contraxisse ac in suis susceptis ord. ministrare non posse ad ora [talium obstruenda]: de decl. ut in forma (f.u.i.Ph.; videat eam dom. A. de Grassis, Ph.; comm. ordin., qui vocatis vocandis si premissa vera esse invenerit et quod exp. consilio stud. vel mandato alii contra prefatum laic. non processerint nec fuerit imped. fuge aut defensioni ipsius, declaret ut petitur) Rome 10. apr. 65*. Vgl. hierzu und zum Folgenden *Wagner*, „Prügel-Propst“ (2019).

41 Das Buch der Güstrower *Kopludeghilde*, das die Namen der aus den Jahren 1442 bis 1497 bekannten Güstrower Ratmänner mit wenigen Ausnahmen verzeichnet, bringt zu 1485 einen *Claus Mileke*: Krüger, Verfassungsgeschichte (1933), 62. Das 1502 angelegte Buch des Güstrower Kalands S. Gregorii und Augustini nennt eine Gemahlin des Nikolaus Mileke, die zu einem nicht genannten Zeitpunkt eine Mark als Votivgabe gespendet hat: *Vxor Nicolai Mileken dedit vnam marcam. Lisch*, Kalands-Buch (1879), 15. Bei den beiden Genannten könnte es sich um Verwandte von Johannes Mileke handeln.

42 Vgl. Matrikel II. Ed. *Hofmeister*, 97b.

men hat.[43] Zunächst verlegte er sich nachweislich auf eine andere Tätigkeit, und zwar auf die Suche nach kirchlichen Pfründen. Seine Erfolge auf diesem Gebiet belegen einerseits, dass der noch sehr junge Mann trotz fehlender universitärer Ausbildung durchaus über das nötige einschlägige Wissen über die kuriale Provisionspraxis, sowie über die entsprechenden Verbindungen an der Kurie und nicht zuletzt über eine gehörige Portion Selbstbewusstsein verfügte. Andererseits zeigen sie, was er zu verlieren hatte, falls seine Gegner mit ihren Anwürfen durchkamen. Weil es für ihn dabei nicht allein um das Amt des Propstes im Kollegiatkapitel von Güstrow und die damit verbundenen Benefizien ging, seien seine Ämter, Würden und Pfründen, die er bis 1465 erwarb oder erwerben wollte, hier kurz aufgelistet.

Johannes Mileke erwarb Pfründen in Güstrow, Schwerin, Sternberg, Stade, Hamburg und Wismar und führte um einige Prozesse an der Kurie. Nur drei wichtige Punkte aus seiner Pfründenkarriere sollen hier herausgegriffen werden:

Um 1456 befand sich Mileke in Rom, gehörte als Papstfamiliar zum Hofstaat und konnte aufgrund dieser Ehrenstelle gewisse Privilegien, auch bei der Pfründenvergabe, beanspruchen.[44] 1461 resignierte der Güstrower Dekan, gab die Chorherrenstelle jedoch trotz seiner Resignation vom Amt des Dekans nicht einfach auf. Daher begann Mileke Anfang 1461 gegen den vormaligen Dekan an der Kurie einen Prozess um die Rechtmäßigkeit seiner Nachfolge im Dekanat und dem dazugehörigen Kanonikat mit Maiorpräbende. 1462 wurden Johannes Milekes Bemühungen in Güstrow schließlich von Erfolg gekrönt, denn am 30. März dieses Jahres wurde ihm sogar die Würde des Propstes zusammen mit der Seelsorge für die Kirche übertragen.[45]

Die vatikanischen Quellen und die Zeugnisse aus der Region erhellen sich wechselseitig, so dass nicht nur Johannes Milekes kuriale Beziehungen sichtbar werden, sondern auch etwas Licht auf die angespannte Atmosphäre fällt, die im Güstrower Kollegiatkapitel herrschte, kurz bevor er sein Amt als Propst antrat. Als in Rom befindlicher „Auswärtiger“, der bei der Kurie einen Prozess gegen einen der höchsten Prälaten seines Kapitels angestrengt hatte, dürfte er sich nicht nur Freunde unter den Kapitularen gemacht haben. Insofern könnten die einfältigen Leute, die er in seiner Supplik erwähnt, die ihn aufgrund seiner Verwicklung in die Rostocker Schlägerei des Totschlags bezichtigten und ihm deswegen die reguläre Amtsführung als Geistlicher absprachen, durchaus unter seinen Mitkanonikern zu suchen sein. Ihnen wollte er mit einer Unschuldserklärung den Wind aus den Segeln nehmen.

Im Fall von Johannes Mileke gestaltet sich die Überlieferungslage also recht günstig. Doch nicht nur für seinen Lebensweg gibt es mehrere Quellen, sondern auch für die Gewalttat, die in seiner Supplik beschrieben wird, liegt noch ein zweites Zeugnis

43 Zu Milekes späteren Immatrikulationen in Rostock und Greifswald s. unten, Anm. 47 u. 48.

44 RG VII. Bearb. *Pitz*/*Höing*, Nr. 1664.

45 RG VII. Bearb. *Pitz*/*Höing*, Nr. 1664; RG VIII. Bearb. *Brosius*/*Scheschkewitz*/*Borchard*, Nr. 3173, 3271 u. 4548; Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 9388, 10597, 10644, 10786, 10787, 12178.

vor. Es handelt sich um ein Konsilium, ein Rechtsgutachten, aus der Feder des Greifswalder Rechtsprofessors Georg Walter († 1475), das er auf Bitte von Johannes Mileke verfasst hat. Es befindet sich in der Bibliothek des Geistlichen Ministeriums in Greifswald. Auch dieses Konsilium enthält eine ausführliche Schilderung des Tathergangs, die in mehreren Punkten detaillierter als die des Gesuchs ausfällt. Aus der darin enthaltenen Aussage der Wirtin, in deren Taverne sich der Totschlag ereignete, geht beispielsweise hervor, dass Johannes Mileke aktiv an der Gewalttat beteiligt war. Da es hier aber weniger um den Tathergang als um den biographischen Hintergrund des Täters geht, wird jener hier nicht weiterverfolgt.[46]

Nachdem Georg Walter sein Gutachten dem Bischof von Schwerin übermittelt hatte, wird Johannes Mileke mit Sicherheit die päpstliche Unschuldserklärung ausgehändigt worden sein. Dafür spricht, dass das Vergehen in seinen ersten, recht turbulenten Studententagen der weiteren kirchlichen und akademischen Karriere des Güstrower Propstes keinen erkennbaren Abbruch tat. Gleichwohl geriet er auch später gelegentlich in gewaltsame Auseinandersetzungen hinein.

Am 28. Mai 1469 ließ er sich als *Iohannes Milcke de Sterneberch* erneut in Rostock immatrikulieren.[47] Nur ein Jahr darauf, ab dem Winterrektorat 1470, setzte er sein Studium allerdings in Greifswald fort, wo er im Winterrektorat 1473 den Grad eines Bakkalars in den Freien Künsten erwarb.[48] Ob sein Weggang aus Rostock mit seiner Beteiligung am Totschlag des Schiffsherrn zusammenhing, bleibt offen. Wann und wo er zum *magister artium* promoviert wurde, ist nicht bekannt. Am 13. Juli 1475 bezeichnet er sich selbst bereits als *baccalarius in decretis*, so dass er bis dahin das Magisterium in den Artes erworben und einen beträchtlichen Teil eines Studiums des kanonischen Rechts absolviert haben muss; zugleich nennt er sich Archidiakon von Parchim.[49] Das Archidiakonat hatte er bis zu seinem Tod inne.[50] Ende 1480 wird er als *decretorum doctor* bezeichnet.[51] Als solcher bekleidete er 1482 das Sommerrektorat der Universität Ros-

46 Greifswald, Bibliothek des Geistlichen Ministeriums (Dombibliothek St. Nikolai), 1.A.I. Bartholomaeus Brixiensis. Georg Walter, f. 135v–139r (Nr. 18). Vgl. hierzu *Wagner*, „Prügel-Propst“ (2019) mit weiterführenden Literaturnachweisen.

47 Vgl. Matrikel I. Ed. *Hofmeister*, 161b.

48 Vgl. Universitäts-Matrikeln II,1. Ed. *Friedlaender*, 46a Z. 14: *Johannes Mileke*; entrichtete *12 s. universitati et 3 s. cursoribus et 11 s. domino Erasmo Volret*; Rektor: Gerwin Ronnegarven *doctor decretorum*. Zum Bakkalariat s. ebd., 55b Z. 16: *Johannes Milike*. Dass es sich bei dem gleichnamigen Kleriker aus der Diözese Kammin, der sich im Winterrektorat 1486 immatrikulieren ließ, ebenfalls um den Propst von Güstrow handelt, ist unwahrscheinlich. Vgl. ebd., 97a Z. 20.

49 Urkunden-Sammlung III. Ed. *Lisch*, 391 f., Nr. 627: *Johannes Mileke, decretorum baccalaureus, ecclesie collegiate Gustrowensis, Caminensis dyocesis, prepositus, archidiaconus Parchimensis in ecclesia Zwerinensi, eiusdemque et Butzowensis ecclesiarum canonicus.*

50 Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 23629. Zum genauen Beginn seines Archidiakonats existieren abweichende Meinungen: *Röpcke*, Schwerin (2016), 1030 (1480–1497); *Hahn*, Güstrow (2016), 345 (1471–1497).

51 Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 17836 (1480 Dez. 28).

tock.[52] In den siebziger und achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts trat er bei verschiedenen Gelegenheiten als Rat und Kaplan der Herzöge von Mecklenburg in Erscheinung.[53] In dieser und in seiner Funktion als Archidiakon sollte er 1484 den herzoglichen Amtmann Tönnies zur Ordnung rufen, weil dieser, wie Mileke in Güstrow angezeigt worden war, *eyne lose vrowen by sik lecht hadde yn syn bedde*. Tönnies lebte offenbar in wilder Ehe. Doch statt sich als reuiger Sünder zu zeigen, habe ihn der Amtmann verhöhnt, berichtete Mileke an die Herzöge Magnus II. (1477–1503) und Balthasar († 1507). Er habe ihn geschmäht und sei mit gezücktem Dolch, einem „Heckerling", auf ihn losgegangen, so dass er die Flucht ergreifen und sein verletztes Pferd töten musste.[54] Für seine Verdienste wurde Mileke 1487 neben anderen geistlichen Räten mit einem Kanonikat und zugehöriger Pfründe am Kollegiatstift St. Jakobi in Rostock entlohnt, das die Herzöge dort ab 1484 zur Stützung der Universität gestiftet hatten. Eine Woche nach der Weihe des Jakobistiftes kam es in Rostock am 14. Januar 1487 zu schweren Ausschreitungen, zur sogenannten Rostocker Domfehde (1487–1492), in deren Verlauf der Dekan des Stiftskapitels von aufgebrachten Rostockern eingesperrt und dessen Propst, der herzogliche Kanzler und Schweriner Domherr, Thomas Rohde, erschlagen wurde. Die übrigen frisch bestallten Domherren, unter ihnen auch Johannes Mileke, konnten fliehen.[55] Bei der Einigung zwischen der Stadt und den Herzögen wirkte Mileke als herzoglicher Rat und Zeuge mit.[56] Im März 1489 führte er als apostolischer Spezialdelegat und päpstlicher Kommissar eine gerichtliche Untersuchung für das Kloster Rühn durch.[57] 1493 oder 1494 wurde er zum päpstlichen Kollektor für die Diözesen Kammin, Schwerin, Ratzeburg und Lübeck ernannt.[58] Am Ende des Jahres 1497 ist Johannes Mileke verstorben.[59]

52 Matrikel I. Ed. *Hofmeister*, 1, 226: *venerabilis vir dominus et magister Iohannes Mileke decretorum doctor*.

53 Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 14479 (1470 Okt. 25) und 17170 (1478 Dez. 25).

54 Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 19097 (1484 Apr. 5). Vgl. *Witte*, Geschichte (1913), 10.

55 *Wagner*/*Rütz*, Rostock (2016), 899–903.

56 Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 21144–21146 (1491 Mai 20). Vgl. *Hergemöller*, Pfaffenkriege, Bd. 2 (1988), 201–202, 224–225.

57 Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 20451–20455 (1489 März 7).

58 Vgl. *Schuchard*, Kollektoren (2000), 31 Anm. 88 (1494 Dez. 15); *Schulte*, Fugger (1904), 277 (1494 Apr. 21).

59 Noch am 16. September 1497 verhalf er Johannes Wise aus Duderstadt mit seiner Fürsprache zu einer Gratis-Immatrikulation in die Universität Rostock. Vgl. Matrikel I. Ed. *Hofmeister*, 285b: *Iohannes Wise de Duderstad nihil dedit ob preces doctoris Mileke*. Am 20. April 1498 wies Papst Alexander VI. den Propst von Kammin, den Dekan von Güstrow und einen Kanoniker in Halberstadt an, das Archidiakonat in Parchim Peter Wolkow oder dessen Prokurator zu übergeben. Schwerin, Landeshauptarchiv, 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400, Nr. 23629.

Wolfgang von Everstein-Naugard († 1534)

In einer anderen Supplik an den Papst berichten Christian Münchow, Lorenz Passow und Johannes Runghe, drei adlige Kleriker aus der Diözese Kammin, wie sie während ihrer Studienzeit in Rostock, wohl im Frühjahr 1510, an einem Tag um Sonnenuntergang herum, zusammen mit dem Grafen Wolfgang von Naugard, zur Erholung zu der Kirche des Armenhospitals St. Georg vor den Mauern der Stadt gegangen seien, wo der Graf „residierte". Das Hospital St. Georg, ein ehemaliges Leprosorium, lag außerhalb der Stadtmauern, etwa dreihundert Meter vor dem Steintor (Abb. 1).[60] Als sie sich zurück nach Rostock wendeten, seien ihnen 16 Bauernknechte entgegengekommen, die sie freundlich gegrüßt hätten. Doch die Knechte hätten mit Schmähungen geantwortet und seien dann mit Waffen über sie hergefallen. Die durch einen vermeintlich harmlosen Spaziergang herbeigeführte Begegnung endete letztlich mit mindestens zwei Toten und mehreren Verletzten.[61]

Der in diesem Fall geschilderte Spazier-Vorgang gehört zum studentischen Brauch des Heimbegleitens. Vom meist ziellosen Spazierengehen unterschied es sich durch seine deutliche Zielgerichtetheit, indem es einerseits darum ging, einen womöglich unbewaffneten Freund oder Gast im Anschluss an einen gemeinsam verbrachten Abend

60 Heute erinnern vor allem noch die Namen der St.-Georg-Apotheke, St.-Georg-Grundschule und St.-Georg-Straße an den ehemaligen Standort des Hospitals. Vgl. *Keipke*, Hospital St. Georg (2018), 231.

61 RPG IX. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1824: *Cristianus Monnechow, Laurentius Parsow et Johannes Runghen, nob. cler. Camin. dioc. exponunt, quod cum alias ipsi quadam die circa solis occasum de op. Rostocen. Zwerin. dioc, ubi litt. studium viget gener. et in quo oratores litt. operam dantes residebant, ad quandam eccl. hospitalis pauperum s. Gregorii e.m. Rostocen. recreationis causa unacum nob. viro Wolfgango comite de Nengarden etiam inibi residenti ivissent et devenendo ad op. Rostocen. 16 famulis certorum rusticorum ut exp. credebant ebriis obviassent, ipse comes et oratores dictos famulos amicabiliter salutassent, dicti rusticorum famuli, qui armis muniti veniebant, more fatuorum et ebriorum rusticorum maledictionem pro benedictione eis redderent, in eosdem exp. cum armis irruerunt; oratores mortis periculum aliter evitare non valentes vim vi repellendo et seipsos defendendo aliquos ex dictis famulis vulnerarunt et mutilarunt et forsan duos occiderunt; et licet oratores in mortem eorum minime aspiraverunt, sed de hiis ab intimis doluerunt prout dolent de pres. premissaque pro eorum necessaria et licita defensione fecerunt et propterea minime homicide aut irreg. essent censendi, ab aliquibus [tamen simplicibus asseritur ipsos homicidium commisisse], ad ora igitur [talium obstruenda]: supplicatur, quod si vocatis vocandis canonice constiterit de assertis exp. minime homicidii reatum incurrisse nullamque irreg. sive inhabil. maculam sive notam contraxisse, sed eos ad omnes ord. promoveri et benef. retinere posse declarari mandare dignemini [in margine legitur decl. iuris, supra Villareal proc., taxa 6 et 3] (f.i.f. M. regens; et comm. ep. Zwerin. vel eius offic. in spir. gener., fiat M.) Rome 16. apr. 1512*. Immatrikulation von Christian Münchow als *Christianus Monnichouw de Kosselijn* (Köslin) am 3. Juni 1501. Vgl. Matrikel II. Ed. *Hofmeister*, 8a; Promotion von *Carstianus Monnechow* zum Bakkalar der Artes im Winter-Rektorat 1504/05. Vgl. ebd., 21a; Immatrikulation von Lorenz Parsow als *Laurentius Parsow de villa Parsow Caminensis dioc.* (Passow) im April 1510. Vgl. ebd., 42a; Immatrikulation von Johannes Runghen als *Iohannes vamme Runne de Osten* am 24. April 1497. Vgl. ebd., 284a; Immatrikulation von Wolfgang von Everstein-Naugard als *Wulffgangus dei gratia comes de Euerstheen et terre Negardie dominus* am 16. April 1508. Vgl. ebd., 34a.



Abb. 1: *Zacharias Voigt*, Prospect von der Stadt Rostock (1737); Landeshauptarchiv Schwerin [LHAS], 12.12-2, Nr. 485.

sicher nach Hause zu geleiten. Man rechnete damit, in der Dunkelheit anderen Gruppen von Scholaren, Handwerksgesellen oder Wachleuten zu begegnen, woraus sich rasch handgreifliche Auseinandersetzungen ergeben konnten. Andererseits bot das Heimbegleiten Gelegenheit, den geselligen Abend noch etwas in die Länge zu ziehen.[62]

Der Fall gehört jedoch nicht nur zum studentischen Brauch des Spaziergangs, sondern auch in den Bereich der Ehrkonflikte, und zwar deswegen, weil der Graf und die Kleriker adlige Scholaren waren. Nach ihrer Aussage hätten sie die Entgegenkommenden freundlich gegrüßt, doch die Knechte, die bewaffnet daherkamen, hätten ihnen in der Art blödsinniger und betrunkener Bauern Schmähungen für den Segen zurückgegeben und seien mit Waffen über sie hergefallen. Da die Scholaren der Todesgefahr anders nicht entgehen vermochten, hätten sie die Gewalt mit Gewalt beantwortet, sich selbst verteidigt und einige der Knechte verletzt und verstümmelt sowie

62 Vgl. hierzu und zum Folgenden *Siebenhüner*, Zechen (1999), 77–79; *Krug-Richter*/*Braun*, „Gassatum gehen“ (2006), 37 f., u. *Braun*/*Liermann*, Feinde (2007), 144–149.

„etwa zwei“ erschlagen. Deren Tod hätten sie allerdings keineswegs beabsichtigt, sondern seien über diesen zutiefst betrübt, bedauerten ihn bis jetzt und wollten deswegen keineswegs als Mörder oder Rechtsverletzer beurteilt werden. Daher beantragten sie eine Unschuldserklärung vom Vorwurf des Totschlags, so dass sie alle Weihegrade erlangen und alle Pfründen behalten könnten.[63]

Die vier beteiligten Kleriker aus dem Bistum Kammin waren laut dem Text der Supplik allesamt von edler Geburt. Nur für einen von ihnen, den Grafen Wolfgang von Everstein-Naugard (1483–1534), lassen sich allerdings mehrere weitere Informationen zu seiner Biographie finden. Deshalb soll er hier im Mittelpunkt stehen. Wolfgang stammte aus dem niedersächsischen Geschlecht der Grafen von Everstein (Everstein), die vom 13. bis zum 17. Jahrhundert die Herrschaft des Landes zu Naugard, eine Unterherrschaft auf dem Gebiet des Bistums Kammin, besaßen. Das Grafengeschlecht ist 1663 im Mannesstamm erloschen.[64] Graf Wolfgang war erst im Frühling 1508 in Begleitung eines Magisters und zweier Familiaren von der Greifswalder an die Rostocker Universität gewechselt.[65] In Greifswald hatte er das vorangehende Winter-Rektorat 1507/08 als Ehrenrektor bekleidet, und als solcher hatte er ebenso in Rostock das Sommerrektorat 1509 inne.[66] Dass er kurz zuvor als Rektor noch der Exponent der akademischen Gerichtsbarkeit gewesen war, hinderte ihn folglich nicht daran, sich im Frühjahr 1510 selbst in eine handgreifliche Auseinandersetzung zu stürzen. 1518 ist er als Kämmerer des Kardinals Lorenzo Pucci (1513–1531) und als päpstlicher Familiar in Rom nachweisbar.[67] Vom 1. September 1518 bis zu seiner Absetzung, am 12. Oktober 1519, war er Koadjutor des Bistums Kammin.[68] 1524 wird er als Dompropst, 1530 als Domdekan von

63 RPG IX. Bearb. *Schmugge*, Nr. 1824: den Text s. o., bei Anm. 61.

64 Vgl. *Kneschke*, Adels-Lexicon, Bd. 3 (1861), 5–6; *Köbler*, Lexikon (1995), 139 f. u. 408, *Bei der Wieden*, Everstein (1995), u. *Schwennicke*, Grafen (1998), Tafel 84.

65 Universitäts-Matrikeln II,1. Ed. *Friedlaender* (1893), 158: *Illustris ac generosus Wulffgandus de Eversteyen comes de Eversteyen, Neugardie dominus, dedit 2 fl. Simon Sleff de Colberga dedit totum.* Matrikel II. Ed. *Hofmeister*, 34a: *Wulffgangus dei gratia comes de Euerstheen et terre Negardie dominus honoratus cum infrascripto magistro et duobus familiaribus infrascriptis: Andreas Kikebusk magister Gripeswaldensis de Colberge, Simoen Sleff baccalarius Gripeswaldensis de Colberge, Petrus Karith.*

66 Vgl. Universitäts-Matrikeln II,1. Ed. *Friedlaender* (1893), 163: *Rectoratus primus domini comitis Wulffgangi de Eversten, terre Nougerdie domini, electi in rectorem anno Christi millesimo quingentesimo septimo, in die sancti Luce ewangeliste*; Matrikel II. Ed. *Hofmeister*, 38: *Anno domini millesimo quingentesimo nono XIIII mensis Aprilis fuit postulatus in rectorem universitatis generosus et gratiosus dominus Wulffgangus dei gratia comes de Eversteen, terre Neugardie dominus, estivalem et die XXI eiusdem publicatus* (...).

67 *Gatz*, Bischöfe (1996), 92 f. mit Nachweisen.

68 Ebd. 1524 suppliziert er um die Pfarreipfründe in Zirkow und um Vikarien in Bergen, Schwerin und Lübeck. Acta pontificum Danica. Ed. *Krarup*, Bd. VII (1943), Nr. 6424 (zu 1522). 1527 erhält er eine Provision für die strittige Pfarrkirche in Zirkow und die Vikarie in Bergen und suppliziert um Fristverlängerung für deren Besitzergreifung. Ebd., Nr. 6453. Vgl. *Büttner*, Pfarreien (2007), 279 mit Anm. 142 u. 143; 305 u. bes. 498.

Kammin erwähnt.[69] Er verstarb 1534. Da er nicht zu den Bittstellern in der Supplik gehörte, sondern lediglich als Mittäter erwähnt wird, dürfte der unmittelbare Anlass für das Gesuch nicht in seinem Lebensweg zu finden sein.

Gottschalk Erici (auch Erichsen, Eriksen oder Erichson) Rosenkrantz († 1544)

Von einer Auseinandersetzung mit Seeleuten berichtet um 1515 der Kleriker aus der Diözese Schleswig, Gottschalk Erici. Er sei zu nächtlicher Stunde mit einigen Gefährten zu einer Zusammenkunft von Scholaren zu einem (Studenten-)Haus, einer *Regentie*, unterwegs gewesen, als ihm auf der Straße zwei betrunkene Seeleute entgegenkamen. Einer von seinen Gefährten habe zunächst ein Wortgefecht mit den Matrosen gehabt und dann einen Stein nach ihnen geworfen. Doch die Seemänner wären nicht über seinen Gefährten, sondern über ihn, Gottschalk, mit einem großen Knüppel hergefallen. Daraufhin habe er eine Klinge gezückt, um die Gewalt mit Gewalt zu beantworten und sich zu verteidigen, und habe einem der Seemänner die linke Hand abgehauen. Da er sich aber mit ihm habe freundschaftlich einigen können und die Zulassung zu allen Weihegraden erstrebe, bitte er um die Lösung vom Urteil der Exkommunikation, zur Vorsicht auch von der Beschuldigung der Körperverletzung sowie um Dispens vom Weihehindernis.[70]

Angesichts der Schwere der Verletzung wirkt die Schnelligkeit, mit der die gütliche Verständigung darüber erzielt werden konnte, seltsam. Doch darauf, dass die Argumentationen der Bittsteller auf deren Reinwaschung abzielten, wurde ja oben bereits hingewiesen. Zudem war das Tragen von Waffen laut den Statuten der Universität bei Strafe verboten.[71] Diese beiden Eigentümlichkeiten lassen sich allerdings leicht aus der Person des Gewalttäters heraus erklären. Gottschalk Erici, oder auf

69 *Klempin*, Diplomatische Beiträge (1859), 413 f.

70 RPG X. Ed. *Schmugge*, Nr. 570: *Gotschalcus Erici, cler. Sleswic. dioc., exponit, quod ipse alias cum quibusdam sociis nocturno tempore quandam conventum studentium Rostoci Domum Regentium nuncupatum adiret et in via duobus nautis ebriis obviasset, quidam ex sociis eius quedam verba altercatoria cum ipsis nautis habuit et quendam lapidem adversus ipsos emisit, sed ipsi naute quadam magna clava in exponentem irruerunt; exponens ense extracto vim vi repellendo et se defendendo manum sinistram eiusdem naute amputavit; cum autem cum eo amicabiliter concordaverit cupiatque ad omnes ordines promoveri: supplicat de absol. ab excom. sent. et mutilationis reatu ad cautelam et de disp. super irregularitate [supra Contreras proc., taxa 22; in margine a mutilatione] (f.d.s.e. M. regens; comm. ep. Roschilden. vel eius vic. seu offic. generali, fiat M.) Rome 21. iun. 1515*.

71 Statuta prima Academiæ Rostochiensis. Ed. *Westphalen*, 1026–1027: IX, 13: *Item nullus graduatorum seu studentium sine dispensatione præsumat portare cultellum trusilem hic in civitate sub poena amissionis ejusdem et quatuor solidorum fisco universitatis applicandorum totiens quotiens contraierit huic statuto.*

Deutsch: Erichsen, war ebenfalls ein Adliger. Er entstammte der schleswigschen Linie der dänischen Adelsfamilie Rosenkrantz, die auf Kogsbøl (*Cuxbüll* oder *Koxbüll*) in der Gemeinde Emmerlev im Flecken Hoyer (dänisch: Højer) in der Tonderner Marsch ansässig war.[72] Einem Adligen konnte man das Waffentragen trotz statutarischem Verbot schwerlich untersagen. Als solcher dürfte Gottschalk zudem über ausreichende materielle Mittel verfügt haben, um dem Seemann für den Verlust seiner linken Hand zumindest einen finanziellen Ausgleich zu verschaffen. Im Text seiner Bittschrift weist Gottschalk zwar auf seine Zugehörigkeit zum Rostocker universitären Milieu hin, doch kann er in der Universitätsmatrikel nicht sicher identifiziert werden. Wahrscheinlich handelt es sich bei *Godschalcus Ivens de Tunder* (dänisch: Tønder), der sich am 14. November 1505 zusammen mit *Theodericus Kremer de Hoya* (Højer) in Rostock immatrikulierte, um Gottschalk Erichsen.[73] Darauf deuten der Vorname Gottschalk und die Herkunftsorte der beiden Scholaren hin. Die Zunamen Erichsen und Ivensen wurden von den Mitgliedern der Familie Rosenkrantz auf Kogsbøl nicht konsequent verwendet, so dass sich die Forschung nicht sicher ist, ob es sich um eine oder zwei verschiedene Linien des Geschlechts handelt.[74]

Seinen Magistertitel, den er später trug, hat Erichsen an der Kölner Universität erworben, wo er sich am 9. November 1507 als *Gotscalcus de Dachia* für das Studium der Sieben Freien Künste immatrikuliert hatte und in der Bursa Montana wohnte. Am 11. April 1510 begann er unter Aufsicht eines Magisters Vorlesungen zu halten.[75] Sofern die Identifikationen in den Universitätsmatrikeln zutreffen, hat Gottschalk zuerst in Rostock und dann in Köln studiert. Das Datum seiner Supplik (21. Juni 1515) ist dafür wenig aussagekräftig, da es nur den Zeitpunkt wiedergibt, zu dem sie bewilligt und in den Akten der Pönitentiarie registriert, nicht aber den, zu dem sie eingereicht wurde. Erichsens Fall musste aufgrund der Schwere der Tat geprüft werden, so dass sich die Bearbeitungszeit verlängert haben dürfte.[76] Die darin geschilderte Tat konnte also schon Jahre zurückliegen. Warum wandte sich Gottschalk erst nach so langer Zeit an die Kurie?

Einen Hinweis auf den Anlass für die Bittschrift liefert der Lebensweg des Antragstellers. Gottschalk war zunächst Sekretär, 1520 bis 1523 auch Kanzler des dänischen, norwegischen und schwedischen Königs Christian II. (1513–1523; † 1559), als dieser sich in Stockholm aufhielt. Am 1. August 1514 präsentierte ihn der König für die Pfarrei St.

72 Vgl. zu ihm *Heise*, Bidrag (1891); *ders.*, Rosenkrantz (1900); *Bagge*, Gotskalk (1982).

73 Vgl. Matrikel II. Ed. *Hofmeister*, 23a.

74 *Heise*, Bidrag (1891), 189.

75 Matrikel II. Bearb. *Keussen*, 618: *Gotsc. de Dachia; iuravit et solvit*. Ebd., Anm.: 1510 11/4 *incepit sub magistro Andreas de Bartwyck.*

76 *Schmugge*/*Hersperger*/*Wiggenhauser*, Supplikenregister (1996), 18–19.

Petri in Hoyer, Gottschalks Heimatort, der damals zur Diözese Ripen (dänisch: Ribe) gehörte.[77] Hierin könnte der Beweggrund für Gottschalks Gesuch um einen Dispens an der römischen Kurie liegen, denn um die Priesterweihe zu erlangen und in den Genuss der mit der Pfarrei verbundenen Pfründeneinkünfte zu kommen musste er sich von der Exkommunikation lösen und vom Weihehindernis befreien lassen. Laut Signatur der Supplik wurde der Fall zunächst vom Pönitentiar geprüft und dann zur weiteren Untersuchung des Sachverhalts dem zuständigen Bischof *in partibus*, dem Bischof von Roskilde oder dem ihn vertretenden Generaloffizial, übertragen. Nach dessen Rückmeldung wurde Gottschalks Gesuch abschließend, wiederum vom Pönitentiar, positiv beschieden.[78] Mit der Gewalttat könnte auch Gottschalks spätere Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela zusammenhängen, die er von Ende 1524 bis Anfang 1525 unternahm.[79] In einem Brief an Christian II. vom 4. März 1524 teilte er dem König mit, dass er sich entschieden habe, zum Grab des Apostels Jakobus in Spanien zu pilgern. Er habe ein strenges Gelübde abgelegt, kein Fleisch zu genießen, bevor er seine Andachten an der heiligen Stätte verrichtet habe.[80] Möglicherweise nahm er die Fahrt als Bußleistung auf sich.

Später war Gottschalk Rat und Gesandter Kaiser Karls V. (1520–1558) und der Statthalterin der Niederlande, Maria (1531–1558).[81] 1536 oder 1539 wurde er als Anwärter auf eine Domherrenstelle (Domizellar) ins Mainzer Domkapitel aufgenommen.[82] 1539 nahm er Domherrenstelle im Lübecker Domkapitel in Besitz.[83] Im Jahr 1544 nahm er an den Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und dem französischen König Franz I. (1515–1547) in Crépy teil, starb jedoch auf dem Rückweg in die Niederlande am 28. September 1544 in Valenciennes.[84]

77 *Suhm*, Samlinger, Bd. 1, 69: *Magister gotschack ericsen, secretarius domini, habuit presentationem ad ecclesiam parrochialem sancti petri in hoier ripensis diocesis, datam haffnis ipso die bartolomei anno &c.mdxiiii.* Vgl. Regesta diplomatica historiae Danicae I, 639, Nr. 5795.

78 Vgl. oben, Anm. 70.

79 *Allen*, De rebus Christiani secundi Daniae, Norvegiae, Sueciae regis exsulis commentatio, Pars 1 (1844), 84.

80 *Ekdahl*, Arkiv (1836), 628 f. Vgl. *Heise*, Bidrag (1891), 192.

81 Niederländische Akten I. Bearb. *Häpke*, 123, 163 u. 291 f. Vgl. *Geijer*, Geschichte, Bd. 2, 30 mit Anm. 3; *Prüser*, England (1929), 82 Anm. 3; *Lies*, Krieg (2013), 244 u. 363 f. mit Anm. 113, 370 Anm. 133 u. 384.

82 *Helwich*, Nobilitas (1614), (ohne Seitenzählung) zu den Jahren 1536–1543; *ders.*, Elenchus (1623), 239 (zu 1539): *Gotschalcus Ericus a Rosencrantz, canonicus domicellaris, obiit anno 1543*. Vgl. *Heise*, Bidrag (1891), 223.

83 Vgl. *Prange*, Verzeichnis (2014), 354, Nr. 50.

84 *Heise*, Rosenkrantz (1900), 216.

Heinrich Bensedow/Basedow (auch Basenu) († 1523 oder 1524)

Da mittelalterliche Universitätsbesucher der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterstanden und in Bursen und Kollegien eine geistliche Lebensweise pflegten, galten sie aus rechtlicher Perspektive als Kleriker. Spätestens mit ihrer Aufnahme in die Universität begaben sich die Scholaren unter die Obhut des kanonischen Rechts und mussten fortan das geistliche Gewand tragen. Aufgrund dessen nannte man sie *Halfpapen*, also „halbe Pfaffen".[85] Die eindeutige Zuordnung zum Rechtskreis der Kirche war ein Garant für das friedliche Zusammenleben mit den Bürgern der Stadt. Wurde diese Grenze durch Kontaktaufnahme mit dem weiblichen Geschlecht oder gar durch Heirat überschritten, drohten Probleme.[86] Diese Probleme waren einerseits finanzieller Natur, denn die wenigsten Universitätsbesucher konnten den Unterhalt einer Familie bestreiten. In diesem Fall wäre die Universität verpflichtet gewesen, für die Paare und deren Nachkommen Sorge zu tragen. Verstarb der Universitätsbesucher, waren Witwen und Waisen zu versorgen. Das hätte den Fiskus der Universität ebenfalls belastet, und auch über die rechtliche Zugehörigkeit der Familienangehörigen mussten dann Einigungen mit der Stadt erzielt werden. Andererseits wurden sexuelle Aktivitäten außerhalb der Ehe von der Kirche als Sünde verurteilt.

> Erst nach einer gültig geschlossenen Ehe durfte sich ein anständiges Mädchen zum Geschlechtsverkehr bereitfinden. Zumindest wird sie ein vor Zeugen abgelegtes Eheversprechen verlangt haben, bevor sie mit dem Mann ihrer Wahl ins Bett ging. Nicht wenige Frauen, die sich auf ein solches Versprechen verlassen hatten, mussten allerdings später erfahren, dass selbst der Schwur ihres stürmischen Liebhabers später vor Gericht, wenn er bestritt, jemals die Ehe versprochen zu haben, nichts mehr wert war.[87]

Nicht nur für die Frau, sondern auch für ihre Familie galt dies als Schande, und dem Verursacher drohte, zur Wiedergutmachung des Schadens herangezogen zu werden.

Derartige Konfliktpotentiale waren am einfachsten zu vermeiden, wenn die männlichen Universitätsangehörigen von vorne herein keinen Kontakt zum anderen Geschlecht aufnahmen und auch nicht heirateten. Eine Vielzahl von Doktoren und Scholaren waren zudem entweder bereits Inhaber kirchlicher Pfründen oder hofften, über ihr Studium welche zu erlangen. Zwar war an die niederen Weihen die Forderung nach dem Zölibat noch nicht geknüpft. Erst der Empfang der

85 Vgl. hierzu *Schwinges* (Hrsg.), Gelehrte (1996). Dass „Halfpapen" bereits in den mittelalterlichen Hansestädten als abwertende Bezeichnung für Studenten verwendet wurde, belegt der Lübecker Totentanz von 1489. Vgl. Des Dodes Danz. Ed. *Baethcke*, 57; *Schulte*, Totentänze (1990), 80.

86 Vgl. *Brüdermann*, Studenten (1990), 380–420, *Siebenhüner*, Zechen (1999), 79–81 u. 104–120; *Braun*/*Liermann*, Feinde (2007), 159–182; *Wagner*, Magister (2010).

87 *Schmugge*, Ehen (2008), 91. Zum Umgang mit Zwangsheiraten durch die Pönitentiarie und dem kirchenrechtlichen Hintergrund ebd., 91–101.

höheren Weihen, vom Subdiakon an, galt seit dem 2. Laterankonzil (1139) als trennendes Ehehindernis. Wer aber auf eine Pfründe aus war, der vermied es automatisch, in den Stand der Ehe zu treten. Man wird daher in den angedeuteten finanziellen und rechtlichen Problemlagen wichtige Gründe für die ablehnende Haltung der Universität in der Frage der Geschlechterbeziehungen sehen dürfen. Die Statuten mittelalterlicher Universitäten, Universitätskollegien und Bursen schrieben daher für ihre Bewohner die Ehelosigkeit vor.[88]

Auch die Rostocker Universitätsstatuten versuchten den Kontakt zum anderen Geschlecht soweit wie möglich einzuschränken.[89] Obwohl also der Umgang mit Frauen vonseiten der Universität prinzipiell unerwünscht war, gab existierten auch im mittelalterlichen Rostock die damit verbundenen Probleme. Davon berichtet auf zum Teil abenteuerlich anmutende Weise Heinrich Bensedow, Priester der Diözese Lübeck, in seiner Supplik, die er 1499 an den Papst richtete. Darin erklärt er, dass er während seiner Studienzeit, als er sich im dreizehnten Lebensjahr befand und bereits den niederen Weihegrad eines Akoluthen erreicht hatte, durch eine gewisse verdorbene Frau verleitet und verführt worden sei, so dass er danach getrachtet habe, diese Frau durch eine unzüchtige Handlung fleischlich zu erkennen. Obwohl er sie, gehindert durch sein jugendliches Alter, nicht wirklich erkannt habe, sei er im Nachhinein durch Gewalt und Furcht, die auch den Standhaften zu Fall bringen können, gezwungen worden, diese Frau zu ehelichen. Auf Drängen ihres leiblichen Bruders nämlich habe er gemäß dem erforderlichen Brauch dieser Region zwar die laut Kirchenrecht entscheidenden Worte gesprochen, aber entgegen dem durch den örtlichen Bischof erlassenen Verbot sei dies heimlich und ohne Feierlichkeit geschehen. Hierzu habe man ihn während der Nachtzeit außerhalb der genannten Diözese gebracht und dort festgehalten. Verwandte und Freunde der Frau hätten ihn in Gewahrsam genommen und gefangen gehalten, damit er nicht von ihr floh. So gezwungen und misshandelt, habe er einige Zeit mit ihr zusammengewohnt und ohne eheliches Einverständnis versucht, sie zu erkennen. Doch habe er sie, wie schon erwähnt, nicht tatsächlich erkannt. Weil er die fleischliche Vereinigung nicht zustande brachte, sei die Frau von ihm unerkannt und gänzlich unbesudelt geblieben. Schließlich sei es ihm aber noch im 13. Lebensjahr bei der ersten Gelegenheit gelungen, mit vertauschter Tracht, also in weltlicher Kleidung, aus der Haft und von der Frau zu entweichen und sich zu seinem Elternhaus zu begeben. Nun bitte er um eine Erklärung, dass er mit der besagten Frau nicht durch das eheliche Band verknüpft sei, sondern weiterhin in seinen Weihen und in höheren Diensten dienen und auch Pfründen erhalten könne.[90]

88 Vgl. hierzu *Wagner*, Magister (2010).

89 Vgl. oben, Anm. 13.

90 RPG VIII. Bearb. *Schmugge*, Nr. 3404: *Henricus Bensedow presb. Lubic. dioc. exponit, quod cum ipse alias in remotis partibus ageret et litt. studio insisteret et in 13. et. anno in acol. ord. constitutus et per quendam mul. corruptam allectus et inductus eandem mul. actu fornicario carn. cognoscere nixus est, licet iuventute seu etate prohibente illam vere non cognoverit, ac postmodum per vim et metum, qui*

Seinen Darlegungen zufolge hatte Heinrich Bensedow keine gültige Ehe mit der Frau geschlossen. Das entscheidende Argument hierfür bildete seine Angabe, dass er unter Zwang und Furcht (*vi et metu*) geheiratet habe. Damit nahm er Bezug auf eine Dekretale aus dem Liber Extra Papst Gregors IX. (1227–1241), nach der Ehen aus freiem Willen geschlossen werden mussten (X 4.1.29).[91] Da die Pönitentiarie nur die formale Zulässigkeit der Supplik prüfte, nicht aber die Richtigkeit der darin enthaltenen Aussagen, genügten ihr einstweilen Heinrichs Angaben, um ein formales Verfahren in Gang zu setzen. Sein Fall wurde zugelassen und hätte dann im Prinzip an das örtliche bischöfliche Gericht zurückverwiesen werden müssen. Weil Heinrich aber zuvor erklärt hatte, dass er nicht sicher nach Lübeck gelangen könne, wurden der Propst und der Dekan der Bremer Kirche mit der Überprüfung des Sachverhalts beauftragt. Erst wenn sie die Partei der Frau angehört und Zeugen zur Sache vernommen hatten und deren Aussagen mit Heinrichs übereinstimmten, mussten sie der Entscheidung der Pönitentiarie folgen und die Ehe, wie von ihm beantragt, für ungültig erklären.[92]

Heinrich Bensedow hatte schwer gesündigt: Er hatte sich des vorehelichen Geschlechtsverkehrs, der *fornicatio*, also der Unzucht, schuldig gemacht; zumindest hatte er nach eigener Aussage den Versuch dazu unternommen. Zwar hatte er zum Tatzeitpunkt erst den niederen Weihegrad eines Akoluthen inne, so dass er streng ge-

---

cadere poterant in constantem, compulsus cum illa matrim. per verba de pres. contra interdictum per loci ordin. positum ad instantiam fratris carn. ipsius exp. clam et sine sollempnitate iuxta iuris dispositionem et partium illarum morem requisitus et nocturno tempore extra dictam dioc. deductus ac detentus absque aliquo consensu contraxit ac eidem mul. per consanguineos et amicos eiusdem, qui exp. in custodiam habebant et reclusum, ne ab eadem mul. aufugeret, per aliquod tempus compulsus et coactus eidem cohabitavit eamque citra aliquem matrim. consensum carn. cognoscere attemptavit, licet eandem vere non cognovit ut prefertur; mul. per exp. incognita et in nullo penitus polluta remansit nec una caro effici potuit; deinde vero exp. adhuc in 13. et. anno constitutus quamprimum potuit sub habitu transmutato et veste laicali a custodia et mul. prefata aufugit et ad paternam domum se contulit; cum autem explorati iuris sit, quod si furiosus cum corrupta aut duobus uxoribus contrahit cessante furore non impeditur, quo minus in ord. ministrare valeat, primo si errore ductus credens contrahere cum non sibi consanguinea cum consanguinea contrahet quamvis vidua bigamus non indicetur cum consensus non affuerit, et nil sit tam contrarium consensui quam error ipsaque animi divisio in plures et intentio cum opere subsecuto faciunt bigamum, et cum in matrimonialibus animus coactus aut voluntas coacta voluntas non sit neque consensus dici possit, et liber consensus in matrimonialibus requiratur alias matrim. irritum sit ipso iure nec matrim. esse noscitur, exp. vi et metu sic contractum matrim. nullo umquam tempore ratificaverit seu ad id consensum prebuerit cupiatque in suis ord. et in alt. ministerio ministrare et benef. recipere, a nonnullis tamen simplicibus asseritur ipsum prefate mul. vinculo matrim. astrictum fore et bigamie notam contraxisse, ad ora igitur talium obstruenda: supplicat de decl. ipsum dicte mul. vinculo matrim. astrictum non esse, sed in suis ord. et in alt. ministerio ministrare et benef. recipere posse (f.u.i. Jul. Brictonorien.; et comm. prep. et dec. eccl. Bremen., cum exp. ad Lubic. dioc. tutus non pateat accessus, fiat Jul.; videat eam D. de Jacobatiis, Jul.; comm. eisdem, ut vocatis vocandis constito de assertis declaret ut petitur) Rome 9. mai. 1499.

91 Vgl. Corpus Iuris Canonici II. Ed. *Friedberg*, 672: *Libera matrimonia esse debeant*.

92 Vgl. oben, Anm. 90.

nommen noch nicht zum Zölibat verpflichtet war, doch empfahl er sich mit seiner Handlungsweise aus moralischer Sicht nicht gerade für höhere kirchliche Aufgaben. Darüber hinaus hatte er sich als Kleriker ein Eheversprechen abnötigen lassen.[93]

Nach eigener Angabe war Heinrich zum Tatzeitpunkt erst 13 Jahre alt. Ehemündigkeit setzte nach damaliger Rechtsauffassung bei Knaben erst mit 14 Jahren ein, konnte jedoch im Einzelfall ebenso darunter oder darüber liegen, wobei Volljährigkeit nach dem Spruch „Heirat macht mündig" auch vorzeitig eintreten konnte. Die Kirche stellte hingegen auf das tatsächliche Eintreten der Geschlechtsreife ab.[94] Dies wird der Hauptgrund dafür gewesen sein, dass Heinrich seine jugendliche Impotenz mehrfach betonte.

Bei Heinrich Bensedow dürfte es sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um Heinrich Basedow aus Lübeck handeln. Sein Vater war der Lübecker Kaufmann und Ratsherr Dietrich Basedow, sein Stiefbruder der Lübecker Kanoniker Jordan Basedow.[95] 1483 erhielt Heinrich eine Domherrenstelle im Lübecker Domkapitel.[96] Am 9. September 1484 immatrikulierte er sich zusammen mit seinem Bruder Sander in die Universität Rostock, wohl um sein zweijähriges Pflichtstudium, das Biennium, dort zu absolvieren.[97] 1499 wurde er Kanoniker im Domstift Dorpat (estnisch: Tartu) und am 12. Februar 1501 als Heinrich II. Bischof von Kurland.[98] Im Jahr 1499, als er seine Supplik an der Kurie einreichte, stand Heinrich also gerade vor einem wichtigen Schritt in seiner kirchlichen Karriere. Den Prozess vor der Pönitentiarie wird er angestrengt haben, damit kein Schatten auf seine künftige Laufbahn fallen konnte. Wohl auch deshalb wollte er Lübeck unbedingt als Gerichtsort vermeiden, denn üble Nachrede mochte seinem weiteren Aufstieg nicht gerade zuträglich sein.

Von Heinrich II. Basedow ist sogar eine zeitgenössische bildliche Darstellung überliefert. Es handelt sich um seine 1,82 m x 2,80 m große Grabplatte, die sich im Chor der Kirche St. Johannis (Abb. 2) in Hasenpoth (lettisch: Aizpute), rechts vom Altar befindet (Abb. 3 und 4). Sie zeigt die nahezu lebensgroße Figur des Bischofs mit fürbittender Handhaltung unter einem reich gestalteten gotischen Architekturbogen. Die erhaben und in vertiefter Zeile ausgeführte Inschrift, die das innere Feld zwischen den vier durch Vierpässe gefassten Evangelistensymbolen in den Ecken in der

93 Vgl. *Müller*, Yes (2015), 281–305.

94 Vgl. *Brauneder*, Alter (1980); *Ogris*, Mündigkeit (1984); *Olechowski*, Mündigkeit (2016).

95 Zu Dietrich Basedow s. *Dünnebeil*, Zirkel-Gesellschaft (1996), 233–237; zu seinem Sohn Jordan aus zweiter Ehe s. *Prange*, Verzeichnis (2014), 349 f., Nr. 34, u. *Voßhall*, Verwandtschaft (2016), 353 f., ID/Nr. 11. Jordans Nachfolger auf dem Lübecker Kanonikat war übrigens Gottschalk Erichsen (Erici). Vgl. *Prange*, Verzeichnis (2014), 354, Nr. 50.

96 Vgl. *Prange*, Verzeichnis (2014), 349; *Voßhall*, Verwandtschaft (2016), 352 f., ID/Nr. 10.

97 Immatrikulation als *Hinricus Basedow de Lubeck* zusammen mit *Sanderus Basedow de Lubeck* am 9. September 1484. Vgl. Matrikel I. Ed. *Hofmeister*, 238b.

98 Vgl. *Eubel*, Hierarchia Catholica, Bd. 2 (^{2}1914), 141; *Arbusow*, Geistlichkeit (1911–1913), 12 f.; *ders.*, Grundriss (^{4}1918), 323; *Gatz* (Hrsg.), Bistümer (2003), 329; *Hertwich*, Domkapitel (2004); *Voßhall*, Verwandtschaft (2016).



Abb. 2: Kirche Sankt Johannis in Hasenpoth; © Bildarchiv Foto Marburg, fm417038.

schlanken, gitterartigen Spätform der gotischen Minuskel an vier Seiten umläuft, lautet:

> *[Anno · domin]i · Mccccc / [- - -] obii[t] · revere(n)d(us) · in ·/ (christ)o · pater · d(omi(n)u(s) / he(n)ricus · basdow · Curonen(sis) · ep(iscopu)s · cu(ius) · a(nima) · requ(iescat) · i(n) · [pace · amen] ·*
>
> „Im Jahre des Herrn 15[...] starb der hochwürdige Vater in Christus Herr Heinrich Basedow, Bischof von Kurland, dessen Seele in Frieden ruhen möge. Amen."

Zu Füßen des Bischofs stehen drei Wappenschilde: in der Mitte der des Bistums Kurland mit dem Lamm Gottes. Die beiden anderen Wappen verweisen auf die Eltern des Bischofs, den schon erwähnten Dietrich Basedow (Schrägbalken, belegt mit zwei Sicheln) und dessen erste Gemahlin Hedwig (Heleke) Lüneburg (drei Türme, 2:1).[99] Sowohl die Basedows als auch die Lüneburgs gehörten zum Lübischen Patriziat und stellten mehrere Mitglieder der Zirkelgesellschaft.[100] In der Inschrift fehlen das genaue Todesjahr und der Todestag. Da sein Nachfolger als Bischof, Hermann II. Run-

99 *Schmid*, Burgen (1921), 236 f.
100 *Dünnebeil*, Zirkel-Gesellschaft (1996), Register.

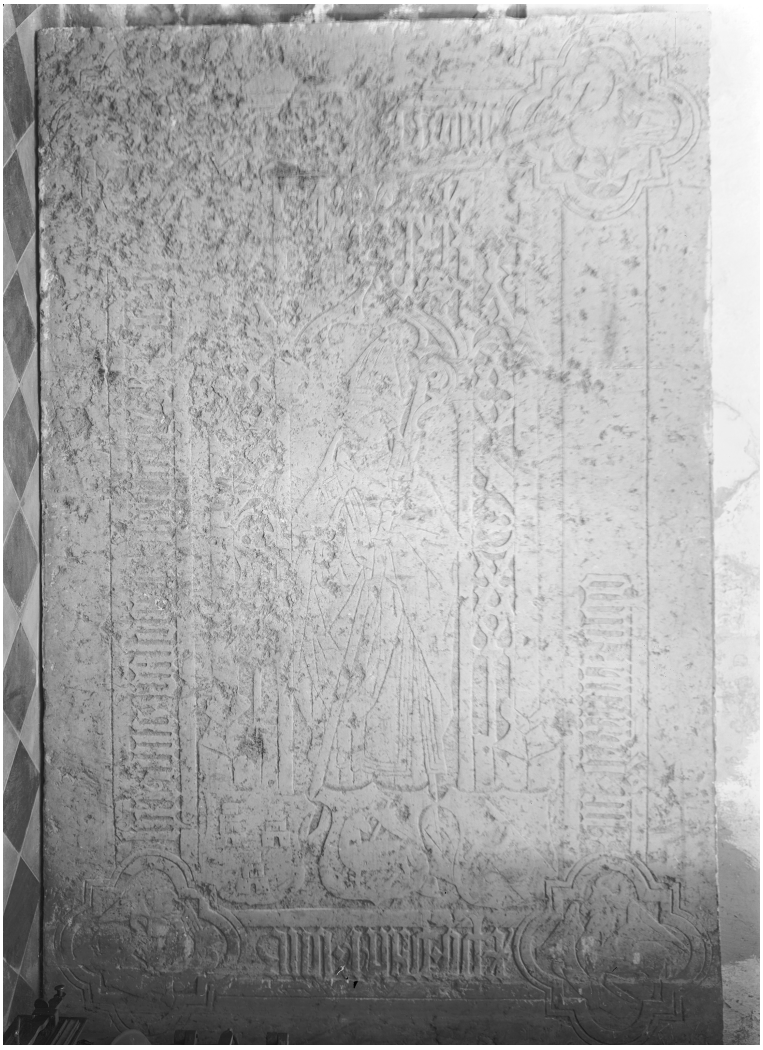


Abb. 3: Grabplatte des Bischofs Heinrich II. Basedow (1501–1524) in Hasenpoth, Sankt Johannis; © Bildarchiv Foto Marburg, fm152754.

nenbergh (Kunnenbergh) (1524–1537), sein Amt am 2. März 1524 übernahm,[101] dürfte Heinrich II. Basedow Ende 1523 oder Anfang 1524 verstorben sein.

101 Vgl. *Eubel*, Hierarchia Catholica, Bd. 3 (²1923), 183; *Arbusow*, Geistlichkeit (1911–1913), 174.

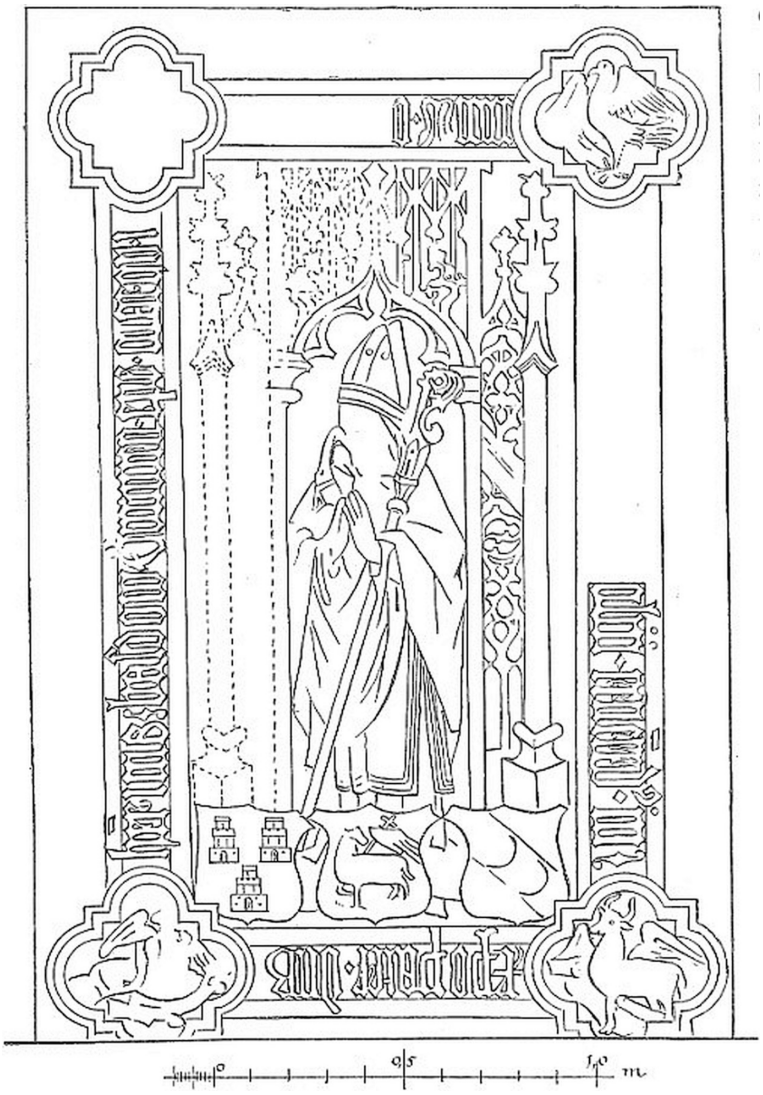


Abb. 4: Umzeichnung der Grabplatte Heinrichs II. Basedow, aus: *Schmid*, Burgen (1921), 237.

Zusammenfassung

Die personengeschichtlichen Ermittlungen zu vier ehemaligen Scholaren der Universität Rostock, die sich mit Suppliken an die päpstliche Pönitentiarie in Rom wandten, weil sie während ihrer Studienzeit durch schwere Körperverletzung, Totschlag oder Unzucht gegen das geltende Kirchrecht verstoßen hatten, hat mehrere Ergebnisse er-

bracht, die nicht allein für die Rostocker Universitätsgeschichte und die Erforschung späterer Karriereverläufe mittelalterlicher Universitätsbesucher von Belang sind, sondern auch allgemein, für die Erhellung der Schreibanlässe von Bittstellern an die Kurie und die Aufklärung ihrer Beziehungen zum päpstlichen Hof wie zu den Höfen weltlicher Herrscher von Interesse sein können. Bei hinreichender Quellendichte lassen sich die hier verfolgten Ansätze ebenso für weitere Universitätsbesucher wie für nichtuniversitäre Supplikanten fruchtbar machen.

Die vorliegende Untersuchung hat ergeben, dass man alle vier Täter oder Mittäter identifizieren und sowohl in regionale Quellen als auch in Quellen verschiedener Regionen hineinverfolgen kann. Die Quellenbelege beschränken sich nicht auf die Stadt Rostock und die Region Mecklenburg, sondern reichen bis nach Rom und an den kaiserlichen Hof. Auf dieser Grundlage stellte sich heraus, dass es sich bei den Bittstellern, also den Tätern, keineswegs um „gewöhnliche“ oder „einfache“ Menschen handelte, sondern um Angehörige des städtischen Patriziats, des Adels und des hohen Klerus, die zum Teil hervorragende Beziehungen zum päpstlichen Hof besaßen oder zeitweise selbst Angehörige der Kurie waren. Aufgrund der vorliegenden Belegdichte ließ sich bei dreien von ihnen sogar feststellen, in welcher Lebenssituation sie sich befanden, als sie sich wegen einer Unschuldserklärung an den Papst wandten. So wollte der frisch als Propst bestallte Johannes Mileke offenbar seine Kritiker im Güstrower Kollegiatkapitel durch eine päpstliche Unschuldserklärung zum Verstummen bringen. Auch Gottschalk Erichsen aus der angesehenen dänischen Adelsfamilie Rosenkrantz war wohl daran gelegen, ohne einen lästigen Rechtsstreit in den Besitz der ihm vom König übertragenen Pfarrei zu kommen. Und ebenso scheint es dem Lübecker Patriziersohn Heinrich Basedow darum gegangen zu sein, unmittelbar vor seiner Ernennung zum Bischof von Kurland den dunklen Fleck der Unzucht von seiner Weste zu entfernen. Keiner der Bittsteller brachte in seiner Supplik allerdings die Sorge um sein Seelenheil als handlungsleitendes Motiv zum Ausdruck. Auf Jenseitsfürsorge waren die zwei Prälaten und der sonst durchaus fromme königliche Rat in diesem Zusammenhang offenbar nicht vorrangig bedacht. Der Zeitpunkt der Antragstellung in ihrem Lebenslauf legt daher den Schluss nahe, dass sie eher aus Angst um ihre Pfründeneinkünfte und die reibungslose Fortführung ihrer Karriere aktiv wurden.

Bibliographie

Quellen

Greifswald, Bibliothek des Geistlichen Ministeriums (Dombibliothek St. Nikolai), 1.A.I. Bartholomaeus Brixiensis. Georg Walter.

Rostock, Universitätsarchiv, 1.02.0 – Rektorat 1419–1900, R C V 17: Disziplinarangelegenheiten gegen Studenten.

Schwerin, Landeshauptarchiv [LHAS], 11.11, Regesten mecklenburgischer Urkunden ab 1400.
Schwerin, Landeshauptarchiv [LHAS], 12.12-2, Nr. 485: *Zacharias Voigt*, Prospect von der Stadt Rostock (1737).

Acta pontificum Danica. Pavelige aktstykker vedrørende Danmark 1316–1536, Bd. 7: Supplementum. Ed. *Alfred Krarup*. København u. a. 1943.
Niederländische Akten und Urkunden zur Geschichte der Hanse und zur deutschen Seegeschichte, Bd. 1: 1531–1557. Bearb. *Rudolf Häpke*. Berlin 1913.
Corpus Iuris Canonici. Ed. *Aemilius Friedberg*, 2 Bde. Leipzig 1879–1897 (ND Graz 1959).
Des Dodes Danz. Nach den Lübecker Drucken von 1489 und 1496. Ed. *Hermann Baethcke*. Tübingen 1876.
Nils Johan Ekdahl, Christiern II.s Arkiv. Handlingar rörande Severin Norby, Bd. 2. Stockholm 1836.
Die Matrikel der Universität Köln, Bd. 2: 1476–1559. Bearb. *Hermann Keussen*. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 8) Bonn 1919.
Die Matrikel der Universität Rostock. Ed. *Adolph Hofmeister* / *Ernst Schäfer*, 7 Bde. Rostock 1889–1922.
Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Geschlechts von Maltzahn, Ed. *G[eorg] C[hristian] F[riedrich] Lisch*, Bd. 3: 1432–1475. Schwerin 1851.
Regesta diplomatica historiae Danicae. Index chronologicus diplomatum et literarum, historiam Danicam inde ab antiquissimis temporibus usque ad annum 1660 ill., quae in libris hactenus ed. vulgata sunt, Bd. 1: 822–1536. Haunia 1847.
Repertorium Germanicum, Bd. 7,1: Verzeichnis der in den Registern und Kameralakten Calixts III. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien 1455–1458. Bearb. *Ernst* Pitz / *Hubert Höing*. Tübingen 1989.
Repertorium Germanicum, Bd. 8,1: Verzeichnis der in den Registern und Kameralakten Pius' II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien 1458–1464. Bearb. *Dieter Brosius* / *Ulrich Scheschkewitz* / *Karl Borchard*, Tübingen 1993.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 1: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Eugens IV. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1431–1447. Bearb. *Ludwig Schmugge* / *Paolo Ostinelli* / *Hans Braun*, Tübingen 1998.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 2: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Nikolaus' V. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1447–1455). Bearb. *Ludwig Schmugge* / *Krystyna Bukowska* / *Alessandra Mosciatti*. Tübingen 1999.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 3: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Calixts III. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1455–1458. Bearb. *Ludwig Schmugge* / *Wolfgang P. Müller*, Tübingen 2001.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 4: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Pius' II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1458–1464). Bearb. *Ludwig Schmugge* / *Patrick Hersperger* / *Béatrice Wiggenhauser*. Tübingen 1996.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 5: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Pauls II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1464–1471). Bearb. *Ludwig Schmugge* u. a. Tübingen 2002.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 6: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Sixtus IV. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1471–1484). Bearb. *Ludwig Schmugge* / *Michael Marsch* / *Alessandra Mosciatti*. Tübingen 2005.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 7: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Poenitentiarie Innozenz' VIII. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1484–1492). Bearb. *Ludwig Schmugge* / *Alessandra Mosciatti* / *Wolfgang P. Müller*, 2 Bde. Tübingen 2008.

Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 8: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Poenitentiarie Alexanders VI. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1492–1503). Bearb. *Ludwig Schmugge* / *Alessandra Mosciatti*, 2 Bde. Berlin / Boston 2012.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 9: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Poenitentiarie Pius' III. und Julius' II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1503–1513). Bearb. *Ludwig Schmugge*, 2 Bde. Berlin / Boston 2014.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 10: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Leos X. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches (1513–1521). Bearb. *Ludwig Schmugge*, 2 Bde. Berlin / Boston 2016.
Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 11: Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Hadrians VI. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1522–1523. Bearb. *Ludwig Schmugge*. Berlin / Boston 2018.
Peter Frederik Suhm, Nye Samlinger til den danske Historie, Bd. 1. Kjøbenhavn 1792.
Statuta prima Academiæ Rostochiensis Anno 1419. inchoatæ. Ex authentico codice membranaceo descripta. Ed. *Ernst Joachim von Westphalen*, in: *ders.* (Hrsg.), Monumenta inedita rerum Germanicarum præcipue Cimbricarum et Megapolensium [...], Bd. 4, Leipzig, Sp. 1008–1047, Nr. LXXI.
Aeltere Universitäts-Matrikeln, Teil 2: Universität Greifswald, Bd. 1. Ed. *Ernst Friedlaender*. (Publicationen aus den k. Preußischen Staatsarchiven 52) Leipzig 1893.

Literatur

Carl Ferdinand Allen, De rebus Christiani secundi Daniae, Norvegiae, Sueciae regis exsulis commentatio, Pars 1, Haunia 1844.
Leonid Arbusow, Grundriss der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Aufgrund d. v. Verf. hinterlassenen Materials besorgt durch Leonid Arbusow jun. Riga ^{4}1918.
Leonid Arbusow, Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert. Dritter Nachtrag, in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik (1911–1913), 1–432.
Povl Bagge, Gotskalk Eriksen Rosenkrantz, in: Dansk Biografisk Leksikon. Bd. 12: Rasmusen–Scavenius. Kopenhagen ^{3}1982, online: https://biografiskleksikon.lex.dk/Gotskalk_Eriksen_Rosenkrantz (Zugriff: 30.12.2022).
Helge Bei der Wieden, Die Grafen von Everstein an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, in: Werner Buchholz / Günter Mangelsdorf (Hrsg.), Land am Meer. Pommern im Spiegel seiner Geschichte. Roderich Schmidt zum 70. Geburtstag. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern Rh. 5, 29) Köln / Weimar / Wien 1995, 276–378.
Tina Braun / *Elke Liermann*, Feinde, Freunde, Zechkumpane. Freiburger Studentenkultur in der Frühen Neuzeit. (Münsteraner Schriften zur Volkskunde / Europäischen Ethnologie 12) Münster 2007.
Wilhelm Brauneder, Alter, 2. Volljährigkeit (Vogtbarkeit, Mundbarkeit), in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 1. München / Zürich 1980, Sp. 471.
Stefan Brüdermann, Der Göttinger Studentenauszug 1790. Handwerkerehre und akademische Freiheit (Lichtenberg-Studien 8) Göttingen 1997.
Stefan Brüdermann, Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert. (Göttinger Universitätsschriften, Serie A 15) Göttingen 1990.
Bettina Bubach, Richten, Strafen und Vertragen. Rechtspflege der Universität Freiburg im 16. Jahrhundert. Berlin 2006.
Bengt Büttner, Die Pfarreien der Insel Rügen. Von der Christianisierung bis zur Reformation. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern 5; Forschungen zur Pommerschen Geschichte 42) Köln / Weimar 2007.

Sonja Dünnebeil, Die Lübecker Zirkel-Gesellschaft. Formen der Selbstdarstellung einer städtischen Oberschicht. (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck. Reihe B 27) Lübeck 1996.

Nils Johan Ekdahl, Christiern II.s Arkiv. Handlingar rörande Severin Norby, Bd. 2. Stockholm 1836.

Arnold Esch, Die Lebenswelt des europäischen Spätmittelalters. Kleine Schicksale selbst erzählt in Schreiben an den Papst. München 2014.

Arnold Esch, Wahre Geschichten aus dem Mittelalter. Kleine Schicksale selbst erzählt in Schreiben an den Papst. München 2012.

Konrad Eubel, Hierarchia catholica medii aevi et recentioris aevi sive summorum pontificum, S.R.E. cardinalium, ecclesiarum antistium series. Ab anno 1198 usque ad pontificatum Pii Gregorii PP. XVI perducta, 7 Bde. Münster 1898–1958.

Thomas Frenz, Papsturkunden des Mittelalters und der Neuzeit. Stuttgart ^{2}2000.

Marian Füssel, Gewalt im Zeichen der Feder. Soziale Leitbilder in akademischen Initiationsriten der Frühen Neuzeit, in: Claudia Ulbrich / Claudia Jarzebowski / Michaela Hohkamp (Hrsg.), Gewalt in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD. (Historische Forschungen 81) Berlin 2005, 101–116.

Marian Füssel, Studentenkultur als Ort hegemonialer Männlichkeit? Überlegungen zum Wandel akademischer Habitusformen vom Ancien Regime zur Moderne, in: Martin Dinges (Hrsg.), Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. (Geschichte und Geschlechter 49) Frankfurt (Main) 2005, 85–100.

Marian Füssel, Riten der Gewalt. Zur Geschichte der akademischen Deposition und des Pennalismus in der frühen Neuzeit, in: Zeitschrift für Historische Forschung 32 (2005), 605–648.

Marian Füssel, Devianz als Norm? Studentische Gewalt und akademische Freiheit in Köln im 17. und 18. Jahrhundert, in: Westfälische Forschungen 54 (2004), 145–166.

Erwin Gatz (Hrsg.) / *Clemens Brodkorb* / *Helmut Flachenecker* (Mitwirk.), Die Bistümer des Alten Reiches von ihren Anfängen bis zur Säkularisation. Freiburg (i. Br.) 2003.

Erwin Gatz (Hrsg.) / *Clemens Brodkorb* (Mitarb.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448–1648. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1996.

Bruno Gebhardt, Gravamina der deutschen Nation gegen den römischen Hof. Breslau ^{2}1895.

Erik Gustaf Geijer, Geschichte Schwedens, Bd. 2. Übers. v. Swen Peter Leffler. (Allgemeine Staatengeschichte 2) Hamburg 1832.

Emil Göller, Die Päpstliche Pönitentiarie. Von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgestaltung unter Pius V., 2 Bde. in 4 Teilen. (Bibliothek des Kgl. Preussischen Instituts in Rom 3, 4, 7, 8) Rom 1907–1911 (ND Turin 1980).

Melanie Hahn u. a., Güstrow. Kollegiatstift S. Maria, S. Johannes Evangelist, S. Cecilia (Säkularkanoniker), in: Wolfgang Huschner / Ernst Münch / Cornelia Neustadt / Wolfgang Eric Wagner (Hrsg.), Mecklenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte, Kommenden und Prioreien (10./11.–16. Jahrhundert), Bd. 1. Rostock 2016, 331–365.

A. Heise, Rosenkrantz, Gotskalk Eriksen, in: Carl Frederik Bricka (Hrsg.), Dansk biografisk Lexikon, Bd. 14: Resen – Saxtrup. Kopenhagen 1900, 214–216.

A. Heise, Bidrag til Familien Rosenkrantz's Historie i det 1 ode Aarhundrede, VI: Mester Godskalk Eriksen Rosenkrantz, Kristiera H's Kansler og Kejser Karl Y's Raad. † 1544, in: Personalhistorisk Tidsskrift (1891), 2. Raekke, 6. Binds, 3. Hefte, 189–228.

Georg Helwich, Elenchus nobilitatis ecclesiae Moguntinae, in: Georg Christian Joannis, Rerum Moguntiacarum volumen primum et secundum. Frankfurt (Main) 1722, 205–264.

Georg Helwich, Nobilitas ecclesiae Moguntinae, hoc est, omnium canonicorum metropolitanae ecclesiae Mogunt. nomina, ab anno Christi 1500 usque ad praesentem 1614 annum, eo ordine, quo in ipsis calendariis annuis dictae ecclesiae poni solent, per annos singulos distincta. Mainz 1614.

Bernd–Ulrich Hergemöller, „Pfaffenkriege“ im spätmittelalterlichen Hanseraum. Quellen und Studien zu Braunschweig, Osnabrück, Lüneburg und Rostock, Bd. 2. (Städteforschung Rh. C, 2,2) Köln / Wien 1988.

Erwin Hertwich, Das Kurländische Domkapitel bis 1561. Untersuchungen über die persönliche Zusammensetzung des Kapitels hinsichtlich der Herkunft und Laufbahn seiner Bischöfe und Domherren, in: Radosław Biskup / Mario Glauert (Hrsg.), Die Domkapitel des Deutschen Ordens in Preussen und Livland. (Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Beiheft 17) Münster 2004, 147–267.

Walter von Hofmann, Forschungen zur Geschichte der kurialen Behörden vom Schisma bis zur Reformation, 2 Bde. (Bibliothek des Kgl. Preussischen Instituts in Rom 12 u. 13) Rom 1914.

Adolph Hofmeister, Rostocker Studentenleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert, in: Archiv für Kulturgeschichte 4 (1906), 1–50, 171–196, 310–348.

Adolf E. Hofmeister, Hofmeister, Gotthilf Christian Adolph, in: Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Bd. 5. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg: Reihe A, 5) Lübeck 2009, 182–184.

Bodo Keipke, Hospital St. Georg, in: Reno Stutz (Hrsg.), Rostock-Lexikon. Alles über die Hanse- und Universitätsstadt Rostock. Rostock 2018, 231.

Robert Klempin, Diplomatische Beiträge zur Geschichte Pommerns aus der Zeit Bogislaws X. Berlin 1859.

Ernst Heinrich Kneschke, Neues allgemeines deutsches Adels-Lexicon, Bd. 3: Eberhard – Graffen, Leipzig 1861.

Gerhard Köbler, Historisches Lexikon der deutschen Länder. Die deutschen Territorien vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München ^{5}1995.

Karl Krüger, Verfassungsgeschichte der Stadt Güstrow bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, in: Mecklenburgische Jahrbücher 97 (1933), 1–86.

Barbara Krug-Richter, „Du Bacchant, quid est Grammatica?“ Konflikte zwischen Studenten und Bürgern in Freiburg / Br. in der Frühen Neuzeit, in: Ruth-Elisabeth Mohrmann (Hrsg.), Praktiken des Konfliktaustrags in der Frühen Neuzeit. Münster 2004, 79–104.

Barbara Krug-Richter, Von Messern, Mänteln und Männlichkeit. Aspekte studentischer Konfliktkultur im frühneuzeitlichen Freiburg im Breisgau, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 1 (2004), 26–52.

Barbara Krug-Richter / Tina Braun, „Gassatum gehn“. Der Spaziergang in der studentischen Kultur der Frühen Neuzeit, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 9 (2006), 35–50.

Jan Martin Lies, Zwischen Krieg und Frieden. Die politischen Beziehungen Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen zum Haus Habsburg (1534–1541). (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 231) Göttingen 2013.

Georg Christian Friedrich Lisch, Ein Kalands-Buch der Stadt Güstrow, in: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 44 (1879), 3–32.

Wolfgang P. Müller, Yes and No. Late Medieval Dispensations from Canonical Bigamy in Theory and Practice, in: Traditio 70 (2015), 281–305.

Wolfgang P. Müller, Die Gebühren der päpstlichen Pönitentiarie (1338–1569), in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 78 (1998), 189–261.

Werner Ogris, Mündigkeit, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 3. Berlin 1984, Sp. 738–742.

Thomas Olechowski, Mündigkeit, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 3. Berlin ^{2}2016, Sp. 1678–1680.

Wolfgang Pfeifer u. a. Rabauke, in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Bearb. v. *Wolfgang Pfeifer* u. a. Berlin ^{2}1993, digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, online: https://www.dwds.de/wb/etymwb/Haus (Zugriff: 30.12.2022).

Marko A. Pluns, Die Universität Rostock 1418 – 1563. Eine Hochschule im Spannungsfeld zwischen Stadt, Landesherren und wendischen Hansestädten. (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte. Neue Folge 58) Köln / Weimar / Wien 2007.

Wolfgang Prange, Verzeichnis der Domherren 1530–1804, in: *ders.*, Bischof und Domkapitel zu Lübeck. Hochstift, Fürstentum und Landesteil 1160–1937. Lübeck 2014, 327–440.

Friedrich Prüser, England und die Schmalkaldener 1535–1540. (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 11) Leipzig 1929 (ND New York 1971).

Frank Rexroth, Der Graf und sein Doppelgänger. Entscheidungsprozesse, Gruppenbildung und ihre sozialen Konsequenzen seit ca. 1070, in: Wolfgang Eric Wagner (Hrsg.), Entscheidungsfindung in spätmittelalterlichen Gemeinschaften. (Kulturen des Entscheidens 8) Göttingen 2022, 138–151.

Frank Rexroth, Für immer Korporation? Der strukturelle Konservatismus der Universität, in: Marc von der Höh (Hrsg.), Traditionen, Zäsuren, Dynamiken. 600 Jahre Universität Rostock. Köln 2019, 143–161.

Frank Rexroth, Planskizze für ein Luftschloss. Die rudolfinische Stiftungsurkunde von 1365 und die Entstehung der Wiener Universität, in: Michael Viktor Schwarz / Heidrun Rosenberg (Hrsg.), Wien 1365. Eine Universität entsteht. Wien 2015, 14–27

Frank Rexroth, Wie sozialisiert man eine Hochschule? Die Eröffnungsfeiern der mittelalterlichen deutschen Universitäten und die Gründung der Erfurter Universität (28. April 1392), in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 21 (1998), H. 1, 19–33.

Frank Rexroth, Städtisches Bürgertum und landesherrliche Universitätsstiftung in Wien und Freiburg, in: Heinz Duchhardt (Hrsg.), Stadt und Universität. (Städteforschung, Rheihe A: Darstellungen 33) Köln 1993, 13–31.

Frank Rexroth, Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln. Die Intentionen des Stifters und die Chancen ihrer Realisierbarkeit im spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaat. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 34) Köln 1992.

Johannes Baptist Sägmüller, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts, 2 Bde. Freiburg (i. Br.) ^{3}1914.

Andreas Röpcke / Ernst Badstübner / Cornelia Neustadt, Schwerin. Domstift S. Maria, S Johannes Evangelist (Säkularkanoniker), in: Wolfgang Huschner / Ernst Münch / Cornelia Neustadt / Wolfgang Eric Wagner (Hrsg.), Mecklenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte, Kommenden und Prioreien (10./11.–16. Jahrhundert), Bd. 2. Rostock 2016, 1021–1064.

Kirsi Salonen / Ludwig Schmugge, A Sip from the „Well of Grace". Medieval Texts from the Apostolic Penitentiary. (Studies in Medieval and Early Modern Canon Law 7) Washington, D. C. 2009.

Norbert Schindler, Nächtliche Ruhestörung. Zur Sozialgeschichte der Nacht in der frühen Neuzeit, in: ders. (Hrsg.), Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit. Frankfurt (Main) 1992, 215–257.

Bernhard Schmid, Die Burgen des deutschen Ritterordens in Kurland, in: Zeitschrift für Bauwesen 71 (1921), 199–238.

Tilmann Schmidt, Die Gründung der Universität Rostock im Spiegel der Urkunden, in: Peter Jakubowski / Ernst Münch (Hrsg.), Universität und Stadt. Wissenschaftliche Tagung anläßlich des 575. Jubiläums der Eröffnung der Universität Rostock. Rostock 1995, 9–16.

Ludwig Schmugge, Gelehrte und Studenten in Vatikanischen Registern des 15. Jahrhunderts, in: Suse Andresen / Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Über Mobilität von Studenten und Gelehrten zwischen dem Reich und Italien (1400 – 1600). (RAG. Forschungen 1) Zürich 2011, 69–80.

Ludwig Schmugge, Ehen vor Gericht. Paare der Renaissance vor dem Papst. Berlin 2008.

Ludwig Schmugge, Über die Pönitentiarie zur Universität, in: Christian Hesse u. a. (Hrsg.), Personen der Geschichte – Geschichte der Personen. Studien zur Kreuzzugs-, Sozial- und Bildungsgeschichte. Festschrift für Rainer Christoph Schwinges zum 60. Geburtstag. Basel 2003, 255–268.

Ludwig Schmugge, Verwaltung des Gewissens. Beobachtungen zu den Registern der päpstlichen Pönitentiarie, in: Rivista internazionale di diritto comune 6 (1997), 47–76.

Ludwig Schmugge / Patrick Hersperger / Beatrice Wiggenhauser, Die Supplikenregister der päpstlichen Kurie aus der Zeit Pius II. (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 84) Tübingen 1996.

Elisabeth Schnitzler, Die ältesten Generalstatuten der Universität Rostock, in: dies. (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock. (Studien zur katholischen Bistums- und Klostergeschichte 20) Leipzig 1979, 35–120.

Elisabeth Schnitzler, Die Gründung der Universität Rostock 1419. (Mitteldeutsche Forschungen 73) Köln / Wien 1974.

Christiane Schuchard, Die päpstlichen Kollektoren im späten Mittelalter. (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 91) Tübingen 2000.

Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts. (Zeitschrift für Historische Forschung, Beihefte 18) Berlin 1996.

Aloys Schulte, Die Fugger in Rom 1495–1523. Mit Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit, Bd. 1: Darstellung. Leipzig 1904.

Brigitte Schulte, Die deutschsprachigen spätmittelalterlichen Totentänze. Unter besonderer Berücksichtigung der Inkunabel „Des dodes dantz“, Lübeck 1489. Köln / Wien 1990.

Detlev Schwennicke (Bearb.), Die Grafen von Everstein, in: *ders*. (Bearb.), Europäische Stammtafeln. Neue Folge, Bd. 17. Frankfurt (Main) 1998, Tafel 84.

Kim Siebenhüner, Zechen, Zücken, Lärmen“. Studenten vor dem Freiburger Universitätsgericht 1561 – 1577. (Alltag & Provinz 9) Freiburg (i. Br.) 1999.

Anja Voßhall, Stadtbürgerliche Verwandtschaft und kirchliche Macht. Karrieren und Netzwerke Lübecker Domherren zwischen 1400 und 1530. (Kieler Werkstücke Reihe E. Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 12) Frankfurt (Main) 2016.

Wolfgang Eric Wagner, Der „Prügel-Propst“ von Güstrow. Wie sich Johannes Mileke (1462–1497) von einem Gewaltvergehen in seinen Rostocker Studententagen durch die päpstliche Pönitentiarie für unschuldig erklären ließ, in: Sebastian Roebert u. a. (Hrsg.), Von der Ostsee zum Mittelmeer. Forschungen zur Mittelalterlichen Geschichte für Wolfgang Huschner / Dal Mar Baltico al Mediterraneo. Ricerche di storia medievale per Wolfgang Huschner. (Italia Regia 4) Leipzig 2019, 467–484.

Wolfgang Eric Wagner, „ut moris est studentium“ – Nachtschwärmen, Lärmen, Zechen, Zücken, Raufen und andere deviante Verhaltensmuster spätmittelalterlicher Rostocker Scholaren im Spiegel von Bittschreiben an den Papst, in: Marc von der Höh (Hrsg.), Traditionen, Zäsuren, Dynamiken. 600 Jahre Universität Rostock. Wien / Köln / Weimar 2019, 83–116.

Wolfgang Eric Wagner, Problematische Nachbarschaft. Konflikte zwischen Studenten und Stadtbewohnern im spätmittelalterlichen Rostock, in: Matthias Manke (Hrsg.), Rostock und seine Nachbarn in der Geschichte. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe B, [N. F.] 6) Lübeck 2018, 135–156.

Wolfgang Eric Wagner, Verheiratete Magister und Scholaren an der spätmittelalterlichen Universität, in: Frank Rexroth (Hrsg.), Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter. (Vorträge und Forschungen 73) Ostfildern 2010, 71–100.

Wolfgang Eric Wagner / Torsten Rütz, Rostock. S. Jakobi (Säkularkanoniker), in: Wolfgang Huschner u. a. (Hrsg.), Mecklenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte, Kommenden und Prioreien (10./11.–16. Jahrhundert), Bd. 2. Rostock 2016, 899–922.

Hans Witte, Mecklenburgische Geschichte. In Anknüpfung an Ernst Boll neu bearb, Bd. 2: Von der Reformation bis zum Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich. Wismar 1913.

Benjamin Scheller

Fernhandel als (Nicht-)Wissenskultur. Zukunftsorientierte Information und Lehren „so wahr wie das Vaterunser“ in den Briefen Francesco Datinis (1335–1410) und seiner Gesellschaften

Francesco Datini, seit Iris Origos Biographie von 1957 auch über die Grenzen der Wissenschaft hinaus bekannt als der ‚Kaufmann von Prato‘, war wieder einmal unzufrieden mit einem seiner Untergegeben und hob an, ihm ins Gewissen zu reden:

> *Wenn Du Dein Leben nach meinem Rat führst, werde ich dafür Sorge tragen, dass Du genug haben wirst, um zufrieden zu sein, und ich werde Dir alle jene Dinge ermöglichen, die recht und vernünftig (giuste e ragionevoli) sind. Ich will jedoch, dass Du mehr Schüler als Meister bist, und ich will nicht, dass Du danach strebst, höher zu steigen als es die Vernunft (la ragione) zulässt.*[1]

Adressat dieser Worte war Simone d’Andrea Bellandi in Barcelona, Leiter der dortigen Filiale der katalanischen Handelsgesellschaft Datinis.[2] Dieser teilte Simone seine mahnenden Worte daher auch nicht von Angesicht zu Angesicht mit, sondern in einem Brief, den er am 25. Februar 1398 in Florenz abschickte.

Francesco Datini war 1350 im Alter von 15 Jahren aus seiner Geburtsstadt Prato nach Avignon ausgewandert, wo er zum Besitzer einer Handelsgesellschaft aufgestiegen war. Nach seiner Rückkehr in die Toskana, 1383, ließ er die Geschäfte in Avignon von einem Mitgesellschafter weiterführen und gründete mit verschiedenen Partnern

1 Archivio di Stato di Prato, Fondo Datini (ASPFD), 1111, 34, 2r, Francesco Datini an Simone d’Andrea Bellandi, 25.02.1398, Florenz-Barcelona, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00148996/datini-francesco-marco-bellandi-simone-andrea-84?index=15&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22query%22%3A%22Simone+d%27Andrea%22%2C%22startDate%22%3A1398%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22fondaco%22%3A%22BARCELLONA%22%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 22.05.2024): *E se tti ghovernerai per mio chonsilgl(i)o io ti provedrò a dì a dì per modo che tu tti assai da chontentarti e chonsentiròtti tutte quelle chose che saranno giuste e ragionevoli. Ma volgl(i)o che tue sia prima disciepolo che maestro, e noe volgl(i)o che tue volgli troppo montare pùe alto che noe dà la ragione*; vgl. *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 95; vgl. auch *Origo*, „Im Namen Gottes und des Geschäfts“ (1997).

2 *Orlandi*, Catalonia Company (2010); *dies*., Aziende catalane (2007); *Houssaye Michienzi*, Datini, Majorque et le Maghreb (2013).

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-016



Abb. 1: Die Fondachi der Datini-Unternehmen.

weitere Gesellschaften, zunächst in Florenz, Pisa und Genua und schließlich 1393 in Katalonien mit Filialen in Barcelona, Valencia und Mallorca (Abb. 1).[3]

Der Radius der geschäftlichen Aktivitäten dieser Gesellschaften umfasste praktisch den gesamten Mittelmeerraum und reichte bis nach Flandern und England.[4] Das belegt nicht zuletzt ihre Korrespondenz (Abb. 2).

Diese ist bekanntlich die umfangreichste Korrespondenz eines mittelalterlichen Fernkaufmanns, die überliefert ist. Sie besteht aus über 150.000 im Original überlieferten Briefen, von denen über 7.000 von Datini selbst stammen, und bildet den Hauptbestand des Fondo Datini des Archivio di Stato in Prato.[5] Arnold Esch hat das Datini-Archiv als das Pompeji der spätmittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte bezeichnet. Jérôme Hayez hat ihm grundsätzlich beigepflichtet, jedoch eingewandt, dass die Beschränkung der Bedeutung des Datini-Archivs auf die Wirtschaftsgeschichte zu reduktionistisch sei.[6]

Ganz in diesem Sinne sollen die folgenden Überlegungen denn auch nicht als Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte im engeren Sinne verstanden werden, sondern als ex-

3 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010); *Nigro* (Hrsg.), Francesco di Marco Datini (2010); *Origo*, „Im Namen Gottes und des Geschäfts“ (1997); *Melis*, Aspetti della Vita economica (1962); *Bensa*, Francesco di Marco da Prato (1928).

4 *Melis*, Aspetti della Vita economica (1962), 210.

5 http://datini.archiviodistato.prato.it/ (Zugriff: 24.05.2024); vgl. *Frangioni*, Fonti aziendiali Datini (2011); *Hayez*, Archivio Datini (2005); *Melis*, Archivio di Francesco (1956); *ders.*, Archivio di un mercante (1954); *Livi*, Archivio di un mercante toscano (1903).

6 *Esch*, Chance et hasard de transmission (2003), 25; vgl. *Hayez*, Archivio Datini (2005), 129 Anm. 20; das Diktum ist nicht enthalten in der deutschem Ursprungsfassung: *ders.*, Überlieferungs-Chance und Überlieferungszufall (1985).

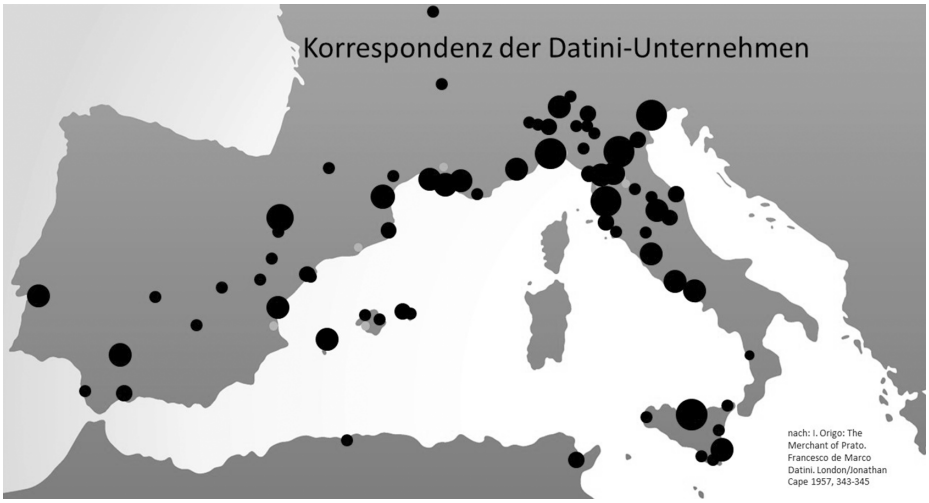


Abb. 2: Standorte der Korrespondenten der Datini-Unternehmen.

emplarische Analyse eines Forschungsproblems, das von übergreifendem Interesse für die Geschichte des Spätmittelalters ist, nämlich des Problems des Nichtwissens und seiner Handhabung.

Nichtwissen und die Wechselbeziehung von Wissen und Nichtwissen und ihrer Produktion haben in den Kultur- und Sozialwissenschaften jüngst zunehmend Aufmerksamkeit gefunden.[7] Auch in der Geschichtswissenschaft lassen sich erste Ansätze hierzu beobachten.[8] Dabei wird ein breites Spektrum von Phänomen betrachtet: Der „Bereich des Unerwarteten und Unvorhergesehenen, des Nicht-Wahrgenommenen und Unerkannten, des Übersehenen, Ausgeblendeten, Vergessenen und Verdrängten, des noch-nicht-Erkannten, aber auch des (möglicherweise) Unerkennbaren, Nicht-Wissbaren."[9]

Gemeinsam ist vielen der jüngeren Zugriffe auf das Phänomen des Nichtwissens, dass sie von einer Wechselbeziehung zwischen Wissen und Nichtwissen ausgehen. Dabei herrscht die Perspektive vor, Nichtwissen als eine Folge der Wissensproduktion zu betrachten. Es gerät dann nicht länger als Wissenslücke, die sich durch zunehmen-

7 *DeNicola*, Understanding Ignorance (2017); *Peels/Blaauw*, Epistemic Dimensions of Ignorance (2016); *Gross*/*McGoey*, Handbook of Ignorance Studies (2015); *Wehling*/*Böschen* (Hrsg.), Nichtwissenskulturen und Nichtwissensdiskurse (2015); *High/Kelly*/*Mair* (Hrsg.), Anthropology of Ignorance (2012); *Geisenhanslüke*, Dummheit und Witz (2011); *Gugerli* u. a. (Hrsg.), Nicht-Wissen (2009); *Proctor/Schiebinger* (Hrsg.), Agnotology (2008); *Wehling*, Im Schatten des Wissens (2006); *Walton*, Models of Knowledge and Ignorance (2005).

8 *Zwierlein*, Imperial Unknowns (2016); *ders.* (Hrsg.), Dark Side of Kowledge (2016); *Espenhorst* (Hrsg.), Unwissen und Missverständnisse im vormodernen Friedensprozess (2013); *Kintzinger*, Ignorantia diplomatica (2013).

9 *Wehling*, Im Schatten des Wissens (2006), 29.

den Informationsgewinn und zunehmende Erkenntnis gleichsam füllen lässt, in den Blick, als temporäres Nichtwissen im Sinne eines *Noch-nicht-Wissens*. Stattdessen werden Situationen und Konstellationen akzentuiert, die durch ein grundsätzliches Nichtwissen-Können charakterisiert sind und damit Techniken und Praktiken des Managements von Nichtwissen.[10] Denn wenn Nichtwissen keine residuale oder negative Größe ist, die durch mehr Wissen eliminiert werden kann, bedarf es eines *managerial styles* im Umgang mit kognitiven Unsicherheiten, der diese handhabbar und beherrschbar macht.[11]

Nichtwissen und sein Management waren Grundprobleme des spätmittelalterlichen Fernhandels, vor allem des Fernhandels der italienischen Kaufleute. Denn diese agierten zwar weiträumig, waren dabei aber seit dem beginnenden Spätmittelalter in einer neuen Weise immobil. Im frühen und hohen Mittelalter hatten die Fernkaufleute Italiens die Märkte der entlegenen Regionen, auf denen sie ihre Geschäfte tätigten, in der Regel selbst aufgesucht.[12] Im Laufe des 14. Jahrhunderts hatte es sich jedoch durchgesetzt, dass die Kaufleute, die im Fernhandel aktiv waren, sich vor Ort durch ständige Repräsentanten vertreten ließen: durch Kommissionäre, angestellte Faktoren oder Juniorpartner. Der reisende Kaufmann wurde abgelöst durch einen Typus des Fernkaufmanns, für den der US-amerikanische Wirtschaftshistoriker Norman Gras 1939 den Begriff des *sedentary merchant* geprägt hat.[13] Dieser führte seine Geschäfte nicht mehr im persönlichen Kontakt, sondern von seiner Schreibstube aus mithilfe des Distanzmediums Brief. Dies galt auch für Francesco Datini, den Richard Goldthwaite als „personification of the medieval sedentary merchant directing farflung commercial operations from a home-office in Prato“[14] bezeichnet hat. Was Ranke einst über König Philipp II. von Spanien schrieb, galt daher auch oder vielleicht sogar noch in stärkerem Maße für Francesco Datini und seinesgleichen: „Er saß und las“[15]. Und er schrieb, und zwar vor allem Briefe:

Es sind heute 22 Tage, die ich hier bin. Tag und Nacht habe ich nichts anderes getan als Schreiben und andere Dinge (...) *und bin keine acht Mal aus dem Haus gegangen.*[16] So klagt Datini am 31. März 1397 per Brief aus Florenz gegenüber seiner Ehefrau

10 *Wehling*/*Böschen* (Hrsg.), Nichtwissenskulturen und Nichtwissensdiskurse (2015), 9 f.

11 *Wehling*, Im Schatten des Wissens (2006), 14.

12 *Constable*, Housing the Stranger (2003); *McCormick*, Communications and Commerce (2001); *Roover*, Organisation of Trade (1965), 46–49.

13 *Gras*, Business and Capitalism (2003), 67–74; vgl. *Roover*, Organisation of Trade (1965), 74.

14 *Goldthwaite*, Economy of Renaissance Florence (2009), 33.

15 *Ranke*, Osmanen und die spanische Monarchie ([4]1877), 103.

16 ASPFD, 1089.02, 1423, 1r, Francesco Datini an Margherita di Domenico Bandini, 31.03.1397, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00148150/datini-francesco-marco-margherita-domenico-bandini-monna-donna-francesco-marco-91?index=10&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A1397%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A1089.02%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2024): *E' fa 22 dì ogi ch'io sono qua, e dì e notte non ò fatto altro*

Margherita in Prato. Ebenfalls gegenüber Margherita hatte er bereits zwei Jahre zuvor, in einem Brief vom 4. Juni 1395, lamentiert, es sei ihm in den letzten beiden Tagen persönlich nicht sehr gut gegangen wegen des vielen Schreibens, mit dem er Tag und Nacht beschäftigt gewesen sei, ohne zu schlafen und mehr als ein Brot gegessen zu haben.[17]

Als Distanzmedien wiesen die Kaufmannsbriefe, wie sie seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts überliefert sind, eine bemerkenswerte Zahl von Neuerungen auf, die sie von frühen, aber auch von zeitgenössischen Formen des Briefs unterschied.[18] Sie hatten ihre ganz eigene Materialität, Form, eigenen Räume und Distributionssysteme, so dass man regelrecht versucht ist, von einem kaufmännischen Aufschreibsystem zu sprechen, das sich aus den vorherrschenden Praktiken pragmatischer Schriftlichkeit herausdifferenzierte.[19]

Beschreibstoff der Briefe war stets Papier.[20] Verfasst waren sie in der Volkssprache und nicht mehr auf Latein. Dabei bedienten sich die Schreiber einer eigenen neuen Schrift, der Mercantesca, die sich im 14. Jahrhundert aus der Kanzleikursive der Notare entwickelte.[21]

Ausdifferenziert hatten sich dabei außerdem zwei Typen des Kaufmannsbriefs, nämlich die sogenannte *lettera propria*, die bei manchen Handelsgesellschaften im Italien des Spätmittelalters, etwa bei den Medici, auch als *lettera privata* bezeichnet wurde, und die sogenannte *lettera in compagnia*.[22] Erstere war stets an eine Einzelperson, Letztere an sämtliche Angehörige der Gesellschaft gerichtet. Dabei wurden *lettere in compagnia* deutlich häufiger geschrieben. Unter den über 150.000 Briefen im Fondo-Datini des Staatsarchiv Prato sind nur 233 Privatbriefe Datinis an Angehörige seiner Firmen.[23] Die beiden Brieftypen repräsentieren daher auch zwei Typen der

che iscrivere e fare dell'altre chose (...)*. Mai sono uscito di chasa otto volte*; vgl. *Cecchi*, Le lettere di Francesco Datini (1990), 168; *Hayez*, Archivio Datini (2005), 151.

17 ASPFD, 1089.02, 13, 1r, Francesco Datini an Margherita di Domenico Bandini, 04.06.1395, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00147967/datini-francesco-marco-margherita-domenico-bandini-monna-donna-francesco-marco-4?index=4&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A1395%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A1089.02%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 24.05.2024): (...) *mi [non] sentia molto bene della persona per lo molto scrivere che ò fatto questi du' dì, sanza dormire n < é > di dì né di notte, ed ò mangiato in questi due dì presso a uno pane*; vgl. *Cecchi*, Le lettere di Francesco Datini (1990), 136; *Hayez*, Archivio Datini (2005), 151.

18 *Camesasca*, Stile delle lettere (2020); *Hayez*, Correspondance de l'agence (2020); *ders.*, Io non so scrivere (1997); *Dini*, Handels- und Kreditbrief, II. Italien (1983).

19 *Hayez*, Archivio Datini (2005), 138; *ders.*, Émergence des écrits marchands (2017).

20 *Schmidt*, Papier (2017); *Mersiowsky*, Materialität mittelalterlicher Briefe (2017).

21 *Bischoff*, Mercantesca (2017).

22 *Dini*, Handels- und Kreditbrief, II. Italien (1983); *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010); *Hayez*, Archivio Datini (2005), 127.

23 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 233.

Kommunikation innerhalb der Datini-Gesellschaften, eine Routinekommunikation und eine – wenn man so will – außerordentliche Kommunikation.

Inventare toskanischer Handelsgesellschaften aus dem 14. und 15. Jahrhundert belegen zudem eine Ausdifferenzierung von Räumen, die der Begegnung mit Kunden oder Geschäftspartnern, und Räumen, die ausschließlich der Lektüre und dem Verfassen von Geschäftsschreiben dienten, dem *studio* oder *scrittoio*. Diese waren mit Schreibtischen, aber auch mit einer Vielzahl von Truhen, Kisten und Kästen ausgestattet, in denen die Briefe monats- und jahresweise gebündelt aufbewahrt und verschlossen wurden.[24] Wichtig waren außerdem Leselampen und Brillen beziehungsweise Lampen, die ein Licht produzierten, das so hell war, dass sie die abendliche und nächtliche Lektüre ermöglichten, über die Datini gegenüber seiner Ehefrau Margherita 1395 so wortreich klagte. Ein Inventar der Datini-Gesellschaft in Avignon von 1373 etwa verzeichnet eine schwarz lackierte Leselampe (*lanterna da studio vernichatta nera*)[25]. Um ohne Brille lesen zu können, beauftragte Datini 1397 einen Geschäftspartner in Venedig, für ihn dort eine Lampe mit einer Linse aus Kristallglas zu erwerben.[26]

Für die Beförderung der Briefe hatten Zünfte und Handelsgesellschaften toskanischer Handelszentren bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts regelmäßige Botenverbindungen zwischen ihrer Stadt und den Champagne Messen beziehungsweise ihren Dependancen in Frankreich eingerichtet. Im Jahr 1357 schlossen sich dann Florentiner Kaufmannsgesellschaften zu den ‚Kaufleuten von der *scarsela*' zusammen, benannt nach der Botentasche, italienisch noch heute *scarsella*. Ab der Zeit um 1400 sind solche Briefbeförderungsgesellschaften, derer sich auch Kaufleute bedienen konnten, die ihnen nicht angehörten, auch für Lucca, Genua, Mailand und Barcelona belegt.[27]

Diese regelmäßigen kaufmännischen Botenverbindungen umspannten spätestens im 15. Jahrhundert das gesamte Mittelmeerbecken und reichten im Norden bis Brügge und London. Federigo Melis hat auf der Grundlage von über 125.000 Kaufmannsbriefen aus dem späten 14. und dem 15. Jahrhundert gezeigt, dass dieses System in der

24 *Hayez*, Archivio Datini (2005), 139–147.

25 ASPFD, 57, 156v., Memoriale Avignon, 03.1373, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00001470/memoriale-a-1?index=0&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A1373%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A57%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2024); vgl. *Hayez*, Archivio Datini (2005), 153.

26 ASPFD, 711, 16, 1r, Bindo di Gherardo Piaciti an Francsco Datini, Venedig-Florenz, 29.03.1397, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00073476/piaciti-bindo-gherardo-datini-francesco-marco-18?index=48&pageName=archivio&startPage=40&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22query%22%3A%22Piaciti+Bindo%22%2C%22startDate%22%3A%22%22%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22fondaco%22%3A%22FIRENZE%22%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 24.05.2024); vgl. *Hayez*, Archivio Datini (2005), 153.

27 *Frangioni*, Organizzazione e costi (1983); *Melis*, Intensità e regolarità (1984), v. a. 186–193; *Szabo*, Botenwesen (1983); *ders*., Nachrichtenvermittlung (1993); *Schaube*, Kurierdienst (1896).

Lage war, Nachrichten zwischen den wichtigsten Handelszentren mit einer hohen Frequenz zu verbreiten.[28]

Jeden Tag erreichten Datini in Florenz, Pisa oder Prato Briefe seiner Angestellten und Gesellschafter in Katalonien und Avignon und vice versa. Für Handelsplätze, an denen die Datini-Gesellschaften über Kommissionäre vertreten waren, betrug die entsprechende Frequenz zwei Tage. Kein Wunder also, dass Datini immer wieder regelrecht darüber stöhnte, dass er den ganzen Tag bis in die Nacht hinein mit nichts anderem beschäftigt war, als Briefe zu lesen und zu schreiben.

Bis die Briefe ihre Empfänger erreichten, verging jedoch erhebliche Zeit. Der eingangs zitierte Brief Datinis an Simone d'Andrea Bellandi hatte 27 Tage gebraucht, bis er diesen in Barcelona erreicht hatte. Damit lag er im Rahmen der üblichen Beförderungsdauer für Briefe auf dieser Strecke, die bei gut drei Wochen lag (Tab. 1). Ähnlich lange brauchten Briefe aus Mallorca, Paris oder Ragusa, dem heutigen Dubrovnik. Doch konnte die Beförderungsdauer von diesem Modalwert erheblich nach oben abweichen.[29]

Tab. 1: Dauer und Frequenz der Briefbeförderung auf wichtigen Verbindungen im 14. und 15. Jahrhundert.

	Barcelona	Mallorca	Avignon	London	Brügge	Lissabon	Paris	Ragusa	Konstantin.
Dauer (Modalwert)	23	22	14	30	27	31	21	19	45
Höchstdauer	56	62	50	59	59	106	46	41	114
Frenquenz (Modalwert)	1		1		2		2	6	

Während Briefe also mehre Wochen oder Monate brauchten, um die Entfernungen zwischen den Standorten zu überwinden, an denen die verschiedenen Angehörigen der spätmittelalterlichen Fernhandelsgesellschaften saßen, konnte sich das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf den verschiedenen Märkten von einem auf den anderen Tag grundlegend ändern.

Schiffbruch, Piraterie und Repressalien führten ständig dazu, dass Schiffstransporte aufgehalten wurden, Waren im Meer versanken und verdarben, geraubt oder beschlagnahmt wurden. In politischen Konflikten verhängten Herrscher Embargen oder widerriefen Handelsprivilegien. Hinzu kamen die häufigen Seuchen und Epidemien, die das Wirtschaftsleben beeinträchtigten oder komplett lahmlegten: „Almost any commodity was likely to be suddenly without a market; any source of supply might unexpectedly close and some new source of supply become available".[30]

28 *Melis*, Intensità e regolarità (1984), 196–198.

29 *Melis*, Intensità e regolarità (1984).

30 *Lane*, Andrea Barbarigo (1967), 134.

Erhielt ein italienischer Fernkaufmann des Spätmittelalters einen Brief aus einer Dependance in der Ferne, dann waren die Bedingungen, unter denen seine Korrespondenten dort agierten, häufig also völlig andere als zum Zeitpunkt, als der Brief abgeschickt worden war. Wie sich die Situation zur gegebenen Zeit für seine Partner in der Ferne darstellte, konnte etwa ein Francesco Datini daher niemals wissen – und das wusste er auch, wie es ein Brief von 1398 an Cristofano di Bartolo Carocci in Mallorca klar zum Ausdruck bringt:

> *Ich habe einen Deiner Briefe an die Gesellschaft gesehen, in dem es mir schien, dass Du einen großen Fehler gemacht hast. Da ich und die Meinen jedoch nicht wissen können, wie es um die Sache, wie Du sie angefangen hast, gerade steht, kann man und darf man das nicht sagen, bis wir nicht genau wissen, wie es um die Sache steht, denn wir könnten uns irren. Aber soviel sage ich Dir: Dass ich nicht ohne Sorge sein werde, bis ich nicht weiß, wie es steht, da ich Deinen Mangel an Sorgfalt in Betracht ziehe. Aber wie schon gesagt, wir können uns irren, da die Dinge sich auch anders verhalten können* (...).[31]

Die Forschung hat auf diese Nichtwissensproblematik allenfalls kursorisch hingewiesen und dabei vor allem das Problem der Kontrolle akzentuiert. Aufgrund der geringen Geschwindigkeit der Fernkommunikation sei es nötig gewesen, Beauftragten vor Ort erhebliche Spielräume zuzugestehen. Die Kontrolle von Repräsentanten an weit entfernten Orten sei daher „one of the knotty problems“ des spätmittelalterlichen Fernhandels gewesen.[32]

Im Folgenden soll jedoch nicht dieses Problem der Kontrolle aus der Ferne im Mittelpunkt stehen, sondern die Frage, wie die Kaufleute mit Hilfe des Fernmediums Brief ihr Handeln koordinierten, welche Formen des Wissens sie produzierten beziehungsweise auf welche Formen sie rekurrierten, um das Strukturproblem des Nichtwissens handhabbar zu machen.

Damit kehre ich die vorherrschende Perspektive auf die Wechselbeziehung zwischen Wissen und Nichtwissen gleichsam um. In der aktuellen Forschung zu Nichtwissen, die sich vor allem mit der Moderne befasst hat, wird Nichtwissen als Folge

---

31 ASPFD, 1062, 6, 1r, Francesco Datini an Cristofano di Bartolo Carocci, 20.03.1398, Florenz-Mallorca, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00132625/datini-francesco-marco-datini-francesco-marco-e-carocci-cristofano-bartolo-e-comp?index=131&pageName=archivio&startPage=120&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A1397%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22nomi%22%3A%22Carocci%22%2C%22bustaregistro%22%3A1062%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 24.05.2024): *I' ò veduto una tua lettera alla chonpangnia, dove mi pare che abbi chonmesso un grande errore. Ma, perch'io e questi miei non possiamo sapere chome la chosa istà a punto, chome ttu che ll'ài fatta, non si può dire, né si dèe dire, insino che noi non sappiamo bene a punto chome la chosa istà, l'animo nostro: perché potremo errare nel nostro dire. Ma, tanto ti dicho: che insino a tanto ch'io non saprò chome la chosa istà, non sarò sanza mani(n)chonia, chonsiderato il tuo pocho provedimcnto, sechondo il nostro parere. Ma, chome t'ò detto, noi potremo erare, ché potrebe la chosa essere in 'n altra forma* (...); vgl. *Melis*, Aspetti della Vita economica (1962), 115.

32 *Roover*, Organisation of Trade (1965), 87.

von Wissensbemühungen betrachtet, insbesondere als das dialektische Gegenstück des modernen, wissenschaftlichen Wissens, das von diesem immer wieder neu produziert wird.[33] Das Nichtwissen der Fernkaufleute des Spätmittelalters dagegen resultierte im Kern aus Informationsverzögerung. Die Entfernungen innerhalb der Räume, in denen die Fernkaufleute agierten, konnten nicht so schnell überbrückt werden, dass aktuelle Informationen nicht immer schon veraltet waren, wenn sie ihren Adressaten erreichten. Dies macht den zeitlichen Bezug des Nichtwissens der Fernkaufleute deutlich: Es bezog sich auf eine (ferne) Gegenwart. Und eine der Herausforderung für die spätmittelalterlichen Fernkaufleute bestand darin, diesem Nichtwissen zum Trotz ihr Handeln im hier und jetzt über große Entfernungen zu koordinieren.

Um Entscheidungen über Käufe und Verkäufe tätigen zu können, waren sie einerseits auf Informationen über viele, weit voneinander entfernte Regionen, ihre Warenflüsse und Märkte angewiesen.[34] Doch wie musste eine Information beschaffen sein, damit sie nicht bereits veraltet war, wenn sie den Adressaten erreichte? Und welches Konzept von Information entwickelten die italienischen Fernkaufleute des Spätmittelalters hierfür?

Darüber hinaus mussten die Angehörigen der Handelsgesellschaften gemeinsame, mittel- bis langfristige Ziele, also so etwas wie eine Geschäftsstrategie verfolgen.[35] Und über diese konnten sie durchaus unterschiedliche Ansichten haben.[36]

Bei Datinis Repräsentanten in der Ferne etwa handelte es sich nicht um angestellte Faktoren, sondern um Mitbesitzer der jeweiligen Gesellschaft, die einen Anteil am Gesellschaftskapital hielten. Allerdings war dieser relativ gering. In die Katalanische Gesellschaft etwa hatten die drei Gesellschafter, die die Geschäfte vor Ort führten, jeweils 300 Florin eingebracht, Datini jedoch 9.000.[37]

Aus diesem Status des *maggiore* leitete Datini den Anspruch ab, seine Minderheitsgesellschafter vor Ort auf eine Geschäftsstrategie zu verpflichten, obwohl er doch niemals wissen konnte, unter welchen Bedingungen diese gerade agierten. Diese wiederum standen vor der Frage, wie sie wissen konnten, ob ihre Entscheidungen im Einklang mit dieser Geschäftsstrategie standen, wenn weder Rückfragen noch passgenaue Anweisungen möglich waren.

Die Nichtwissensproblematik des spätmittelalterlichen Fernhandels, die mit dem Übergang zum System der residierenden Kaufleute entstanden war, hatte also zwei Dimensionen, die der Information und die der Unternehmensführung aus der Ferne.

33 *Wehling*, Nichtwisssen (2009), 101.

34 *Goldthwaite*, Economy of Renaissance Florence (2009), 94–96; *Roover*, Organisation of Trade (1965), 98.

35 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 68 f.; *ders*., Mercante Retore (2020), 49.

36 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 98–100.

37 *Orlandi*, Catalonia Company (2010), 348 f.

1 Sub specie futuri: Die Information der italienischen Fernkaufleute des Spätmittelalters

Jérôme Hayez hat gezeigt, dass sich in den italienischen Kaufmannsbriefen im 14. Jahrhundert eine spezifische Semantik der Information ausbildet. Ihren Kern bildet ein Wortfeld, das aus drei Gruppen besteht:

1. dem Verb *informare* und dem Substantiv *informazione*;
2. dem Adjektiv *nuovo* und den Substantiven *nuova*, *novella* und *novità*;
3. dem Substantiv *avviso* und seinem Derrivat *avvisamento* sowie dem Verb *avvisare* und dem von ihm abgeleiteten Adjektiv *avvisato*.[38]

Ironischerweise wurde dabei die Gruppe um *informare* am seltensten gebraucht. Die Information der italienischen Fernkaufleute des Spätmittelalters war selten eine *informazione*, häufiger eine *novella*, vor allem aber ein *avviso*.[39] Gleichzeitig beziehen sich die beiden vorherrschenden Wortgruppen auf unterschiedliche Typen von Ereignissen.

Benutzt ein Kaufmann in einem Brief das Wort *novella*, dann bezeichnet er damit in der Regel Störereignisse, die die öffentliche Ordnung betreffen. Das Wort *novità* bezieht sich ausschließlich auf politische oder militärische Ereignisse.[40] Dabei ist es allerdings nicht das Ereignis selbst, auf dem der Informationswert der Neuigkeiten in der brieflichen Kommunikation der italienischen Fernhändler beruht. Vielmehr sind es die Folgen, die man ihm für die geschäftlichen Interessen der Korrespondenten beimisst:

> *Es gibt hier Neuigkeiten (nuove) aus Venedig. Dort gibt es die Neuigkeit, dass Timur Lenk Damaskus in Schutt und Asche gelegt hat. Das ist der Grund, dass (die Preise für) Gewürz hier gestiegen sind. Alle Gewürze werden jeden Tag mehr wert sein, sollte (die Neuigkeit) wahr sein.*[41]

So heißt es etwa in einem Brief aus Genua nach Florenz vom Februar 1401 über Nachrichten über die Eroberung von Damaskus durch die Mongolen unter ihrem Heerführer Timur Lenk und deren Folgen für die Gewürzpreise, und zwar nicht nur für die aktuellen, sondern auch für die zukünftigen.

---

38 *Hayez*, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 122–125.

39 Hayez, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 125.

40 *Hayez*, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 127 f.

41 ASPFD, 662.17, 1r, Andrea di Bonanno an Franceso Datini/Stoldo di Lorenzo, 25.02.1401, Genua-Florenz, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00057780/datini-francesco-marco-e-comp-datini-francesco-marco-e-stoldo-lorenzo-ser-berizo-568?index=2&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A%2225%5C%2F02%5C%2F1401%22%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A662%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2024): *Ècci nuove da Vinegia, là era nuove Domascho era suto arso da Tanburlano: il perché le spezie sono qui ritocche.* (...) *Varà tutte spezie di meglo ogni di, esendo vero;* vgl. *Melis*, Aspetti della Vita economica (1962), 31.

Im Unterschied hierzu wurden die Ausdrücke der Gruppe um *avviso* nicht gebraucht, wenn von außerordentlichen Ereignissen die Rede ist, sondern wenn es darum ging, den Adressaten regelmäßig über Phänomene zu unterrichten, die einem ständigen, täglichen Wandel unterlagen: Preise, Wechselkurse Ankunft und Abfahrt von Schiffen, die ständige Piratengefahr (*avviso di cambi*, *avviso di pregi*, *avviso di monete* etc.).[42]

Doch auch bei diesen *avvisi* lag der Informationswert nicht in der Nachricht selbst, denn diese war ja vielfach bereits veraltet, wenn sie den Empfänger erreichte. Er bestand auch hier in möglichen Anhaltspunkten für entscheidungsrelevante künftige Entwicklungen, die diese Nachrichten eventuell boten. Anders als die *nuove* konnten sie solche jedoch nicht als Einzelinformation bieten, sondern nur als Serie, an der sich Veränderungen und deren Tendenz beobachten ließen. Konkret gebraucht wurden die Ausdrücke der Gruppe um *avviso* vor allem als Imperative (*siete avvisati*), Adverbiale (*avvisare bene*, *avvisare a punto di tutto*, *avvisare dì per dì*) und in Wendungen wie *tenere avvisato* oder *rimanere avvisato*. So akzentuierten sie weniger die Nachricht selbst und ihren Inhalt als den Prozess der kontinuierlichen Übermittlung von Nachrichten und dessen Resultate.[43]

Ein Fernhändler erwartete von seinem Gesellschaftspartner, Angestelltem oder Beauftragten vor Ort ja weniger regelmäßige Übermittlung von Preisen und Wechselkursen, die ohnehin nicht mehr galten, wenn die Information bei ihm ankam, sondern vor allem eine ständige Wachsamkeit hinsichtlich seiner Interessen.[44]

Auch die Wortherkunft indiziert, dass es bei den *avvisi* in den Kaufmannsbriefen ebenfalls vor allem um die möglichen Konsequenzen ging, die sie bargen und die die Korrespondenten gründlich abwägen mussten, um sie voraussehen zu können. Die Wörter der *Avviso*-Gruppe stammen vom altfranzösischen *avis* ab, das neben der Bedeutung Ratschlag im Hoch- und Spätmittelalter vor allem Ansicht, Umsicht und Voraussicht bedeutete.[45]

Das kaufmännische Konzept von Information, das seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Italien entstand, betonte also vor allem deren kontinuierlichen Fluss und damit ihre Prozesshaftigkeit und außerdem ihren Zweck als Mittel, um künftige Entwicklungen vorherzusagen.[46] Mit Martha Feldman und James March lässt sich dieser kaufmännische Modus, Informationen zu generieren und zu verarbeiten, als *surveillance mode* bezeichnen. Datinis Gesellschaften produzierten ständig Informationen und kommunizierten diese per Brief, die zwar aktuell keine Entscheidungs-

42 *Hayez*, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 129; zur Piratengefahr vgl. etwa *Orlandi*, Mercaderies i diners (2008), 155, 157, 165, 179, 182, 185, 204 f., 212 f., 238, 251, 253, 255, 257, 259, 261, 368, 380, 384, 387, 397, 407, 447, 457, 560, 582, 585 f., 594, 634, 643.

43 Hayez, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 130.

44 *Hayez*, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 130.

45 *Hayez*, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 124.

46 *Hayez*, Avviso, informazione, novella, nuova (2004), 132.

relevanz besaßen, von denen sie jedoch annahmen, dass sie in der Zukunft in irgendeiner Form relevant für sie sein könnten.[47]

Die Briefe wurden daher auch über lange Zeiträume hinweg aufgehoben, für *casi che possono advenire*, wie Datini es 1389 auf einem Brief notierte.[48] Hierzu wurden sie nach Absendern und chronologisch nach dem Eingangsdatum geordnet sortiert und dann monatsweise zu Bündeln zusammengebunden. Diese Monatsbündel wiederum wurden dann noch einmal zu Jahresbündeln zusammengefasst und in den bereits erwähnten Truhen und Kisten aufbewahrt, die mit Schlössern versehen waren und bei Bedarf auch von einer Filiale in die Zentrale geschickt werden konnten.[49]

Die Zukunftsbezogenheit der kaufmännischen Informationsproduktion zeigt sich schließlich und endlich auch daran, dass die Angehörigen der Datini-Gesellschaften sie immer wieder zu regelrechten Szenarien und Prognosen nutzten:

> *Und es scheint mir absehbar zu sein, dass es dieses Jahr in Genua einen Mangel an Getreide geben und es dort einen hohen Preis wert sein wird. Denn aus der Romania und aus Sizilien kann es nicht kommen, denn diese brauchen es für sich selbst; aus Spanien wird es keines geben, wegen des Krieges mit Portugal; es bleiben also nur Frankreich und die Provence. Mir scheint (daher), dass es einen guten Preis erzielen müsse. Und wenn es nach mir ginge, würde ich mindestens 500 Zentner besorgen, die wir aus der Barberia beziehen können.*[50]

So sagt Cristofano di Bartolo Carocci aus Mallorca im November 1397 einen Engpass in der Getreideversorgung von Genua voraus und empfiehlt Francesco Datini daher, die Gesellschaft solle in den Kauf von Getreide aus Nordafrika investieren. Grundlage dieser Einschätzung waren Nachrichten über Ernteausfälle im Schwarzmeergebiet und auf Sizilien und über kriegerische Auseinandersetzungen auf der iberischen

47 *Feldman/March*, Information in Organisations (1981), 174–176.

48 ASPFD, 1097, 15, 1v, Mazzeo di Francesco Migliorati an Francesco Datini, 23.07.1389, Prato-Florenz, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00143864/migliorati-mazzeo-francesco-tavoliere-datini-francesco-marco-14?index=0&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A1389%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A1097%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 24.05.2024); vgl. *Hayez*, Archivio Datini (2005), 185.

49 *Hayez*, Archivio Datini (2005), 160.

50 ASPFD, 666, 6, 2r, Cristofano di Bartolo Carocci an Francesco Datini, 19.11.1397, Mallorca-Florenz (http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00059230/datini-francesco-marco-e-carocci-cristofano-bartolo-e-comp-datini-francesco-213?index=62&pageName=archivio&startPage=60&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A%22%22%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A666%2C%22insertosottounita%22%3A6%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2014): *E' mi pare vedere che a Genova sarà quest'an (n)o manchamento di formento e che vi varà gran pregio: però che di Romania (e) Cicilia no' ne può venire, ch'ellino, per loro, n'ànno bisongno; di Spangna no' ne sarà, per la guera anno chon Portoghallo; rimane sol(o) loro Franc(i)a e Proenza. A me pare debia valere bene: e se lii stesse a mme, io atenderei almeno di cant. 500, chon uno è qua, che ne traie di Barberia*; vgl. *Melis*, Aspetti della Vita economica (1962), 120.

Halbinsel, aufgrund derer Getreidelieferungen aus diesen Regionen ausbleiben würden und die ligurische Seehandelsmetropole sich nur noch aus Frankreich und der Provence versorgen können würde.[51]

Im Februar 1397 war es Luca del Sera in Valencia, der in seinem Korrespondenten in Mallorca, Cristofano di Bartolo, angesichts von Gerüchten über den Ausbruch eines Krieges empfahl, Straußenfedern aufzukaufen. Diese wurden entweder als Hutschmuck oder aber für Helmbüsche verwendet. Auch für diese Ware rechnete er daher mit einer steigenden Nachfrage im Fall von kriegerischen Auseinandersetzungen:

> *Und wenn es wahr ist, dass Soldaten durch unsere französischen Städte kommen, dann wird das gut für unsere Stadt sein, und vor allem mit den Federn wird man dann ein Geschäft gemacht haben. Liefert sie sofort und sorgt dafür, dass ihr jene, die es dort gibt, schnell bekommt.*[52]

Auch die Straußenfedern kamen aus Nordafrika und gelangten über Valencia und Mallorca auf den europäischen Markt. Die Katalanische Gesellschaft Datinis lieferte sie an Kunden in Brügge, Paris, Montpellier, Genua, Florenz und Venedig. Allein zwischen 1396 and 1398 kaufte die Filiale auf Mallorca über 36.000 Federn für 1.320 Lire.[53]

Solche Prognosen beruhten auf der Transposition von Erfahrung in Erwartungen.[54] Das Nichtwissen über die gegenwärtigen Gegebenheiten wurde gemanagt durch die Vorhersage künftigen Marktgeschehens, das zwar ungewiss war, aber erfahrungsgemäß mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnte. An die Stelle einer kognitiv unerreichbaren fernen Gegenwart trat so eine ungewisse, aber zumindest abschätzbare nahe Zukunft, die gleichwohl an einen bestimmten Raum gebunden bleibt.

2 Ewige Wahrheiten: Die *Ragione* des Kaufmanns

Auch bei den Versuchen Datinis, seinen Repräsentanten in der Ferne seine Geschäftsstrategie zu vermitteln, lässt sich beobachten, das Nichtwissen über die kognitiv unerreichbare Gegenwart durch Wissen mit einem anderen zeitlichen Bezug kompensiert

51 *Melis*, Aspetti della Vita economica (1962), 120.

52 ASPFD, 1077, 18, 1r, Luca del Sera an Christofano di Bartolo Carocci, 08.02.1397, Valencia-Mallorca, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00136633/datini-francesco-marco-e-luca-del-sera-e-comp-datini-francesco-marco-e-carocci-295?index=15&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A1397%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A1077%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2024): *S'è vero sarà gente d'arme passino i nostri paesi di Franca sàra buono per la nostra città e poi per lle piume aranno avuto spacco, le fornite ora e quelle vi sono costì fate si solecitino, sì che in su danari si riveghino*; vgl. *Orlandi*, Mercaderies i diners (2008), 414.

53 *Orlandi*, Catalonia Company (2010), 358.

54 *Koselleck*, Erfahrungsraum und Erwartungshorizont ([10]2017).

werden sollte. Allerdings bestand dieser nicht in der Zukunft. Medium hierfür waren *lettere private*, also jene Briefe, die an einzelne Personen gerichtet waren, die Angehörige der jeweiligen Gesellschaft waren.

Will man Datinis Geschäftsstrategie auf eine einfache Formel bringen, dann lautet diese: ‚Sicherheit statt Risiko'. Dies zeigen die Worte, die er 1407 an Cristofano di Bartolo Carocci in Barcelona schreibt:

> *Vielleicht wäre es besser, wenn Du danach streben würdest, das zu erhalten, was Gott Dir geliehen hat, als danach, es möglichst bald zu verdoppeln, denn oft genug passiert es vielen, die glauben, es zu verdoppeln, dass sie alles verlieren. Und daher sagt man: Wer alles will, verliert alles.*[55]

Diese Worte lassen auch erkennen, dass Datinis Korrespondenten vor Ort sich dessen risikoaverse Strategie offenkundig nicht ohne weiteres zu eigen machten. Denn hier bestand gewissermaßen ein struktureller Interessenkonflikt zwischen beiden Seiten. Datinis Vertreter vor Ort waren keine angestellten Faktoren, die ein fixes Salär bezogen, sondern Partner, die Anteile an der jeweiligen Handelsgesellschaft hielten. Allerdings war ihre Beteiligung am Gesellschaftskapital erheblich geringer als der Datinis. Von hohen Gewinnspannen profitierten sie daher stärker, als Verluste sie trafen. Für ihren *maggiore* war jedoch das Gegenteil der Fall. Da er den Löwenanteil des Gesellschaftskapitals eingebracht hatte, erzielte er auch mit Geschäften hohe Einnahmen, die mäßige Gewinnspannen hatten, war dafür aber von Verlusten besonders betroffen.[56]

Stein des Anstoßes waren für Datini dabei in erster Linie Kreditgeschäfte, konkret der Handel mit Wechseln. Vor allem seinem Partner auf Mallorca, Simone d'Andrea Bellandi, schrieb er immer wieder, dass diese zu hohe Verlustrisiken bargen, und forderte ihn auf, diese Geschäftspraxis zugunsten des weniger riskanten Warenhandels zurückzufahren.[57] Das exakte Ausmaß, dass die Kreditvergabe haben sollte, konnte er dabei allerdings nicht vorgeben, denn damit hätte er die Handlungsspielräume seiner Partner vor Ort zu sehr eingeschränkt und ihnen die Möglichkeit genommen, flexibel auf die je aktuelle Situation dort zu reagieren.

Datini erteilte seinen Minderheitsgesellschaftern in der Ferne daher weniger Anordnungen als vielmehr Ratschläge bezüglich der allgemeinen Ausrichtung der Geschäfte. Gleichzeitig versuchte er, sein jeweiliges Gegenüber zu motivieren, diese

---

55 ASPFD, 1110, 42, 1v, Francesco Datini an Cristofano di Bartolo Carocci, 02.04.1407, Florenz-Barcelona, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00148502/datini-francesco-marco-carocci-cristofano-bartolo-cenni-barberino-mugello-134?index=47&pageName=archivio&startPage=40&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A%22%22%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A1110%2C%22insertosottounita%22%3A42%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2024): *Se forse che tu faresti el meglio a volare atendere a chonservare quello che Iddi t'à prestato che a volerglo radopirae molto tosto, inperò che asai volte adiviene a molti che credendogli radopiare e'perdono tutto. E però si dicie: chi tutto vuole, tutto perde*; vgl. *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 98.

56 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 53; *Orlandi*, Catalonia Company (2010), 356.

57 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 126 f.

Ratschläge zur Richtschnur seines Handelns zu machen.[58] *Ich könnte noch weiter predigen, doch wenn es bei Dir nicht den Wunsch erweckt, das zu tun, was ich Dir gesagt habe, dann wäre mein Predigen wenig wert*.[59] So schreibt er 1397 aus Prato an Simone d'Andrea Bellandi, der sich damals noch in Florenz aufhielt.

Datini baute seine Ratschläge daher auf Prämissen auf, bei denen er davon ausging, dass sie von seinen Partnern geteilt wurden oder zumindest nicht ohne weiteres bestritten werden konnten.[60] Sein zentraler Begriff war dabei derjenige der *ragione*. Dieser stammt ab von lateinisch *ratio* und meint zunächst einmal Rechnung beziehungsweise Abrechnung im Sinne von Soll und Haben. Er bezeichnet aber auch eine Argumentation und gleichzeitig die Motive oder Gründe, die in der derselben vorgebracht werden. Eng damit verbunden ist die Bedeutung der (wohl begründeten) und in diesem Sinne richtigen Entscheidung. Das Adjektiv beziehungsweise Adverb *ragionevole* bedeutet daher ‚gut begründet', ‚sinnvoll' und ‚vernünftig'[61].

Machten seine Repräsentanten vor Ort sich die *ragione* zur Richtschnur ihrer Geschäftspraxis, dann musste Datini gar nicht wissen, was sie konkret taten, es würde in jedem Fall richtig sein: *Wenn Du Dich an das hältst, was Dir vernünftig, ragionevole, erscheint, dann bin ich sicher, dass zwischen uns völliges Einverständnis herrschen wird.*[62] So schreibt er 1398 ebenfalls an Simone d'Andrea Bellandi in Barcelona.

Doch wie konnten Datinis Partner in der Ferne wissen, was vernünftig war und damit die Zustimmung ihres abwesenden *maggiore* finden würde? Wie machte er es ihnen deutlich, wenn er ihnen doch keine konkreten Anweisungen geben konnte? Und wie autorisierte er seine Überzeugung, von dem was vernünftig und natürlich war?

58 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 159.

59 ASPFD, 1111, 34, 3r, Francesco Datini an Simone d'Andrea Bellandi, 26.06.1397, Prato-Florenz, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00148996/datini-francesco-marco-bellandi-simone-andrea-84?index=15&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22query%22%3A%22Simone+d%27Andrea%22%2C%22startDate%22%3A1398%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22fondaco%22%3A%22BARCELLONA%22%7D%7D&orderBy=&orderType=asc#n (Zugriff: 25.05.2024): *Io potrei predichare assai, che se da te no(n) muove la 'lontà di fare quello ch'io t'ò detto in questa, pocho verrebbe a dire il mio predichare*; vgl. *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 159 f., sowie Anhang, Nr. VI.

60 *Nanni*, Mercante Retore (2020), 49.

61 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 90–96.

62 ASPFD, 1111, 34, 1r, Francesco Datini an Simone d'Andrea Bellandi, 28.10.1403, Florenz-Barcelona, online. http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00149016/datini-francesco-marco-bellandi-simone-andrea-104?index=61&pageName=archivio&startPage=60&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A%22%22%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A1111%2C%22insertosottounita%22%3A34%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2025): *Da tte atendo quello ti pare sia ragionevole, che mmi rendo certto che nne saremo bene d'achordo* (...); vgl. *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 94.

Eine weitere Bedeutung von *ragione* war ‚Lehre' oder ‚Wahrheit': *Ich habe einmal eine gute ragione gelernt, und ich möchte dich diese auch lehren und sie dir für immer sagen*, schreibt er 1397 an Tieri di Benci in Avignon.[63]

Diese Lehren und Wahrheiten teilte Datini seinen Korrespondenten in Form von kurzen Lebensweisheiten mit. Sie waren zu einem erheblichen Teil Sprichwörter, wie das bereits erwähnte: Wer alles will, verliert alles (*chi tutto vuole, tutto perde*). Paolo Nanni hat fast 200 solcher Sprichwörter und Redensarten in den Briefen Datinis identifiziert.[64]

Datini bediente sich häufig aber auch geflügelter Worte oder Sinnsprüche, die er biblischen oder literarischen Quellen zuschrieb, etwa den Sprüchen Salomos, Dante oder Seneca. Dabei verdankte er deren Kenntnis wohl weniger der eigenen Lektüre als den Gesprächen mit Verwandten, anderen Kaufleuten oder der Predigt.[65] Paolo Nanni hat diesen Zitatenschatz, auf den Datini und seine Zeitgenossen in ihren Gesprächen und Briefen zurückgreifen konnten und den sie in diesen verbreiteten, als Ausdruck der ‚quasi Dantesken' Kultur des Florenz um 1400 bezeichnet.[66] Datini war allem Anschein nach ein wichtiger Protagonist dieser Kultur. Zumindest besaß er offenbar eine bemerkenswerte Virtuosität darin, seine Ansichten mithilfe passender Sprichwörter, Sentenzen oder geflügelten Worten zu kommunizieren und durchzusetzen. Ein Geschäftspartner aus Mailand, Bassano da Pessina, schreibt 1384 an ihn:

> *Ich kann nicht mit Sprichwörtern der weisen Männer schreiben oder reden, wie Ihr es vermögt, die Ihr Übung darin habt, und sie mit Eurer Schwiegermutter in der Bibel studiert habt, so dass Ihr darin so geübt wurdet, dass Ihr alle damit Schachmatt setzt.*[67]

63 ASPFD, 1088, 15, 1r, Francesco Datini an Tieri di Benci, 30.03.1397, Florenz-Avignon, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00140440/datini-francesco-marco-tieri-benci-settignano-4?index=3&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A%22%22%2C%22endDate%22%3A%22%22%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22bustaregistro%22%3A1088%2C%22insertosottounita%22%3A15%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2024): *Inparai una volta una bella e buona ragione, la vogl(i)o insegnare a tte e dírlati per asenpro*; vgl. *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 92.

64 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 315–319.

65 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 66–68; *ders*., Mercante Retore (2020), 57.

66 *Nanni*, Mercante Retore (2020), 68; vgl. auch *Rondinelli*, Uso di proverbi (2010).

67 ASPFD, 341, 26, 1r, Basciano da Pescina an Francesco Datini, 16.03.1384, Mailand-Prato, online: http://datini.archiviodistato.prato.it/la-ricerca/scheda/ASPO00006858/basciano-pescina-datini-francesco-marco-5?index=4&pageName=archivio&startPage=0&query=&jsonVal=%7B%22jsonVal%22%3A%7B%22startDate%22%3A1384%2C%22endDate%22%3A1384%2C%22fieldDate%22%3A%22dataNormal%22%2C%22luoghi%22%3A%22Milano%22%7D%7D&orderBy=&orderType=asc (Zugriff: 25.05.2024): *No so iscrivere né parlare per proverbi di savi uomeni chome sapette voy, che l'avete per praticha e avette istudiato ne la Bibia con la vostra socera, che ve n'à fat(t)o sì ptaicho che a chatuno ne dareste ischacho*; vgl. *Frangioni*, Carteggio Milanese 2 (1994), 41; *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 63.

Man hat Sprichwörter, geflügelte Worte und Sentenzen als „konsensabrufende Kleinformen“[68] bezeichnet. Diesen Konsens rufen sie ab durch den Gestus, ein Erfahrungswissen von allgemeiner überzeitlicher Gültigkeit zum Ausdruck zu bringen. Die *ragione*, die Datini im bereits zitierten Brief von 1397 Tieri di Benci lehren wollte, gehöre zu jenen Lehren, die wahr seien wie das Vaterunser, so schreibt er.[69] Die Briefe selbst, mit denen Datini seinen Adressaten das Wissen über eine vernünftige und natürliche Geschäftspraxis vermitteln will, bezeichnet er immer wieder als Bibeln, *bibbie*. Damit akzentuierte er – durchaus selbstironisch – nicht nur ihre Länge. Denn die entsprechenden Briefe konnten bis zu zehn Seiten lang sein. Er brachte damit auch zum Ausdruck, etwas von den ewigen Wahrheiten zu offenbaren, auf die sich der Kaufmann stets stützen musste, wollte er erfolgreich sein.[70]

Das Wissen, mit dem Datini versuchte, das Nichtwissen über die ferne Gegenwart handhabbar zu machen, bezieht sich also anders als die Szenarien und Prognosen, denen die *avvisi* und *nuove* dienen, nicht auf die Zukunft, sondern ist gleichsam überzeitlich. Sein zeitlicher Bezug besteht in der Ewigkeit. Fehlendes Gegenwartswissen möchte er durch Ewigkeitswissen kompensieren, über dessen Richtigkeit absolute Gewissheit bestand.

3 Fazit

Es war also einerseits Wissen über die Zukunft und andererseits Wissen mit Ewigkeitswert, das Francesco Datini und seine Gesellschaften produzierten und auf das sie rekurrierten, um das Nichtwissen über die ferne Gegenwart zu kompensieren und handhabbar zu machen, um so ihr Handeln durch Informationen und eine gemeinsame Strategie zu koordinieren. Die spezifisch kaufmännische Konzeption von Information, die mit der Transformation der kaufmännischen Briefkommunikation im 14. Jahrhundert entstanden war, akzentuierte vor allem deren Prozesshaftigkeit, so dass Datinis Gesellschaften ständig Informationen produzierten und per Brief kommunizierten, die zwar in der Gegenwart keine Entscheidungsrelevanz besaßen und auch nicht haben konnten, von denen sie jedoch annahmen, dass sie diese in der Zukunft haben könnten. Gleichzeitig nutzten Angehörige der Datinigesellschaften sie für Szenarien und Prognosen, die freilich stets an einen konkreten Raum gebunden blieben.

Das Wissen mit Ewigkeitswert, auf das Datini rekurrierte, um seine Partner in der Ferne auf seine Geschäftsstrategie zu verpflichten, basierte dagegen auf der Prämisse, dass kaufmännische Praxis stets im Einklang mit der *ragione* stehen müsse, die der

68 *Tomasek*, Sprichwort, Sentenz und Verwandtes (2007).

69 S. o. Anm. 63.

70 *Nanni*, Ragionare tra Mercanti (2010), 68 f.

maggiore der Gesellschaften ihnen immer und immer wieder zu vermitteln versuchte, indem er sich mit großer Virtuosität der im zeitgenössischen Florenz kursierenden konsensabrufenden Kleinformen bediente, in denen ein Erfahrungswissen kondensierte, das nicht nur zu allen Zeiten, sondern auch überall Gültigkeit beanspruchte.

Inwieweit die Prognosen jedoch eintraten und Datinis Minderheitsgesellschafter die *ragione* tatsächlich zur Richtschnur ihrer Geschäftspraxis machten, das steht auf einem anderen Blatt.

Bibliographie

Enrico Bensa, Francesco di Marco da Prato. Notizie e documenti sulla mercatura italiana del secolo XIV. Mailand 1928.

Bernhard Bischoff, Mercantesca, in: Lexikon des gesamten Buchwesens. 2017, online: https://doi.org/10.1163/9789004337862__COM_130667 (Zugriff: 01.06.2024).

Gloria Camesasca, Lo stile delle lettere di Lapo Mazzei a Francesco Datini tra formulari classici e modelli mercantile, in: Bullettino dell'Istituto storico italiano per il medio evo 122 (2020), 121–136.

Elena Cecchi (Hrsg.), Le lettere di Francesco Datini alla moglie Margherita. 1385–1410. (Biblioteca dell'Archivio storico pratese 14) Prato 1990.

Bruno Dini, Brief, Briefliteratur, Briefsammlungen. F. Handels- und Kreditbrief. II. Italien, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 2. München / Zürich 1983, Sp. 681 f.

Arnold Esch, Chance et hasard de transmission. Le problème de la „représentativité" et de la „déformation" de la transmission historique, in: Jean-Claude Schmitt / Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Les tendances actuelles de l'histoire du Moyen Âge en France et en Allemagne. (Actes des colloques de Sèvres (1997) et Göttingen (1998) organisés par le CNRS et le Max-Planck-Institut für Geschichte) Paris 2003, 15–29.

Arnold Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungszufall als methodisches Problem des Historikers, in: Historische Zeitschrift 240 (1985), 529–570.

Martin Espenhorst (Hrsg.), Unwissen und Missverständnisse im vormodernen Friedensprozess. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte 94) Göttingen 2013.

Martha S. Feldman / James G. March, Information in Organisations as Signal and Symbol, in: Administrative Science Quarterly 26 (1981), 171–186.

Luciana Frangioni, Le fonti aziendali Datini per la storia (seconda metà XIV secolo – inizi XV secolo), in: Francesco Ammannati (Hrsg.), Dove va la storia economica? / Where is Economic History Going? (Pubblicazioni. Istituto Internazionale di Storia Economica F. Datini, Prato 2 / 42) Florenz 2011, 373–388.

Luciana Frangioni, Milano fine Trecento. Il carteggio milanese dell'Archivio Datini di Prato, Bd. 2: Documenti. Florenz 1994.

Luciana Frangioni, Organizzazione e costi del servizio postale alla fine del Trecento. Un contributo dell'Archivio Datini di Prato. (Quaderni di storia postale 3) Prato 1983.

Achim Geisenhanslüke, Dummheit und Witz. Poetologie des Nichtwissens. München 2011.

Richard Goldthwaite, The Economy of Renaissance Florence. Baltimore 2009.

Norman Scott Brien Gras, Business and Capitalism. An Introduction to Business History. Washington (D.C.) 2003.

Matthias Gross / Linsey McGoey, Routledge International Handbook of Ignorance Studies. London 2015.

David Gugerli u. a. (Hrsg.), Nicht-Wissen. (Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 5) Zürich 2009.

Jérôme Hayez, La correspondance de l'agence Datini d'Avignon (fin du s. XIV^{e}). Caractérisation, rythme des flux et pluralité des fonctions, in: Lorenzo Tanzini (Hrsg.), Oralità, scrittura, potere. Sardegna e Mediterraneo tra Antichità e Medioevo. Rom 2020, 225–253.

Jérôme Hayez, La difficile émergence des écrits marchands parmi les sources des médiévistes, in: Cahiers électroniques d'histoire textuelle du Lamop 10 (2017), 23–61.

Jérôme Hayez, L'Archivio Datini. De l'invention de 1870 à l'exploration d'un système d'écrits privés, in: Mélanges de l'Ecole française de Rome. Moyen Âge 117 (2005), 121–192.

Jérôme Hayez, Avviso, informazione, novella, nuova. La notion de l'information dans les correspondances marchandes toscanes vers 1400, in: Claire Boudreau u. a. (Hrsg.), Information et société en Occident à la fin du Moyen Âge. Actes du colloque international tenu à l'Université du Québec à Montréal et à l'Université d'Ottawa (9–11 mai 2002). (Publications de la Sorbonne. Histoire ancienne et médiévale 78) Paris 2004, 113–133.

Jérôme Hayez, Io non so scrivere al'amicho per siloscismi. Jalons pour une lecture de la lettre marchande toscane de la fin du Moyen Age, in: I Tatti Studies in the Italian Renaissance 7 (1997), 37–79.

Casey High / Ann H. Kelly / Jonathan Mair (Hrsg.), The Anthropology of Ignorance. An Ethnographic Approach. New York 2012.

Ingrid Houssaye Michienzi, Datini, Majorque et le Maghreb (14^{e}–15^{e} siècles). Réseaux, espaces méditerranéens et stratégies marchandes. Leiden 2013.

Martin Kintzinger, Ignorantia diplomatica. Konstruktives Nichtwissen in der Zeit des Hundertjährigen Krieges, in: Martin Espenhorst (Hrsg.), Unwissen und Missverständnisse im vormodernen Friedensprozess. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte 94) Göttingen 2013, 13–39.

Reinhart Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt (Main) ^{10}2017.

Frederich Chapin Lane, Andrea Barbarigo. Merchant of Venice, 1418–1449. New York 1967.

Giovanni Livi, L'Archivio di un mercante toscano nel secolo XIV (Francesco di Marco Datini), in: Archivio storico italiano Ser. 5:31 (1903), 425–431.

Federigo Melis, Aspetti della vita economica medievale, Bd. 1. (Studi nell'Archivio Datini di Prato) Siena 1962.

Federigo Melis, Archivio di Francesco di Marco Datini, in: Archivio storico italiano 114 (1956), 588 f.

Federigo Melis, L'archivio di un mercante e banchiere trecentesco. Francesco di Marco Datini da Prato, in: Moneta e Credito 7 (1954), 60–69.

Mark Mersiowsky, Papyrus, Pergament, Papier. Zur Materialität mittelalterlicher Briefe, in: Erwin Frauenknecht / Gerald Maier / Peter Rückert (Hrsg.), Das Wasserzeichen-Informationssystem (WZIS). Bilanz und Perspektiven. (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Baden-Württemberg) Stuttgart 2017, 175–215.

Paolo Nanni, Il mercante retore. Francesco Datini e la solidità del sistema aziendale, in: Studi Storici 61 (2020), 42–69.

Paolo Nanni, Ragionare tra mercanti. Per una rilettura della personalità di Francesco di Marco Datini (1335 ca – 1410). Ospedaletto (Pisa) 2010.

Daniel R. DeNicola, Understanding Ignorance. The Surprising Impact of What We Don't Know. Cambridge (MA) 2017.

Iris Origo, „Im Namen Gottes und des Geschäfts". Lebensbild eines toskanischen Kaufmanns der Frührenaissance. Berlin 1997 (engl. Original: The Merchant of Prato. Francesco di Marco Datini, London 1957).

Angela Orlandi (Hrsg.), Mercaderies i diners. La correspondència datiniana entre València i Mallorca (1395–1398). (Fonts Històriques Valencianes 29) Valencia 2008.

Angela Orlandi, The Catalonia Company. An Almost Unexpected Success, in: Giampiero Nigro (Hrsg.), Francesco di Marco Datini. The Man the Merchant. (Biblioteca di storia 9) Florenz 2010, 347–376.

Angela Orlandi, Aspetti di cultura imprenditoriale nel Basso Medioevo. Le aziende catalane di Francesco di Marco Datini, in: Prato. Storia e arte 101 (2007), 15–29.

Rik Peels / Martijn Blaauw, The Epistemic Dimensions of Ignorance. Cambridge 2016.

Robert N. Proctor / Londa Schiebinger (Hrsg.), Agnotology. The Making and Unmaking of Ignorance. Stanford 2008.

Leopold von Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Berlin ^{4}1877.

Paolo Rondinelli, L'uso di proverbi, sentenze e locuzioni proverbiali nella vita privata e nella vita pubblica tra Quattro e Cinquecento, in: Luisa Secchi Tarugi (Hrsg.), Vita pubblica e vita privata nel Rinascimento. Atti del XX convegno internazionale, Chianciano Terme, Pienza, 21–24 luglio 2008. (Quaderni della Rassegna 62) Florenz 2010, 133–148.

Raymond de Roover, The Organisation of Trade, in: Edward Miller / E. E. Rich / Michael Moissey Postan (Hrsg.), The Cambridge Economic History of Europe, Bd. 3: Economic Organization and Policies in the Middle Ages. Cambridge 1965, 42–118.

Adolf Schaube, Der Kurierdienst zwischen Italien und den Messen der Champagne, in: Archiv für Post und Telegraphie 24 (1896), 542–550, 571–581.

Frieder Schmidt, Spätmittelalterliches Papier als dingliches Artefakt, in: Christoph Reske / Wolfgang Schmitz (Hrsg.), Materielle Aspekte in der Inkunabelforschung. (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 49) Wiesbaden 2017, 109–120.

Thomas Szabó, Botenwesen. Allgemein. Westliches Europa, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 2. München / Zürich 1983, Sp. 484–487.

Thomas Szabó, Nachrichtenvermittlung. I. Westliches Europa, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. München / Zürich 1993, Sp. 997 f.

Tomas Tomasek, Sprichwort, Sentenz und Verwandtes. Zu den auf Erfahrungswissen basierenden konsensabrufenden Kleinformen, in: Heike Bismarck u. a. (Hrsg.), Usbekisch-deutsche Studien. Indogermanische und außerindogermanische Kontakte in Sprache, Literatur und Kultur. (Usbekisch-deutsche Studien 2) Münster 2007, 242–255.

Douglas N. Walton, Pragmatic and Idealized Models of Knowledge and Ignorance, in: American Philosophical Quarterly 42 (2005), 59–69.

Peter Wehling / Stefan Böschen (Hrsg.), Nichtwissenskulturen und Nichtwissensdiskurse. Über den Umgang mit Nichtwissen in Wissenschaft und Öffentlichkeit. (Wissenschafts- und Technikforschung 15) Baden-Baden 2015.

Peter Wehling, Nichtwissen. Bestimmungen, Abgrenzungen, Bewertungen, in: Erwägen, Wissen, Ethik 20 (2009), 95–106.

Peter Wehling, Im Schatten des Wissens? Perspektiven der Soziologie des Nichtwissens. Konstanz 2006.

Cornel Zwierlein, Imperial Unknowns. The French and British in the Mediterranean, 1650–1750. Cambridge 2016.

Cornel Zwierlein (Hrsg.), The Dark Side of Knowledge. Histories of Ignorance, 1400 to 1800. Leiden u. a. 2016.

Kristin Skottki

Rassismus und Antisemitismus im europäischen Mittelalter. Eine neue Suche nach historischen Wurzeln?

1 Standortbestimmungen

Der folgende Beitrag ist ein Wagnis, da er sich einem Thema widmet, das nicht nur in den meisten gegenwärtigen Gesellschaften höchst emotional diskutiert wird, sondern mindestens ebenso leidenschaftlich geführte Debatten in den Teilen des internationalen Wissenschaftsbetriebes auslöst, die sich mit den Fragen nach *race*, Rassismus und Antisemitismus auseinandersetzen.[1] Ein Wagnis ist dieser Beitrag aber vor allem deshalb, weil er von meiner Überzeugung geprägt ist, dass ein solches Thema nicht mit den gängigen Stilmitteln eines distanzierten, ‚leidenschaftslosen' und unsichtbar gemachten Forscher*innensubjekts (= Ich) angegangen werden sollte, insbesondere wenn dieses Forscher*innensubjekt selbst nie von Rassismus oder Antisemitismus betroffen war.[2] Schon hier dürften die ersten Einwände laut werden, denn zweifellos kann ‚Betroffenheitsforschung' wissenschaftsethisch problematisch werden, jedenfalls wenn sie so verstanden wird, dass es eine Korrelation oder gar Kongruenz zwischen der Identität von Forscher*innensubjekt und Forschungsobjekt geben muss, damit sich das Forscher*innensubjekt qualifiziert über das Forschungsobjekt äußern kann. Eine solche Erwartungshaltung würde insbesondere historische Forschung faktisch unmöglich machen. Und dennoch: Wer die Anliegen der postkolonialen Kritik und vor allem der *Critical Race Theory* (CRT) und der *Critical Whiteness Studies* (CWS) ernst nimmt, und genau das versuche ich hier, wird nicht umhin können, Selbstreflexion und Offenlegung der eigenen Positionalität (*positionality*) als Teil der wissenschaftlichen Auseinandersetzung – auch mit einem historischen Forschungsgegenstand – sichtbar und nachvollziehbar zu machen.[3] Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass ich erwarte, dass nun alle Historiker*innen auf diese Art und Weise schreiben. Wer aber an sich selbst den Anspruch stellt, postkoloniale Kritik und vor allem CRT und CWS in der eigenen Forschung anzuwenden, wird auch ‚Betroffenheit' als ein notwendig zu reflektierendes

1 Vgl. nur aus dem Überschneidungsfeld von gesellschaftspolitischem Engagement und wissenschaftlicher Reflexion folgende neue Publikation, die das ganze Dilemma dieser Auseinandersetzungen offenbart: *Mendel/Cheema/Arnold*, Buch (2022), 9–25.

2 Zum gesamten Themenkomplex Betroffenheit, Positionalität und Autoethnographie vgl. etwa die Arbeiten der Kulturanthropologin Johanna Stadlbauer, hier vor allem den gemeinsam verfassten Beitrag *Ploder/Stadlbauer*, Reflexivity (2016).

3 Zur Positionalität aus sozialwissenschaftlicher, hier speziell soziologischer Sicht vgl. auch *Baur*, Decolonizing (2021).

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-017

Thema identifizieren, das die Verflochtenheit von Forschung und Lebenswelt im Sinne der Positionalität adressiert. Ich persönlich halte es in der heutigen Zeit tatsächlich für die wissenschaftsethisch angemessenere Variante, über Rassismus und Antisemitismus in eben dieser Art und Weise nachzudenken und zu schreiben. Genau deshalb versuche ich aber auch in diesem Beitrag sprachliche Konsensfiktionen („man", „es") zu vermeiden, da mir bewusst ist, dass viele Kolleg*innen diese Ansicht nicht teilen – und das müssen sie ja auch gar nicht. Auch wenn sowohl in Deutschland als auch in den USA[4] in jüngster Zeit manche Stimmen behaupten, die Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit stünde aufgrund einer vermeintlichen Indoktrinierung mit einer ‚*woken* Ideologie' insbesondere an den Hochschulen auf dem Spiel,[5] ist es doch gerade ein Zeichen der herrschenden Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit in Ländern mit einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung, dass wir uns darüber trefflich streiten können, ohne uns einig sein zu müssen. Entsprechend wähle ich nun als Einstieg die Form der Autoethnographie, um zu verdeutlichen, wie ich zur Auseinandersetzung mit den Themen Rassismus und Antisemitismus in der mediävistischen Forschung gekommen bin.

Im März 2019 reiste ich nach Philadelphia (USA), um am 94. Jahrestreffen der ‚Medieval Academy of America' teilzunehmen, das in jenem Jahr unter dem Motto „The Global Turn in Medieval Studies" stand. Da mein Kollege Nicholas Morton (Nottingham Trent University) und ich seit Herbst 2018 an der Konzeptionierung einer neuen Buchreihe zum ‚globalen Mittelalter' für Routledge arbeiteten,[6] war dieser internationale Kongress die ideale Gelegenheit, um den aktuellen Stand der Forschung kennenzulernen und Kontakte zu den mit diesem Themenfeld beschäftigten Wissenschaftler*innen zu knüpfen beziehungsweise aufzufrischen. Ein weiterer Grund war, dass ich seit Winter 2018 gemeinsam mit Joël Glasman, dem Bayreuther Professor für Geschichte Afrikas, einen englischsprachigen Masterstudiengang „Global History" konzipierte, für den ich ebenfalls Erfahrungswissen meiner internationalen mediävistischen Kolleg*innen einholen wollte.[7]

Aber schon bei der Erstellung meines Nutzerprofils für die ‚Medieval Academy of America' war ich das erste Mal schockiert, als es in einem Feld die eigene „Race/Ethnicity" auszuwählen galt. Diese Frage empfand ich als unerhört und unangemessen, da es für mich unbegreiflich war, wieso diese Frage für die Mitgliedschaft in einem wissen-

4 Nur für diese beiden Länder möchte ich beanspruchen, diese Debatten nachvollzogen zu haben.

5 Vgl. für Deutschland die auch in der Tagespresse ausführlich und höchst unterschiedlich diskutierte Studie *Revers/Traunmüller*, Free Speech (2020) und die beiden Repliken *Meier*, Unschärferelation (2021); *Traunmüller/Revers*, Meinungsfreiheit (2021). Und für die USA vgl. nur die aktuell (Februar 2023) laufende Debatte um den vom republikanischen Gouverneur Ron DeSantis lancierten ‚Kulturkampf' um Critical Race Theory und Programme für „Diversität, Gleichheit und Inklusion" (*DEI = Diversity, Equity and Inclusion*) an Universitäten und Schulen, dazu etwa *Moody*, Playbook (2023).

6 Die Reihe existiert seit Oktober 2019 unter dem Titel ‚Global Histories before Globalisation', siehe https://www.routledge.com/Global-Histories-before-Globalisation/book-series/GLOBAL.

7 Der Studiengang startete zum Wintersemester 2019/2020, siehe https://www.global-history.uni-bayreuth.de/en/index.html (Zugriff: 25.09.2023).

schaftlichen Fachverband von Relevanz sein könnte.[8] Also habe ich die Option „Decline to disclose“ ausgewählt. Vor Beginn des Kongresses hatte ich mich aber auch für den Workshop ‚Feeling Anti-Racist Whiteness in Medieval Studies‘ angemeldet, der von Joy Ambler und Carla María Thomas im Rahmen des Kongresses durchgeführt wurde. Die Teilnehmer*innen dieses Workshops wurden im Vorfeld dazu aufgefordert, in einem anonymisierten Online-Fragebogen eine Handvoll Fragen zur Motivation, an diesem Workshop teilzunehmen, zu beantworten. Auch dort tauchte am Ende die Frage auf: „How would you self-identify your race?“. Meine genaue Antwort kann ich zwar nicht mehr rekonstruieren, dem Sinn nach ließ ich mich dort aber darüber aus, dass es ja wohl anerkannter wissenschaftlicher Konsens sei, dass es keine unterschiedlichen Menschenrassen gäbe und ich es deshalb ablehnen würde, mich einer *race* zuzuordnen. Ich erinnere mich jedenfalls sehr gut an das Gefühl, hier schon wieder mit einer Klassifizierung konfrontiert zu werden, die ich als unwissenschaftlich und vor allem als rassistisch weit von mir wies. Ich wollte mich einfach nicht als „White“ oder gar als „Caucasian“ identifizieren.

Das Erstaunlichste war dann für mich die Erkenntnis, die ich zum ersten Mal aus dem entsprechenden Workshop mitgenommen habe und mir seit einiger Zeit regelmäßig zu vergegenwärtigen suche: Meine Empörung und die Zurückweisung der Kategorisierung als ‚weiß‘[9] ist ein Privileg meines Weißseins.[10] Die normative ‚Whiteness‘ der Gesellschaften, in denen ich mich in der Regel aufhalte, war mir nicht wirklich bewusst, viel weniger noch, dass ich es mir aufgrund dieser strukturellen Bedingungen ohne weiteres ‚leisten‘ kann, eine Klassifizierung nach *race/ethnicity* abzulehnen, denn in meiner Lebenswelt habe ich selbstverständlich niemals Ausgrenzung, Diskriminierung oder Schlimmeres aufgrund meines phänotypischen Erscheinungsbildes und der entsprechenden Zuordnung zu einer *race* oder Ethnizität erleben müssen. Viel zu lange habe ich selbst an den Mythos geglaubt, dass Hautfarbenrassismus vor allem ein US-amerikanisches Phänomen sei und es in Deutschland so etwas eigentlich gar nicht (mehr) gäbe, denn hier bei uns sei das Problem eher Ausländerfeindlichkeit.[11] Meine eigene Ignoranz im Hinblick auf dieses ‚angeborene‘ Privileg kann auf einen Common

8 In der Einleitung zu ‚The Origin of Racism in the West‘ benennen dann auch die Herausgeber*innen diese Praxis als „rassistisches Überbleibsel“: „Rudiments of racist thinking continue to exist in western bureaucracies [korrekter wäre wohl die Beschränkung auf die USA, Anm. d. V.] without many people noticing. A traveller may encounter a questionnaire in which s/he is asked to declare ‚race‘, a concept few serious contemporary biologists regard as having any validity.“ *Isaac/Ziegler/Eliav-Feldon*, Introduction (2009), 2.

9 Für die verwendeten Begrifflichkeiten, die eine diskriminierungssensible Sprache widerspiegeln, sei verwiesen auf: *Neue Deutsche Medienmacher*innen*, NdM-Glossar.

10 Vgl. die inzwischen auch auf Deutsch erschienene Grundlagenlektüre *DiAngelo*, Rassismus (2021); beziehungsweise das Original: *DiAngelo*, White Fragility (2018).

11 Aus der inzwischen zahlreichen aktivistischen deutschsprachigen Literatur zum Thema sei hier nur auf folgende Titel verwiesen: *Amjahid*, Der weiße Fleck (2021); *Hasters*, Weiße Menschen (2020); *Ogette*, Exit RACISM (2021).

Sense unter ‚weißen' Menschen in von ihnen dominierten Gesellschaften zurückgeführt werden, der aber in meinem Falle nochmals verstärkt wurde durch mein Aufwachsen in der nordostdeutschen Provinz, die wohl wie nur wenige Regionen in Europa eine solch hohe ethnische und eben auch phänotypische Homogenität aufweist. Denn auch als ich später in Greifswald und Rostock studierte und schließlich an der (Evangelischen) Theologischen Fakultät der Universität Rostock arbeitete, war die Begegnung mit Menschen, die ich als ‚nicht-weiß' lese, in meinem Alltag eine eher exotische Ausnahme. Erst in meiner Bayreuther Zeit seit 2016 ist der tagtägliche Umgang mit People of Color und als migrantisch gelesenen Menschen für mich zum Normalfall geworden und hat zweifellos mit dazu beigetragen, mehr und mehr über Rassismus nachzudenken – auch und gerade über den strukturellen im akademischen Betrieb und der mich umgebenden Lebenswelt, auch und gerade über den unbewussten Rassismus in mir selbst.

Ein zweiter autobiographischer Strang, der auf die Reflexion dieses Themenfeldes zuführt, nahm seinen Anfang im Rostocker DFG-Graduiertenkolleg ‚Kulturkontakt und Wissenschaftsdiskurs', in dessen Rahmen ich meine Dissertation schrieb. Durch die beteiligten Rostocker Wissenschaftler*innen und auswärtigen Gäste kam ich dort erstmals mit allen möglichen kulturwissenschaftlichen Theorien in Berührung, insbesondere mit der postkolonialen Kritik, so dass vor allem die Diskussion um die Orientalismuskritik Edward Saids meine eigene Arbeit prägte. Der Erstbetreuer meiner Arbeit, Heinrich Holze, dessen Wissenschaftliche Mitarbeiterin ich 2009 am Lehrstuhl für Kirchengeschichte wurde, ermunterte mich zudem, das obligatorische Proseminar ‚Einführung in die kirchengeschichtlichen Methoden' zu nutzen, um auch die Rostocker Theologiestudierenden mit neuen kulturwissenschaftlichen Ansätzen bekannt zu machen. Da mir jedoch die Perspektive der Gender Studies zu sehr auf *eine* Differenzkategorie (ein Begriff, den ich damals noch gar nicht kannte) beschränkt erschien, wurde die Lektüre des damals frisch erschienenen Bandes ‚Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten' von Gabriele Winker und Nina Degele zu einem Schlüsselerlebnis.[12] Seit 2010 versuche ich also die Bedeutung der Intersektionalität von Differenzkategorien für meine eigene Forschung, Lehre, akademische und lebensweltliche Praxis zu erfassen, die aber in diesem Beitrag nicht im Detail berücksichtigt werden wird.[13] Wichtig ist dieser autobiographische Strang deshalb, weil meine eigene Forschung von Anfang an durch die Rezeption von und den interdisziplinären Austausch über Theorieangebote geprägt war, die nicht genuin für meinen Forschungsgegenstand entwickelt wurden, also schon immer die Frage aufwarfen, inwiefern solche Ansätze überhaupt sinnvoll übertragbar sind.[14]

12 *Winker/Degele*, Intersektionalität (2009).

13 Vgl. dazu demnächst *Skottki*, Konstruktion (voraussichtlich 2024).

14 Siehe *Skottki*, Christen (2015), 19–74.

Ein dritter Strang ergibt sich aus der späten Erkenntnis, dass ich viel zu lange geglaubt habe, dass jüdische Lebenswelten im europäischen Mittelalter ein für mich zu vernachlässigendes Randthema seien. Denn während ich meine Dissertation schrieb, war mir zwar bewusst, dass die antijüdischen Pogrome im Rheinland 1096[15] irgendwie auch zum Themenbereich ‚Erster Kreuzzug' dazugehörten. Da der Fokus meiner Arbeit aber auf christlich-muslimische Beziehungen und auf die Analyse von sieben lateinischen Kreuzzugschroniken gerichtet war, von denen allein die Chronik des sogenannten Albert von Aachen die Pogrome im Rheinland kurz thematisierte, habe ich dieses Themenfeld in meiner Dissertation nur gestreift.[16] Erst als ich mich auf die Suche nach einem Thema für mein ‚zweites Buch' begab und durch eine eher zufällige Begegnung mit der damaligen Pastorin Katrin Teuber 2013 in der Stadtkirche von Sternberg (Landkreis Ludwigslust-Parchim, Mecklenburg-Vorpommern) von ihr auf die bislang kaum erforschte Geschichte des dortigen Hostienfrevelprozesses von 1492 und der anschließenden Heilig-Blut-Wallfahrt gestoßen wurde, erschloss sich mir durch die Lektüre der Forschungen zu christlich-jüdischen Beziehungen im Mittelalter, wie zentral auch dieses Themenfeld eigentlich für ein angemessenes Verständnis der europäischen Geschichte im Mittelalter *insgesamt* sein müsste. Es scheint aber nicht allein meiner persönlichen Ignoranz geschuldet zu sein, dass ich die jüdischen Lebenswelten lange Zeit für ein wortwörtliches Randthema hielt, da hier zumindest bis in die 1990er Jahre ein systemisches Problem vorlag, da die Geschichte der Menschen jüdischen Glaubens historiographiegeschichtlich gesehen noch nicht in die ‚foundational history' des europäischen Mittelalters integriert war.[17] Seit 1996, als Gerd Mentgen die Rede von den Juden*Jüdinnen als Randgruppe der mittelalterlichen Gesellschaft kritisierte,[18] hat sich auch und gerade in der deutschsprachigen Mediävistik viel getan, so dass Michael Toch schon 1998 in seinem Beitrag zur ‚Oldenbourg Enzyklopädie deutscher Geschichte' den Forschungsstand zur Geschichte der Juden*Jüdinnen im mittelalterlichen Reich mit den Worten „Geschichte der Juden *endlich* Teil der deutschen Geschichte" zusammenfasste.[19] Die Diskrepanz zwischen der Einschätzung von Mentgen und Toch aus nahezu dem gleichen Zeitraum scheint mir aber ein Beleg dafür zu sein, dass es wohl auch heute noch

15 Die jüdische Sichtweise ist durch die exzellente Edition und deutsche Übersetzung der hebräischen Berichte rekonstruierbar, siehe Hebräische Berichte. Ed. *Haverkamp* (2005).

16 Siehe *Skottki*, Christen (2015), zum Interpretament ‚Holocaust', 106–120. Zu Albert von Aachen siehe die Edition und englische Übersetzung Albert of Aachen, Historia. Ed. *Edgington*. Die Erzählung von den Massakern im Rheinland befindet sich in Buch I, Kapitel 25 bis 28 (48–55).

17 Aus der kaum noch überschaubaren Vielzahl an monographischen Einführungs- und Überblickswerken zur mittelalterlichen Geschichte empfehle ich den Bayreuther Studierenden unter anderem die folgenden vier Werke, von denen Harald Müller und Gerhard Lubich die Juden*Jüdinnen weiterhin als Randgruppe nur höchst kursorisch erwähnen, wohingegen Peter Dinzelbacher und Heinz-Dieter Heimann ihnen jeweils ein ganzes Kapitel widmen, siehe *Müller*, Mittelalter (2015), 95; *Lubich*, Mittelalter (2010), 149; *Dinzelbacher*, Juden (2010); *Heimann*, Judentum (2006).

18 *Mentgen*, Juden (1996).

19 *Toch*, Juden (2014), 76 (so auch schon in der Erstauflage von 1998) [Hervorhebung d. V.].

stark von der Positionalität der Forscher*innenpersönlichkeit abhängt, ob sie oder er die Geschichte der Juden*Jüdinnen als bereits erfolgreich in die Meistererzählungen über das Mittelalter integriert ansieht, oder diesen Teil der Geschichte immer noch als „Spezialthema" marginalisiert wahrnimmt.

Über den konkreten Fall der Ermordung und Vertreibung der Mecklenburger Juden*Jüdinnen im Jahre 1492 bin ich jedenfalls zum Themenkomplex der christlich-jüdischen Beziehungen im Mittelalter gekommen, die nun zentral in den Fokus meiner Forschung,[20] Lehre und meines außeruniversitären Engagements gerückt sind. Dabei erwies sich vor allem die Frage nach der angemessenen Deutung der Gewalt gegen die jüdischen Mitmenschen als Antijudaismus oder Antisemitismus als ein neues, großes und wichtiges Problemfeld.

Dieser autoethnographische Einstieg sollte also als Versuch verstanden werden, meine Positionalität im Hinblick auf dieses Forschungsfeld offen zu legen, da ich keinesfalls beanspruchen kann und möchte, hier nun einen allgemeingültigen Forschungsüberblick zu bieten.

Im Folgenden soll zentral das neue gewichtige Referenzwerk von Geraldine Heng ‚The Invention of Race in the European Middle Ages' von 2018[21] diskutiert und in den aktuellen Wissenschaftsdiskurs zu *race*, Rassismus und Antisemitismus eingebettet werden. Was an dieser Stelle nicht geleistet werden kann, ist eine prominente Diskussion des Spannungsfeldes zwischen europäischer und globaler Perspektivierung in der aktuellen Mediävistik,[22] da dies für mein eigentliches Anliegen in diesem Beitrag wenig hilfreich erscheint und auch schon von anderen Beiträgen in diesem Band geleistet wird.

2 Die Erfindung von *race* im europäischen Mittelalter?

Geraldine Hengs Buch gilt schon jetzt als Meilenstein, manchem gar als Baustein eines Paradigmenwechsels in der Aufdeckung der *longue durée* von *race* und *racism* in der westlichen Welt,[23] andere wiederum lehnen das Buch kategorisch wegen seines aktivistisch-politischen Anspruches ab, obwohl letztere Position zumeist nur im informellen

20 Mein Buchprojekt ‚Sternberg 1492 – Eine exemplarische Untersuchung zu spätmittelalterlichen christlich-jüdischen Beziehungen, christlicher Frömmigkeit und zum Verhältnis von Geschichte und Erinnerung' (Arbeitstitel) hoffe ich spätestens 2025 fertig stellen zu können. Erste Überlegungen sind zu finden in *Skottki*, Sternberg 1492 (2018).

21 *Heng*, Invention of Race (2018).

22 Vgl. dazu demnächst *Skottki*, Mittelalter deprovinzialisieren (voraussichtlich 2024).

23 So etwa das Fazit der uneingeschränkt positiven Rezension *Whitaker*, Rez. von: *Heng*, Invention of Race (2021), 802.

Rahmen geäußert wird. Der weitaus größte Teil der bislang erschienen Rezensionen zu diesem Werk ist positiv, die meisten bieten eine ausgewogene Mischung aus Lob und angemessener Kritik,[24] mindestens eine Rezension ist jedoch ein wortwörtlicher Verriss.[25] Da er von einer Wissenschaftlerin stammt, die zu jüdischen Lebenswelten auf der Iberischen Halbinsel im Mittelalter arbeitet, wird auf die Auseinandersetzung zwischen Geraldine Heng und Sarah Pearce gleich noch einmal zurückzukommen sein.[26]

Mich erinnert Hengs Werk in vielerlei Hinsicht an Edward Saids ‚Orientalism': Wie bei Hengs ‚The Invention' handelte es sich auch bei Saids Werk um eine – dort postkolonial, hier rassismuskritisch inspirierte – Intervention eine*r US-amerikanischen Literaturwissenschaftler*in und Person of Color (im Falle Hengs als *Asian-American* ‚mit Migrationshintergrund' aus Singapur, im Falle Saids als *Palestinian-American* ‚mit Migrationshintergrund' aus dem Nahen Osten), die scheinbar – jedenfalls aus der Sicht ihrer Kritiker*innen – eine gesamte Fachdisziplin kritisiert, wenn nicht gar angreift: Bei Said war es die Orientalistik, die heutzutage auch und gerade aufgrund der Kritik von Said unter diesem Namen kaum noch irgendwo zu finden ist;[27] bei Heng ist es eben die Mediävistik – im angloamerikanischen Sinne verstanden als die gesamte Fülle interdisziplinärer Mittelalterforschung. Für beide Werke ist ebenso charakteristisch, dass sie gar nicht versuchen, eine stringente Genealogie des europäisch-westlichen Rassismus beziehungsweise Orientalismus zu rekonstruieren, sondern eher eklektisch breite Diskursströme mit literaturwissenschaftlich geprägten Einzelanalysen aufzudecken versuchen.[28] Beide Werke bieten also weder eine chronologisch orientierte Darstellung noch eine klar formulierte ‚Beweisführung' mit einer eindeutigen Fragestellung am Anfang und vor allem keiner Ergebnissicherung am Ende, und beide sind auch wenig an der historischen Kontextualisierung ihrer Quellenbeispiele oder einer expliziten Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand interessiert. In der US-amerikanischen literaturwissenschaftlichen Forschung, zumindest in den English Departments, ist das offenbar ein durchaus üblicher Publikationsstil – auf Leser*innen aus anderen Fachtra-

24 Die aus meiner Sicht differenziertesten Rezensionen bieten *Bethencourt*, Rez. von: *Heng*, Invention of Race; *Ziegler*, Rez. von: *Heng*, Invention of Race (2020); *Schiel*, Rez. von: *Heng*, Invention of Race (Zugriff: 25.09.2023).

25 *Pearce*, Inquisitor (2020), 145–190.

26 Ausführlich diskutiert wird diese Auseinandersetzung unter anderem in *Boyarin* u. a., Book Forum (2022).

27 Vgl. dazu etwa kritisch *Daneshgar*, Orientalism (2020).

28 Die über Jahrzehnte in verschiedensten Fachdisziplinen geführte Debatte um Saids Orientalismuskritik ist beinahe genauso vielfältig wie die Auseinandersetzung mit Rassismus oder Antisemitismus. Einen dennoch hilfreichen Überblick bietet *Macfie*, Orientalism (2000). Die seit der Erstveröffentlichung von Saids ‚Orientalism' (1978) deutlich veränderte gesellschaftspolitische Situation in der „westlichen Welt" – sowohl durch die etablierten Stimmen der postkolonialen Kritik im Wissenschaftsdiskurs einerseits, und seit den unter der Chiffre 9/11 zusammengefassten Ereignissen zu Beginn der 2000er Jahre andererseits, reflektiert ausführlich *Dabashi*, Post-Orientalism (2009). Für die deutschsprachige Diskussion vgl. vor allem *Attia*, Westliche Kultur (2009).

ditionen, wie etwa der Geschichtswissenschaft, und insbesondere von außerhalb der Anglosphäre kann dieser Stil aber bisweilen unbefriedigend bis irritierend wirken.[29]

Aber es ist wohl nicht nur der Befindlichkeit einer deutschen Historikerin geschuldet,[30] wenn ich es irritierend finde, dass der Titel des Buches die Erfindung einer bis heute wirkmächtigen Kategorisierung von Menschen in einer bestimmten Epoche verortet, dann aber überhaupt nicht darauf eingeht, warum denn *race* ausgerechnet im europäischen Mittelalter erfunden worden sei.[31] Ebenso irritiert, dass die Untersuchung dem Titel nach auf das ‚europäische Mittelalter' fokussiert, tatsächlich aber auch einen globalgeschichtlichen Anspruch hat, da immerhin drei der sieben Hauptkapitel der Rassifizierung von Nicht-Europäer*innen gewidmet sind.[32] Diese zweifache Perspektivierung muss aber insofern nicht überraschen, da Heng in den letzten Jahren nicht nur zur prominentesten US-amerikanischen Vertreterin einer rassismuskritischen ‚Euromediävistik'[33], sondern auch einer globalgeschichtlichen Mittelalterforschung avanciert ist.[34]

Hengs Kritik an der Critical Race Theory[35], dass diese zu geschichtsvergessen sei und die lange Vorgeschichte beziehungsweise die historischen Wurzeln von Rassifizierungsprozessen und Rassismus ausblende, ist zweifellos berechtigt und wichtig; ebenso ihre Kritik an der Mediävistik, die sich wohl in der Tat nur allzu gerne wenigstens von diesem Stigma befreit sah und deshalb nicht an der vermeintlichen ‚Modernität' des Rassismus zweifelte.[36] Warum aber diese Phänomene nicht schon in der Antike existiert haben sollen, oder gar von Anfang an zwischenmenschliche Beziehungen geprägt

29 Befremdliche Leseerfahrungen durch einen auf mich als ‚Außenstehende' geradezu hermetisch erscheinenden Sprach- und Schreibstil hatte ich beispielsweise mit *Cohen*, Medieval Identity (2003) oder auch *Ganim*, Medievalism (2005).

30 Eine andere Sichtweise vertritt *Eckhart*, Rez. von: *Heng*, Invention of Race (2021).

31 Die bereits existierende Forschung zu Rassismus in der Vormoderne wird nur kurz am Anfang angesprochen, im weiteren Verlauf spielt die Auseinandersetzung mit diesem Forschungsstand aber keine wirkliche Rolle, wohl aus dem Grund, dass Heng dieser Forschung attestiert, sie sei (noch) nicht durch CRT informiert gewesen, siehe *Heng*, Invention of Race (2018), Kap. 1.

32 World I: A Global Race in the European Imaginary: Native Americans in the North Atlantic; World II: The Mongol Empire: Global Race as Absolute Power; World III: „Gypsies": A Global Race in Diaspora, A Slave Race for the Centuries, in: *Heng* Invention of Race (2018), 257–455.

33 „Euromedievalists" als Bezeichnung für ‚klassisch' – und damit notwendigerweise europazentriert – ausgebildete Mediävist*innen scheint eine Wortneuschöpfung Hengs zu sein, die mir sehr treffend erscheint, siehe zum Beispiel *Heng*, Global Middle Ages (2021), 19.

34 Grundlage für beide Themenfelder bilden *Heng*, Invention of Race I (2011); *Heng*, Invention of Race II (2011); *Heng*, Globalities (2014). Zum „globalen Mittelalter" vgl. zuletzt *Heng*, Global Middle Ages (2021).

35 Vgl. dazu als Einstieg den Klassiker *Delgado/Stefancic*, Critical Race Theory (2017), der sehr schön den historischen Kontext der Entstehung der CRT aufzeigt: Ernüchterungs- und Enttäuschungserfahrungen insbesondere von Schwarzen und People of Color in den USA seit den 1970er und 80er Jahren, da die Bürgerrechtsbewegung und die von ihr errungenen Siege in der Legislative eben doch nicht zu einer postrassistischen Gesellschaft geführt haben.

36 *Heng*, Invention of Race (2018), 16–27.

haben, wird von Heng leider nicht thematisiert.[37] Aber nicht nur diese zentralen *historischen* Fragen bleiben unberücksichtigt, sondern auch die *hermeneutischen* Fragen nach dem Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus sowie eine dezidierte Auseinandersetzung mit der Gruppe beziehungsweise Gesellschaft, von der diese rassifizierenden Altertitätskonstruktionen ausgingen – nur verstreut verweist sie hier und da auf den vermeintlich hegemonialen „*homo europaeus*“.[38]

Im Hinblick auf die europäische Dimension der Betrachtung gilt leider für Hengs Buch, was Simon Gaunt schon 2009 der Forschungsrichtung der Postcolonial Medieval Studies insgesamt attestierte: Der Anglozentrismus ist allgegenwärtig.[39] Wenig erstaunlich ist, dass Heng kaum nichtenglischsprachige Forschungsliteratur rezipiert, und dass die meisten mittelalterlichen Quellen, die sie eingehender analysiert, zum festen Kanon der mediävistischen Anglistik respektive der mediävistischen Literaturwissenschaft (in englischer Übersetzung) gehören.[40]

Dass aber das einzige Kapitel, in dem es dezidiert um die Rassifizierung[41] von Juden*Jüdinnen im Mittelalter geht, nun ausgerechnet England zum Gegenstand hat, ist zwar wiederum symptomatisch, wäre aber per se nicht problematisch, wenn Heng nicht den Eindruck erweckte, als sei die Geschichte der Juden*Jüdinnen in England nicht nur exemplarisch, sondern auch repräsentativ für das gesamte europäische Mittelalter. Immerhin behauptet sie hier, wie auch in der darauf aufbauenden Monographie, dass England der erste rassistische beziehungsweise ‚rassifizierte‘ Staat („racial state“) Europas gewesen sei.[42] Ihr Hauptgewährsmann für diese Sichtweise ist der *Anglo-Jewry*-Experte Robert Stacey, dessen Beiträge sie immer wieder zitiert, der jedoch, wie nicht zuletzt Sarah Pearce bemerkte, vielmehr für die *Außergewöhnlichkeit* als für die *Repräsentativität* der Situation in England argumentiert hat.[43] In ihrer

37 Einen ausgezeichneten Überblick zu dieser Frage und den entsprechend einschlägigen Forschungsbeiträgen bietet *Mills*, Chronopolitics (2020).

38 Vgl. dazu nur die identischen fünf Absätze, die in diesem Fazit münden in *Heng*, Invention of Race (2018), 4 f. und 23 f., hier 24: „An important consideration in investigating the invention of race in medieval Europe (an invention that is always a reinvention) is also to grasp the ways in which *homo europaeus* – the European subject – emerges in part through racial grids produced from the twelfth through fifteenth centuries, and the significance of that emergence for understanding the unstable entity we call ‚the West‘ and its self-authorizing missions.“

39 *Gaunt*, Review Essay (2009).

40 Siehe die Bibliographie, in der bezeichnenderweise Quellen und Literatur nicht getrennt aufgeführt sind: *Heng*, Invention of Race (2018), 457–481.

41 Wie bereits erwähnt, werden die Begriffe Anti-Judaismus und Antisemitismus von Heng überhaupt nicht verwendet, aber so entzieht sie sich der eigentlich doch zentralen Diskussion um das Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus.

42 Siehe *Heng*, Invention of Race (2018), Kap. 2, vor allem 57 f. und *Heng*, England and the Jews (2019). Bei dem nur 103 Textseiten umfassenden Büchlein handelt es sich aufgrund des großzügigeren Layouts offensichtlich nur um eine erweiterte Fassung des Kapitels aus ‚The Invention‘.

43 Siehe *Pearce*, Inquisitor (2020), hier 155–157. Vgl. nur Staceys einschlägigen Beitrag *Stacey*, Anti-Semitism (2000), in dem er wesentlich differenzierter argumentiert als Heng. Er verweist einerseits

jüngst erschienenen Reflexion über ‚The Invention' stellt Heng selbst fest, dass dieses Kapitel in der Rezeption offenbar zu einer Art Lackmustest für die Anerkennung oder eben Aberkennung der Validität ihrer gesamten Argumentation durch andere Forscher*innen avanciert ist.[44]

Wirklich problematisch ist die zentrale Stellung dieses ‚Fallbeispiels' aber vor allem deshalb, weil das gesamte Buch ohne eine explizite Auseinandersetzung mit der Situation der Juden*Jüdinnen auf der Iberischen Halbinsel auskommt und daher auch überhaupt nicht zu dem inzwischen etablierten Forschungskonsens Stellung bezieht, demnach die gegen die (vormals jüdischen) *conversos* gerichteten Bestimmungen zur „Blutreinheit" (*limpieza de sangre*) seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mindestens einen wichtigen Ursprungsort des ‚modernen', weil biologistischen Rassismus darstellen.[45] Auf diesen Punkt wird später noch zurückzukommen sein.

Es liegt natürlich in der Natur der Sache, dass eine Monographie nicht *alles* abdecken kann, es wirkt dann aber doch ein wenig unredlich, wenn Hengs Buch den Eindruck erweckt, als sei sie eine der Ersten, die sich überhaupt (kritisch) mit dem Thema Rassismus beziehungsweise Rassifizierung im Mittelalter auseinandersetzt, indem sie diese auch im anglophonen Wissenschaftsdiskurs schon länger etablierte Diskussion um die Situation der Juden*Jüdinnen auf der Iberischen Halbinsel ausblendet.[46]

Erwartungsgemäß hat dann mit Sarah Pearce eine Expertin für die Geschichte der Juden*Jüdinnen auf der Iberischen Halbinsel auch am schärfsten Kritik an Hengs Buch geübt. Ich finde, dass Pearce an einigen Stellen deutlich über das Ziel hinausgeschossen ist, indem sie sich auf den 38 Textseiten ihres Rezensionsessays, wie sie selbst eingesteht, fast ausschließlich an Hengs Kapitel zu den Juden*Jüdinnen in England abarbeitet und gerade am Schluss unnötig scharf und teilweise polemisch wird.[47] Dennoch

---

auf die Bedeutung der (Identitäts-)Konflikte zwischen den französischsprachigen und englischsprachigen ‚Engländern' im Zuge der Etablierung des Kults um William von Norwich († 1144), dem vermeintlich ersten Opfer eines jüdischen Ritualmordes – in England in der spezifischen Form der Kreuzigung eines christlichen Knaben (168). Vor allem aber betont er die chronologischen Brüche und Verschiebungen in der Instrumentalisierung des antisemitischen Arsenals (Vorwürfe von Wucher, Ritualmord, Hostienschändung und Brunnenvergiftung, 164) durch den englischen ‚Staat', siehe 177: „There is thus no simple correlation between the growth of English anti-Semitism and the power of the medieval English state. Although the precociously powerful English state provided the circumstances within which the plausibility of the ritual crucifixion charge became established during the twelfth century, it was not until the 1250s that the English crown embraced the charge itself, and not until the 1270s that it adopted anti-Semitism as a deliberate political and religious platform."

44 Sie spricht allerdings von einer Art Rorschachtest, der die politische Einstellung der Rezensent*innen offenlege, siehe *Heng*, Race (2022), 165.

45 Einen hervorragenden Forschungsüberblick und eine überzeugende Interpretation des verfügbaren Quellenmaterials bietet *Hering Torres*, Rassismus in der Vormoderne (2006).

46 Die wichtigsten englischsprachigen Beiträge lieferten seit den späten 1990er Jahren John H. Edwards und David Nirenberg, siehe etwa *Edwards*, Beginnings (1999) und *Nirenberg*, Mass Conversion (2002).

47 Vgl. nur den Schluss: „Radical, ahistorical, uncompassionate right-wing revisionism is a problem; but so, too, is radical, ahistorical, uncompassionate left-wing revisionism. (...) It is my hope, though,

kann ich dem grundsätzlichen Tenor der Kritik von Sarah Pearce nur zustimmen, insbesondere im Hinblick auf die handwerkliche Qualität und die erstaunlich hegemoniale Perspektive von ‚The Invention', die Pearce so beschreibt:

> (...) the book fails on its own terms in that even while it foregrounds the racialization of religious minorities and advocates for the decolonization of medieval scholarship, the author in effect adopts of the voice of her medieval English Christian interlocutors as her own, giving voice and power not to the religious subaltern but to the unmarked majority population whose perspectives form normative ideas about medieval race. On the surface of it this may seem to be an offbase critique of a book that is about the representation of these populations and their categorization from without rather than their self-conceptualization. However, the heart of the problem is this: it is not that Heng presents the literature and history of racemaking in medieval England as carried out by the medieval English; rather, it is that in her critical vocabulary, choice of sources, and framing of problems, she herself is unable to escape that medieval mode of thought and, therefore, cannot fully analyze or critique it because it is embedded in and constitutive of her own work and informs and guides the perspective from which she approaches and interrogates the material.[48]

Tatsächlich ist die Objektifizierung der ‚rassifizierten Anderen' in diesem Kapitel von ‚The Invention' besonders stark ausgeprägt – die Juden*Jüdinnen erscheinen durchweg als Opfer des rassistischen englischen ‚Staates' ohne eigene Stimme und Handlungsmacht. Das hat nun zuletzt Dorothy Kim dadurch zu rechtfertigen versucht, dass Geraldine Heng keine ‚postkoloniale' Sichtweise etablieren konnte, weil es überhaupt keine Überlieferung aus Sicht der englischen Juden*Jüdinnen des Mittelalters gäbe, die solche Gegenerzählungen („counter narratives") ermöglichen würden.[49] Jedoch hat bereits 2011 einer der bedeutendsten Expert*innen der *Anglo-Jewry*, Robin Mundill, eine ausgezeichnete Miszelle veröffentlicht, in der er die sehr wohl vorhandenen und teilweise schon edierten, übersetzten und ausgewerteten Quellen und die dazugehörige Forschungsliteratur vorstellte.[50]

Problematisch wurde diese Auseinandersetzung aber vor allem dadurch, dass Geraldine Heng Sarah Pearces Rezension umgehend und prominent in den sozialen Medien als rassistische Attacke gegen ihre Person und die gesamte Gemeinschaft der

---

that the exceptional act of writing and publishing a lengthy, negative review is ultimately worth it in the long term to short-stop this kind of neo-colonial, neo-Orientalist discourse that does damage to both the past and present before it becomes normalized within Medieval Studies; and that it will instead encourage that the racialization of medieval Jews and Muslims be studied in ways that account for what is lost when they are turned into archetypes and categories." *Pearce*, Inquisitor (2020), 181 f.

48 *Pearce*, Inquisitor (2020), 151.

49 *Kim*, Historiographies (2022). Schnell wird bei der Lektüre dieses Beitrags deutlich, dass Kims Kritik an Pearce auch auf sie selbst zutrifft, siehe 141: „Thus, a review from a scholar working on Sephardic Iberian and Mediterranean Jewish culture, who seems unclear about the Ashkenazi Jewish archive's particularities across and specifically about the English Jewish archive, only reveals a lack of field expertise, even within medieval Jewish studies."

50 *Mundill*, Shadow and Light (2011). Heng selbst zitiert und paraphrasiert nur seine ältere Monographie *Mundill*, England's Jewish Solution (1998).

„medievalists of color“ diffamierte.[51] Auch in einer weiteren Erwiderung, in der Heng Pearce (ohne ihren Namen zu nennen) vorwirft, sie stünde stellvertretend für all jene „empiricist-minded colleagues“ (gemeint sind wohl vor allem Historiker*innen), die Literaturwissenschaftler*innen aus English Departments und natürlich vor allem „scholars of color“ zu verbieten versuchten, mit anderem Material als mit fiktionaler Literatur zu arbeiten, wird Sarah Pearce als Speerspitze einer *weißen*, konservativen und eben rassistischen Reaktion inszeniert.[52] Zuletzt haben diese Lesart von Sarah Pearces Rezension dann auch die Beiträge von Dorothy Kim (die sie ebenfalls nicht beim Namen nennt) und Cord Whitaker und natürlich jener von Heng selbst im Buchforum zu ‚The Invention' des ‚Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry' von 2022 weiter fortgeschrieben.[53]

Auf diese Art und Weise auf eine kritische Rezension zu reagieren, finde ich deshalb höchst problematisch, weil sie unter umgekehrten Vorzeichen an die vor ein paar Jahren völlig eskalierte Auseinandersetzung zwischen Rachel Fulton Brown (Mittelalterhistorikerin an der University of Chicago) und eben jener Dorothy Kim (Anglistin an der Brandeis University) erinnert. Diese Auseinandersetzung wurde vor allem zwischen 2015 und 2017 unter US-amerikanischen Mediävist*innen in den sozialen Medien wie Facebook und Twitter geführt, spaltet aber bis heute Teile der Szene. Im Zentrum der Auseinandersetzung steht die Frage nach dem politischen Charakter der Mediävistik insgesamt und der politischen Ausrichtung einzelner Mediävist*innen im Speziellen. Aus Sicht von Dorothy Kim steht Rachel Fulton Brown stellvertretend für eine Mittelalterforschung, die durch ihre Narrative mindestens eine Aneignung des Mittelalters durch Rassist*innen, *White Supremacists* und Rechtsradikale ermöglicht, wenn sie nicht sogar selbst zu diesem politischen Lager gehören.[54] Aus Sicht von Rachel Fulton Brown drohten „medievalists of color“ wie Dorothy Kim die ‚seriöse' Mediävistik durch ihren politisch-ideologischen Aktivismus in Sachen Inklusion, Diversität und Rassismuskritik zu zerstören. Eskaliert ist diese Auseinandersetzung vor allem, als Brown den damals in den USA berühmt-berüchtigten ‚Alt-Right Influencer' Milo, dessen bekennender Fan und Anhängerin Rachel Fulton Brown war, über Facebook-Tags mit in die Diskussion einbrachte und dessen Anhänger*innen daraufhin Dorothy Kim mindestens verbal rassistisch attackierten.[55] Von Kims Unterstützer*innen wurde damals gegen die Angriffe von Brown zu Recht immer wieder auf Kims vulnerable Position nicht nur als Woman of Color, sondern eben auch als weibliche Nachwuchswissenschaftlerin hingewiesen.[56]

51 *Heng*, Hate (Zugriff: 25.09.2023).

52 *Heng*, Poetry (2021), vor allem 293a.

53 *Kim*, Historiographies (2022); *Whitaker*, Invention of Race (2022); *Heng*, Race (2022).

54 Vgl. dazu etwa *Kim*, Teaching Medieval Studies (Zugriff: 25.09.2023) und *Kim*, Antifeminism (Zugriff: 25.09.2023).

55 Mit eindeutig rechtspopulistischer Absicht ‚dokumentierte' er diese Debatte in einem von ihm selbst verlegten Pamphlet, siehe *Yiannopoulos*, Middle Rages (2019).

56 Vgl. dazu nur *The ITM Bloggers*, Support (Zugriff: 25.09.2023).

In einer ähnlichen Position befindet sich Sarah Pearce, die zwar keine Woman of Color ist, sich aber in ihrem Rezensionsessay selbst als Jüdin identifiziert.[57] Ihre Kritik wird nun von Heng als rassistisch delegitimiert, während Heng die mindestens ebenso umfassende Kritik von Justin Stearns (einem etablierten männlichen Kollegen) geradezu wohlwollend zur Kenntnis nimmt,[58] und dann auch noch private Korrespondenz mit David Nirenberg zitiert, um Pearce auch als innerhalb der jüdisch-mediävistischen Community delegitimiert und isoliert darzustellen.[59] Dass Geraldine Heng ihre eigene mittlerweile machtvolle Position in der US-amerikanischen Mediävistik gegenüber einen jüngeren Kollegin wie Sarah Pearce hier nicht zu reflektieren weiß, zeigt deutlich die Fallstricke der identitätspolitischen Aufladung dieser Debatte.

Zum Abschluss der Diskussion von Hengs ‚The Invention' sei aus dem Kaleidoskop der Einzelstudien noch kurz das letzte Kapitel unter dem Titel „‚Gypsies'": A Global Race in Diaspora, A Slave Race for the Centuries'[60] angesprochen. Wie für das gesamte Buch gilt auch für dieses Kapitel: Es ist gut, wichtig und richtig, dass Heng diese über Jahrhunderte als ‚Zigeuner' verunglimpfte Gruppe prominent in den Blick nimmt und somit hoffentlich deutlich mehr Vormodernehistoriker*innen als bislang dazu ermuntert, sich mit der mittelalterlichen Geschichte dieser Gruppe und vor allem dem gegen sie gerichteten Antiziganismus auseinanderzusetzen.[61] Symptomatisch für dieses Kapitel ist aber, dass Heng hier nur auf die Expertise anderer zurückgreifen kann und sich dabei ganz auf die *Origo-gentis*-Erzählung oder eben auch ‚Völkerwanderungserzählung' über den indischen Ursprung der Rom*nja einlässt, auch um die Bedeutung von *race* als Selbstermächtigungsstrategie einer immer wieder diskriminierten Minderheit gegenüber dem Rassismus der Mehrheitsgesellschaft zu exemplifizieren. Die von ihr selbst zitierten Beispiele, in denen sich Vertreter*innen dieser Gruppe explizit als Ägypter*innen bezeichneten, ignoriert sie dagegen konsequent.[62] Die gerade erst erschienene Studie von Kristina L. Richardson zur Geschichte der Rom*nja in der islamisch geprägten Welt und die historisch nun deutlich nachvollziehbare Migrationsbewegung eines Teils dieser Gruppe aus dem mamlukischen Ägypten (!) nach Westeuropa in der Mitte des 15. Jahr-

57 *Pearce*, Inquisitor (2020), 181.

58 Stearns verweist entsprechend auch positiv auf Pearce, siehe *Stearns*, Race (2022), 120. Hengs Reaktion ist zu finden in *Heng*, Race (2022), 167–169.

59 *Heng*, Race (2022),169: „In ending this section, I hope Professor Nirenberg will forgive my disclosing correspondence from him in which he emphatically distances himself from S. J. Pearce's opinions, and wistfully concludes, on the publication of Invention of Race, ‚many of us might wish' they had written ‚that big book on race.'"

60 *Heng*, Invention of Race (2018), Kap. 7.

61 Obwohl Heng viele Beiträge aus diesem Band zitiert, bleibt ausgerechnet dieser zu den Rom*nja unberücksichtigt, siehe *Eliav-Feldon,* Vagrants (2009).

62 Siehe zum Beispiel *Heng*, Invention of Race (2018), 421 f. und die entsprechenden Anmerkungen. Sie folgt damit der Interpretation von Fraser und Hancock, siehe *Hancock*, Pariah Syndrome (1987); *Fraser*, Gypsies (2001).

hunderts dürfte der Forschung jedoch ganz neue Wege weisen.[63] Richardsons Studie belegt also, welches Potential ein solcher Perspektivenwechsel von der islamisch geprägten Welt auf die Geschichte einer rassifizierten Minderheit im spätmittelalterlichen Europa mit sich bringen kann. Eine solche *tatsächlich* postkolonial-globalgeschichtliche Perspektivierung für die Euromediävistik kann aber natürlich nur gelingen, wenn die Forscher*innenpersönlichkeit dafür die nötigen sprachlichen und methodischen Kenntnisse und Fähigkeiten mitbringt.

Meiner Meinung nach verdeutlicht Hengs Kapitel über die Rom*nja aber am deutlichsten den aktivistisch-politischen und eben auch identitätspolitischen Anspruch dieses Buches, der mindestens bis zu einem gewissen Grad in Spannung zu einer ‚objektiven' oder doch zumindest ergebnisoffenen, kritischen Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand steht. Denn aus der (bislang) erschlossenen historischen Quellenlage ließ sich keineswegs eindeutig ableiten, dass es sich bei den Rom*nja *schon immer* um eine eigene Ethnie handelte; ebenso wahrscheinlich könnte sein, dass sich erst aus den Erfahrungen der Diskriminierung, Kriminalisierung und Verfolgung und dem Labeling als ‚Zigeuner' durch die Verfolger*innen in den verschiedenen europäischen Ländern seit dem 15. Jahrhundert eine eigene Gruppenidentität der Verfolgten entwickelte.[64] Sollte diese Annahme jedoch die historisch korrekte sein, hätte das unmittelbare politische und vor allem rechtliche Konsequenzen für die Rom*nja in unserer Gegenwart: Wenn die Rom*nja keine ‚echte' ethnische Minderheit mit langen historischen Wurzeln wären, könnte das katastrophale Folgen für ihren ohnehin mühseligen Kampf um gesellschaftliche Teilhabe haben, und eben auch für die menschenrechtliche Anerkennung all des Unrechts, das sie in der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart erleiden mussten. Kein Wunder also, dass Hengs Hauptgewährsmann für dieses Kapitel einer der bedeutendsten Aktivist*innen für die Rechte der Rom*nja in den USA ist – Ian Hancock.[65]

Ich finde, dass es wohl kaum ein schlagenderes und relevanteres Beispiel für die unmittelbaren und eben auch realpolitischen Konsequenzen der historischen Erforschung von *race* für die Gegenwart gibt als eben dieses. Es muss also nicht verwundern, dass Geraldine Heng selbstverständlich die Rom*nja als eigene ethnische Gruppe auffasst und die von einem prominenten US-amerikanischen Repräsentanten als die einzig wahre Herkunftsgeschichte der Rom*nja vertretene Geschichtsdeutung[66] ebenfalls als die historisch korrekte und authentische präsentiert. Zugleich sind wir damit aber auch am heikelsten Punkt der Debatte angelangt, aus der sich die Gretchenfrage er-

63 *Richardson*, Roma (2022).

64 Vgl. dazu etwa *Willems*, Ethnicity (2001).

65 Siehe https://liberalarts.utexas.edu/linguistics/faculty/ianh (Zugriff: 25.09.2023). Bis zu einem gewissen Grad spiegelt sich hier wohl auch kollegiale Verbundenheit, da beide am College of Liberal Arts an der University of Texas at Austin tätig sind, siehe https://liberalarts.utexas.edu/english/faculty/heng (Zugriff: 25.09.2023).

66 Siehe *Hancock*, Romani People (2010).

gibt: Kann eine politisch-aktivistisch ausgerichtete Forschung überhaupt noch wissenschaftsethisch redlich sein?

3 Wissenschaftlichkeit und ihre Grenzen?

Ich persönlich bin der festen Überzeugung: Ja, eine sich ihrem politischen Anspruch[67] bewusste Forschung kann wissenschaftsethisch redlich sein, und ja, sie sollte es auch unbedingt sein, um die bedeutsamen Anliegen, die sie vertritt, nicht zu diskreditieren. Das ist letztlich auch das aus meiner Sicht so wichtige und gewichtige Plädoyer des Rezensionsessays von Sarah Pearce zu Geraldine Hengs ‚The Invention':

> In its shortcomings, *The Invention of Race* demonstrates the real challenges of interdisciplinarity in literary and historical research. It argues, on the one hand, for how vital that kind of interdisciplinary work can be, but on the other hand serves as a cautionary tale against going it alone and, simply put, against doing it badly or half-heartedly. (...) Heng's proposed kind of history, which is so necessary, requires interdisciplinary scholarship and collaboration, but it also requires more care and more knowledge of the disciplines themselves, their histories, and their methodologies, than this work demonstrates. And because of these shortcomings, Heng inadvertently replicates the historical, intellectual, and social structures she sets out to critique. (...) To insist upon languages and specialist expertise is not simply gate-keeping, as it has become fashionable to claim, but rather it allows for both the fingertip sensitivity to the materials and, more important and less self-evident, for the fostering of scholarly empathy and critical compassion that is a foundational step in decolonizing the Middle Ages.[68]

Dabei sehen sich Arbeiten, die sich anschicken, die Vorgeschichte, die Wurzeln oder eben auch die *longue durée* von aktuellen Gegenwartsfragen und -problemen unter Anwendung des gegenwärtigen Vokabulars zu untersuchen, geradezu gebetsmühlenartig dem Vorwurf des Anachronismus, Präsentismus und der mangelnden Objektivität – zumeist als Synonym für Wissenschaftlichkeit benutzt – ausgesetzt.[69]

Im Hinblick auf die Zulässigkeit beziehungsweise Unzulässigkeit einer anachronistischen Begriffsbildung und einer dezidierten Parteilichkeit für die historische Analyse hat sich wohl in den Kulturwissenschaften seit dem Ende des 20. Jahrhunderts kaum ein Feld so detailliert mit diesen Fragen auseinandergesetzt wie die Gender Studies, speziell natürlich vor allem die Geschlechtergeschichte.[70] Denn all die Vorbehalte, auf die jetzt die rassismuskritisch informierte Forschung stößt, insbesondere wenn sie sich an-

67 Politisch verstehe ich hier in dem Sinne, wie auch Christina Brauner den Begriff fasst, siehe *Brauner*, Geschichtliche Grundfragen (Zugriff: 25.09.2023).

68 *Pearce*, Inquisitor (2020), 177 f.

69 Siehe nur im Zusammenhang der hier besprochenen Debatte *Seth*, Origins of Racism (2020).

70 Vgl. dazu zuletzt etwa *Arni*, Zeitlichkeit (2007); aber auch die Reflexionen in *Rüsen*, Parteilichkeit (2018). Vgl. auch das Original *Rüsen*, Parteilichkeit (1988).

schickt, die mittelalterliche (oder erweitert: die ‚vormoderne') Geschichte neu zu erforschen und zu entdecken, hat die Geschlechtergeschichte schon in den letzten Dekaden erfolgreich entkräftet.[71] Dabei muss klar sein, dass wer als Historiker*in nach Geschlechterkonstruktionen oder eben auch nach Formen von Rassismus oder Antisemitismus fragt, immer zugleich an Formen der historischen Differenz, Alterität und Diskontinuität, aber eben auch an Erscheinungsformen der Kontinuität, möglicher Identität oder auch Wiederholung interessiert ist. Deshalb hat beispielsweise Daniel Fulda *epistemologische Anachronismen* als geradezu notwendige „Widerparte des Historisierens" beschrieben.[72]

Es erscheint mir in der Tat so, als ob diejenigen, die solche Forschungsfragen *grundsätzlich* als präsentistisch und anachronistisch ablehnen, immer noch einem positivistisch-historistischen – und ich würde sogar so weit gehen, es naiv zu nennen – Ideal huldigen, demnach ‚die Quellen für sich selbst sprechen' und Geschichte nur ein möglichst getreues Abbild der Vergangenheit sei. Wem vielleicht die Anfragen des Poststrukturalismus, des Dekonstruktivismus und des *linguistic turn* zu weit gingen,[73] wird aber wohl zumindest im Hinblick auf die Historik seit dem späten 19. Jahrhundert[74] einräumen müssen, dass Geschichtsschreibung immer eine Rekonstruktionsleistung ist, die auf die Vergegenwärtigung von Vergangenheitsaspekten abzielt, die von ihren Verfasser*innen als für eine gegenwärtige und auch zukünftige Gesellschaft oder Gemeinschaft (das so oft beschworene ‚Wir') relevant und wissenswert erachtet wird.[75] Dieser der historischen Rekonstruktion inhärente Modus der Vergegenwärtigung führt nur allzu oft dazu, dass man mit Blick auf die Historiographiegeschichte beinahe jedes beliebigen historischen Phänomens – vielleicht sogar begleitet von einem Seufzen – John Tolan recht geben möchte, der 2009 feststellte: „I can only observe that modesty behooves the historian who, in gazing into the murky waters of the past, may see above all his own reflection, the image of his hopes and fears."[76] Es nun aber ausgerechnet denjenigen Forscher*innen, die postkoloniale oder rassismuskritische Fragen an das historische Material stellen, zum Vorwurf zu machen, dass sie ihre gegenwärtigen Anliegen in die Geschichte projizierten, ist geschichtstheoretisch mindestens als kurzsichtig zu bezeichnen.

Natürlich muss als methodologisches und hermeneutisches Problem benannt und besprochen werden, dass es im europäischen Mittelalter noch keine entsprechenden

71 Vgl. nur die theoretische Grundlegung von Gender als historischer Analysekategorie in *Scott*, Gender (1986). Und als Reflexion über den langen und beschwerlichen Weg der deutschsprachigen germanistisch-mediävistischen Geschlechtergeschichte *Bennewitz*, Einleitung (2019).

72 So zuletzt in *Fulda*, Geschichtsdarstellung (2022).

73 Als Überblick und Zeitdokument nach wie vor lesenswert *Goertz*, Geschichte (2001).

74 Ich denke dabei natürlich in erster Linie an *Droysen*, Grundriss (2011).

75 Vgl. dazu etwa schon die Forderung der französischen Althistorikerin Nicole Loraux nach einer Praxis des kontrollierten Anachronismus *Loraux*, Eloge de l'anachronisme (1993), vor allem 28–32; und in der deutschsprachigen Geschichtstheorie zuletzt *Landwehr*, Anachronismus (2020).

76 *Tolan*, Saint Francis (2009), 327.

Äquivalenzbegriffe für *race*, Rassismus und Antisemitismus gab. Das schließt aber doch nicht aus, dass es auch damals Imaginationen, Ideologien, Diskurse und vor allem auch Praktiken gab, die wir *in unserer heutigen Analysesprache* als rassifizierend, rassistisch oder eben auch antisemitisch bezeichnen können oder sollten. Das ist nach meinem Verständnis auch der größte Gewinn aus der Debatte um Hengs Buch, dass diese Benennung nun auch in der historischen Mediävistik ernsthaft als Möglichkeit diskutiert werden kann.[77]

Schließlich sei noch der Vorwurf der mangelnden Objektivität aufgegriffen.[78] Hierbei handelt es sich um ein – wenigstens teilweise zu Recht – in Verruf geratenes Kriterium für Wissenschaftlichkeit, da sich unter dem Deckmantel des Objektivitätsanspruchs oft die stärksten und problematischsten Werturteile verstecken können, wie beispielsweise schon Edward Said in seinem Federkrieg mit Bernard Lewis offenbart hat.[79] Dabei hat schon die geschichtstheoretische Debatte in den späten 1970er Jahren klar zeigen können, dass das, was damals noch als Parteilichkeit (oder Subjektivität) und heute als Positionalität bezeichnet werden kann, eben gerade nicht das Gegenteil von Objektivität ist, sondern dass die Standortgebundenheit der Historiker*in – in der klassisch gewordenen Formulierung Reinhart Kosellecks – „kein Einwand mehr, sondern Voraussetzung historischer Erkenntnis" ist und als solche ernst genommen werden sollte.[80] Im Hinblick auf die Wissenschaftsgeschichte hat vor allem Lorraine Daston zu Recht immer wieder auf die dennoch wissenschaftsethisch notwendige Objektivierbarkeit auch und gerade historischer Forschung hingewiesen – und zwar in Form der intersubjektiven Objektivität.[81] Diese kann erreicht werden, indem einerseits beständig offengelegt wird, wer gerade ‚spricht' (eine historische Akteur*in beziehungsweise die Verfasser*in eines historischen Zeugnisses, eine andere Forschungspersönlichkeit oder eben wir selbst), und andererseits die nicht ausschaltbaren, aber (mindestens teilweise) reflektierbaren subjektiven Entscheidungen, Standpunkte und Interpretationen – die sich aus der bereits mehrmals angesprochene Positionalität ergeben – nach bestem Wissen und Gewissen offen thematisiert werden.

Selbstverständlich gibt es jedoch auch Arbeitsweisen, die sich *zu Recht* die Vorwürfe des Präsentismus und Anachronismus und auch der mangelnden Objektivität –

77 Vgl. noch die Ablehnung dieser Begrifflichkeiten in den Beiträgen von Hahn, Bartlett und Jordan in *Hahn* (Hrsg.), Race (2001). Dass diese Beiträge über die Angemessenheit der Bezeichnungen *race* und Rassismus sinnierten, ohne sich mit Critical Race Theory auseinandergesetzt zu haben, wird vor allem moniert in *Kim*, Introduction (2019).

78 Dieser Vorwurf ist wohl nur auf dem Hintergrund eines szientistischen Verständnisses von Objektivität verstehbar, das zwar Allgemeingültigkeit beansprucht, aber in den Humanwissenschaften so nicht anwendbar ist. Vgl. die Definition von Objektivität als Grad der Unabhängigkeit der gewonnenen Erkenntnis vom Forscher*innensubjekt in diesem Standardwerk *Balzert/Schröder/Schäfer*, Arbeiten (2015), 18–20.

79 So etwa in *Said*, Clash of Definitions (2000).

80 Zuerst zu finden in *Koselleck*, Standortbindung und Zeitlichkeit (1977), 27.

81 Vgl. nur *Daston/Galison*, Objektivität (2007) und speziell *Daston*, Objektivität (2001).

hier im Sinne von wissenschaftlicher Redlichkeit verstanden – gefallen lassen müssen. Diese Kritik erscheint mir dann gerechtfertigt, wenn

(1) das Untersuchungsergebnis schon von vornherein feststeht und divergierende Quellen und Forschungen konsequent ignoriert und verschwiegen werden,
(2) methodisch unsauber gearbeitet wird, indem die Untersuchung allgemeingültige, wissenschaftliche Qualitätskriterien konsequent verletzt,
(3) sich die politische beziehungsweise identitätspolitische Agenda allzu offensichtlich offenbart, ohne dass die Konsequenzen dieser Agenda für die eigentliche Forschungsarbeit offensiv reflektiert werden.

Wie schon angedeutet, sehe ich in Hengs ‚The Invention' zumindest entsprechende Tendenzen auf allen drei Ebenen – auf der ersten Ebene, insofern die Omnipräsenz von *race* und *race-making* als expliziter Ausgangs- und Endpunkt der Studie genannt wird;[82] auf der dritten Ebene deutlich zumindest für das bereits angesprochene letzte Kapitel über die sogenannten „Gypsies".

Die bei Heng zu beobachtenden Tendenzen auf der zweiten Ebene veranlassten Sarah Pearce dann auch zu ihrem vernichtenden Urteil, dass die methodischen Fehler und Versäumnisse so gravierend seien, dass sie selbst durch eine gründliche Überarbeitung für eine zweite Auflage nicht einholbar seien.[83] Soweit würde ich nicht gehen, denn das Buch hat durchaus seine Stärken, insbesondere wenn Heng ihre eigene Expertise in Form von literaturwissenschaftlichen Analysen und Interpretationen spezifischer Quellenbeispiele einbringt.[84] Aber genau da liegt meines Erachtens das methodologische Problem, da nirgends klar thematisiert wird, in welchem Verhältnis diese Einzelbeispiele zur gesamtgesellschaftlichen Bedeutung von Rassifizierungsprozessen und Rassismus stehen, beziehungsweise welche Bedeutung diese Darstellungen für rassifizierende oder eben auch rassistische Handlungen und Praktiken gegenüber den als ‚Anderen' imaginierten und konstruierten Individuen, Grup-

82 Ihre immer wieder zitierte Arbeitshypothese ist ja ganz bewusst ohne Einschränkung formuliert, siehe *Heng*, Invention of Race (2018), 27: „In the attempt to suggest how we might rethink the past, I should therefore begin with a modest, stripped-down working hypothesis: that ‚race' is one of the primary names we have – a name we retain for the strategic, epistemological, and political commitments it recognizes – attached to a repeating tendency, of the gravest import, to demarcate human beings through differences among humans that are selectively essentialized as absolute and fundamental, in order to distribute positions and powers differentially to human groups. Racemaking thus operates as specific historical occasions in which strategic essentialisms are posited and assigned through a variety of practices and pressures, so as to construct a hierarchy of peoples for differential treatment. My understanding, thus, is that race is a structural relationship for the articulation and management of human differences, rather than a substantive content."

83 *Pearce*, Inquisitor (2020), 178.

84 So etwa in der Diskussion des ‚Reiseberichts' von John Mandeville, der *Grœnlendinga saga* oder auch der Statue des Heiligen Mauritius im Magdeburger Dom, siehe *Heng*, Invention of Race (2018), 127–138, 259–269, 222–242.

pen und Gemeinschaften entfalteten.[85] Sich mit diesem methodologischen Problem nicht auseinandergesetzt zu haben, ist nun aber kein individuelles Versäumnis von Geraldine Heng, sondern wird meines Wissens auch in den anderen bislang erschienenen Studien zum Thema nicht offensiv reflektiert.[86]

Sarah Pearces oben zitierte Forderung nach mehr methodischem Feingefühl („fingertip sensitivity to the materials") könnte man vielleicht altmodisch ausgedrückt auch als Forderung nach der Einhaltung wissenschaftlicher Qualitätsstandards verstehen, zu denen meiner Meinung nach auch in der kulturwissenschaftlich und hermeneutisch arbeitenden Geschichtswissenschaft die Kriterien der *Repräsentativität* der ausgewählten Belege sowie die *Validität* dieser Auswahl zählen sollten.

Zwar werden Heng und ihre Unterstützer*innen nicht müde zu betonen, welch ungeheure Menge an unterschiedlichen Quellen die Basis von ‚The Invention' bilden,[87] aber sind Quantität und Diversität des Quellenmaterials wirklich schon ausreichende Kriterien für Repräsentativität? Müssten nicht eigentlich für alle jeweils zitierten, paraphrasierten und interpretierten Zeugnisse Aussagen über deren Repräsentativität getroffen werden? Oder sollte nicht viel eher noch thematisiert werden, was wir überhaupt nur über die Repräsentativität dieser Quellen aussagen können – und was eben nicht? Dabei denke ich einerseits ganz banal an die sogenannten W-Fragen (Wer? Wann? Wo? Was? Für wen?) zum Entstehungskontext, die sich oft gar nicht eindeutig beantworten lassen, aber auch das ist ein durchaus diskussionswürdiges Ergebnis; und andererseits an die (für Textzeugnisse) üblichen Fragen nach Verbreitung und Rezeption, also sowohl quantitativ im Hinblick auf die überlieferte Handschriftenzahl und geographische Verbreitung als auch qualitativ durch die zeitgenössische und spätere Bezugnahme, Bearbeitung und jede andere Form von Auseinandersetzung im Sinne der Intertextualität. Kann so vielleicht im Einzelfall und vor allem für das große Gesamtbild entschieden werden, ob es sich bei einer bestimmten Darstellung, bei einem Vorwurf oder eben auch einer kommentierten Praktik um eine Einzelmeinung oder um ein exemplarisches Beispiel für ein rezentes oder eben doch für ein dominantes Phänomen handelt? Ab wann kann ein Diskurs im Sinne Jan-Hendryk de Boers als hegemonial bezeichnet werden?[88] Gibt es aber überhaupt etablierte Maßstäbe in der (hermeneutisch-kulturwissenschaftlich ausgerichteten) Geschichtswissenschaft, um die Grenze zwischen dominant und rezent zu bestimmen?

---

85 Für den spezifischen Vorwurf der Brunnenvergiftung und die sich daraus ergebenden Verfolgungspraktiken vgl. jetzt umfassend *Barzilay*, Wells (2022). Diese Untersuchung zeigt aber zugleich, dass im Hinblick auf die Heterogenität der Opfergruppen, die Barzilay unter dem Begriff ‚Minderheiten' fasst, Vorwurf und Verfolgungspraxis sich jedenfalls nicht hinreichend mit Begriffen wie Rassismus oder Antisemitismus erklären lassen.

86 Einen Überblick über die jeweils bis dato erschienenen Studien bieten *Hsy/Orlemanski,* Race (2017) und *Najork*, Race (Zugriff: 25.09.2023).

87 So etwa *Whitaker*, Rez. von: *Heng*, Invention of Race (2021).

88 Siehe *de Boer*, Gelehrtenwelt (2017).

Die Frage nach der Repräsentativität betrifft also in erster Linie die ‚Produzent*innen' und Rezipient*innen der Quellen: *Wer* wird durch ein solches Zeugnis überhaupt repräsentiert – nur eine bestimmte Gesellschaftsschicht, nur ein gewisses Milieu oder vielleicht doch die Mehrheit der – ja, was wäre hier die korrekte Bezugsgröße? Die Europäer*innen, die lateinischen Christ*innen oder doch eher lokal oder regional begrenzte Gemeinschaften? Selbstverständlich läuft man bei generalisierenden Aussagen über *die* Menschen *des* Mittelalters leicht Gefahr, auch diese Gruppe zu homogenisieren und zu essenzialisieren und damit die Instanz, von der die Rassifizierungsprozesse ausgehen, selbst wiederum in ihrer vermeintlichen Einheit und ‚Reinheit' zu reifizieren.[89]

Um nur ein besonders abstrus wirkendes Beispiel aus dem Spektrum antijüdischer Polemik zu nennen: Glaubten die Christ*innen im europäischen Mittelalter tatsächlich, dass männliche Juden regelmäßig menstruierten? Die von Irven M. Resnick zusammengetragenen Belege aus ganz unterschiedlichen Quellengattungen und aus verschiedensten Gegenden Europas scheinen nahezulegen, dass es sich dabei um ein unter lateinischen Christ*innen weitverbreitetes ‚Wissen', also einen scheinbar tatsächlich dominanten Diskurs seit dem 13. Jahrhundert handelte.[90] Trotzdem bleibt zu fragen, ob dieses ‚Wissen' im Einzelfall und insgesamt tatsächlich als Realität geglaubt oder doch nur als polemisches Mittel eingesetzt wurde.[91] Und wichtiger noch: Wäre die Verbreitung dieser Vorstellung dann ein Beleg für den Rassismus beziehungsweise Antisemitismus derjenigen, die diese Ansicht vertraten? Darauf wird gleich noch einmal zurückzukommen sein.

Im Hinblick auf die Repräsentativität seien zuletzt noch diese Fragen aufgeworfen: Müsste uns nicht allen aus der alltäglichen Erfahrung nur zu sehr bewusst sein, dass nicht jede Anhänger*in einer Religionsgemeinschaft zugleich ihr*e repräsentative*r Vertreter*in sein muss; dass nicht jede Angehörige* einer Ethnie zugleich auch stellvertretend die Meinungen, Werte und Normen der gesamten Gemeinschaft vertreten muss?

---

89 Vgl. schon die entsprechende Warnung – hier konkret im Hinblick auf den (fiktionalen) Reisebericht John Mandevilles – in *Lomperis*, Medieval Travel Writing (2001), 163: „From this recognition, it seems to me, emerges the strong tendency to stop seeing ‚Mandeville' and the society that produced ‚him' as entities that are purely and simply ‚Christian' (or purely and simply ‚male' or purely and simply ‚European'), and to undertake instead an investigation into how the homogenizing category ‚purely and simply X' got produced in the first place. To do any less would be, on the one hand, to deny the prevalence of the ‚not quite not (...)' structure of identity throughout this text, and on the other hand, to ignore questions of historical violence that are always at stake in matters having to do with any kind of clear-cut identity production."

90 *Resnick*, Medieval Roots (2000).

91 Heng schlussfolgert aus dem Hinweis bei Johnson (und ebenso zu finden bei Resnick) auf eine Ritualmordbeschuldigung in Tyrnau (heute Trnava, Slowakei) 1494, bei der die Juden unter der Folter gestanden hätten, Christenblut zur Heilung ihrer monatlichen Blutung zu trinken, die männliche Menstruation sei eine gängige Rationalisierung von Blutbeschuldigungen gewesen, siehe *Heng*, Invention of Race (2018), 45 Anm. 3. Siehe *Resnick*, Medieval Roots (2000), 262; *Johnson*, Myth (1998), 293. In ihrer neuen, umfassenden Studie zur Ritualmordbeschuldigung erwähnt Teter die angebliche jüdische männliche Menstruation allerdings überhaupt nicht, siehe *Teter*, Blood Libel (2020).

Wieso scheint es bei Themen wie Rassismus und Antisemitismus immer nur die Möglichkeit eines undifferenzierten Entweder-oder zu geben? Wenn die Realität dieser Phänomene in unserer eigenen Gegenwart doch offensichtlich auch so vielschichtig ist (keine Nation, Gesellschaft oder auch nur gesellschaftliche Gruppe ist komplett antisemitisch oder eben völlig frei von dieser Einstellung), warum fällt es dann anscheinend so schwer, eine ähnliche Komplexität für die Gesellschaften im mittelalterlichen Europa anzunehmen? Was uns für unsere eigene Gegenwart vielleicht geradezu lächerlich selbstverständlich erscheint, wird aber in der historischen Rekonstruktion kaum einmal reflektiert – zumindest nicht im Medium der Tertiärgeschichtsschreibung, sei sie Einführung, Überblick oder neue Synthese.[92] Wenn auch die vereindeutigenden Tendenzen im Sinne der Komplexitätsreduktion unhintergehbar erscheinen, die so angelegte Werke wohl notwendigerweise mit sich bringen, weil es in der Natur ihres Genres liegt, natürlich neue statt alte ‚Meistererzählungen' zu bieten, sollten doch auch Werke wie Hengs ‚The Invention' wenigstens „die Praxis historischer Sinngebung im Medium der Geschichtsschreibung reflektierter" ausüben.[93]

Unter Zuhilfenahme etablierter und routinierter Praktiken wissenschaftlichen Forschens und Schreibens kann sich dann auch die Originalität und Relevanz der postkolonial, rassismuskritisch oder intersektional inspirierten Mittelalterforschung valide unter Beweis stellen lassen. An diesem Punkt scheinen wir aber noch nicht angelangt zu sein. Aber auch diese Erkenntnis muss wissenschaftstheoretisch eigentlich nicht verwundern. Wie Kathy Davis im Hinblick auf Intersektionalität völlig richtig festgestellt hat, muss ein neues Konzept, Theorem oder eben auch ein neuer Ansatz anfangs notwendigerweise überspitzt, vielleicht auch polemisch zugespitzt formuliert werden, auf jeden Fall aber offen und ‚angreifbar' genug sein, damit sich möglichst viele Wissenschaftler*innen dazu herausgefordert sehen, sich mit diesem Neuen, Unerhörten auseinanderzusetzen.[94] Das hat bei der Orientalismuskritik sehr gut funktioniert und ich bin zuversichtlich, dass es auch für Intersektionalität und Rassismuskritik funktionieren wird.

4 Worte haben Bedeutung

Letztlich muss aber doch noch einmal kritisch überlegt werden, ob und wenn ja, welchen erkenntnistheoretischen Mehrwert es eigentlich hat, bekannte Ereignisse und

92 Vgl. dazu für die Globalgeschichtsschreibung die kritische Reflexion in *Myrdal*, Source Criticism (2016).

93 *Rexroth*, Meistererzählungen (2007), 22. Vgl. auch zu dem kaum überbrückbaren (vermeintlichen) Defizit an Sinngebung auf der Ebene der (Spezial-)Geschichtsforschung und dem Überschuss an Sinngebung auf der Ebene der (Allgemein-)Geschichtsschreibung *Rexroth*, Geschichte (2009).

94 *Davis*, Intersectionality (2008), auf Deutsch *Davis*, Intersektionalität (2013).

Zeugnisse aus dem europäischen Mittelalter unter dem Blickwinkel der Rassismuskritik und Antisemitismuskritik zu erörtern. Ich benutze hier bewusst den Zusatz „-kritik", denn an dieser Stelle muss es einmal ganz deutlich benannt werden: Wer heutzutage etwas als Rassismus oder Antisemitismus benennt, distanziert sich nicht nur automatisch von dem so Bezeichneten, sondern verurteilt es auch als falsch, schlecht und gefährlich. Wer diese Begriffe benutzt, ist der Überzeugung, dass das so Bezeichnete dieses eindeutige und unbedingte Werturteil verdient. Oder wie Floris Biskamp es ganz bewusst normativ ausgedrückt hat: „Antisemitismus und Rassismus haben gemeinsam, dass man sich zu ihnen nicht neutral verhalten kann. Entweder man stellt sich aktiv gegen sie oder man unterlässt es und wird sie reproduzieren."[95] Insofern ist es nur allzu verständlich, dass diese Bezeichnungen ihr provokatives Potential voll entfalten, wenn sie auf Felder, Themen und Bereiche angewendet werden, die traditionell als von diesem Makel unberührt galten.

Hier kann ich wiederum Geraldine Heng nur zustimmen, wenn sie die historiographiegeschichtlichen Auswirkungen der Vermeidung von *race* und die Bevorzugung von ‚harmlosen' Äquivalenzbegriffen wie *otherness* oder *difference* kritisiert:

> (...) the refusal of race destigmatizes the impacts and consequences of certain laws, acts, practices, and institutions in the medieval period, so that we cannot name them for what they are, and makes it impossible to bear adequate witness to the full meaning of the manifestations and phenomena they install. The unavailability of race thus often colludes in relegating such manifestations to an epiphenomenal status, enabling omissions that have, among other things, facilitated the entrenchment and reproduction of a certain kind of foundational historiography in the academy and beyond.[96]

Angewendet auf mein eigenes Forschungsthema erscheint es in der Tat unbefriedigend und unzureichend, die Hinrichtung von 27 Menschen jüdischen Glaubens und die Vertreibung aller übrigen Juden*Jüdinnen aus Mecklenburg 1492 im *othering* beziehungsweise in der ‚Altertitätskonstruktion' dieser Menschen durch ihre christliche Zeitgenoss*innen begründet zu sehen. Selbstverständlich können diese beiden Ereignisse aber ebenso wenig wie die zahllosen ähnlichen Beispiele von Pogromen und Prozessen gegen Juden*Jüdinnen monokausal auf eine antisemitische Einstellung ihrer christliche Zeitgenoss*innen heruntergebrochen werden.[97] Und dennoch: ein angemessenes Verständnis für die *Bedeutung* der Anschuldigung des Hostienfrevels und ihre (fast immer) tödliche Konsequenz für die beschuldigten Juden*Jüdinnen muss doch in unserer gegenwärtigen Analysesprache sichtbar gemacht werden können.

95 *Biskamp*, Antisemitismuskritik (2020), 432.

96 *Heng*, Invention of Race (2018), 23.

97 Dass solche Ereignisse unbedingt auch immer in ihrem konkreten historischen Kontext erforscht werden müssen, macht insbesondere Heil deutlich in *Heil*, Judenfeindschaft (2011).

Ein erstes erkenntnistheoretisches Potential der Verwendung von Bezeichnungen wie Rassismus oder Antisemitismus könnte also darin liegen, vergessenes, verdrängtes und verharmlostes Unrecht sichtbar zu machen, den Opfern von Gewalt Gehör zu verschaffen und ihr Leiden als historiographische Herausforderung anzunehmen.[98] Allerdings ist nun ausgerechnet die Geschichte der Gewalt gegen Juden*Jüdinnen im europäischen Mittelalter ein bereits lang und ausführlich erforschtes und immer wieder in unterschiedlichsten Zusammenhängen dargestelltes Feld. Also geht es bei der Diskussion um die *angemessene Benennung* dieser Ereignisse und Entwicklungen wohl doch um mehr und auch um anderes.

Offenbar wollen die aktuellen Studien zu *race* im Mittelalter gerade keine reine Opfer- und Unrechtsgeschichte schreiben.[99] Geraldine Heng und vielen anderen, insbesondere (aber nicht nur) den Medievalists of Color, geht es ja nicht allein um gewaltsame Manifestationen von Rassismus, sondern um *race* und *race-making*. Im deutschsprachigen Kontext könnte man vielleicht geneigt sein, dies als typisch US-amerikanische Unbekümmertheit im Umgang mit Begriffen abzutun, die ‚wir' ja längst als unzeitgemäß abgelegt hätten. Das verkennt aber das bewusst aktivistische und in gewisser Weise auch subversive Potential dieser Bezeichnung. Denn viele Menschen, die aufgrund ihrer vermeintlich ‚anderen' – also als *nicht-weiß* gelesenen – Erscheinung tagtäglich mit Rassismus konfrontiert sind, benutzen die selbstbewusste Zuordnung zu einer *race* als Selbstermächtigungsstrategie. Sie benutzen diese Bezeichnung, um einerseits die Diskriminierungserfahrungen sichtbar zu machen, die es in einer angeblich ‚farbenblinden' und offiziell postrassistischen Gesellschaft gar nicht mehr geben sollte; und andererseits, um die ihnen von außen aufgezwungene Alterität positiv in eine Kategorie der Identität anzuverwandeln.[100] Ob es solche Anverwandlungsstrategien auch schon im Mittelalter gab, hat meines Wissens noch keine der bislang vorliegenden Studien deutlich thematisiert. Hingewiesen sei hier aber auf einen erkenntnisreichen Beitrag von Johannes Heil zur Überlieferung jüdischer Gegen-Geschichten.[101] Heil benutzt zwar keinerlei postkolonial inspiriertes Vokabular, aber die von ihm aufgegriffenen Spuren subversiver Ein- und Umschreibungsphänomene jüdischer Geschichte in die mittelalterliche christliche Geschichtsschreibung erinnern mich sehr deutlich an das Phänomen subalterner *counter-narratives* und

98 Vgl. dazu vor allem *Bevernage*, History (2012), aber auch die kurze Skizze von *Rüsen*, Leidensverdrängung (2020).

99 Neben Hengs Arbeit wird das meines Erachtens besonders in diesen Werken deutlich: *Whitaker*, Black Metaphors (2019) und *Vernon*, Black Middle Ages (2018).

100 Siehe dazu nochmals einführend *Delgado/Stefancic*, Critical Race Theory (2017).

101 *Heil*, History and Memory (2007).

an postkoloniale Formen des *writing back*.[102] Eine postkolonial inspirierte Perspektivierung könnte also vielleicht dazu beitragen, solche Spuren – auch anderer marginalisierter Gruppen – systematischer zu erforschen und in die aktuelle Geschichtsschreibung einzubringen. Fraglich bleibt dennoch, ob die sich so in den hegemonialen Diskurs Einschreibenden dazu oder dadurch eine Identität als *race* ausbilden mussten.

Vor allem aber könnte ein Beharren auf der Bedeutung von *race* dazu beitragen, auch die unabdingliche Komplementärkategorie *white* in den Blick nehmen zu müssen.[103] Denn wenn allein von Rassismus die Rede ist, fühlen sich die meisten (*weißen*) Menschen nicht adressiert, da sie in der Regel davon überzeugt sind, keine Rassist*innen zu sein und dazu neigen, Rassismus als ein individuelles und nicht strukturelles Problem an den Rand zu relegieren.[104] Ein zweites erkenntnistheoretisches Potential von *race* für die Mediävistik könnte also darin liegen, die Perspektive der Critical Whiteness Studies anzuwenden, um die Entstehung und Entwicklung der hegemonialen *whiteness* im historischen Material aufzuspüren.[105]

Bei der Verwendung der Begriffe *race* und *whiteness* gilt es aber immer wieder zu beachten und klarzustellen, dass damit gerade nicht rassistische Kategorisierungen reproduziert und reifiziert werden sollen. Es kann natürlich nicht geleugnet werden, dass die Vorstellung von Hautfarben, die auf einer enormen Abstraktionsleistung beruht,[106] für die Diskussion von *race* heutzutage essentiell ist, dennoch können Rassifizierungsprozesse keinesfalls auf vermeintlich phänotypische Differenzen reduziert werden. *Weiß* sollte demnach als hegemoniale soziale Positionierung verstanden werden, als die in der Regel unausgesprochene Norm im Sinne vermeintlicher Normalität, von der aus ‚die Anderen' rassifiziert werden.[107] Um also die Reproduktion von rassistischem Vokabular zu vermeiden, scheint es mir auch geboten, den Begriff *race* keinesfalls in seiner deutschen Übersetzung zu verwenden.[108] Als Deutsche sehe ich es als meine aus der historischen Verantwortung erwachsene Aufgabe an, die von Biolog*innen und Anthropolog*innen längst etablierte Erkenntnis, dass es keine unterschiedlichen

102 Vgl. aber schon *Goodwin*, Postcolonial Perspective (2009). Zur Bedeutung der postkolonialen Theorie für die Geschichtswissenschaft vgl. nach wie vor den Klassiker *Chakrabarty*, Europa (2010).

103 Was leider, wie bereits oben moniert, in Hengs ‚The Invention' viel zu kurz kommt und so viel kritisches Potential verschenkt.

104 Vgl. dazu beispielsweise *Arndt*, Rassismus begreifen (2021), vor allem 15–78. Und natürlich auch *DiAngelo*, Rassismus (2021).

105 Als Skizze bereits angelegt in *Dietze*, Critical Whiteness Theory (2009).

106 Vgl. nur zur Veranschaulichung der Schwarz-Weiß-Dichotomie *Arndt*, Rassismus (Zugriff: 25.09.2023).

107 Vgl. dazu umfassend *Piesche* u. a. (Hrsg.), Mythen, Masken und Subjekte (2022).

108 Mit der gleichen Begründung wird in einer diskriminierungssensiblen Sprache auch of Color nicht ins Deutsche übersetzt. Siehe dazu etwa *Arndt/Ofuatey-Alazard* (Hrsg.), Rassismus aus Wörtern (2021).

Menschenrassen gibt,[109] eben auch durch meinen Sprachgebrauch anzuzeigen und weiterzuverbreiten. Dass dies noch immer bitter nötig ist, soll nur ein Beispiel verdeutlichen.

Derzeit scheint eine ganz konkrete hochmittelalterliche Darstellung des Heiligen Mauritius (eingedeutscht: Moritz) zum Posterboy einer sich als kritisch verstehenden Mediävistik zu avancieren.[110] Es handelt sich um jene prominent im Chor der Magdeburger Kathedrale ausgestellte, nur als Torso erhaltene Statue des Heiligen, die ihn als ‚Schwarzafrikaner' porträtiert.[111] Die physiognomischen Besonderheiten dieser Darstellung kann ich gar nicht ohne die Verwendung eines rassistischen Vokabulars beschreiben, weshalb es mich verwundert, dass diese extrem klischeehafte Darstellung eines Afrikaners nun ausgerechnet zum Symbol einer auch und gerade rassismuskritischen Mediävistik zu werden scheint.[112] Ich kann nur vermuten, dass die Kolleg*innen, die diese Darstellung ausgewählt haben, damit auf die imaginierte und reale Präsenz von *Schwarzen* Menschen im mittelalterlichen Europa aufmerksam machen möchten, und wohl auch auf die für manche überraschende Imagination eines *Schwarzen* Heiligen ausgerechnet an der nordöstlichen Peripherie des Heiligen Römischen Reiches.[113] Dass ein solches Klischeebild aber auch zu extrem problematischen Deutungen führen kann, sei an dem kleinen Büchlein belegt, das die Besucher*innen des Magdeburger Domes vor Ort für wenig Geld erstehen können, und in dem sich der ehemalige Domprediger wie folgt zu dieser Statue äußert:

> Als Ägypter verkörpert er [Mauritius, Anm. d. V.] *eine andere Menschenrasse*, als uns aus den Bildern des Magdeburger Domes geläufig ist. Der ‚schwarze', also *negroide Mauritius mit wulstigen Lippen und Kraushaar*, ist eine Magdeburger bildkünstlerische Besonderheit des 13. Jh. [sic], die zwar ikonographisch beeinflussend geworden ist, aber doch letzten Endes *auf einem Irrtum beruht, da das Volk der Kopten (die christlichen Ägypter) hellhäutiger ist* und Mauritius in anderen Bildtraditionen, vor allem Süddeutschlands und Südeuropas, immer hellhäutig dargestellt wird. Man darf davon ausgehen, dass ein Bildhauer am Kaiserhof Friedrich [sic] II., *welcher viel Orientalisches und Exotisches um sich scharte, im Dienste des Magdeburger Erzbischofs dort einen wirklich negroiden Afrikaner gesehen* und zum Vorbild für seine Mauritiusdarstellung genommen hat. Anders lässt sich die *physiognomische*, für die frühgotische Plastik einmalige *Bildtreue* nicht erklären.[114]

109 Siehe *Deutsche Zoologische Gesellschaft & Friedrich-Schiller-Universität Jena*, Jenaer Erklärung (Zugriff: 25.09.2023).

110 Vgl. nur als Titelbild der folgenden Themenhefte: *Gillabert/Rathmann-Lutz/Schürch* (Hrsg.), Vormoderne postkolonial (2022) und *Jansen* (Hrsg.), Emerging Issues (2022).

111 Für einen schnellen Zugriff siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Heiliger_Mauritius_(Skulptur)#/media/Datei:Magdeburg_cernoch.jpg (Zugriff: 25.09.2023).

112 Heng diskutiert diese Darstellung, wie erwähnt, differenziert in dem Unterkapitel ‚The Racial Saint: Transporting Africa to Europe, or, Blackness and the Enigma of Racial Sanctity', siehe *Heng*, Invention of Race (2018), 222–242. Die nach wie vor grundlegende kunsthistorische Studie ist *Suckale-Redlefsen*, Mauritius (1987); vgl. auch zuletzt *Suckale-Redlefsen*, Der schwarze Ritter (2009).

113 Siehe die entsprechende Begründung auf dieser aktivistischen Plattform *Bowersox*, Der Heilige Mauritius (Zugriff: 25.09.2023).

114 *Quast*, Mauritius (2016), 14, Hervorhebungen d. V.

Das Erschütternde an dieser eindeutig rassistischen Beschreibung ist, dass Giselher Quast das ganze Büchlein zum Heiligen Mauritius offensichtlich mit dem Ziel verfasst hat, die Leser*innen aufzufordern, an einer Willkommenskultur für Geflüchtete in Magdeburg zu partizipieren. Dieses explizit gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit gerichtete Büchlein zeigt meines Erachtens auf besonders eindrückliche Weise, wieviel rassismuskritische Aufklärungsarbeit noch zu leisten ist, – und ich würde hoffen – auch und gerade von professionellen Mediävist*innen. Auch wenn es sicherlich nicht der Critical Race Theory bedarf, um die höchst problematische Wortwahl in dieser nichtakademischen Publikation als rassistisch zu entlarven, kann eine Auseinandersetzung mit rassismuskritischer Theorie aber vielleicht doch helfen, ein Vokabular und eine Darstellungsweise zu etablieren, die auch weniger offensichtliche Formen von Rassismus adressieren hilft.

Damit ist auch ein mögliches drittes erkenntnistheoretisches Potential von *race* angesprochen, das zweifellos das Umstrittenste ist, da es weit über die Epistemologie hinaus in den Bereich des Aktivismus ragt – gemeint ist die Auseinandersetzung um die strukturelle *whiteness* in der gegenwärtigen Mediävistik.[115]

Natürlich ist es ein gutes Recht jeder Mediävist*in festzustellen, dass die Fragen nach Rassismus, Antisemitismus und Intersektionalität sie* überhaupt nicht betreffen – weder im Hinblick auf die eigenen Forschungsinteressen, weil in den benutzten Quellen vielleicht gar keine Schwarzen*, Muslim*innen[116] und Juden*Jüdinnen vorkommen; noch im Hinblick auf die Gegenwart des Faches, denn selbstverständlich (oder besser gesagt: hoffentlich) ist jede* unter uns davon überzeugt, weder Rassist*in noch Antisemit*in zu sein. Aber da fängt das Problem schon an: ‚Automatisch' imaginiere ich eine Leserschaft dieses Beitrages, die ‚*weiß*' ist – und nochmals, damit ist explizit nicht in erster Linie die phänotypische Erscheinung gemeint, sondern die gesellschaftliche Positionierung als Teil der vermeintlichen ‚Normalität' in ‚unserer' Gesellschaft und akademischen Disziplin.[117] Und eben diese gesellschaftliche Positionierung erlaubt es denjenigen von uns, die von ihrer Umgebung als ‚*weiß*' gelesen werden, uns nicht weiter mit Fragen der Diskriminierung beschäftigen zu müssen. Das ist *unser* unausgesprochenes Privileg der normativen *whiteness*.[118]

An diesem Punkt wird es aber besonders haarig, da die Forderungen nach einer rassismuskritischen Neubesinnung oder gar Neuausrichtung der Mediävistik insgesamt,

115 Vgl. zu diesem Problemkreis insbesondere die aktivistischen Beiträge in den entsprechenden Sonder- und Themenheften von *Rambaran-Olm/Leake/Goodrich* (Hrsg.), Race, Revulsion (2020); *Kim* (Hrsg.), Critical Race (2019); *Whitaker* (Hrsg.), Making Race Matter (2015) sowie auf dem Blog ‚In the Middle. Peace Love & the Middle Ages', URL: https://www.inthemedievalmiddle.com/.

116 Zu der leider immer noch verbreiteten unkritischen Übernahme des Quellenbegriffs ‚Sarazenen' in der Mediävistik vgl. die Intervention von *Rajabzadeh*, Depoliticized Saracen (2019).

117 Vgl. dazu insbesondere den autoethnographischen Bericht über Rassismuserfahrungen von *Rajabzadeh*, Intellectual Body (2021).

118 Siehe zum Beispiel *Eddo-Lodge,* Hautfarbe (2020).

und der sogenannten Anglo Saxon Studies im Besonderen,[119] von manchen so polemisch und aggressiv vorgetragen und vertreten werden, dass sie meines Eindrucks nach eher dazu beitragen, bei vielen *weißen* Mediävist*innen Abwehrhaltungen hervorzurufen.[120] Aus CRT-Perspektive ist diese Vehemenz aber offenbar vonnöten:[121] einerseits um tatsächlich rassistische Personen und Positionen als eben solche zu benennen; andererseits, damit das politisch-aktivistische Potential der Rassismuskritik nicht durch wohlmeinende Aneignung verpufft und sich letztlich rassistische Strukturen so weiter perpetuieren und verfestigen können.[122] Robin DiAngelo hat dieses Phänomen einer spezifischen Form des *white-washing* der CRT passenderweise als „die Tränen weißer Frauen" bezeichnet – wenn sich also insbesondere *weiße* Frauen erschüttert über die Übel des Rassismus zeigen, aber keinesfalls bereits sind, ihre eigenen Privilegien und ihre mögliche Komplizenschaft in der Aufrechterhaltung rassistischer Strukturen zu reflektieren.[123]

Wie bereits weiter oben bemerkt, bin ich jedoch zuversichtlich, dass diese Auseinandersetzungen früher oder später in der Tat produktiv und bereichernd für die Mediävistik sein werden.[124] Das möchte ich zuletzt noch an der Frage nach Antisemitismus im Mittelalter erörtern.

5 Antisemitismus und die Rassifizierung religiöser Differenz

Deutlich älter und wesentlich etablierter als die Anwendung der Rassismuskritik auf die mittelalterliche Geschichte ist zweifellos die Antisemitismuskritik, oder, um zuerst einmal bei der etablierten Terminologie zu bleiben, die Erforschung der mittelalterli-

119 Vgl. nur zuletzt *Vernon*, Saxons (2022).

120 Vgl. als Beispiele *Otano Gracia/Armenti*, Prejudice (2017); *Ramos*, Whiteness (2020); *Miyashiro*, Past (2019).

121 Vgl. dazu etwa *Denevi*, Being Called Racist (2018).

122 So wird auch eine der vier möglichen Zukünfte der gesellschaftlichen Rolle von CRT skizziert in *Delgado/Stefancic*, Critical Race Theory (2017), 159 f.: 1. CRT als „New Civil Rights Orthodoxy"; 2. CRT marginalisiert und ignoriert; 3. CRT analysiert, aber abgelehnt; 4. CRT teilweise angeeignet – und dadurch verharmlost.

123 *DiAngelo*, Rassismus (2021), 181–189. Dass der erste mir bekannte deutschsprachige Beitrag zu einer rassimuskritischen Mediävistik die Kritik Robin DiAngelos an der *white fragility* mit einem Zitat aus einem US-amerikanischen Blog eines eindeutig rechtsradikalen Rassisten zurückzuweisen versucht (was die Autorinnen wohl schlicht nicht überprüft haben), finde ich höchst bedauerlich, siehe *Kotetzki/Szill*, Protorassismen (2022), hier 136 Anm. 34.

124 Vgl. zuletzt *Ubl*, Rasse und Rassismus (2023), der zwar den rassismuskritischen Ansatz als neues Forschungsparadigma würdigt, ihn aber nur als „neues heuristisches Instrument" (340) einsetzt, so dass das forschungskritische Potential nicht ausgeschöpft wird. Ausgezeichnet gelingt hingegen *Heß*, Margaretas periphere Visionen (2023) eine differenzierte Auseinandersetzung mit den spätmittelalterlichen Quellen sowie der älteren und neueren Forschung zu ihrem konkreten Beispiel.

chen Judenfeindschaft. Denn es gibt wohl nur wenige Begriffe im modernen Sprachgebrauch wie Antisemitismus, deren ‚korrekte' Definition derart umstritten ist.[125] Keinesfalls kann und möchte ich mir hier anmaßen, im Detail die unzähligen, gegenwärtig verfügbaren Definitionsversuche – nicht einmal im deutschsprachigen Raum – zu diskutieren,[126] sondern werde lediglich versuchen, die sich aus meiner Sicht abzeichnende Bedeutung der Benennung *Antisemitismus* für die hier beleuchtete Debatte anzuskizzieren.

Diejenigen Definitionsversuche, die auch oder vor allem die historischen Wurzeln gegenwärtiger Formen von Antisemitismus in den Blick nehmen, haben bekanntermaßen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen Unterschied zwischen vormodernem Antijudaismus und modernem Antisemitismus zu etablieren gesucht.[127] Ebenfalls dürfte bekannt sein, dass diese scharfe Trennung nicht allein wegen des verschiedenen Wissenschaftsverständnisses in Vormoderne und Moderne getroffen wurde, sondern vor allem aus ethischen Überlegungen, die die Exzeptionalität des Holocaust[128] und damit die Besonderheit des auf systematische, real-physische Vernichtung aller Juden*Jüdinnen angelegten Rassenantisemitismus der Nationalsozialisten zu betonen suchten.[129] Wir scheinen aber an einem Punkt angelangt zu sein, an dem die meisten Forscher*innen nicht mehr befürchten, der Holocaust würde automatisch relativiert, wenn man auch vormoderne gegen Juden*Jüdinnen gerichtete Diskurse und Praktiken als antisemitisch bezeichnet.[130] Es erscheint aber müßig im Einzelnen zu thematisieren, welche Forscher*innen aus welchen Gründen die Begriffe Antijudaismus oder Antisemitismus für die Epoche des Mittelalters bevorzugen. Ich möchte hier lediglich der Spur nachgehen, die darauf hinzudeuten scheint, dass es spätestens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts einen qualitativen Sprung in der lateinchristlichen Rassifizierung der jüdischen religiösen Differenz gegeben hat.

Denn wie bereits angedeutet, scheint sich unter denjenigen Forscher*innen, die sich insbesondere mit der Geschichte der sephardischen Juden*Jüdinnen beschäftigen, allmählich als Konsens zu etablieren, dass sich mit der ideologischen Konzeptio-

125 Einen jeweils anders gelagerten Überblick bieten beispielsweise *Bergmann* (Hrsg.), Antisemitismusforschung (2004); *Salzborn* (Hrsg.), Antisemitismus (2019).

126 An der Universität Hamburg entsteht jedoch gerade die Dissertation von Alexander Will, die genau dies versuchen wird (derzeitiger Arbeitstitel: ‚Die Judenfeindschaft im nördlichen römisch-deutschen Reich vor dem Hintergrund der modernen Antisemitismusforschung').

127 Vgl. nur als deutschsprachigen Überblick zu dieser Debatte *Heil,* Antijudaismus und Antisemitismus (1997).

128 Da ich in identitätspolitischer Hinsicht nicht aus Betroffenenperspektive sprechen kann, verwende ich absichtlich den Begriff Holocaust und vermeide den Begriff Schoah.

129 Als geradezu kanonisch dürfte im deutschsprachigen Bereich die Sichtweise von Wolfgang Benz gelten, siehe dazu als nur ein Beispiel *Benz*, Antisemitismus und Antisemitismusforschung (Zugriff: 25.09.2023).

130 Einen ausgezeichneten Überblick bietet der Sammelband *Adams/Heß* (Hrsg.), Medieval Roots of Antisemitism (2018).

nierung und zugleich praktischen Anwendung der Bestimmungen zur sogenannten „Blutreinheit“ (*limpieza de sangre*) in den christlichen Territorien der iberischen Halbinsel seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ein tatsächlich als vormoderner Rassismus zu bezeichnendes Phänomen greifen lässt.[131] Entscheidend ist hierbei, dass die „Bestimmungen zur Blutreinheit“ zwar am Anfang und in erster Linie die soziale Funktion des Ausschlusses der *conversos*, also vom Judentum zum Christentum Konvertierter, erfüllten,[132] zugleich aber unmittelbare Konsequenzen auch für die Konzeptionierung der Differenz aller Juden*Jüdinnen hatten.[133] Denn die im Christentum Rassifizierungsbestrebungen ureigentlich entgegenstehende Konzeption von Konversion wurde hier vollkommen konterkariert: Jüdischsein wurde nun als essenzielle, vererbbare und daher nicht durch Konversion zu überwindende Differenz verstanden, die sich angeblich auch körperlich in physiologischen Merkmalen wie der schon erwähnten männlichen Menstruation und einem bestimmten Geruch von Juden*Jüdinnen niederschlug.[134]

Wie vor allem Max Sebastián Hering Torres eindrücklich dargelegt hat, zeichnet sich diese Neubestimmung jüdischer Differenz durch eine nach damaligem Verständnis wissenschaftliche und zugleich theologische Fundierung aus, die sich daher qualitativ von allen früher zu findenden polemischen, judenfeindlichen Ausfällen unterscheidet.[135] Meines Erachtens ist daher auch erst an dieser Stelle von *„religion as race“*, also von einer in religiöser Differenz begründeten Rassifizierung zu sprechen, was beispielsweise Heng für das gesamte Mittelalter annimmt.[136]

Meiner Meinung nach sollte daher, wenn diese Neukonzeptionierung jüdischer Differenz im konkreten historischen Beispiel greifbar wird, dies dann auch bewusst als Antisemitismus benannt werden. Um noch einmal auf mein eigenes Forschungsvorhaben zurückzukommen: In den Zeugnissen zum Sternberger Hostienfrevelprozess von 1492 heißt es, dass die Mecklenburger Juden*Jüdinnen, die nicht wissentlich

131 Umfassend und quellengesättigt dargestellt in *Hering Torres*, Rassismus in der Vormoderne (2006). Das erste entsprechende Dokument von 1449 aus Toledo ist in englischer Übersetzung hier verfügbar: *Wolf*, Sentencia-Estatuto de Toledo (Zugriff: 25.09.2023).

132 Dass die im Christentum eigentlich immer erstrebenswerte und erwünschte Integration durch Konversion in dem Moment als problematisch thematisiert wird, in dem die Integration zum sozialen Vorteil für die Neuaufgenommenen und zum vermeintlichen Nachteil für die ‚Aufnahmegesellschaft‘ wird, so dass die ‚Aufnahmegesellschaft‘ nach neuen Möglichkeiten sucht, Differenzen zu markieren und Ausschlüsse zu rechtfertigen, zeigt meines Erachtens die Parallelen zum für die Gegenwart konstatierten ‚Integrationsparadox‘ auf, siehe *El-Mafaalani*, Integrationsparadox (2018). Dass die massenhafte (indirekt und direkt erzwungene) Konversion von sephardischen Juden*Jüdinnen am Ende des 14. Jahrhunderts ein wichtiger Faktor für die Vertreibung von 1492 war, zeigte etwa schon *Peters*, Jewish History (1995).

133 Vgl. auch *Nirenberg*, Neighboring Faiths (2014) und *Martínez/Nirenberg/Hering Torres*, Race (2012).

134 Vgl. dazu vor allem *Gebke*, (Fremd)Körper (2020).

135 *Hering Torres*, Rassismus in der Vormoderne (2006), 132–181.

136 Siehe *Heng*, Invention of Race (2018), 3 f.

am in Sternberg angeblich verübten Hostienfrevel beteiligt waren, *aber gleich wol yreß geschlechts merklichen mißhandel engelten mussen* und mit dieser Begründung aus Mecklenburg vertrieben wurden.[137] Man könnte diesen kurzen Hinweis auf „ihr Geschlecht" zwar vielleicht auch im Sinne einer religiösen Kollektivschuld deuten, ich glaube aber doch, dass sich hier bereits die Ausbreitung der Idee eines „genealogischen Rassismus"[138] greifen lässt, die vielleicht besser als die bislang gängige Unterscheidung von mittelalterlichem Antijudaismus und modernem Antisemitismus die augenfällige Unduldsamkeit gegenüber Juden*Jüdinnen im Lateineuropa des 15. und 16. Jahrhunderts erklärt.

Dass aber natürlich auch diese Rassifizierung jüdischer Differenz nicht urplötzlich vom Himmel gefallen ist, legen verschiedene andere Studien nahe, die aber gleichsam alle auf den Einfluss der seit dem 12. und vor allem 13. Jahrhundert in Lateineuropa neu rezipierten Humoralpathologie verweisen.[139] Vielleicht ergibt sich genau an dieser Stelle aber auch eine Möglichkeit, die rassismuskritische Perspektive in einen fruchtbaren Dialog nicht nur mit der Erforschung des mittelalterlichen Antisemitismus ins Gespräch zu bringen. Denn würde diese ‚dunkle Seite' der hochmittelalterlichen Gelehrtenkultur in die etablierten Meistererzählungen durch die ausgewiesenen Expert*innen auf diesem Feld miteinbezogen, dürfte das zweifellos sehr hilfreich sein, um beurteilen zu können, wie dominant oder rezent diese vormoderne Formen von Rassismus und Antisemitismus tatsächlich waren.[140]

Wie bereits mehrmals erwähnt, haben alle hier besprochenen Fragen- und Themenkreise ihre jeweils eigenen Genealogien, die nicht alle in gleichem Maße berücksichtigt werden konnten. Dass jedoch insbesondere ein Zusammenführen von Antisemitismus- und Rassismusforschung für die Mediävistik sinnvoll erscheint, mag zu guter Letzt ein Zitat eines der wichtigsten Expert*innen zur christlich-jüdischen Geschichte des (aschkenasischen) Mittelalters belegen, denn Johannes Heil stellte 2004 fest:

> Schließlich ist die Forschung [zu Antisemitismus, Anm. d. V.] gehalten, das eigene Interesse stärker zu reflektieren und in Hinblick auf die Diskurse gegenwärtiger Gesellschaften näher zu bestimmen. Zu klären ist, welches Erkenntnisinteresse die Arbeit leitet – ob es die Beschäftigung mit der eigenen Gegenwart reflektiert oder ganz davon bestimmt ist. Ist dies der Fall, dann stellt sich ferner die Frage, was diese Forschung leisten soll, wo sie Aussagen im Hinblick auf die Gegenwart zulässt und an welcher Stelle die Beschäftigung mit der Vergangenheit sich in die Gefahr begibt, zum puren Artefakt im Dienste der Gegenwartsbewältigung zu verkommen. Eine fruchtbare gegenwartsbezogene und -motivierte Forschung ist deswegen nicht unmöglich. Gegenwartsinteresse

137 Geschichte der Juden zu Sternberg, fol. 4v.

138 *Walz*, Antisemitismus (1995).

139 *Biller*, Proto-Racial Thought (2009); *Biller*, View of Jews (2001); *Resnick*, Marks of Distinction (2012).

140 Einen deutlichen Beleg für die Dominanz liefert meines Erachtens Jan-Hendryk de Boer in dieser kleinen Studie, in der er aber die Beurteilung als Antisemitismus vermeidet: *de Boer,* Form und Formlosigkeit (2016).

> wird ein unerlässlicher oder wenigstens unvermeidlicher Antrieb für jedwede mediävistische Vorurteils- und Gewaltforschung bleiben.[141]

Heils Forderung kann meines Erachtens am besten mit einer postkolonial inspirierten und rassismuskritischen Perspektivierung aktueller Forschung zu den Themenbereichen Antisemitismus und Rassismus im Mittelalter nachgekommen werden. Zugleich hat dieser Beitrag aber auch die besonderen Herausforderungen und möglichen Fallstricke einer solchen Perspektivierung deutlich gemacht, die aus meiner Sicht aber gerade ein Ansporn sein sollten, das Dilemma von Positionalität und wissenschaftlicher Redlichkeit weiterhin durchzuarbeiten.

Bibliographie

Quellen

Albert of Aachen, Historia Ierosolimitana, History of the Journey to Jerusalem. Ed. *Susan B. Edgington*. (Oxford Medieval Texts) Oxford 2007.

Geschichte der Juden zu Sternberg. [Basel: Jakob Wolff *oder* Speyer: Konrad Hist, nicht vor 24.10.1492] (GW M44005).

Hebräische Berichte über die Judenverfolgungen während des Ersten Kreuzzugs. Ed. *Eva Haverkamp*. (MGH. Hebräische Texte aus dem mittelalterlichen Deutschland 1) Hannover 2005.

Jenaer Erklärung. Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung, online: Deutsche Zoologische Gesellschaft & Friedrich-Schiller-Universität Jena, https://www.uni-jena.de/unijenamedia/universitaet/abteilung-hochschulkommunikation/presse/jenaer-erklaerung/jenaer-erklaerung.pdf (Zugriff: 25.09.2023).

Sentencia-Estatuto de Toledo, 1449, Ed. *Kenneth Baxter Wolf*, online: https://scholarship.claremont.edu/pomona_fac_pub/44/ (Zugriff: 25.09.2023).

Literatur

Jonathan Adams / Cordelia Heß (Hrsg.), The Medieval Roots of Antisemitism. Continuities and Discontinuities from the Middle Ages to the Present Day. New York / London 2018.

Mohamed Amjahid, Der weiße Fleck. Eine Anleitung zu antirassistischem Denken. München 2021.

Susan Arndt, Rassismus. Eine viel zu lange Geschichte (12:32 min), online: Bayerischer Rundfunk, https://www.br.de/fernsehen/ard-alpha/sendungen/campus/talks/rassismus-arndt-susan-campus-talks-100.html (Zugriff: 25.09.2023).

Susan Arndt, Rassismus begreifen. Vom Trümmerhaufen der Geschichte zu neuen Wegen. München 2021.

Susan Arndt / Nadja Ofuatey-Alazard (Hrsg.), Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster ^{4}2021.

141 *Heil*, Synagoge (2004), 115 f.

Caroline Arni, Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien. Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive, in: Caroline Arni / Susanna Burghartz (Hrsg.), Geschlechtergeschichte, gegenwärtig. (L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 18/2) Köln / Weimar / Wien 2007, 53–76.

Iman Attia, Die ‚westliche Kultur' und ihr Anderes. Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Bielefeld 2009.

Helmut Balzert / *Marion Schröder* / *Christian Schäfer*, Wissenschaftliches Arbeiten. Ethik, Inhalt & Form wiss. Arbeiten, Handwerkszeug, Quellen, Projektmanagement, Präsentation. Dortmund ^{2}2015.

Tzafrir Barzilay, Poisoned Wells. Accusations, Persecution, and Minorities in Medieval Europe, 1321–1422. Philadelphia 2022.

Nina Baur, Decolonizing Social Science Methodology. Positionality in the German-Language Debate, in: Séverine Marguin u. a. (Hrsg.), Positionality Reloaded. Debating the Dimensions of Reflexivity in the Relationship Between Science and Society. (Historical Social Research 46/2) Köln 2021, 205–243.

Ingrid Bennewitz, Einleitung. Gender Studies – Queer Studies – Intersektionalitätsforschung, in: Ingrid Bennewitz / Jutta Eming / Johannes Traulsen (Hrsg.), Gender Studies – Queer Studies – Intersektionalität. Eine Zwischenbilanz aus mediävistischer Perspektive. Göttingen 2019, 13–26.

Wolfgang Benz, Antisemitismus und Antisemitismusforschung (Version 1.0), online: Docupedia-Zeitgeschichte, https://docupedia.de/zg/Benz_antisemitismus_v1_de_2010 (Zugriff: 25.09.2023).

Werner Bergmann (Hrsg.), Antisemitismusforschung in den Wissenschaften. Berlin 2004.

Francisco Bethencourt, Rez. von: *Geraldine Heng*, Invention of Race, in: The American Historical Review 126 (2021), 1211–1213.

Berber Bevernage, History, Memory, and State-Sponsored Violence. Time and Justice. New York 2012.

Peter Biller, Proto-Racial Thought in Medieval Science, in: Miriam Eliav-Feldon / Benjamin Isaac / Joseph Ziegler (Hrsg.), The Origins of Racism in the West. Cambridge 2009, 157–180.

Peter Biller, A ‚Scientific View' of Jews from Paris around 1300, in: Micrologus 9 (2001), 137–168.

Floris Biskamp, Ich sehe was, was Du nicht siehst. Antisemitismuskritik und Rassismuskritik im Streit um Israel (Zur Diskussion), in: Peripherie – Politik, Ökonomie, Kultur 40 (2020), 426–440.

Jan-Hendryk de Boer, Die Gelehrtenwelt ordnen. Zur Genese des hegemonialen Humanismus um 1500. Tübingen 2017.

Jan-Hendryk de Boer, Form und Formlosigkeit des Judenhasses. Kommunikationsweisen judenfeindlicher Traktate um 1500, in: Jan-Hendryk de Boer / Marian Füssel / Jana Madlen Schütte (Hrsg.), Zwischen Konflikt und Kooperation. Praktiken der europäischen Gelehrtenkultur (12.–17. Jahrhundert). (Historische Forschungen 114) Berlin 2016, 141–174.

Jeff Bowersox, Der Heilige Mauritius in Magdeburg (ca. 1240) (übersetzt von Lilian Gergely), online: Black Central Europe. We bring you over 1000 Years of Black History in the German-speaking Lands and show you why it matters right now, https://blackcentraleurope.com/quellen/1000-1500-deutsch/der-heilige-mauritius-in-magedburg-ca-1240/ (Zugriff: 25.09.2023).

Jonathan Boyarin u. a., Book Forum: Geraldine Heng's The Invention of Race in The European Middle Ages, in: The Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry 9 (2022), 110–172.

Christina Brauner, Geschichtliche Grundfragen Teil III. Wie politisch kann, soll und muss Geschichtsschreibung sein?, online: Zeitgeschichte-online, https://zeitgeschichte-online.de/themen/christina-brauner-teil-3-wie-politisch-kann-soll-und-muss-geschichtsschreibung-sein (Zugriff: 25.09.2023).

Dipesh Chakrabarty, Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung. Frankfurt (Main) 2010.

Jeffrey Jerome Cohen, Medieval Identity Machines. Minneapolis (MN) 2003.

Hamid Dabashi, Post-Orientalism. Knowledge and Power in Time of Terror. New Brunswick (NJ) 2009.

Majid Daneshgar, Lost Orientalism, Lost Orient, and Lost Orientals, in: Majid Daneshgar / Aaron W. Hughes (Hrsg.), Deconstructing Islamic Studies. (Mizan Series 4) Boston u. a. 2020, 338–357.

Lorraine Daston / Peter Galison, Objektivität. Frankfurt (Main) 2007.
Lorraine Daston, Objektivität unter den Historikern, in: Dahlemer Archivgespräche 7 (2001), 7–30.
Kathy Davis, Intersektionalität als ‚Buzzword'. Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage: „Was macht eine feministische Theorie erfolgreich?", in: Helma Lutz / Maria Teresa Herrera Vivar / Linda Supik (Hrsg.), Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden ^{2}2013, 59–73.
Kathy Davis, Intersectionality as Buzzword. A Sociology of Science Perspective on What Makes a Feminist Theory Successful, in: Feminist Theory 9 (2008), 67–86.
Richard Delgado / Jean Stefancic, Critical Race Theory. An Introduction. Foreword by Angela Harris. New York ^{3}2017.
Elizabeth Denevi, What if Being Called ‚Racist' is the Beginning, not the End, of the Conversation?, in: Eddie Moore u. a. (Hrsg.), The Guide for White Women who Teach Black Boys. Understanding, Connecting, Respecting. Thousand Oaks (CA) 2018, 74–81.
Robin DiAngelo, Wir müssen über Rassismus sprechen. Was es bedeutet, in unserer Gesellschaft weiß zu sein. Hamburg 2021.
Robin DiAngelo, White Fragility. Why It's so Hard for White People to Talk about Racism. Boston 2018.
Gabriele Dietze, ‚Critical Whiteness Theory' und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion, in: Martina Tißberger u. a. (Hrsg.), Weiß – Weißsein – ‚whiteness'. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Frankfurt (Main) ^{2}2009, 219–248.
Peter Dinzelbacher, „Juden", in: *ders*., Lebenswelten des Mittelalters. 1000–1500. (Bachmanns Basiswissen 1) Badenweiler 2010, 527–537.
Johann Gustav Droysen, Grundriss der Historik. Vorlesungen zur Geschichtswissenschaft und Methodik, Leipzig 1868. ND Hamburg 2011.
Pia Eckhart, Rez. von: *Geraldine Heng*, Invention of Race, in: Historische Zeitschrift 313 (2021), 498–500.
Reni Eddo-Lodge, Warum ich nicht länger mit Weißen über Hautfarbe spreche. Stuttgart ^{4}2020.
John H. Edwards, The Beginnings of a Scientific Theory of Race? Spain, 1450–1600, in: Yedida K. Stillman / Norman A. Stillman (Hrsg.), From Iberia to Diaspora. Studies in Sephardic History and Culture. (Brill's Series in Jewish Studies 19) Leiden / Boston / Köln 1999, 179–196.
Miriam Eliav-Feldon, Vagrants or Vermin? Attitudes Towards Gypsies in Early Modern Europe, in: Miriam Eliav-Feldon / Benjamin Isaac / Joseph Ziegler (Hrsg.), The Origins of Racism in the West. Cambridge 2009, 276–291.
Aladin El-Mafaalani, Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln ^{2}2018.
Angus M. Fraser, The Gypsies. Oxford ^{2}2001.
Daniel Fulda, Wie anachronistisch darf, muss oder soll Geschichtsdarstellung heute sein? Eine Theorieskizze mit einer Beispielanalyse literarischer Homosexualitätshistorie, in: Gisela Febel / Sonja Kerth / Elisabeth Lienert (Hrsg.), Wider die Geschichtsvergessenheit. Inszenierte Geschichte – historische Differenz – kritisches Bewusstsein. Bielefeld 2022, 115–136.
John M. Ganim, Medievalism and Orientalism. Three Essays on Literature, Architecture, and Cultural Identity. New York 2005.
Simon Gaunt, Review Essay. Can the Middle Ages be Postcolonial?, in: Comparative Literature 61 (2009), 160–176.
Julia Gebke, (Fremd)Körper. Die Stigmatisierung der Neuchristen im Spanien der Frühen Neuzeit. Wien u. a. 2020.
Matthieu Gillabert / Anja Rathmann-Lutz / Isabelle Schürch (Hrsg.), Vormoderne postkolonial? Moyen Âge postcolonial? (Traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire 29:2) Zürich 2022.
Hans-Jürgen Goertz, Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität. Stuttgart 2001.
Deborah L. Goodwin, „Nothing in Our Histories". A Postcolonial Perspective on Twelfth-Century Christian Hebraism, in: Medieval Encounters 15 (2009), 36–65.

Thomas Hahn (Hrsg.), Race and Ethnicity in the Middle Ages. (Journal of Medieval and Early Modern Studies 31/1) Durham (NC) 2001.

Ian F. Hancock, We Are the Romani People (Ame sam e Rromane džene). Hatfield 2010.

Ian F. Hancock, The Pariah Syndrome. An Account of Gypsy Slavery and Persecution. Ann Arbor (MI) 1987.

Alice Hasters, Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten. Berlin ^{2}2020.

Johannes Heil, Judenfeindschaft, Frömmigkeit und Gewalt im Mittelalter. Texte, Ereignisse und Deutungen, in: Michael Kohlstruck / Andreas Klärner (Hrsg.), Ausschluss und Feindschaft. Studien zu Antisemitismus und Rechtsextremismus. Rainer Erb zum 65. Geburtstag. Berlin 2011, 17–37.

Johannes Heil, Jenseits von „History and memory". Spuren jüdischer Geschichtsschreibung im Mittelalter, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 55 (2007), 989–1019.

Johannes Heil, Synagoge, Ecclesia, und … Judenfeindschaft als Gegenstand der Mittelalterforschung, in: Werner Bergmann (Hrsg.), Antisemitismusforschung in den Wissenschaften. Berlin 2004, 83–116.

Johannes Heil, ‚Antijudaismus' und ‚Antisemitismus'. Begriffe als Bedeutungsträger, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 6 (1997), 92–114.

Heinz-Dieter Heimann, Judentum – Judenfeindschaft – Haeresien – Toleranz, in: Einführung in die Geschichte des Mittelalters. (UTB 1957) Stuttgart ^{2}2006, 244–251.

Geraldine Heng, Before Race, and After Race. A Response to the Forum on The Invention of Race in the European Middle Ages, in: The Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry 9 (2022), 159–172.

Geraldine Heng, Why the Hate? The Invention of Race in the European Middle Ages, and Race, Racism, and Premodern Critical Race Studies Today, online: In the Middle. Peace Love & the Middle Ages, https://www.inthemedievalmiddle.com/2020/12/why-hate-invention-of-race-in-european.html (Zugriff: 25.09.2023).

Geraldine Heng, The Global Middle Ages. An Introduction. Cambridge 2021.

Geraldine Heng, On Not Reading, Writing, or Listening to Poetry in a Pandemic. A Critical Reflection, in: Publications of the Modern Language Association 136 (2021), 290–296.

Geraldine Heng, England and the Jews. How Religion and Violence Created the First Racial State in the West. Cambridge 2019.

Geraldine Heng, The Invention of Race in the European Middle Ages. Cambridge 2018.

Geraldine Heng, Early Globalities, and Its Questions, Objectives, and Methods. An Inquiry into the State of Theory and Critique, in: Exemplaria 26 (2014), 234–253.

Geraldine Heng, The Invention of Race in the European Middle Ages II. Locations of Medieval Race, in: Literature Compass 8 (2011), 275–293.

Geraldine Heng, The Invention of Race in the European Middle Ages I. Race Studies, Modernity, and the Middle Ages, in: Literature Compass 8 (2011), 258–274.

Max Sebastián Hering Torres, Rassismus in der Vormoderne. Die ‚Reinheit des Blutes' im Spanien der Frühen Neuzeit. Frankfurt (Main) 2006.

Cordelia Heß, Margaretas periphere Visionen. Mission, Kolonisierung und „race" im Spätmittelalter am Beispiel der Saami, in: Historische Zeitschrift 316 (2023), 1–26.

Jonathan Hsy / Julie Orlemanski, Race and Medieval Studies. A Partial Bibliography, in: Postmedieval 8:4 (2017), 500–531.

Benjamin Isaac / Joseph Ziegler / Miriam Eliav-Feldon, Introduction, in: Miriam Eliav-Feldon / Benjamin Isaac / Joseph Ziegler (Hrsg.), The Origins of Racism in the West. Cambridge 2009, 1–31.

ITM Bloggers, In Support of Dorothy Kim, online: In the Middle. Peace Love & the Middle Ages, http://www.inthemedievalmiddle.com/2017/09/in-support-of-dorothy-kim.html (Zugriff: 25.09.2023).

Katherine L. Jansen (Hrsg.), Emerging Issues in Medieval Iberian Studies. (Speculum 97/3) Chicago 2022.

Willis Johnson, The Myth of Jewish Male Menses, in: Journal of Medieval History 24 (1998), 273–295.

Dorothy Kim, The Historiographies of Premodern Critical Race Studies and Jewish Studies, in: The Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry 9 (2022), 139–148.

Dorothy Kim (Hrsg.), Special Issue. Critical Race and the Middle Ages. (Literature Compass 16:9–10) Hoboken (NJ) 2019.

Dorothy Kim, Introduction to Literature Compass Special Cluster. Critical Race and the Middle Ages, in: Literature Compass 16/9–10 (2019), online: https://doi.org/10.1111/lic3.12549 (Zugriff: 25.09.2023).

Dorothy Kim, Antifeminism, Whiteness, and Medieval Studies, online: In the Middle. Peace Love & the Middle Ages, http://www.inthemedievalmiddle.com/2016/01/antifeminism-whiteness-and-medieval.html (Zugriff: 25.09.2023).

Dorothy Kim, Teaching Medieval Studies in a Time of White Supremacy, online: In the Middle. Peace Love & the Middle Ages, http://www.inthemedievalmiddle.com/2017/08/teaching-medieval-studies-in-time-of.html (Zugriff: 25.09.2023).

Reinhart Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Reinhart Koselleck / Wolfgang J. Mommsen / Jörn Rüsen (Hrsg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft. (Beiträge zur Historik 1) München 1977, 17–46.

Maline Kotetzki / *Rike Szill*, Protorassismen in der Vormoderne. Ein Plädoyer für mehr Ungemütlichkeit in der mediävistischen Lehre, in: Matthieu Gillabert / Anja Rathmann-Lutz / Isabelle Schürch (Hrsg.), Vormoderne postkolonial? Moyen Âge postcolonial? (Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire 29:2) Zürich 2022, 121–137.

Achim Landwehr, Über den Anachronismus, in: *ders*., Diesseits der Geschichte. Für eine andere Historiographie. Göttingen 2020, 209–236.

Linda Lomperis, Medieval Travel Writing and the Question of Race, in: Thomas Hahn (Hrsg.), Race and Ethnicity in the Middle Ages. (Journal of Medieval and Early Modern Studies 31) Durham 2001, 147–164.

Nicole Loraux, Eloge de l'anachronisme en histoire, in: Le genre humain 27 (1993), 23–38.

Gerhard Lubich, Das Mittelalter. Paderborn u. a. 2010.

Alexander L. Macfie (Hrsg.), Orientalism. A Reader. New York 2000.

María Elena Martínez / *David Nirenberg* / *Max-Sebastián Hering Torres* (Hrsg.), Race and Blood in the Iberian World. Zürich / Berlin 2012.

Lars Meier, Eine soziologische Unschärferelation, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 73 (2021), 129–135.

Meron Mendel / *Saba-Nur Cheema* / *Sina Arnold*, Warum dieses Buch ein Fehler war. Über Freund- und Feindschaften im Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus, in: Meron Mendel / Saba-Nur Cheema / Sina Arnold (Hrsg.), Frenemies. Antisemitismus, Rassismus und ihre Kritiker*innen. Berlin 2022, 9–25.

Gerd Mentgen, „Die Juden waren stets eine Randgruppe." Über eine fragwürdige Prämisse der aktuellen Judenforschung, in: Friedhelm Burgard / Christoph Cluse / Alfred Haverkamp (Hrsg.), Liber amicorum necnon et amicarum für Alfred Heit. Beiträge zur mittelalterlichen und geschichtlichen Landeskunde. (Trierer historische Forschungen 28) Trier 1996, 393–411.

Charles W. Mills, The Chronopolitics of Racial Time, in: Time & Society 29 (2020), 297–317.

Adam Miyashiro, Our Deeper Past. Race, Settler Colonialism, and Medieval Heritage Politics, in: Literature Compass 16/9–10 (2019), online: https://doi.org/10.1111/lic3.12550 (Zugriff: 25.09.2023).

Josh Moody, The New Conservative Playbook on DEI, online: Inside Higher Ed, https://www.insidehighered.com/news/2023/02/07/desantis-debuts-new-conservative-playbook-ending-dei (Zugriff: 25.09.2023).

Harald Müller, Mittelalter. Berlin ^{2}2015.

Robin R. Mundill, Out of the Shadow and into the Light. The Impact and Implications of Recent Scholarship on the Jews of Medieval England 1066–1290, in: History Compass 9 (2011), 572–601.

Robin R. Mundill, England's Jewish Solution. Experiment and Expulsion, 1262–1290. Cambridge 1998.

Janken Myrdal, On Source Criticism in World History, in: Arne Jarrick u. a. (Hrsg.), Methods in World History. A Critical Approach. Göteborg 2016, 45–83.

Daniel Najork, Race in Medieval Europe and Racism in Medieval Studies. A Reading List, online: medievalist.com, https://www.medievalist.com/articles/race-in-the-middle-ages-and-white-supremacy-in-medieval-studies (Zugriff: 25.09.2023).

*Neue Deutsche Medienmacher*innen*, NdM-Glossar. Wörterverzeichnis der Neuen deutschen Medienmacher*innen (NdM) mit Formulierungshilfen, Erläuterungen und alternativen Begriffen für die Berichterstattung in der Einwanderungsgesellschaft, online: https://glossar.neuemedienmacher.de/ (Zugriff: 25.09.2023).

David Nirenberg, Was There Race Before Modernity? The Example of ‚Jewish' Blood in Late Medieval Spain, in: David Nirenberg (Hrsg.), Neighboring Faiths. Christianity, Islam, and Judaism in the Middle Ages and Today. Chicago / London 2014, 169–190.

David Nirenberg, Mass Conversion and Genealogical Mentalities. Jews and Christians in Fifteenth-Century Spain, in: Past & Present 174 (2002), 3–41.

Tupoka Ogette, exit RACISM. Rassismuskritisch denken lernen. Münster [10]2021.

Nahir Otano Gracia / *Daniel Armenti*, Constructing Prejudice in the Middle Ages and the Repercussions of Racism Today, in: Medieval Feminist Forum. A Journal of Gender and Sexuality 53 (2017), 176–201.

S. J. Pearce, The Inquisitor and the Moseret. The Invention of Race in the European Middle Ages and the New English Colonialism in Jewish Historiography, in: Medieval Encounters 26 (2020), 145–190.

Edward Peters, Jewish History and Gentile Memory. The Expulsion of 1492, in: Jewish History 9 (1995), 9–34.

Peggy Piesche u. a. (Hrsg.), Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weissseinsforschung in Deutschland. Münster [4]2022.

Andrea Ploder / *Johanna Stadlbauer*, Strong Reflexivity and Its Critics. Responses to Autoethnography in the German-Speaking Cultural and Social Sciences, in: Qualitative Inquiry 22 (2016), 753–765.

Giselher Quast, Mauritius im Magdeburger Dom. Magdeburg [2]2016.

Shokoofeh Rajabzadeh, The Intellectual Body, the Body Intellectual, in: Literature Compass 18 (2021), online: https://doi.org/10.1111/lic3.12618 (Zugriff: 25.09.2023).

Shokoofeh Rajabzadeh, The Depoliticized Saracen and Muslim Erasure, in: Literature Compass 16 (2019), online: https://doi.org/10.1111/lic3.12548 (Zugriff: 25.09.2023).

Mary Rambaran-Olm / *M. Breann Leake* / *Micah James Goodrich* (Hrsg.), Race, Revulsion, and Revolution (Postmedieval 11:4). London 2020.

Eduardo Ramos, Confronting Whiteness. Antiracism in Medieval Studies, in: Postmedieval 11 (2020), 493–502.

Irven M. Resnick, Marks of Distinction. Christian Perceptions of Jews in the High Middle Ages. Washington (DC) 2012.

Irven M. Resnick, Medieval Roots of the Myth of Jewish Male Menses, in: Harvard Theological Review 93 (2000), 241–263.

Matthias Revers / *Richard Traunmüller*, Is Free Speech in Danger on University Campus? Some Preliminary Evidence from a Most Likely Case, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 72 (2020), 471–497.

Frank Rexroth, Geschichte erforschen oder Geschichte schreiben? Die deutschen Historiker und ihr Spätmittelalter 1859–2009, in: Historische Zeitschrift 289 (2009), 109–147.

Frank Rexroth, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung, in: ders. (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007, 1–22.

Kristina L. Richardson, Roma in the Medieval Islamic World. Literacy, Culture, and Migration. London u. a. 2022.

Jörn Rüsen, Leidensverdrängung und Trostbedarf im historischen Denken – Plädoyer für eine kategoriale Revision, in: *ders*., Geschichte denken. Erläuterungen zur Historik. Wiesbaden 2020, 161–169.

Jörn Rüsen, „Schöne“ Parteilichkeit – Feminismus und Objektivität, in: *ders*., Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden. Schwalbach (Ts.) ^{2}2008, 147–167.

Jörn Rüsen, „Schöne“ Parteilichkeit – Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft, in: Ursula A. J. Becher / ders. (Hrsg.), Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 725) Frankfurt (Main) 1988, 517–542.

Edward W. Said, The Clash of Definitions, in: *ders*., Reflections on Exile and Other Essays. Cambridge (MA) 2000, 569–592.

Samuel Salzborn (Hrsg.), Antisemitismus seit 9/11. Ereignisse, Debatten, Kontroversen. Baden-Baden 2019.

Juliane Schiel, Rez. von: *Geraldine Heng*, Invention of Race, online: H-Soz-Kult, https://www.hsozkult.de/review/id/reb-27963?language=en (Zugriff: 25.09.2023).

Joan W. Scott, Gender. A Useful Category of Historical Analysis, in: The American Historical Review 91 (1986), 1053–1075.

Vanita Seth, The Origins of Racism. A Critique of the History of Ideas, in: History & Theory 59 (2020), 343–368.

Kristin Skottki, Zur Konstruktion der „mörderischen Juden“ im Reich um 1492. Intersektionale Perspektiven auf den spätmittelalterlichen Antisemitismus, in: Heike Krösche / Levke Harders (Hrsg.), Intersektionalität in geschichtswissenschaftlicher und geschichtsdidaktischer Perspektive. (Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften) erscheint voraussichtlich 2024.

Kristin Skottki, Das Mittelalter deprovinzialisieren? Ein Praxisbericht aus Lehre und Forschung zum ‚globalen Mittelalter‘, in: Gerda Brunnlechner u. a. (Hrsg.), Positionsbestimmungen. Mediävistik im kulturgeschichtlichen Kontinuum. Göttingen 2024 (im Erscheinen).

Kristin Skottki, Sternberg 1492 – Zur Genese eines Hostienfrevelprozesses, in: Jan-Hendryk de Boer / Marcel Bubert (Hrsg.), Absichten, Pläne und Strategien. Erkundungen einer historischen Intentionalitätsforschung. (Kontingenzgeschichten 5) Frankfurt (Main) / New York 2018, 283–307.

Kristin Skottki, Christen, Muslime und der Erste Kreuzzug. Die Macht der Beschreibung in der mittelalterlichen und modernen Historiographie. Münster 2015.

Robert C. Stacey, Anti-Semitism and the Medieval English State, in: John Robert Maddicott / David Michael Palliser (Hrsg.), The Medieval State. Essays Presented to James Campbell. London / Rio Grande (OH) 2000, 163–177.

Justin Stearns, Race in the Islamicate Middle East. Reflections after Heng, in: The Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry 9 (2022), 114–121.

Gude Suckale-Redlefsen, Der schwarze Ritter von Magdeburg, in: Matthias Puhle (Hrsg.), Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit, Bd. 1. (Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums) Mainz 2009, 192–201.

Gude Suckale-Redlefsen, Mauritius, der heilige Mohr. The Black Saint Maurice. Houston 1987.

Magda Teter, Blood Libel. On the Trail of an Antisemitic Myth. Cambridge (MA) 2020.

Michael Toch, Die Juden im mittelalterlichen Reich. München ^{3}2014.

John Victor Tolan, Saint Francis and the Sultan. The Curious History of a Christian-Muslim Encounter. Oxford 2009.

Richard Traunmüller / Matthias Revers, Meinungsfreiheit an der Universität, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 73 (2021), 137–146.

Karl Ubl, Rasse und Rassismus im Mittelalter. Potential und Grenzen eines aktuellen Forschungsparadigmas, in: Historische Zeitschrift 316 (2023), 306–341.

Matthew Vernon, Of Saxons and Spectres, in: Journal of Medieval History 48 (2022), 282–287.

Matthew Vernon, The Black Middle Ages. Race and the Construction of the Middle Ages. Cham 2018.

Rainer Walz, Der vormoderne Antisemitismus. Religiöser Fanatismus oder Rassenwahn?, in: Historische Zeitschrift 260 (1995), 719–748.

Cord J. Whitaker, The Invention of Race and the Status of Blackness, in: The Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry 9 (2022), 149–158.
Cord J. Whitaker, Rez. von: *Geraldine Heng*, Invention of Race, in: Critical Inquiry 47 (2021), 801–803.
Cord J. Whitaker, Black Metaphors. How Modern Racism Emerged from Medieval Race-Thinking. Philadelphia 2019.
Cord J. Whitaker (Hrsg.), Special Issue on ‚Making Race Matter in the Middle Ages'. (Postmedieval 6:1) London 2015.
Wim Willems, Ethnicity as a Death-Trap. The History of Gypsy Studies, in: Leo Lucassen / Annemarie Cottaar / Wim Willems (Hrsg.), Gypsies and Other Itinerant Groups. A Socio-Historical Approach. Basingstoke 2001, 17–34.
Gabriele Winker / *Nina Degele* (Hrsg.), Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld 2009.
Milo Yiannopoulos, Middle Rages. Why the Battle for Medieval Studies Matters to America. s. l. 2019.
Joseph Ziegler, Rez. von: *Geraldine Heng*, Invention of Race, in: Speculum 95 (2020), 569–572.

Jan-Hendryk de Boer

Die Mediävistik und ihre Gegenwart. Ein Versuch über Mittelalterforschung nach der Moderne

Die Formel ‚Die Mediävistik und ihr Mittelalter', die dem vorliegenden Band und der zugrunde liegenden Göttinger Tagung ihren Titel gibt, verweist auf eine zeitliche Differenz, die jeglicher Erforschung der Phase zwischen dem Untergang des weströmischen Reiches einerseits und Reformation und Konfessionalisierung andererseits eingeschrieben ist.[1] Gleich, ob man diese Jahrhunderte nun als Mittelalter, als Teil einer bis ins 17. oder 18. Jahrhundert andauernden Vormoderne oder als nachrömisches Zeitalter bezeichnet, fest steht, dass hier Vergangenheiten behandelt werden, die in erheblicher zeitlicher Distanz zu jener Gegenwart liegen, von der aus sie in den Blick genommen werden. Vom Mittelalter zu reden, bedeutet also – ganz gleich welcher Begriff verwendet wird –, von Phänomenen und Zusammenhängen zu sprechen, die von späteren Zuständen in relevanten Aspekten differieren.

Das mag wie eine simple Feststellung wirken – vermutlich ist sie das auch. Doch sie liegt mehr oder weniger klar artikuliert allen hier versammelten Beiträgen zugrunde und soll daher am Ende des Bandes noch einmal beleuchtet werden. Denn nimmt man sie ernst, ergeben sich aus ihr verschiedene Implikationen für eine Situierung der Mediävistik, ihr Verhältnis zu ihrem Gegenstand und ihre möglichen Zukünfte. Entscheidend ist, dass in zahlreichen der in den letzten Jahren geführten Debatten sehr viel über ‚das Mittelalter' nachgedacht worden ist. Es ist diskutiert worden, ob dieser Begriff noch adäquat ist – zumindest Bernhard Jussen hat dies wortgewaltig nicht nur im Kontext der vorliegenden Veröffentlichung bestritten.[2] Gut begründete Einwände dagegen, den Mittelalterbegriff gedankenlos in Bezug auf andere Weltgegenden als das lateinische Europa zu verwenden, hat etwa Thomas Bauer vorgebracht.[3] Aus philosophiehistorischer Sicht hat sich Andreas Speer Bauers Argumente zu eigen gemacht und möchte nun auch nicht länger für die europäische Geschichte von

1 Der Beitrag nimmt zahlreiche Fragen, Überlegungen und Anregungen auf, die ich von Frank Rexroth während meines Studiums und meiner Promotionszeit in Göttingen erhalten habe. Der Text ist damit auch eine verspätete Reflexion über viele gemeinsame Göttinger Jahre und intensive Diskussionen im Kolloquium ‚Themen und Tendenzen der Mittelalterforschung', im Seminar, beim Kaffee, beim Mittagessen in der Mensa und bei den legendären Filmabenden des Lehrstuhls. Für eine kritische Lektüre dieses Beitrags und hilfreiche Einwände und Verbesserungsvorschläge danke ich Kyra Palberg, David Passig und Manon Westphal, Katharina Mersch und Marcel Bubert sowie (wie stets) Kirstin de Boer.

2 *Jussen*, Wer falsch spricht (2017); *ders.*, Geschenk des Orest (2023); vgl. dazu *Rexroth*, Abschied (2024).

3 *Bauer*, Islamisches Mittelalter (2020); siehe auch Bauers obigen Beitrag.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111216140-018

‚Mittelalter' sprechen. Denn dieser Ausdruck verstelle unter anderem den Blick auf Kontinuitäten zur Antike und mehr noch den großen Einfluss der arabisch-islamischen Philosophie auf das scholastische Denken seit dem 12. Jahrhundert.[4] Michael Borgolte wiederum hat es zunächst unternommen, die Historie des europäischen Mittelalters globalgeschichtlich zu erweitern, indem er sie als Geschichte der drei monotheistischen Religionen schrieb, die rund um das Mittelmeer heimisch wurden, um schließlich die traditionelle auf das christliche Europa beschränkte Disziplin in einer globalgeschichtlich reorientierten Mittelalterforschung aufgehen zu lassen, deren räumlicher Gegenstand Eufrasien, also Europa, Asien und (Nord-)Afrika, ist.[5] Wieder andere wie etwa Klaus Oschema sehen die Rede vom mittelalterlichen Europa kritisch, wobei sie nicht nur das Adjektiv ‚mittelalterlich' hinsichtlich seiner Adäquatheit problematisieren, sondern auch offenlegen, dass der Europabegriff selbst eine mit zahllosen Implikationen beladene Konstruktion darstellt.[6] Dorothea Weltecke hat nicht nur in ihrem Beitrag zu diesem Band daran erinnert, dass mit der Rede vom ‚christlichen Mittelalter' im Regelfall nur das europäisch-lateinische Mittelalter gemeint ist und damit alle anderen Formen des Christentums entweder in die Peripherie verbannt oder ganz zum Schweigen gebracht werden. Doch selbst das lateinische Christentum sei nicht geschlossen und einheitlich gewesen, so dass sich das in populären und populistischen Debatten gebrauchte Bild des ‚christlichen Abendlandes' verbiete, wolle man mittelalterliche Multireligiosität erfassen.[7] Geraldine Heng, die gerne eine bilderstürmerische Haltung pflegt, plädiert wiederum entschieden für eine globalgeschichtliche und postkolonial fundierte Neuausrichtung der betroffenen Disziplinen in Richtung von ‚Global Middle Ages',[8] möchte den Mittelalterbegriff selbst aber trotz seiner in ihren Augen häufig eurozentrischen Konnotation nicht aufgeben. Vielmehr verweist sie darauf, dass außerhalb Europas Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Terminus für Phasen etwa der afrikanischen, islamischen oder japanischen Geschichte nutzten und er sich in diesem Kontext offenbar als sinnvoll einsetzbar erwiesen habe.[9]

Es ist nicht nur der Mittelalterbegriff selbst, der problematisiert wird, sondern auch Deutungskategorien, die mediävistische Teilbereiche benennen: Die Rede von der Renaissance steht schon länger in der Kritik, da sie häufig zumindest latent teleologisch und fortschrittsgläubig daherkommt,[10] selbst wenn inzwischen nicht mehr nur im tra-

4 *Speer*, 1000 Jahre (2023).

5 *Borgolte*, Christen, Juden, Muselmanen (2006); *ders.*, Historiographie (2013); *ders.*, Mittelalter in der größeren Welt (2014); *ders.*, Erfahrungen und Perspektiven (2016); *ders.*, Welten (2022); *ders.* (Hrsg.), Migrationen (2014).

6 *Oschema*, Bilder (2013) sowie Oschemas Beitrag im vorliegenden Band.

7 *Weltecke*, Minderheiten (2020); *dies.*, Grenzgänge (2009).

8 *Heng*, Global Middle Ages (2021).

9 *Heng*, Introduction (2022), 7–9; die global unterschiedliche Nutzung des Mittelalterkonzepts diskutiert *König*, Einleitung (2023).

10 Vgl. *Bianchi*, Renaissance (1998); *Black*, Renaissance (2005); *Caferro*, Contesting the Renaissance (2011).

ditionellen Sinne mit dem Ausdruck eine Phase der italienischen und europäischen Geschichte am Ende des Mittelalters und am Beginn der Frühen Neuzeit bezeichnet wird, sondern Renaissancen quer durch das Mittelalter und darüber hinaus erblüht sind.[11] Der aus der Archäologie und Kunstgeschichte stammende Ausdruck ‚Spätantike' als einer der Gegenbegriffe zum ‚Mittelalter', der gebraucht wird, um einen epochalen Übergang mit dem Ende des weströmischen Reiches um 500 zu modellieren, hat einerseits in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Konjunktur erfahren, ist aber selbst andererseits nicht unumstritten, da er erkennbar Elemente von Aufstiegs- und Untergangsnarrativen in sich trägt.[12] Die problematischen Konnotationen des Konzepts von Niedergang und Wiedergeburt, die dem Begriff eingeschrieben sind, konnten damit jedoch nicht überwunden werden. Die in Großbritannien und den USA zuletzt wieder intensiv und leidenschaftlich, teilweise auch polemisch geführten Debatten um den Begriff ‚Anglo-Saxon' und dessen ideologische Implikationen[13] deuten schließlich wiederum darauf hin, dass die Gewissheiten, womit es eine Mediävistik zu tun hat und wie sie ihren Gegenstand beschreibt, erodieren, ohne dass es bereits allgemein anerkannte und rundum befriedigende Strategien gäbe, wie damit umzugehen sei. Dies ist nicht nur ein Problem der mediävistischen, sondern der Vormoderneforschung insgesamt. Denn etablierte Begriffe, Konzepte und Ordnungsschemata zu verabschieden, hinterlässt erst einmal eine Lücke sowohl hinsichtlich der Erkenntnisbildung als auch der Möglichkeiten, Forschungsergebnisse darstellerisch zu präsentieren. Wenn im Gewand neuer Ausdrücke alte Periodisierungen fortgeschrieben werden, insbesondere die Annahme einer Einheit der Jahrhunderte zwischen 500 und 1500, ist ohnehin wenig gewonnen. Neue Ordnungsvorschläge wie ‚nachrömisches Zeitalter' oder ‚Eufrasien' müssen sich als analytische Werkzeuge erst einmal bewähren und Akzeptanz finden – und zwar über die engen Kreise mediävistischer Selbstvergewisserungsdiskussionen hinaus.

Jahrzehnte poststrukturalistischer Theoriebildung haben in der traditionell theoretischen Abenteuern abholden Mediävistik inzwischen allerorten das Bewusstsein reifen lassen, dass der eigene Gegenstand nicht einfach vorfindlich ist, sondern im Forschungsprozess zwar nicht willkürlich produziert, aber doch methodisch angeleitet, also regelhaft erzeugt wird. Daraus folgt zwingend, dass diese Prozesse auf ihre eigenen Grundlagen und Implikationen befragt werden müssen. Sie sind in jeglicher Hinsicht kontingent und damit aktiv veränderbar. Nur konsequent erscheint es daher, sich von irreführendem Begriffsballast zu befreien und solche Theoreme, Annahmen und Meistererzählungen nicht länger fortzuschreiben, die aus heutiger Perspektive entweder epistemisch inadäquat sind, weil sie keine gültigen Befunde zutage fördern, oder als po-

11 *Goody*, Renaissances (2010).

12 Vgl. *Meier*, Ostrom (2012); *Marcone*, Long Late Antiquity (2008); *Schmidt/Schmid/Neuwirth*, Denkraum (2016).

13 Vgl. die zugespitzte Dekonstruktion des Begriffs als rassistisch aufgeladen durch *Rambaran-Olm/Wade*, Name (2022).

litisch problematisch gelten, da sie Implikationen und ideologische Versatzstücke enthalten, die aufgrund eines gewandelten Selbst- und Weltverständnisses heute nicht mehr akzeptabel scheinen. Hatte bereits der Poststrukturalismus auf die Machtwirkungen, Hierarchisierungs- und Ausschließungstechniken verwiesen, die traditionellen Annahmen über die Geschichte, ihre vorzüglichen Gegenstände und diejenigen, die sie legitimerweise untersuchen, zugrunde liegen, so ist in den letzten Jahren durch die globalgeschichtliche Öffnung der Geschichtswissenschaft insgesamt und durch das postkoloniale Hinterfragen eurozentrischer Vorannahmen und Erzählungen diese Dekonstruktion noch einmal weitergetrieben worden.[14] Die vielzitierte Formel Dipesh Chakrabartys eines ‚Provincializing Europe' hat hier die Richtung vorgegeben,[15] auch wenn daraus nicht hervorgeht, wo das neue Zentrum liegt oder was nun mit der neuen Provinz anzufangen ist. Gleichwohl sehen wir durch die Impulse poststrukturalistischer und postkolonialer Dekonstruktion klarer, was problematisch ist und was sich ändern sollte, ohne dass jedoch ein Konsens im Fach erreicht worden wäre, wie den Herausforderungen zu begegnen ist. Dies gilt umso mehr für jene Zukünfte in der Erforschung dessen, was klassisch als ‚europäisches Mittelalter' galt.

Wie eingangs bemerkt, liegt derartigen Fragen ein zeitlicher Hiat zugrunde: Diskussionen um den Gegenstand mediävistischer Forschung reflektieren, inwiefern es Gemeinsamkeiten, Regelmäßigkeiten und Konfigurationen gegeben hat, die es plausibel und begründet erscheinen lassen, die Jahrhunderte zwischen etwa 500 und 1500 als spezifischen Zusammenhang zu erforschen. Selbst wenn man diese Frage bejaht, stellt sich umgehend eine zweite, nämlich die nach der räumlichen Geltung der Annahme eines Zusammenhangs: Bestand dieser für ein christliches, für ein lateinisches Europa, für das heutige politische oder für das geographische Europa? Sind nicht andere räumliche Zusammenhänge zumindest zeitweise relevanter, so der Mittelmeerraum als jene Zone, in der verschiedene Kulturen sich aus dem Erbe des römischen Reiches entwickelten? Was ist mit jenen Regionen, die innerhalb des heutigen geographisch bestimmten Europas von den vermeintlichen Zentren der damaligen Welt entfernt lagen, beispielsweise Skandinavien und der Ostseeraum, die Britischen Inseln oder das nordöstliche Europa? All dies ist zuletzt intensiv diskutiert worden.[16] Die Beiträge dieses Tagungsbandes eröffnen neue Perspektiven auf die genannten Fragen.

Weniger Aufmerksamkeit hat in diesen Diskussionen allerdings der zweite Pol jenes zeitlichen Hiats gefunden: Alle Debatten sind selbst zeiträumlich situiert. Sie werden in verschiedenen Weltregionen geführt, nicht mehr nur – wie lange Zeit – in Europa und Nordamerika. Sie werden aber insbesondere in einem Heute geführt, das, so

14 Vgl. *Schürch/Rathmann-Lutz/Gillabert* (Hrsg.), Vormoderne postkolonial (2022); *Davis/Altschul* (Hrsg.), Medievalisms (2009); *Cohen* (Hrsg.), Postcolonial Middle Ages (2000).

15 *Chakrabarty*, Provincializing Europe (2000).

16 Vgl. *Ertl*, Streit (2023); *ders./Oschema*, Études médiévales (2021); *Holmes/Standen*, Introduction (2018); *Flechner*, How Far is Global (2020); *Drews/Scholl* (Hrsg.), Verflechtungsprozesse (2016); *Herbers/Jaspert* (Hrsg.), Grenzräume (2007).

meine These, unterbestimmt bleibt. Debatten über das Mittelalter und die Mediävistik neigen dazu, die eigene Gegenwart als fraglos gegeben zu nehmen. Was an ihr Erkenntnisprozesse in Gang setzt, wird unterschiedlich beurteilt: Vertreterinnen und Vertreter eines traditionellen Ansatzes gehen davon aus, dass die Fragen und Gegenstände mediävistischer Forschung primär nach den Aussageregeln der Disziplin selbst generiert werden. Andere, momentan noch eine Minderheit, die allerdings entschieden und wortgewaltig für ihre Perspektive eintritt, sehen gegenwärtige Probleme wie Rassismus, patriarchale Herrschaft, Ungleichheit oder weitere Verwerfungen der postkolonialen Welt als zentral dafür an, was untersucht werden sollte, da es Aufgabe einer kritisch ausgerichteten Forschung sei, die Genealogie dieses schlechten Erbes aufzudecken. Die Gegenwartsdiagnosen werden dabei im Regelfall aus anderen Arbeiten und vielfach aus anderen Disziplinen als Startpunkt für die eigenen Analysen übernommen, selbst aber nicht historisch kontextualisiert und problematisiert. Gemein ist all diesen sehr verschiedenen Positionen und Ansätzen also, dass das Untersuchenswerte und Erklärungsbedürftige allein in der Vergangenheit, im Mittelalter verortet wird, wohingegen die eigene Gegenwart, von der aus die Beobachtungen des Mittelalters vorgenommen werden, nicht als epistemisch problematisch reflektiert wird, als erfasster Sinnhorizont, von dem aus die zu erforschende Vormoderne betrachtet wird. Es gibt, so möchte ich auf den folgenden Seiten darlegen, gute Gründe, sich von dieser Perspektive zu verabschieden und beide in der mediävistischen Forschung notwendig aufeinander bezogenen Zeithorizonte – die Vergangenheit des Mittelalters beziehungsweise der Vormoderne insgesamt und die Gegenwart der Forschenden – gleichermaßen als erklärungsbedürftig anzusehen. Daraus ergäbe sich aber eine neue Aufgabe der mediävistischen Forschung, die über die Revision von Begriffen und das Erschließen neuer Themen hinausgeht. Zudem gälte es, Abschied zu nehmen von den narrativen und explanatorischen Strukturen, in denen Mittelalterliches und Gegenwärtiges, Vormodernes und Modernes üblicherweise geordnet werden. Diesen letzten Punkt greift der folgende Abschnitt auf, bevor ich skizzenhaft eine Neukartierung der Gegenwart mit dem Blick des Mediävisten unternehmen will, um schließlich an vier knapp entwickelten Beispielen Perspektiven zu eröffnen, wie eine mediävistische Forschung in einer Zeit nach der Moderne aussehen könnte.

1 Mediävistische Zeitordnungen

Konstitutiv für die Herausbildung der Mittelalterforschung seit dem 19. Jahrhundert war das Denken in Entwicklungslinien.[17] Im historistischen Paradigma wird, ganz allgemein gesprochen, Geschehen interpretatorisch in eine Ordnung überführt, die neuere Phänomene historisch-genetisch mit früheren kurzschließt und ihnen dadurch Sinn

17 Zur Genese der Mediävistik als Disziplin vgl. auch Marcel Buberts Beitrag in diesem Band.

und Bedeutung verleiht. So wird sichtbar, wie die gegebene eigene Welt geworden ist. Im Historismus des 19. Jahrhunderts wurde dabei das Individuelle, ganz gleich, ob es in hervorragenden Personen, Ereignissen oder Strukturen wie dem Staat und der Nation verkörpert war, zum bevorzugten Gegenstand historischer Interpretation, wobei das Individuelle nicht je für sich, sondern innerhalb von Entwicklungen gedeutet wurde.[18] Selbst wenn sich die Geschichtsforschung im 20. Jahrhundert allmählich und gegen manche Widerstände davon verabschiedet hat, nach geistigen Triebkräften hinter Entwicklungen zu suchen, und damit auch die Idee der historischen Notwendigkeit, die sich in der Positionierung der individuellen Personen, in Ereignissen und Strukturen innerhalb von Entwicklungslinien manifestieren sollte, überwunden hat, übt das Entwicklungsdenken doch nach wie vor einen großen Reiz auf die Geschichtsforschung und mehr noch auf die Geschichtsschreibung aus. Das gilt für die Beschäftigung mit allen Epochen einschließlich des Mittelalters. In diesem Paradigma werden Ereignisse in linearen Zeitfolgen zusammengeschlossen, wobei die temporale Sukzession zumindest in schwachem Sinne kausal aufgeladen wird: Frühere Ereignisse werden als Vorbedingungen von späteren verstanden, ältere Strukturen als Gegebenheiten, aus denen jüngere hervorgehen. Da Entwicklungen als übergreifender Zusammenhang über eine reine Zeitenfolge hinaus verstanden werden, werden die entsprechend arrangierten Gegebenheiten unweigerlich in ein Kausalitätsverhältnis gestellt, selbst wenn dies nicht expliziert wird.

Die Stärke des Entwicklungsdenkens besteht in seiner explanatorischen und darstellerischen Ökonomie: Werden vergangene Phänomene in temporal-kausal aufgefasste lineare Folgeverhältnisse eingepasst, erhalten sie durch diese Operation ihren Sinn, so dass die historische Erklärung bereits durch das verwendete Paradigma figuriert wird. Die Interpretation durch Historikerinnen und Historiker kann sich dann auf Details und Spezifika konzentrieren, da der allgemeine Sinnhorizont bereits erschlossen ist. Darstellerisch profitieren Arbeiten, die in einem entwicklungsgeschichtlichen Paradigma operieren, davon, dass die Narrativierung von Entwicklungen seit dem 18. Jahrhundert fest im kulturellen Haushalt Europas und Nordamerikas verankert ist. Das gilt erstens für die Philosophie und die Sozialtheorie, in denen mit den Werken von Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Karl Marx anschlussfähige, am Entwicklungsdenken orientierte Großtheorien formuliert wurden, zweitens für die Literatur mit paradigmatischen Gattungen wie dem Entwicklungsroman, aber auch drittens für die Musik seit der Wiener Klassik, deren zentrale Formen wie Sonate oder Sinfonie insgesamt über die Entwicklung von Themen strukturiert sind. Spätestens mit Charles Darwins Evolutionstheorie stellt dieses Paradigma zudem die dominierende Erklärungsstruktur in den Wissenschaften insgesamt dar.[19] In der Geschichtswissenschaft im Allgemeinen und in

18 Vgl. *Blanke*, Historiographiegeschichte (1991); *Fulda*, Wissenschaft (1996).

19 Vgl. *Schmieder*, Entwicklung (2015); *Wieland*, Entwicklung, Evolution (1975); *Liedman/Marxhausen/Haug*, Entwicklung (1997); *Lefèvre*, Entstehung (1984); *Sarasin*, Darwin (2019).

der Mediävistik im Besonderen besitzen entwicklungsgeschichtlich angelegte Studien nicht zuletzt deswegen eine hohe intuitive Plausibilität, weil sie den Erwartungen von an Literatur, Film oder Formen seriellen Erzählens geschulten Rezipientinnen und Rezipienten entsprechen.

Eine Herausforderung für entwicklungsgeschichtliche Arbeiten bleibt es, Teleologien zu vermeiden, die innerhalb der Geschichtswissenschaft praktisch einhellig abgelehnt werden – woraus allerdings nicht folgt, dass es keine teleologisch angelegten Arbeiten mehr gäbe.[20] Genannt sei als besonders augenfälliges Beispiel aus der Renaissanceforschung lediglich Stephen Greenblatts Buch über die Wiederentdeckung von ‚De rerum natura' des Lucretius durch den italienischen Humanisten Poggio Bracciolini im frühen 15. Jahrhundert. Die teleologische Anlage dieser suggestiv geschriebenen Abhandlung wird besonders deutlich im Untertitel der amerikanischen Ausgabe: ‚How the World Became Modern'; im Gegensatz spricht die britische Fassung mit ‚How the Renaissance Began' weniger emphatisch.[21] Linearität und Fortschrittsglauben paaren sich bei Greenblatt mit einer Ursprungsgeschichte der westlichen Moderne in Gestalt der Öffnung neuer Perspektiven für das menschliche Denken und Handeln durch die Wiederentdeckung der paganen Antike. Greenblatt sieht darin eine Ablösung von der geistig engeren Welt des christlich geprägten Mittelalters. Auch jenseits solchen teleologischen Überschwangs, der auf dem Buchmarkt einträglich, der wissenschaftlichen Rezeption jedoch wenig zuträglich ist, ist das Entwicklungsdenken in der Forschung zum Mittelalter lebendig: Die von Steffen Patzold eingehender diskutierten Neuansätze, Frühmittelalter und Spätantike zu verschränken, sogar einen einheitlichen Zeitraum zu konzipieren, der sich von einer dann im 10. oder 11. Jahrhundert ansetzenden Epoche unterscheidet,[22] gründen in einem entwicklungsgeschichtlichen Paradigma, wenn sie letztlich nach der Transformation der antiken Welt in einem jahrhundertelangen Prozess fragen. Wenn Thomas Bauer für die islamische Welt ebenfalls nach Kontinuitäten und Transformationen in Bezug auf das antike Erbe sucht, argumentiert er entwicklungsgeschichtlich.[23] Der Berliner DFG-Sonderforschungsbereich ‚Transformation der Antike' ist ebenfalls in seinem Kern entwicklungsgeschichtlich angelegt, um nur ein Beispiel für die Institutionalisierung des Paradigmas anzuführen.[24]

Die erwähnten Ansätze unterscheiden sich aber von Greenblatts – vielleicht bewusst naivem – Gebrauch des Paradigmas, das nach Momenten eines Take-off in die Moderne fahndet. Denn die neuen Forschungen zur Spätantike, zu den antiken Grund-

20 Weitere Beispiele dafür sind *Mitterauer*, Europa (2003); *Roeck*, Morgen der Welt (2017).

21 *Greenblatt*, Swerve (2011).

22 Vgl. neben Patzolds Aufsatz in diesem Band insbesondere *Fowden*, Late Antiquity (2016); *Brown*, Rise (2013); *McCormick*, Origins (2002); *Kreiner/Reimitz* (Hrsg.), Motions (2016); *Meier*, Völkerwanderung (2020).

23 *Bauer*, Klassische Periode (2020); *ders.*, Ambiguität (2011).

24 Aus den reichhaltigen Publikationen des SFB sei nur verwiesen auf *Böhme* (Hrsg.), Übersetzung (2007); *Bredekamp/Trinks*, Transformatio (2017).

lagen der islamischen Kultur wie auch die Berliner Arbeiten zur Transformation der Antike gehen davon aus, dass die Referenzbereiche, also ‚die Antike', der dasjenige entstammt, was angeeignet, transformiert oder erneuert wird, nicht per se als der historischen Entwicklung vorausliegende Entität gegeben sind, sondern sie in den Transformationsprozessen erst konstituiert werden.[25] Insofern handelt es sich um eine reflexive Erweiterung des Entwicklungsparadigmas: Historisches Geschehen wird linear durch das Aufdecken temporal-kausaler Zusammenhänge strukturiert, erweist sich aber insofern als dynamisch, als weder der Ausgangszustand noch der Endpunkt der Entwicklung der Erklärung vorgelagert werden. Teleologien zu vermeiden, gelingt vor allem dadurch, dass – anders als bei Greenblatt – nicht die westliche Moderne den expliziten Zielpunkt der Ereignisfolge bildet, sondern lediglich Entwicklungen mittlerer Dauer verfolgt werden, ohne diese bis in die Moderne zu verlängern.

Beispiele für die Realisierung eines solchen Ansatzes gäbe es außerordentlich viele, genannt seien nur einige wenige. In der Wissensgeschichte ist zuletzt intensiv versucht worden, auf der einen Seite Entwicklungen mittlerer Dauer aufzuzeigen, um so größere Zusammenhänge herausarbeiten zu können, zugleich aber auf der anderen Seite jenseits dichotomischer Setzungen wie derjenigen von Monastik und Scholastik zu operieren. Werden verschiedene Entwicklungslinien aufeinander bezogen, in ihrer Verflochtenheit herauspräpariert und gleichzeitig Seitenpfade und Irrwege nicht übersehen, entstehen auch innerhalb dieses Paradigmas komplexe Deutungen, die historische Verläufe aufzeigen, ohne Fortschrittsgeschichten zu verbreiten. Verwiesen sei nur auf die Arbeiten von Sita Steckel, Alain Boureau und Luca Bianchi.[26] Innerhalb dieses Bandes reiht sich Hedwig Röckeleins Beitrag zu Astronomie und Medizin während der Karolingerzeit hier ein. Eine solche erneuerte Anwendung des Entwicklungsparadigmas hat sich nicht nur in der Wissensgeschichte bewährt. So hat Katharina Mersch beispielsweise in ihrer Studie zum Umgang von Laien mit Exkommunikation im 13. Jahrhundert statt einer großen Linie ein Geflecht von einander bedingenden Entwicklungen rekonstruiert. Auf diese Weise wird die beschränkte Handlungsmacht der Akteurinnen und Akteure anschaulich.[27] James Hankins hat unter dem Titel ‚Virtue Politics' die spezifische Politikauffassung untersucht, die sich im Humanismus vom 14. bis ins 16. Jahrhundert herausgebildet hat.[28] Die Humanisten seien zu der Überzeugung gelangt, Herrschaft werde nur dann akzeptiert, wenn sie sich durch Gerechtigkeit und moralische Untadligkeit auszeichne. Hankins verfolgt die Genese dieses Denkstils bis zu seiner Herausforderung durch Niccolò Machiavelli. Hankins' Entwicklungsgeschichte ist zugleich diejenige der Zerstörung eines Politikverständnisses, das, so seine gegenwartsbezogene Pointe, den USA zur Zeit der Präsidentschaft Donald Trumps gutgetan hätte. Ein solches refor-

25 Vgl. *Böhme* u. a., Transformation (2011).
26 *Steckel*, Kulturen des Lehrens (2010); *Boureau*, Empire (2007); *Bianchi*, Histoire (2008).
27 *Mersch*, Missachtung (2020), 473 f.
28 *Hankins*, Virtue Politics (2019).

miertes entwicklungsgeschichtliches Paradigma entgeht manchen Fallstricken älterer Arbeiten, allerdings bleibt das Verhältnis zur eigenen Gegenwart der Forscherinnen und Forscher häufig diffus – Hankins ist hier eine Ausnahme.

Dadurch, dass Entwicklungslinien nicht bis in die Moderne gezogen werden, vermeidet man zwar erfolgreich das Teleologieproblem, muss aber gleichwohl allein aus darstellerischen Gründen Punkte benennen, in denen das Liniengeflecht endet. Das 9. oder 10. Jahrhundert mögen etwa für eine reformierte Frühmittelalterforschung einleuchtende und gut begründbare Zielpunkte sein, die Erklärungslast, wie es in entwicklungsgeschichtlicher Perspektive weiterging, wird damit aber lediglich verschoben. Dasselbe gilt für mediävistische Forschung, die ihren Blick nicht über das Jahr 1500, die Reformation oder über einen anderen Punkt in der Geschichte der europäischen Vormoderne hinaus richtet. Zu klären bleibt dann das Verhältnis zur Frühen Neuzeit und deren Erforschung, die ihrerseits noch keine allgemein akzeptierte Lösung gefunden hat, wie die Erträge der Mittelalterforschung in ihre eigenen Arbeiten und ihr Selbstverständnis zu integrieren wären. Aus dem Willen, den Entwicklungen nicht in historistischer Manier zumindest in der Latenz bis in die eigene Gegenwart zu folgen, resultieren zweifellos viele Vorteile, die Gefahr, an großen Erzählungen mitzustricken, die doch wieder nur das Werden des Westens entwerfen, ist aber nicht grundsätzlich gebannt. Denn solche Erzählungen bleiben als Deutungsrahmen zumindest beim Publikum präsent, und im Rezeptionsprozess werden sie unweigerlich trotz aller wohlmeinenden *caveats* der einschlägigen Arbeiten aktualisiert. Der Reiz, Informationen über die Vergangenheit in weite Entwicklungslinien einzuordnen und sie in akzeptierte Meistererzählungen einzufügen, ist so groß, dass dies unweigerlich geschehen wird, wenn die eigene Darstellung eine solche Rezeption ermöglicht.

Gerade aus der Nutzung des narratologisch fraglos attraktiven Entwicklungsparadigmas erhalten jene neueren Forschungen ihre Brisanz, die angelegt sind als negative Gegenerzählungen zu den in der Aufklärung und im 19. Jahrhundert verankerten Narrativen vom Aufstieg des Westens, der Emanzipation des Bürgertums, vom Werden der Freiheit und Demokratie. Poststrukturalistische Theorien sowie die machtkritischen Arbeiten Michel Foucaults haben zusammen mit postkolonialen Ansätzen die Sinne für die Ausgeschlossenen, Marginalisierten und Unterdrückten neu geschärft, die in historischen Prozessen produziert werden. Es wurden dadurch nicht nur Bemühungen angeleitet, den Subalternen eine Stimme zu geben, sondern die Nachtseiten der westlichen Moderne rückten überdeutlich ins Bewusstsein. Solche Ansätze stellen gleichsam eine dunkel gefärbte Übernahme jener älteren Arbeiten dar, die nach Anfängen und Vorformen der positiv gesehenen Moderne im Mittelalter fahndeten. Inzwischen hat dieses Vorgehen an Reiz verloren, da es letztlich nur überzeugen kann, wenn die westliche Moderne als normativer Horizont von Geschichtsbetrachtung unhinterfragt bleibt. Poststrukturalistische und mehr noch postkoloniale Ansätze sehen das anders und gewinnen gerade ihre Energie daraus, überkommene narrative Strukturen mit neuem Inhalt zu füllen und somit ihre sinngebende Orientierung fun-

damental zu verändern.[29] Für die mediävistische Forschung ergibt sich hieraus – je nach Sichtweise – der Auftrag oder die Verlockung, im Mittelalter nach den Anfängen jener Entwicklungen zu suchen, die zu den in der Moderne und der eigenen Gegenwart beobachtbaren Formen von Ungerechtigkeit und Unterdrückung geführt haben. So wird inzwischen intensiv nach der Rolle von Rassismus im Mittelalter gesucht, wobei strittig ist, inwiefern Rassismus hier entstanden ist oder – wenn darunter jede Form essentialisierender Unterscheidungen begriffen wird – Konstruktionen von *race* für mittelalterliche Gesellschaften konstitutiv waren.[30] Kristin Skottki hat in diesem Band die Diskussion mit der Frage nach den Ursprüngen des Antisemitismus verbunden.[31] Allgemein gilt für viele ältere wie neuere Arbeiten zur Verfolgung von Minderheiten und sogenannten Randgruppen im Mittelalter,[32] dass zumindest implizit die Frage mitschwingt, welche Folgen diese Gewaltförmigkeit der Beziehung zwischen verschiedenen Gruppen hatte, ob hier Grundlagen für eine spezifisch europäische Gewaltgeschichte gelegt worden sind oder ob umgekehrt in der weiteren Entwicklung ein Zurückdrängen von Gewalt und Verfolgung zu beobachten ist. Dass die Intensivierung des fachlichen wie öffentlichen Interesses an der Geschichte des Kolonialismus und seiner Wirkungen bis in die Gegenwart hinein auch den im Spätmittelalter zu verortenden Anfängen von Europas Unterwerfung der Welt neue Aufmerksamkeit bescheren wird, ist evident.[33]

Schließlich lässt sich die Leitfrage nach ‚dem Mittelalter' und ‚der Mediävistik' ebenfalls entwicklungsgeschichtlich diskutieren. In diesem Sinne sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Studien zur Entstehung der Vorstellung von einem mittleren Zeitalter entstanden;[34] auch mit der Geschichte der Mediävistik als wissenschaftlicher Disziplin haben sich einige Arbeiten befasst,[35] wobei in diesem Punkt noch Bedarf an

29 Vgl. dazu *Geary*, „Multiple Middle Ages" (2007), 111–118.

30 Einen sehr weiten Begriff von *race* gebraucht etwa *Heng*, Invention (2018); entwicklungsgeschichtlich nach den Anfängen des modernen Rassismus fragen dagegen die Beiträge in *Eliav-Feldon/Isaac/Ziegler* (Hrsg.), Origins (2009); die Bedeutung der Kategorie *race* für die verschiedenen mediävistischen Forschungsfelder veranschaulichen die Aufsätze in *Hahn* (Hrsg.), Cultural History (2023); zum aktuellen Stand der Debatte vgl. *Ubl*, Rasse (2023); *Schiel*, Anwendung (2023).

31 Zur mittelalterlichen Judenfeindschaft und ihren Kontinuitäten vgl. auch *Nirenberg*, Anti-Judaism (2013); *Heil*, „Gottesfeinde" (2006); *Adams/Heß* (Hrsg.), Medieval Roots (2018). Das Spannungsfeld von Exklusion und Inklusion am Beispiel der Neuchristen von Trani beleuchtet *Scheller*, Stadt (2013).

32 Vgl. *Moore*, Formation (1987); *Nirenberg*, Communities (2015); *Graus*, Pest (1987).

33 Vgl. *Feldbauer*, Kolonialismus (2005); *Glick/Malpica Cuello* (Hrsg.), Al-Andalus (2018); *Bartlett*, Making of Europe (1993); ein umstrittenes Beispiel für die These, Kolonialismus habe es bereits im Mittelalter, genauer in Gestalt der Kreuzfahrerstaaten gegeben, bietet *Prawer*, Latin Kingdom (1972).

34 Vgl. *Raedts*, Entdeckung (2016); *Rexroth*, Mittelalter (2008); *Haubrichs* (Hrsg.), Erfindung (2008); *Neddermeyer*, Mittelalter (1988).

35 Vgl. *Nagel*, Schatten (2005); *Rexroth*, Geschichte erforschen (2009); *ders.*, Keine Experimente (2020); *ders.*, Curtius (2019); *Reichert*, Fackel (2022); *ders.*, Gelehrtes Leben (2009); *Lemberg*, Historiker (2015); *Fryde* u. a. (Hrsg.), Deutung (2006); *Oexle*, Geschichtswissenschaft (1996); *Althoff* (Hrsg.), Die Deutschen (1992); *Loud/Staub* (Hrsg.), Making (2017); *Graceffa*, Historiens (2009); *Schöttler*, „Annales"-Historiker

weiterer Forschung besteht, die über einzelne Personen und Konstellationen hinausgreift. Vor allem ein komparatistischer Blick auf verschiedene mediävistische Teilfächer wäre hier weiterführend. Im vorliegenden Rahmen beteiligen sich die Beiträge von Marcel Bubert, Catherine König-Pralong, Sita Steckel, Uwe Israel und Folker Reichert sowie die Einleitung an diesem Projekt einer Erforschung der Geschichte mediävistischer Forschung. Dem Entwicklungsparadigma zu folgen, liegt bei derartigen forschungsgeschichtlichen Arbeiten besonders nahe, da es letztlich darum geht, wie die Mediävistik und ihre Bilder von ihrem Gegenstand, dem ‚Mittelalter', entstanden sind und welche Prägekraft sie heute noch haben. Entwicklungsgeschichte hat hier insbesondere dann eine kritische Funktion, wenn auf inhaltliche, personelle oder institutionelle Kontinuitäten zu Mittelaltervorstellungen des Kaiserreiches oder des Nationalsozialismus verwiesen wird oder wenn nationalistische Implikationen des Mittelalterkonzepts herausgearbeitet werden.[36] Zugleich impliziert eine Untersuchung der Genese der Mediävistik die Frage, wie die mediävistischen Disziplinen heute verfasst sind und wie es mit ihnen weitergehen kann und soll. In diesem Sinne folgt auch der vorliegende Band einem entwicklungsgeschichtlichen Ansatz, ohne darin jedoch aufgehen zu wollen. Bei aller Berechtigung eines derartigen Zugriffs besteht jedoch weiterhin die bereits oben akzentuierte Herausforderung, nicht nur die Vergangenheit der Mittelalterforschung adäquat zu rekonstruieren, sondern auch Gegenwartsdiagnosen zu entwickeln, da jegliche Beschäftigung mit der Geschichte der Mediävistik und ihres Mittelalters in einer Gegenwart verortet ist, auf die sie zugleich implizit oder explizit orientiert bleibt. Insbesondere Otto Gerhard Oexle hat in vielen seiner Beiträge zur Geschichte der Vorstellungen vom Mittelalter deren konstitutive Rolle betont, die sie bei der Entwicklung des Selbstbildes der Moderne gespielt haben.[37] Geprägt hat er dafür die Formel vom ‚entzweiten Mittelalter', um den Hiat zwischen Vergangenheitsorientierung und Gegenwartsbezug auszudrücken, der durch eine positive oder eine negative Füllung der Vorstellung vom Mittelalter, durch aufklärerisch-kritische Distanznahme oder romantische Sehnsucht nach einer vergangenen Welt überbrückt werden konnte.[38] Es bleibt allerdings zu diskutieren, ob nicht die zum Zeitpunkt der Forschungen Oexles naheliegende und plausible Orientierung an der Vorstellung einer im 19. und 20. Jahrhundert gewordenen Moderne inzwischen zwar forschungsgeschichtlich adäquat, aber insofern überholt ist, als dieser Bezugspunkt selbst Vergangenheit darstellt. In diesem Fall wäre nach einem neuen Referenzpunkt zu suchen, um die Gegenwärtigkeit zu bestimmen, von der aus die das Mittelalter erforschenden Disziplinen operieren.

(2015); *König-Pralong*, Médiévisme (2016); *dies./Meliadò/Sanfilippo* (Hrsg.), Territories (2019); *Schäfer-Hartmann*, Literaturgeschichte (2009).

36 Vgl. *Bak* u. a. (Hrsg.), Gebrauch (2009).

37 *Oexle*, Wirklichkeit (2011); *ders.*, Gegenwart (2013); in eine ähnliche Richtung zielt *Schlüter*, Altertümlichkeit (2011).

38 *Oexle*, Wirklichkeit (2011), 837–866.

Das andere in den letzten Jahrzehnten dominante Paradigma, um die mittelalterliche Vergangenheit und spätere Zeiten in Beziehung zu setzen, ist dasjenige der (zeitlichen) Alterität.[39] Im Unterschied zum Entwicklungsparadigma wird hier eine – meist im 18. Jahrhundert, in der Koselleck'schen Sattelzeit verortete – so fundamentale, alle Bereiche der Wirklichkeit umgreifende Verschiebung angenommen, dass die Zeit vor ihr und diejenige danach weniger durch Kontinuität, sondern wesentlich durch Unterschiedlichkeit geprägt sind. Im Ergebnis ist ‚das Mittelalter' dann das Andere von Neuzeit und Moderne. Diese dialektische Anlage des Konzepts von der Alterität des Mittelalters ist in der deutschsprachigen Diskussion insbesondere durch den Romanisten Hans Robert Jauß entwickelt worden.[40] Dementsprechend ist der Ansatz zunächst vor allem in den Literaturwissenschaften ausgearbeitet worden, seit mehreren Jahrzehnten aber auch in der historischen Vormoderneforschung fest etabliert.[41]

Deutlich wird bereits an den Überlegungen von Jauß und den an sie anschließenden Arbeiten, dass die Annahme einer Andersheit des Mittelalters nicht bedeutet, über Neuzeit und Moderne zu schweigen, sondern für Alterität als sinnstiftendes Paradigma der Bezug auf beide Pole der zeitlichen Unterscheidung konstitutiv ist. Die Reichweite des Alteritätsparadigmas zu bestimmen, fällt nicht leicht: Einerseits verorten sich nur wenige Studien explizit und reflektiert in ihm. Andererseits verzichten viele mediävistische Arbeiten darauf, Bezüge zu Moderne und Gegenwart herzustellen oder Zusammenhänge über den jeweiligen Untersuchungszeitraum hinaus zu verfolgen. Mitunter liegen dann sicherlich Spielarten der von Friedrich Nietzsche so heftig gescholtenen antiquarischen Historie[42] vor, die sich allein für die Rekonstruktion vergangener Phänomene interessiert, ohne zu wissen, was sie damit anfangen möchte. Häufig schlägt sich jedoch in derartigen Ansätzen zumindest eine schwache Form des Alteritätsdenkens nieder, insofern von einer so fundamentalen Verschiedenheit mittelalterlicher Wirklichkeit gegenüber Moderne und Gegenwart ausgegangen wird, dass bewusst davon abgesehen wird, nach Kontinuitäten und übergreifenden Entwicklungslinien zu suchen. In diesem Sinne dürfte das Alteritätsparadigma quantitativ sogar wirksamer in der jüngeren mediävistischen Forschung gewesen sein als das konkurrierende, auf Kontinuitäten zielende Entwicklungsparadigma.

Im vorliegenden Band ist das Alteritätsparadigma nur in wenigen Beiträgen dominant. Patrick Geary bedient es, wenn er die Provinzialisierung des vormodernen Europas als Chance auffassen will, die Verschiedenartigkeit der mittelalterlichen Vergangenheit herauszuarbeiten, und zwar durch den Einsatz neuer, in der Mediävistik bislang kaum

39 Vgl. *Kiening*, Alterität (2005); *Freedman/Spiegel*, Medievalisms (1998); zur kulturellen Alterität vgl. *Jaspert*, Mediterranean Other (2021); *Münkler*, Alterität und Interkulturalität (2002).

40 *Jauß*, Alterität (1977), bes. der titelgebende Aufsatz 9–47.

41 Beispiele für eine explizite Realisierung und Problematisierung eines solchen Ansatzes sind *Braun*, Mittelalter (2013); *Ridder/Patzold* (Hrsg.), Aktualität (2013); *Becker/Mohr* (Hrsg.), Alterität (2012); *Buck/Brauch* (Hrsg.), Mittelalter (2011).

42 *Nietzsche*, Unzeitgemäße Betrachtungen (1988), Zweites Stück, 268.

oder gar nicht erprobter, den Naturwissenschaften entstammender Methoden.[43] Jenseits der Buchdeckel dieser Publikation ist das Alteritätsparadigma allerdings wirksamer: Eine Vertreterin dieses Ansatzes ist beispielsweise die von Hans-Werner Goetz entwickelte Vorstellungsgeschichte, die davon ausgeht, dass die Vorstellungswelt des Mittelalters nicht zuletzt durch die zentrale Rolle der (christlichen) Religion sich wesentlich von derjenigen der Neuzeit unterscheidet.[44] Wenn auch mit methodologisch anderer Ausrichtung als Goetz nimmt auch Franz-Josef Arlinghaus eine Alterität des Mittelalters an, wobei er – etwa in seiner Studie zur Funktion des Rechts im spätmittelalterlichen Köln – die Luhmann'sche Systemtheorie und damit ein Konzept nutzt, das darauf zielt, die Moderne in ihren Eigenheiten wie einer funktionalen Differenzierung durch die Ausbildung verschiedener Systeme zu erfassen. Es geht Arlinghaus hierbei darum, mittelalterliche Phänomene in ihrer Spezifik zu erkennen.[45] Alterität postuliert schließlich – zumindest hinsichtlich seines Untersuchungsgegenstandes – Christoph Mauntel in seiner Arbeit zu Praktiken und Narrativen der Gewalt im spätmittelalterlichen Frankreich. Er nimmt an, dass in der Moderne Gewalt negativ konnotiert sei, wohingegen ihre Anwendung im Mittelalter vielfach als legitim gegolten habe.[46] Die Gewaltgeschichte des Mittelalters (und wohl auch der Frühen Neuzeit) wäre dann eine fundamental andere als diejenige der Moderne,[47] wobei die Alteritätsannahme umgehend Fragen nach der Entwicklung aufkommen lässt: Wie hängen beide Zustände historisch-genetisch zusammen? In dieser Form verweisen Alteritätsannahmen häufig auf Fragen nach übergreifenden Transformationen, Veränderungen und Entwicklungen, wie umgekehrt entwicklungsgeschichtliche Darstellungen nicht selten derart große Unterschiede herausarbeiten, dass – vergleicht man Anfangs- und Endzustand – fraglich ist, ob es nicht adäquat wäre, Alterität zu konstatieren, die durch historisch-genetische Perspektiven nur notdürftig überbrückt wird.

Seit Poststrukturalismus und Linguistic Turn sind die Darstellungsweisen der Geschichtswissenschaft wieder stärker reflektiert, diskutiert und problematisiert worden. Mit einer gewissen Verspätung sind diese Debatten auch in der Mediävistik angekommen. Sie haben unter anderem dazu geführt, dass Meistererzählungen dekonstruiert worden sind und dass von großangelegten Entwicklungsgeschichten zunehmend Abstand genommen wurde. Da zugleich das Alteritätsparadigma nicht nur eigene darstellerische Probleme mit sich bringt, sondern es auch deutlich schwerer macht, die allfälligen, nicht zuletzt von Drittmittelgebern, kritischer Öffentlichkeit und von Vertreterinnen und Vertretern anderer Disziplinen gestellten Relevanzfragen befriedigend zu beantworten, erfreuen sich in der Praxis mediävistischer Geschichts-

43 Vgl. als Überblick über die Debattenlage auch *Pohl*, Migration (2023); *Meier/Patzold*, Gene (2021); *Geary*, Herausforderungen (2020).

44 *Goetz*, Wahrnehmung (2013); *ders.*, Vorstellungsgeschichte (2007).

45 *Arlinghaus*, Inklusion – Exklusion (2018).

46 *Mauntel*, Gewalt (2014), 70.

47 Vgl. dazu auch *Garnier* (Hrsg.), Konzepte (2021); *Föße*l (Hrsg.), Gewalt (2020); *Charters/Houllemare/Wilson* (Hrsg.), Global History (2020).

forschung und Geschichtsschreibung inzwischen Mischformen zwischen beiden paradigmatischen Weisen, Gegenwart und Vergangenheit einander zuzuordnen, großer Beliebtheit. Dabei wird nicht darauf verzichtet, Entwicklungen zu beschreiben, es werden aber viel stärker als in den etablierten Meisterzählungen und der klassischen Geschichtsschreibung im Stile des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Diskontinuitäten und Brüche akzentuiert, nicht nur erfolgreiche und dauerhaft wirksame, sondern auch gerade gescheiterte oder destruktiv verlaufende Prozesse und Dynamiken hervorgehoben und zeitliche Verläufe als verschlungen und ergebnisoffen aufgefasst.

So hat Frank Rexroth in ‚Fröhliche Scholastik' zwar ausdrücklich nach den „Wiederanfängen der okzidentalen Wissenschaft im ‚lateinischen' Europa" gesucht, dabei aber für sich in Anspruch genommen, „keine Kontinuitätsbehauptung" und „keine Alteritätsunterstellung" vorgenommen zu haben. Das Bewegen jenseits der Paradigmen hat es ihm erlaubt, seinem Anspruch gerecht zu werden, „Erkenntnisgewinn gerade aus Anachronismen zu schöpfen: aus der kontrollierten Anwendung gegenwärtiger Begriffe, Fragen und Probleme auf ferne Zeiten und der versuchsweisen Rückübertragung vergangener Konstellationen in die Moderne hinein".[48] Auf diese Weise kann man – wie etwa Marcel Bubert – nach der Formierung des Verschwörungsdenkens im Spätmittelalter fragen oder nach den Anläufen von Religionskritik und Begeisterung für die menschliche Vernunft suchen, ohne in die Fallen von Fortschrittsgeschichten und Teleologien zu tappen.[49] Karl Ubl hat die *Lex Salica* als rechtliche Konstruktion kultureller Alterität der Franken gegenüber den Anderen interpretiert, die zugleich in zeitlicher Hinsicht einen rechtshistorischen Einschnitt dargestellt habe, wobei – im Sinne einer Akzentuierung von Diskontinuitäten und Entwicklungen gleichermaßen – die fränkische Rechtskultur zwischen die spätantike und die spätere, durch die Rezeption älterer Rechtstraditionen, insbesondere des römischen Rechts, geprägte Rechtskultur gestellt wird.[50] In diesem Band diskutiert er ähnlich dialektisch die Konkurrenz der Narrative vom ‚Western Constitutionalism', einem Repräsentanten des Entwicklungsparadigmas, und der ‚Politischen Theologie' im Sinne von Ernst Kantorowicz, einer Variation des Alteritätsparadigmas. Benjamin Scheller unterläuft traditionelle Vorstellungen von Modernisierung und Fortschritt, wenn er zwar fundamentale Veränderungen im Wirklichkeitsverhältnis des Spätmittelalters ausmacht, die sich im Wirtschaften, im Stiften, auf Entdeckungsfahrten und im Umgang mit religiöser Differenz zeigen, dabei jedoch gerade den Umgang mit Nichtwissen und Ambiguität untersucht und damit Zusammenhänge in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt, die in den überkommenen Meistererzählungen vom Modernwerden Europas keine privile-

48 *Rexroth*, Fröhliche Scholastik (2018), 17 f.

49 *Bubert*, Deutungskämpfe (2022); *ders.*, Aufklärerisches Denken (2020).

50 *Ubl*, Sinnstiftungen (2017).

gierte Position einnehmen.[51] Derartige darstellerische und analytische Zugriffe überwinden erkennbar Einseitigkeiten des Entwicklungs- und des Alteritätsdenkens. Allerdings beantworten sie aus sich heraus nicht die Frage nach dem Sehepunkt, von dem aus die Erforschung des Mittelalters betrieben wird und für den die Ergebnisse aufbereitet werden. Noch zu Zeiten Otto Gerhard Oexles lag es nahe, selbstverständlich die entwickelte Moderne des 20. Jahrhunderts und ihre Fortschreibungen und Ausläufer in dieser Rolle zu sehen und damit den Hiat zwischen Vergangenheit und Gegenwart, in dem sich jegliche historische Forschung bewegt, epochal zu platzieren. Der folgende Abschnitt hinterfragt die Gewissheit, dass die relevante Gegenüberstellung für die heutige Mediävistik diejenige von Mittelalter und Moderne ist.

2 Die Gegenwart als Zeit der Unsicherheit

Unsicherheitserfahrungen stellen sich dann ein, wenn Handlungs- und Deutungsroutinen irritiert werden. Gerät ein Akteur (oder auch eine Akteurin) in eine Situation, in der er feststellen muss, dass er nicht über die erforderlichen Informationen und adäquates Wissen verfügt, um diese erfassen und bewerten zu können, und daher zumindest im Augenblick keine angemessene Handlungsweise zur Verfügung hat, wird er in seinen epistemischen Gewissheiten und seinen performativen Sicherheiten herausgefordert. Er muss sein Wissen adaptieren, bessere Informationen beschaffen, neue Handlungsweisen ausprobieren, will er nicht daran scheitern, die Situation zu bewältigen. Damit geht ein beträchtliches Risiko einher, denn Entscheidungen unter den Bedingungen von Unsicherheitserfahrungen werden als Moment der Bewährung von Personen, Gruppen oder Gesellschaften erlebt. Misslingt das Agieren gegenüber anderen Menschen, Dingen und Umweltbedingungen in einer solchen Situation, muss dieser Fehlschlag sich selbst oder anderen zugerechnet werden. Insofern bieten Momente der Unsicherheitserfahrung das Potential, Verhältnisse zum Selbst und seinen Fundamenten, dem Wissen vom Selbst, seinem Platz in der Welt und seinen Vermögen nachhaltig zu stören. Diese Störungen können dann der eigenen Person zugeschrieben werden, was psychische Irritation bedeutet, anderen Personen angerechnet werden, was Sozialverhältnisse beeinträchtigt, oder der Welt zugewiesen werden, woraus ein Verlust an Vertrauen in deren Verfasstheit und Verlässlichkeit erwächst.

Unsicherheitserfahrungen betreffen das trianguläre Verhältnis von Selbst, anderen und Welt und haben soziale Folgen. Viele situative Unsicherheitserfahrungen lösen sich schnell und nahezu rückstandslos auf: Wenn ich, aufgewachsen in Norddeutschland, als studentische Hilfskraft bei einem jungen Professor für mittelalterliche Geschichte

51 *Scheller*, Stadt (2013); *ders./Hoffarth* (Hrsg.), Ambiguität (2018); *Scheller* (Hrsg.), Kulturen (2019); *ders.*, Erfahrung (2021); siehe auch seinen Aufsatz in dieser Publikation.

beschäftigt bin und dieser aufgrund seiner Sozialisation im Badischen Termine regelmäßig in der seltsamen Form ‚drei viertel zwölf' oder ‚viertel zwei' ansetzt, bin ich, da mir diese Redeweise nicht geläufig ist, unsicher. Ich fürchte, nicht richtig verstanden zu haben und zur falschen Zeit einzutreffen. Die Unsicherheit lässt sich allerdings in diesem Fall leicht beheben: Ich frage nach, was in ‚normaler', also norddeutscher Redeweise gemeint ist, ich bemühe eine Suchmaschine meiner Wahl, oder ich lauere im fraglichen Zeitraum einfach so lange vor der Bürotür, bis der Professor auftaucht. Unsicherheit ist dann eine situative Erfahrung, die nur geringfügige Anpassungsleistungen im Verhalten erfordert. Schwieriger und analytisch interessanter sind jene Fälle, in denen Unsicherheitserfahrungen Handlungs- und Deutungsroutinen massiv irritieren oder durchbrechen. Wenn etwa der Freund aus Jugendtagen, den man lange nicht mehr gesehen hat, einem plötzlich als Frau gegenübersteht, da sie ihr wirkliches Geschlecht erkannt hat und nun entsprechend leben möchte, ist die Irritation zumeist erheblich, da ich, gerade wenn mir dies zum ersten Mal passiert, nicht recht weiß, was ich sagen und wie ich agieren soll. Sind die Witze von früher noch angemessen? Sollen wir uns wie einst umarmen? Verletze ich die Freundin, wenn ich davon spreche, sie sei früher ein Mann gewesen? Was ist mit den (neuen und alten) Namen? Gerade wenn es nicht gelingt, neue Routinen im Erkennen und Handeln zu etablieren, wird dieses Scheitern zur Belastung. Diese kann zur Befragung von Selbst und Welt führen – infolge einer Irritation meines bisher für gültig befundenen Wissens über mich, die soziale Kategorie Geschlecht und über das menschliche Rollenverhalten. Je nachdem, wie tiefgreifend die ausgelösten Erschütterungen sind, wie die jeweiligen Antworten und Adaptionen ausfallen und in welchen sozialen und kommunikativen Konstellationen diese Prozesse stattfinden, kann daraus ein situationsübergreifendes Unsicherheitsgefühl entstehen, das das Verhältnis zu Selbst, anderen und Welt fortan prägt. Sollte ich, nichts Böses erwartend, plötzlich mit der globalen Ausbreitung des Coronavirus SARS-CoV-2 konfrontiert sein, erleben, dass allgemein zunächst wenig belastbares Wissen über die Gefahren, Ursachen und Zusammenhänge verfügbar ist, dass Handlungen und Praktiken, die bislang als vollkommen problemlos galten, nicht mehr ratsam, schwierig oder sogar zeitweise untersagt sind, bedarf es erheblicher Adaptionsleistungen hinsichtlich des Wissens und des Handlungsrepertoires, um weiterhin fähig zu sein, Welt und Geschehen zu deuten und handlungsfähig zu bleiben. Sehe ich mich entweder vom Virus selbst oder – weil ich meine Freiheit ungebührlich beschränkt wähne – durch die staatlichen Präventionsmaßnahmen massiv und fortgesetzt gefährdet, perpetuiert sich die Unsicherheitserfahrung zu einem bleibenden Gefühl, das mein Dasein und Sosein psychisch und sozial prägen wird.

Daran, situativ Unsicherheiten zu erfahren, sind wir Menschen gewöhnt. Wir können damit unterschiedlich gut umgehen, vereinzelte derartige Erfahrungen werden jedoch keine relevanten Konsequenzen auf das Selbst und sein Weltverhältnis haben. Problematischer dagegen wirken wiederholte oder langzeitige Unsicherheitserfahrungen, die in einem fortgesetzten Gefühl der Verunsicherung resultieren. Das kann dadurch geschehen, dass situative Unsicherheit sehr häufig erfahren und nicht hinreichend bewältigt wird, oder dadurch, dass die Erfahrungen von Unsicherheit so tiefgreifend sind, dass

sie Selbst- und Weltverhältnisse fundamental verändern. Das Gefühl dauerhafter Verunsicherung prägt die Handlungsfähigkeit von Personen, die sozialen Interaktionen innerhalb von und zwischen Gruppen und schließlich – greift es auf viele Akteurinnen und Akteure über – ganze Gesellschaften. Großflächige, von vielen geteilte Unsicherheitserfahrungen gab es zu jeder Zeit: in Antike, Früher Neuzeit und Mittelalter wie in den euphorischen, planungsoptimistischen Phasen der Hochmoderne und mehr noch in der brüchig und flüssig gewordenen Spät- oder Postmoderne.[52] Es gibt aber in meinen Augen gute Gründe dafür anzunehmen, dass Unsicherheitserfahrungen in unserer Gegenwart ubiquitär und fundamental für unser Selbst- und Weltverhältnis geworden sind. Sie sind Resultat einer komplexen Welt, die sich für alle Beobachterinnen und Beobachter offenkundig zunehmend der Kontrolle menschlicher Akteurinnen und Akteure entzieht, wie insbesondere in der Klimakatastrophe deutlich wird. Obwohl diese grundsätzlich wissenschaftlich verstanden ist und es auch hinreichend viele plausible Vorschläge gibt, wie der Katastrophe zu begegnen sei, gelingt es doch nirgendwo, einen gesellschaftlichen und politischen Konsens darüber zu etablieren, was zu tun ist, oder auch nur Kompromisse zwischen allen relevanten Gruppierungen zu finden, die zumindest die dringendsten Maßnahmen durchzusetzen geeignet sind. Trotz der enormen wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten heutiger Gesellschaften scheitern diese daran, die selbstgeschaffene Herausforderung zu bewältigen. In einer bedrohlichen globalen Zunahme von Naturkatastrophen mit enormen Schäden für Einzelne und ganze Volkswirtschaften veranschaulicht sich immer wieder das Risiko, das in inadäquaten Reaktionen auf die Situation besteht, ohne dass daraus ein verbindlicher und performative Sicherheit gewährender Handlungsimperativ abgeleitet würde. Ähnlich verhält es sich bei der globalen Migration, einer Folge von struktureller ökonomischer und politischer Ungerechtigkeit, lokalen Kriegen und Krisen, Naturkatastrophen und Umweltbedingungen. Trotz zahlloser Analysen und eines grundsätzlich vorhandenen Wissens um Mechanismen und Zusammenhänge gelingt es weder auf globaler noch nationaler Ebene, praktisch sinnvolle, rechtlich begründete und moralisch akzeptable Lösungen politisch durchzusetzen. Aus diesem fortgesetzten Scheitern ziehen populistische und rechtsextreme Bewegungen in ganz Europa und den USA großen, die politische und soziale Stabilität gefährdenden Gewinn. Postmigrantische Gesellschaften, um ein drittes Beispiel zu nennen, bedeuten im Alltag nicht nur Chancen, sondern auch Herausforderungen, da eigene Informationen sich als unzureichend erweisen, Praxisvollzüge misslingen, da geteiltes Wissen fehlt, wie diese Gesellschaften zu realisieren sind, da Werthaltungen erschüttert werden und Erwartungen an andere regelmäßig enttäuscht werden. Das kann als befreiender Einbruch von Neuem begrüßt oder als Vertreibung aus den eigenen Ge-

52 Vgl. *Becker/Scheller/Schneider* (Hrsg.), Ungewissheit (2016); *Bernhardt* u. a. (Hrsg.), Möglichkeitshorizonte (2018); *Scheller* (Hrsg.), Kulturen (2019); *Wallmeyer*, Wissen (2023); *Wild*, Öffentlichkeit (2020); *Uekötter*, Im Strudel (2020).

wissheiten wahrgenommen werden, in jedem Fall entsteht momenthaft Unsicherheit, die bewältigt werden muss. Das betrifft die gesamte Gesellschaft wie auch konkrete Interaktionen. Anschaulich werden die praktischen Herausforderungen und die daraus erwachsenden Unsicherheiten etwa, wenn – um ein im Kontext unseres Bandes naheliegendes Beispiel zu nehmen – in einer mediävistischen Einführungsveranstaltung im Seminarraum mehr Studierende sitzen, die viel über den Islam wissen, als solche, die eine Verbindung zum Christentum haben. Zugleich besteht in diversen Studierendengruppen kein geteiltes Wissen mehr darüber, was als ‚eigene' Geschichte bewertet wird: Ist es diejenige Deutschlands und Europas? Oder ist nicht die Geschichte der Türkei, des Irans, Albaniens oder des Kosovo, Marokkos, Vietnams oder Chinas zumindest für einige Personen mindestens ebenso relevant, das jeweilige Wissen entsprechend größer? Wie geht man aber mit den unvermittelt in einem Raum präsenten unterschiedlichen Legitimationserzählungen um, die etwa im Fall des Nahostkonflikts antagonistisch aufeinander bezogen sind? Daraus ergeben sich andere Voraussetzungen, bestimmte Aspekte der Geschichte des Mittelalters zu unterrichten, als sie vor 30 Jahren bestanden haben.[53] All diese Beispiele sind nicht einfach situative Geschehnisse von begrenzter Reichweite, sondern verweisen auf eine strukturelle Spezifik unserer Gegenwart: das Leben unter fortgesetzten Unsicherheitserfahrungen, denen man nicht entgehen kann und die mit dem verfügbaren Repertoire an Wissen und Praktiken nicht adäquat bewältigbar sind.

Analytisch lässt sich diese Spezifik des Lebens in unserer Gegenwart durch die Annahme erfassen, dass Wirklichkeit und Realität regelmäßig und unaufhebbar auseinandertreten, woraus fundamentale Unsicherheitserfahrungen resultieren. Unter ‚Realität' fasse ich geteiltes Wissen, wie eine als dem eigenen Handeln und Verstehen vorgelagerte Welt verfasst ist, wobei dieses Wissen normativ aufgeladen ist. Es geht also nicht einfach darum, dass Welt so (und nicht anders) ist, sondern dass sie aus physikalischen, biologischen, sozialen, kulturellen, historischen, ökonomischen oder religiösen Gründen so (und nicht anders) ist. Eine so verfasste Realität ist begründet in überindividuell erzeugten, vom Menschen nur bedingt erfassbaren und allenfalls eingeschränkt kontrollierbaren Strukturen. Ihr eignet ein geringer Grad an Kontingenz, insofern sie als Vorbedingung allen individuellen und kollektiven Handelns und Verstehens aufgefasst wird. ‚Wirklichkeit' dagegen ist jene Welt, in der wir verstehend und handelnd leben.[54] Sie umfasst also Formen von personalen, sozialen und diskursiven Relationen, die aus unserem Tun und dem relevanter anderer entspringen und die durch es beständig aktualisiert, verändert und neu konstituiert werden. Ihr eignet ein hoher Grad an Kontin-

53 Vgl. dazu auch den Beitrag von Bernhard Jussen im vorliegenden Band.

54 In Grundzügen ist das hier entwickelte Konzept beeinflusst von demjenigen der Lebenswelt in der Tradition von Alfred Schütz; vgl. *Schütz*, Theorie (2003); *ders./Luckmann*, Strukturen (^{2}2017); eine andere Unterscheidung zwischen Welt als dem, was der Fall ist, und sozial erzeugter Realität formuliert *Boltanski*, Soziologie (2010), bes. 91–102.

genz, da sie von den Akteurinnen und Akteuren als Produkt ihres eigenen Tuns erfahren wird. Gerade deswegen wird Wirklichkeit als veränderlich wahrgenommen. Sie ist abhängig von der permanenten Produktion und Reproduktion durch die Akteurinnen und Akteure, die daraus Agency, also Handlungsmacht, gewinnen. Wir bewegen uns umso sicherer in der Welt, desto stärker wir erfahren und überzeugt sind, dass Realität und Wirklichkeit weitgehend zur Deckung kommen. Das ist dann der Fall, wenn das von der Akteurin und den relevanten anderen geteilte Wissen, die Praktiken – die gelingende Interaktion und gelingendes Bewegen in der Welt erlauben – und die sozialen Beziehungen als den ihnen vorausliegenden Bedingungen und Strukturen als untereinander konsistent erfahren werden. Jede Unsicherheitserfahrung birgt das Potential, diese Beziehung von Realität und Wirklichkeit zu irritieren. Denn Unsicherheit zu erfahren, bedeutet, die Grenzen der Lebenswelt zu spüren, die durch eine dem eigenen Tun und Verstehen nur begrenzt zugängliche Realität entstehen. Perpetuieren sich Unsicherheitserfahrungen und verstetigen sie sich zum Gefühl permanenter Unsicherheit, ist das Verhältnis von Realität und Wirklichkeit gestört – mit entsprechenden Folgen für das Selbst, soziale Gruppen und die Gesellschaft.

Das strukturelle Auseinandertreten von Realität und Wirklichkeit ist Ergebnis längerer, miteinander verwobener Prozesse, die für die sogenannte Spät- oder Postmoderne konstitutiv sind. Die sozialwissenschaftliche und zeitdiagnostische Forschung hat derartige Prozesse unter verschiedene Schlagworte und Konzepte zu fassen versucht, die mal eher an der sozialen, mal stärker an der personalen Dimension dieser Dynamiken ansetzen: Singularisierung[55], Beschleunigung[56], Transformation,[57] Unbehagen und Überforderung[58] oder Angst[59]. Auch Unsicherheit und Ungewissheit wurden regelmäßig als zentrale Faktoren genannt.[60] Es scheint mir gute Gründe dafür zu geben anzuerkennen, dass es sich hierbei nicht mehr um eine sukzessive Auflösung der Strukturen der Moderne handelt, sondern um einen Epochenbruch. Denn das Ergebnis ist nicht mehr als Kontinuität oder Inversion von Entwicklungen erklärbar, die für die Moderne konstitutiv waren, sondern als fundamental veränderter Zustand, in dem fundierende Gewissheiten und Überzeugungen der modernen Episteme nicht länger adäquat sind, um die Welt zu verstehen und das eigene wie kollektive Handeln zu orientieren. Die Folgen jener Transformationen und Diskontinuitäten für heutige Gesellschaften, aber auch für die Einzelnen sind erheblich, weil sie nicht ein Feld, ein Sinnsystem allein betreffen, sondern weil sie umfassend verschiedene Konfigurationen und deren Relationen zueinander erschüttern. Erschwerend kommt hinzu, dass es an Großkonzepten fehlt, um zu

55 *Reckwitz*, Gesellschaft (2017).

56 *Rosa*, Beschleunigung (2005); *ders.*, Beschleunigung und Entfremdung (2013); *Kershaw*, Achterbahn (2019).

57 *Mau*, Lütten Klein (2020).

58 *Nassehi*, Unbehagen (2021).

59 *Bauman*, Angst (2016); *Eisch-Angus*, Absurde Angst (2019); *Bude*, Gesellschaft (2014).

60 *Sommer*, Prekarisierung (2010); *Bauman*, Flüchtige Zeiten (2008).

beschreiben, in welcher Welt wir leben. Das ist eine Herausforderung, da so Orientierung fehlt, möglicherweise aber auch eine Chance, neue Verortungen spielerisch auszuprobieren – genau so wie es dieser Beitrag unternimmt.

Die Zunahme von Wertekonflikten, Radikalisierung der gesellschaftlichen und politischen Ränder, Antagonismen, in denen statt diskursiv behebbare Gegnerschaft unversöhnliche Feindschaft produziert wird, hochgepeitschte, aggressiv geführte öffentliche Diskussionen, eine zumindest in manchen Staaten beobachtbare gesellschaftliche Spaltung in verschiedene Lager, die Überforderung des Individuums durch widerstreitende internalisierte soziale Erwartungshaltungen, die enorme Komplexität der heutigen Welt und die damit einhergehenden konkurrierenden Angebote der Sinngenerierung und Wahrheitserzeugung sind Ergebnis dieses neuen Zeitalters der Unsicherheit. Sie führen zugleich dazu, dass sich dieser Zustand in absehbarer Zeit nicht mehr ändern wird. Das Auseinandertreten von Realität und Wirklichkeit, das sich in der Permanenz der Unsicherheitserfahrung manifestiert, ist also keine Ausnahme, die wieder in die Normalität der Moderne zurückgeführt werden kann, es ist auch keine Eigenschaft einer aus dieser als ihr Gegenbild ableitbarer und damit versteh- und erklärbarer Postmoderne, sondern eine fundamentale Gegebenheit gegenwärtigen Lebens, die akzeptiert werden sollte, um wissenschaftlich, kulturell, politisch, ökonomisch, religiös und performativ bearbeitet werden zu können.

In dieser Situation kann die Mediävistik einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, die irritierenden Zustände zu erklären und ihre Folgen zu verstehen: Denn sie kennt sich wie kaum ein anderer Fachbereich mit Unsicherheit als einer dominanten lebensweltlichen Erfahrung aus. Das Auseinandertreten von Wirklichkeit und Realität, von übergreifendem Deutungshorizont und den beschränkten Möglichkeiten menschlichen Handelns und Verstehens *in statu isto* ist konstitutiv für das Leben zwischen 500 und 1500 in Europa. Die Mediävistik erforscht, was es bedeutet hat, unter diesen Bedingungen zu leben. Eignen allen Zeiten und Kulturen spezifische Formen der Unsicherheitserfahrungen, treten sie in den mittelalterlichen Jahrhunderten doch nicht nur besonders häufig auf, sie sind sogar systembildend, insofern sie eine Manifestation der allfälligen Differenz zwischen Realität und Wirklichkeit sind. Unsicherheitserfahrungen resultieren aus der Allgegenwart von Tod durch Krankheit und Gewalt, von Inkohärenzen und Spannungen zwischen dem je dominanten und zahlreichen heterodoxen religiösen Sinnsystemen, Einbrüchen von Kriegen und anderem Gewalthandeln, von Hungersnöten und Naturkatastrophen, von mit den Mitteln der Zeit kaum bewältigbaren Krankheiten und Seuchen und von Begegnungen mit Menschen anderen Glaubens, anderer Wertsysteme und Denkstile, ohne dass es allgemein akzeptierte Techniken gegeben hätte, wie der Umgang miteinander zu gestalten wäre. Fundamental ist für mittelalterliche Menschen die Spannung zwischen umfassenden Sinnerwartungen, wie sie etwa von den religiösen Institutionen und deren Repräsentanten, aber auch von den Wissenschaften oder dem Recht verwaltet werden, und einem Alltag, der sich diesen nicht beugen wollte.

Mediävistik ist eine Unsicherheitswissenschaft: Sie erforscht vergangenen Umgang mit Unsicherheit im Handeln und Verstehen von Einzelnen und Gruppen, sie erforscht menschliches Leben unter den Bedingungen von Unsicherheit – und sie kann gerade deshalb dazu beitragen, der Gegenwart ein klareres Bild von sich selbst zu vermitteln. Ihr ist es möglich, strukturelle Analogien, die im dauerhaften Auseinandertreten von Realität und Wirklichkeit bestehen, aufzuzeigen, weil sie mit dieser Gegebenheit in ihrem Forschungsbereich beständig zu tun hat. Gerade deshalb vermag sie, die für die Gegenwart konstitutive, aber zu wenig reflektierte Spannung zu erhellen, denn diese ist ihr in ihren Grundzügen aus dem Mittelalter bekannt. Auf den ersten Blick dominieren freilich die Unterschiede: Zumindest in Europa und Nordamerika, allerdings nicht global gehören Hungersnöte heute der Vergangenheit an; die medizinischen und technischen Möglichkeiten sind in der Gegenwart radikal anders als im Mittelalter; Kriege zwischen Staaten schienen aus Europa lange Zeit verschwunden zu sein, bis Russland im Februar 2022 die Ukraine überfiel; die Denkstile haben sich in wesentlichen Elementen fundamental gewandelt, sei es im Bereich wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion, in Auffassungen von der gesellschaftlichen Rolle der Religion, hinsichtlich des Verhältnisses der Geschlechter zueinander und in Bezug auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Kulturen.

Doch in den letzten Jahren haben sich diese Gewissheiten, die konstitutiv für das Selbstverständnis der (Spät-)Moderne waren, zumindest partiell aufgelöst: Krieg in Europa, politischer Terror von Rechtsradikalen und Islamisten, eine weltumspannende Pandemie, die Politik, Gesellschaften und Wissenschaft vor enorme Herausforderungen stellte, die Klimakatastrophe mit ihren dramatischen Folgen, globale Ungleichheit, eine neue multipolare Weltordnung, in der westliches Denken und westliche Machtansprüche auf zunehmenden Widerstand stoßen, das dunkle Erbe des Kolonialismus in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Wissenschaft, zumindest global gesehen eine neue Sichtbarkeit der Religionen – all diese Vorgänge haben große Narrative, mit denen sich die Spätmoderne ihrer selbst vergewissert hat, unplausibel werden lassen. Denn offenkundig handelt es sich um Herausforderungen, die praktisch mit den verfügbaren performativen und epistemischen Ressourcen nicht hinreichend zu bewältigen sind. Angesichts dessen kann die Mediävistik dazu anleiten zu erkennen, dass die Gewissheiten der Moderne und ihrer Ausläufer inzwischen Vergangenheit sind, dass die moderne Ordnung mit all ihren diskursiven, sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Konfigurationen selbst nur noch historischer Bezugspunkt für ein Leben im Jetzt sein kann, dem keine ungebrochene normative Kraft mehr zukommt. Zu den Herausforderungen der neuen Zeiten, in denen wir leben, können wir Heutigen uns verhalten, indem wir komplex und spannungsreich Entwicklungen rekonstruieren, nach Merkmalen von Alterität suchen, der Dialektik von Diskontinuität und Kontinuität nachspüren. Allerdings ist die Moderne bei diesen Suchen nach Orientierung und Erkenntnis nicht länger als selbstverständlicher Sinnhorizont – im Positiven wie im Negativen – zu setzen, um die Herausforderungen des Jetzt epistemisch wie praktisch zu bewältigen. Mediävistik kann helfen, die Gegenwart dazu anzuleiten, wie sie sich adäquater selbst beobachtet, weil diese Beobachtungen

in Konfigurationen vollzogen werden, die – bei allen Unterschieden – den für das Mittelalter konstitutiven auf der Phänomenebene in relevanten Aspekten strukturell analog sind: dem unhintergehbaren Auseinandertreten von Realität und Wirklichkeit als Geburtsort permanenter Unsicherheitserfahrungen.

Eine solche Mediävistik leitet aber nicht einfach dazu an, die Gegenwart und uns in ihr besser zu verstehen, sondern sie zeigt Möglichkeiten auf, sich in der Welt zu bewegen, und schärft damit produktiv den Sinn für Kontingenz: Sie untersucht an Beispielen der Vergangenheit, wie Menschen, Gruppen, Gesellschaften Strategien entwickelten, um permanente Unsicherheitserfahrungen zu bearbeiten. Sie weiß um gelingende Weisen, Unsicherheit zu begegnen, sie kennt aber auch die destruktiven Handlungen – Gewalt, Verfolgung, Exklusion –, die in zahlreichen kulturell und situativ variierenden Aspektgestalten immer als Möglichkeiten bereitstehen, Unsicherheit für den Moment radikal zu eliminieren – mit allen verhängnisvollen Folgen. Die Mediävistik wird damit nicht zur *magistra vitae*, kann aber doch durch ihre Einsichten in vergangene Umgangsweisen mit Unsicherheit dazu anleiten, darüber zu reflektieren, wie unter den Bedingungen von Unsicherheit gelebt werden kann und wie unter ihnen gelebt werden sollte.

3 Unsicherheiten im Mittelalter. Vier Beispiele

Wenn im letzten Teil dieses Aufsatzes an vier Beispielen illustriert wird, wie Erfahrungen von Unsicherheit das Leben mittelalterlicher Menschen prägten und welche Erkenntnispotentiale sich aus diesen Beobachtungen für eine Gegenwartsanalyse ergeben, geht es nicht darum, einen solchen Ansatz auszuschöpfen. Das wäre als Vorhaben eines Forschers mit seinen begrenzten Kenntnissen und Kompetenzen illusorisch. Insofern habe ich mich gar nicht bemüht, eine möglichst große Bandbreite unterschiedlichster Fälle anzuführen, sondern mich auf Begebenheiten und Zusammenhänge konzentriert, die meinen Forschungsinteressen entsprechen und von denen ich daher eine einigermaßen klar konturierte Vorstellung habe, wie sie analysiert werden könnten.

Nehmen wir zum Beispiel den Humanisten, Poeten und Gelehrten Francesco Petrarca, über dessen Umgang mit Unsicherheit sich viel sagen ließe, aus dessen Leben und Schreiben hier aber lediglich eine Episode herausgegriffen werden soll. Wie für so viele andere bedeutete die Große Pest, die sich 1348/49 in Europa ausbreitete, für Petrarca einen Einbruch von Unsicherheitserfahrungen in ein betriebsames Leben. Er verlor viele Freunde und Förderer, vor allem aber seine geliebte Laura, die in Avignon von der Pest dahingerafft wurde. Ihrer gedenkt er mit seinem ‚Triumphus mortis‘,[61] das Todesdatum, den 6. April 1348, hält er hier ebenso wie im Sonett ‚Tornami a

61 Petrarca, Das lyrische Werk. Ed. *Grote*, Triumphus Mortis I, V. 113–172, 608–610.

mente‘ in den ‚Rerum vulgarium fragmenta‘ fest.[62] Dabei bleibt es nicht: Im ‚Canzoniere‘ wird der Einschnitt inszeniert, den Lauras Tod bedeutet: Sonett 328 erinnert an den letzten der frohen Tage, an dem das Ich noch nicht gewusst habe, dass das Glück alsbald enden werde (*non sappiend'io che leve / venisse 'l fin de' miei ben' non integri*).[63] Sonett 338 klagt den Tod an, der die Welt ohne Sonne (*senza sole il mondo*) gelassen habe.[64] Die radikale Unsicherheitserfahrung, die der Tod so vieler geliebter und vertrauter Menschen für den Humanisten bedeutete, wird artikuliert, indem sprachlich die plötzliche Verkehrung des eigenen Geschicks in anschauliche, metaphorisch aufgeladene Bilder gekleidet wird. Durch kühne Fügungen und Imaginationen können die drei Sonette Freude, Schock und Trauer ausdrücken und erfahrbar machen. Unsicherheitserfahrung wird also sublimiert in Dichtung und damit sagbar und bearbeitbar, da sie im Gesamt des ‚Canzoniere‘ sinnhaft erscheint, denn durch den Tod Lauras wird das Ich frei von der irdischen Liebe und kann sich der wahren Bestimmung des dichtenden Christenmenschen zuwenden: nicht mehr Poeme auf Laura und die Welt zu schreiben, sondern eine Kanzone auf die ‚Vergine bella‘, mit der die Sammlung endet.[65]

Doch Petrarca war 1349 auch entschlossen, sein Leben grundsätzlich zu ändern, wie die Briefe des achten Buches der ‚Familiares‘ bezeugen. Zum Thema wird die Pest erst im siebten Brief des Buches, gerichtet an Petrarcas Freund Ludwig van Kempen, seinen Socrates. Angesichts des Schreckens, der überall herrscht, weiß der Briefschreiber nicht, was er sagen, welche Worte er gebrauchen soll: *heu michi, frater amantissime, quid dicam? unde ordiar? quonam vertar? undique dolor, terror undique*.[66] Nicht genug könne er klagen, denn das Jahr 1348 habe nicht nur seine Freunde, sondern der ganzen Welt ihre Völker geraubt. Die Übriggebliebenen mähe nun das neue Jahr hin. Die Nachwelt werde sich fragen, wie das geschehen konnte. Er selbst wisse den Ursprung dieses unsagbaren Unglücks nicht. Es gehöre sich wohl für einen Mann, den Schmerz zu ersticken und zu verstecken, doch dazu sei er nicht länger fähig, er müsse Worte und Tränen strömen lassen.

Die Pest bedeutet mithin einen enormen Einschnitt für den Verfasser selbst und für die Welt. Danach ist nichts mehr so wie zuvor. Unsicherheit, so kann man den Briefen des achten Buches der ‚Familiares‘ entnehmen, ist das Ergebnis des plötzlichen Todes so vieler Menschen, darunter auch derjenige von Petrarcas langjährigem Förderer Kardinal Giovanni Colonna, dessen Vater Stefano er im September 1348 sein

62 Petrarca, Canzoniere. Ed. *Santagata*, no. 336, V. 12–14, 1299: *Sai che 'n mille trecento quarantotto / il dì sesto d'aprile, in l'ora prima / del corpo uscìo quell'anima beata.* Zusammenfassend zu den ‚Trionfi‘ und den ‚Rerum vulgarium fragmenta‘ vgl. *Barolini*, Self (2009); *Finotti*, Poem (2009); *Stierle*, Petrarca (2003), 477–660 u. 663–709.

63 Petrarca, Canzoniere. Ed. *Santagata*, no. 328, V. 7 f., 1266.

64 Petrarca, Canzoniere. Ed. *Santagata*, no. 338, V. 1, 1303.

65 Petrarca, Canzoniere. Ed. *Santagata*, no. 366, 1397–1401.

66 Petrarca, Familiari. Ed. *Rossi*, lib. VIII, no. 7, 174.

Beileid ausspricht.[67] Angesichts des Unfassbaren verstummt der sonst so redselige Humanist zeitweise; das Buch bietet keine Briefe zwischen Herbst 1348 und Mai 1349. Erst dann erhebt er wieder die Stimme und schmiedet neue Pläne: Er will sein Leben entschieden verändern als Reaktion auf die dauernden Unsicherheitserfahrungen, die es dem Humanisten nicht mehr zu erlauben scheinen, in gewohnter Weise zu agieren. Also kommt er auf seinen Wunsch zurück, ein gemeinsames Leben mit einigen Freunden in einem Haus führen zu wollen. Dazu will er sein Heim in Vaucluse bei Avignon verlassen und sich mit Luca Cristiani und Mainardo Accursio zusammenschließen. Beide gehören zu den wenigen Freunden, die ihm geblieben sind. Angesichts der umstürzenden Verlusterfahrungen will er die Freunde enger an sich binden. Ziel ist es, das zukünftige Leben selbstbestimmt zu gestalten, wozu alle bisherigen Bindungen gelöst werden sollen. Weltliche Verpflichtungen wollen die Freunde hinter sich lassen, auf irdische Güter nach Möglichkeit verzichten. Stattdessen gelte es, sich gemeinschaftlich auf den Tod vorzubereiten.[68] Das Pestjahr ist für Petrarca eine dramatische und unüberhörbare Mahnung an die Allgegenwart des Todes. Nun könne er nicht mehr länger leere Hoffnungen aufrechterhalten.[69] Nur im gemeinschaftlichen Leben mit den Freunden, fern von den Verlockungen des tätigen Lebens, aber durch die Freundschaft vom Leid der Einsamkeit befreit, sei es möglich, Glück auf Erden zu finden.[70]

Im Zuge der von Petrarca in den ‚Familiares' arrangierten Briefe entwickelt sich vor den Augen der Leser und Leserinnen die allmähliche Konkretisierung eines Planes, sogar Orte und Häuser werden genannt, in denen die Freunde gemeinsam leben wollen. Dann – literarische Inszenierung radikaler Unsicherheitserfahrung – der siebte Brief, mit seiner drastischen Schilderung der Folgen der Pest. Danach ist alles anders. Ein Schreiben vom 22. Juni 1349 an seinen ‚Socrates' berichtet von erneutem, wieder unerwartetem Unglück, das die vorherigen Pläne Makulatur werden lässt: Luca Cristiani und Mainardo Accursio sind nach einem gescheiterten Treffen in Parma überfallen worden. Mainardo haben die Straßenräuber erschlagen, von Luca fehlt jede Spur.[71] Die Hoffnung, selbstbestimmt das eigene Schicksal auf Erden zu gestalten, den langgehegten Wunsch eines gemeinschaftlichen Lebens zu realisieren, ist jäh beendet.

Das achte Buch der ‚Familiares' inszeniert damit eine unaufhörliche Folge immer neuer Unsicherheitserfahrungen für Petrarca und seine Freunde, für ihre ganze Welt, denn diese verändert sich durch die Herrschaft des Todes so radikal, dass der wortgewandte Humanist zeitweise sogar sein wichtigstes Werkzeug der Interaktion und Artikulation, das Briefeschreiben, aufgibt. Angesichts der Unsicherheit weiß Petrarca nicht, wie er sprechen, was er sagen soll, bisherige Gewissheiten erodieren, getroffene

67 Petrarca, Familiari. Ed. *Rossi*, lib. VIII, no. 1.
68 Petrarca, Familiari. Ed. *Rossi*, lib. VIII, no. 3, 158–161.
69 Petrarca, Familiari. Ed. *Rossi*, lib. VIII, no. 4, 163–165.
70 Petrarca, Familiari. Ed. *Rossi*, lib. VIII, no. 5, 169 f.
71 Petrarca, Familiari. Ed. *Rossi*, lib. VIII, no. 9 u. 10, 181–209.

Entscheidungen erscheinen in neuem Licht. Die Unsicherheitserfahrungen sind radikal – und sollen ebenso beantwortet werden: mit einer Rekonfiguration des Selbst. Allerdings inszeniert die Folge der Briefe, dass sogar dieses Vorhaben misslingt, da Petrarca, ungeachtet all seiner Mühen, seines Pläneschmiedens, den Angriffen des Schicksals nicht entrinnen kann.

Eine mediävistische Analyse dieser Briefe kann die Unsicherheitserfahrungen Petrarcas und seiner Freunde rekonstruieren, kann danach fragen, welche Versuche er und seine Zeitgenossen unternahmen, um mit dem Schrecken der Pest und dem Einbruch des Unerwarteten umzugehen. Dabei wird deutlich, dass Petrarca vom Geschehen zwar momentan überwältigt wird, er dann aber danach strebt, selbstbestimmt zu handeln. Dass dieses Unterfangen misslingt, entwertet es nicht. Es bleibt als letzte Bearbeitungsstrategie der eigenen und kollektiven Unsicherheitserfahrungen, darüber zu schreiben – das dokumentieren Petrarcas Briefe und Gedichte, die das Selbst in seinen stets vom Schicksal gefährdeten Versuchen schildern, ein gelingendes Leben in unsicheren Zeiten führen zu können.[72]

Können wir im Falle Petrarcas den Umgang des Selbst mit seinen Unsicherheitserfahrungen angesichts von Krankheit, Gewalt und Tod erforschen, bedeuteten Kriege für mittelalterliche Kriegsherren, Soldaten und die direkt oder indirekt betroffene Bevölkerung Unsicherheitserfahrungen anderer Art. In seiner Chronik behandelt der Lütticher Kanoniker Jean le Bel die Herrschaft Edwards III. von England und die Anfänge des Hundertjährigen Krieges.[73] Sein Werk bildete eine wichtige Vorlage für die Chronik Jean Froissarts, mit dem Jean le Bel die Begeisterung für das Rittertum teilte. Im Unterschied zu vielen anderen Chronisten stützte er sich nicht auf schriftliche Quellen, sondern auf eigenes Erleben und glaubwürdige (mündliche) Berichte. Seine Darstellung der wenig erfolgreichen militärischen Kampagne Edwards III. gegen die Schotten und ihren König Robert Bruce im Jahr 1327[74] gründet in eigener Anschauung, denn Jean le Bel nahm daran im Gefolge des Johann von Hennegau, des Herrn von Beaumont, teil.[75] Entsprechend lebhaft fällt sein Bericht aus.

Trotz seiner erkennbaren Sympathien für den jungen englischen König[76] erscheinen die Begebenheiten in Jeans Erzählung wenig heroisch. Das Vordringen der Engländer nach Schottland im Sommer 1327 gestaltete sich schwierig. Edward und seine Truppen nahmen die Verfolgung der Schotten auf, die mehrfach nach England eingedrungen waren und dort gebrandschatzt und geplündert hatten. Darunter litt die lokale Bevölkerung sehr,[77] der englische König und seine Berater sahen das Land gefährdet.

72 Zur Reflexion des Selbst bei Petrarca vgl. *Moser*, Subjektivität (2006), bes. 598–722.

73 Vgl. zu Leben und Werk des Chronisten *Chareyron*, Jean le Bel (1996).

74 Vgl. *Ormrod*, Edward III (2011), 64–66, 71–74; *Rogers*, Dialectics of Strategy (1999), 267–270.

75 Jean le Bel, Chronique. Ed. *Viard/Déprez*, Kap. 7, 37 f.; vgl. *Chareyron*, Campagne (1995); *dies.*, Jean le Bel (1996), 141–145.

76 Vgl. *Guenée*, Noble roi (2008); *Chareyron*, Jean le Bel (1996), 209–218.

77 Jean le Bel, Chronique. Ed. *Viard/Déprez*, Kap. 10, 52.

Deswegen erschien es für die Engländer ratsam, diese Vorstöße zu unterbinden. Doch rasch wurde deutlich, dass die Schotten einer Schlacht auswichen. Sie zogen sich weiter zurück, lockten die Engländer und ihre Verbündeten auf ein Gelände, das ihnen nicht lag. Jean le Bel konstatiert, es sei erstaunlich gewesen, dass sie sich nicht vollständig zerstreuten, da jeder begann, auf eigene Faust vorzustoßen, ohne auf die Anführer und Gefährten zu warten.[78] Wer steckenblieb, war froh, wenn er Hilfe erhielt, Packpferde gingen verloren, beständig gab es falschen Alarm, so dass kleine Gruppen lossprengten, um sich auf den Feind zu stürzen, ihn aber nie antrafen.[79] Schließlich erreichten, so berichtet Jean le Bel, der junge König und sein Heer den Fluss Tyne. Hier hätten sie, völlig erschöpft, ihr Lager aufgeschlagen. Doch Proviantwagen waren nicht angekommen, die Rationen, die jeder Krieger mit sich getragen hatte, waren vom Schweiß der Pferde verdorben. Die folgenden Tage brachten keine Besserung: Das englische Heer irrte in Schottland herum, Vorräte gab es nicht, schließlich setzte heftiger Regen ein, der die Sättel zerfallen ließ. Nach viel Mühsal gelang es schließlich, die Schotten in der Nähe von Blanchland Abbey in Northumberland zu stellen. Doch der Feind hatte sich auf einem Berg verschanzt. Das englische Heer begann sie zu belagern. Als die Engländer jedoch am vierten Tag der Belagerung aufwachten und nach den Feinden Ausschau hielten, mussten sie feststellen, dass diese bei Nacht verschwunden waren. Wie sich herausstellte, hatten sich die Schotten auf einen anderen Berg zurückgezogen und befanden sich nun in einer noch stärkeren Position. Zu allem Unglück hatten die Engländer ihre Zelte, ihren Proviant und ihre Werkzeuge in einem Wald zurückgelassen – fanden sie nun aber nicht wieder. Mehrere Wochen dauerte die erneute Belagerung, in denen es den Engländern an allem fehlte: Brot, Wein, Salz, Leder. Dann wiederholte sich die Geschichte: Wieder zogen sich die Schotten unbemerkt zurück, wieder waren der englische König und sein Heer ratlos. Es blieb nur der Rückzug, gequält von Hunger und Kälte, wie Jean le Bel sich erinnert.[80]

Die Chronik zeigt anschaulich die Unsicherheiten des Krieges. Das gilt bereits für den unerwarteten Kriegsausbruch wie für die Durchführung, die nicht plan- und wunschgemäß erfolgte. Im Fall von Edwards III. Schottlandzug resultierten die vom Chronisten geschilderten Unsicherheitserfahrungen aus einem Zusammenspiel von geschickter gegnerischer Taktik, für das englische Ritterheer ungünstigem Gelände, Versorgungsschwierigkeiten, einer offenkundig vollkommen unzureichenden Aufklärung, so dass man nie wusste, wo der Feind stand, zudem noch aus Spannungen zwischen den verschiedenen Heeresgruppen; das notorisch schlechte schottische Wetter machte die Sache nicht besser. Das alles kontrastierte auffallend mit dem Ideal ritterlicher Kriegsführung, dem der König und sein Chronist verpflichtet waren. Die Vorstellungen, mit denen Jean le Bel in den Krieg gezogen war, wie auch die militärischen

78 Jean le Bel, Chronique. Ed. *Viard/Déprez*, Kap. 11, 53–56.
79 Jean le Bel, Chronique. Ed. *Viard/Déprez*, Kap. 12, 57–63.
80 Jean le Bel, Chronique. Ed. *Viard/Déprez*, Kap. 13, 64–77.

Praktiken erwiesen sich als inadäquat, um die Pläne, wie die Schotten geschlagen werden könnten, in die Tat umzusetzen. Es blieb lediglich ein wenig heldenhaftes Scheitern. Dazu passte, dass die Truppen aus dem Hennegau sich die gesamte Rückreise von den Engländern bedroht fühlten und in Verteidigungsbereitschaft gen Dover eilen mussten. Die Wirklichkeit des Krieges des 14. Jahrhunderts und die Realität, die geprägt war von Normalerwartungen an ritterliches Handeln, strategische Planung und vorausschauende politische Maßnahmen, drifteten auseinander. Jean le Bel und nach ihm Jean Froissart erzählten in ihren Chroniken von diesem sich öffnenden Spalt, der zu einer beständigen Erneuerung von Unsicherheitserfahrungen führte. Alsbald wurde deutlich, dass neue Kriegstechniken erforderlich waren, wie etwa der Einsatz der Langbogenschützen auf englischer Seite, der zu den dramatischen Niederlagen französischer Ritterheere in den ersten Jahrzehnten des Hundertjährigen Krieges entscheidend beitragen sollte. Jean le Bel und Froissart traten demgegenüber für die überkommenen Ideale ein und wurden doch Chronisten von deren wiederholtem Scheitern in der praktischen Realisierung.

Zugleich lässt sich an Jeans Augenzeugenbericht jedoch ein pragmatischer Sinn dafür ablesen, sich mit den Zuständen zu arrangieren. Er gab die Erwartung, dass die adligen Heerführer endlich eine erfolgversprechende Strategie ausarbeiteten, nicht auf, wie die übrigen Krieger bemühte er sich allerdings, sich in der schottischen Einöde mit den Umständen zu arrangieren. So kaufte man überteuertes Brot und schlechten Wein bei schottischen Händlern, behalf sich mit verfügbarem Material, um verlorene Hufeisen zu ersetzen, stopfte die Sättel mit alten Hemden aus. Hier wird der für mittelalterliche Menschen charakteristische Umgang mit Unsicherheit erkennbar: Gewohnt, dass Pläne misslangen, Strategien ins Nichts führten, eigenes Wissen und die verfügbaren Instrumente und Techniken nicht hinreichten, fand man Mittel und Wege, die Ursachen der Unsicherheit nicht zu beseitigen, wohl aber die Folgen zu mildern. Bezeichnend ist aber auch, dass Jean le Bel die Erwartung, es könne und solle besser werden, ebenso wenig aufgab wie die Hoffnung, ein Plan des Königs möge gelingen. Darin ähnelte er Petrarca: Rückschläge ertrugen sie nicht durch Verzicht auf hochgespannte Erwartungen, sondern durch ein Arbeiten an der wiederholten Erfahrung des Scheiterns und der davon ausgelösten Unsicherheit.

Ein ganz anderes Problemfeld bestand an der Pariser Universität der 1270er Jahre. Hier rangen die Gelehrten damit, was zu tun sei, wenn konkurrierende Geltungsansprüche erhoben würden. Inzwischen war ein Großteil der Werke des Aristoteles bekannt, ins Lateinische übersetzt und erschlossen worden. Eine unerlässliche Hilfe leisteten in diesem Prozess die Kommentare des Ibn Rushd, lateinisch Averroes, dazu kamen andere Auslegungen und Kommentierungen islamischer und jüdischer Denker. Die christlichen Aristotelesausleger sahen sich mit konkurrierenden Wahrheitsbehauptungen konfrontiert.[81] Häufig war das antike Wissen und namentlich dasje-

81 Vgl. *Bianchi/Randi*, Vérités dissonantes (1993).

nige des Aristoteles mit dem christlichen einigermaßen zwanglos in Übereinstimmung zu bringen, Boethius hatte hier schon vor Jahrhunderten den Weg gewiesen. Doch es gab bestimmte Probleme, bei denen es nicht gelang, die verschiedenen Positionen widerspruchsfrei aufzulösen. Das war im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts deutlich geworden.

Der Ordensgeneral der Franziskaner, Bonaventura, hatte in seiner 1268 gehaltenen Predigtreihe ‚Collationes de septem donis Spiritus sancti' mit Bezug auf die aktuellen philosophischen Debatten einige Lehren genannt, die als zu vermeidende Irrtümer in den Wissenschaften anzusehen seien, da sie Bibel, christlichen Glauben und Weisheit bedrohten.[82] Obwohl es vom Theologen an dieser Stelle nicht genannt wurde, hatte auch die bei Magistern und Scholaren an der Pariser Artesfakultät verbreitete Vorstellung, das philosophische Leben stelle das höchste Glück auf Erden dar, nicht nur die Kollegen an der theologischen Fakultät in Aufregung versetzt.[83] 1270 und 1277 griff der Pariser Bischof Étienne Tempier ein und verurteilte erst 13, dann 219 Thesen als irrig.[84] Diese waren, wie die Forschung in jahrzehntelanger Arbeit rekonstruiert hat, teils aus artistischen Schriften übernommen worden, andere gingen auf Thomas von Aquin und dessen Anhänger Aegidius Romanus zurück, wieder andere scheinen von den Zensoren auf der Grundlage der lebhaften Diskussionen an der Artesfakultät selbst formuliert worden zu sein. Die Verurteilungen waren ein Versuch, anstößige Lehren aus dem Reich des Sagbaren auszuschließen. Sie lassen sich als Reaktion auf eine Verunsicherung durch neue Ansichten und Lehrmeinungen deuten. Infolge der enthusiastischen Rezeption des Aristoteles und seines muslimischen Kommentators Averroes bei Artisten wie Siger von Brabant oder Boethius von Dacien, aber auch beim deutlich vorsichtigeren dominikanischen Theologen Thomas von Aquin waren epistemische Gewissheiten ins Wanken geraten.[85] Denn für wahr gehaltene Wissensbestände sahen sich nun konkurrierenden Ansprüchen ausgesetzt, das eigene Lebensmodell, das die Spitze gelehrter Existenz im Treiben der Theologie sah, wurde durch Schriften zur philosophischen Glückseligkeit, wie derjenigen des Boethius von Dacien, herausgefordert.

Nicht nur die Theologen, auch die Philosophen sahen ein Problem in den konkurrierenden Wahrheitsansprüchen. Um damit umzugehen, hatten sie eine Technik entwickelt, die Geltungsansprüche der eigenen Aussagen zu relativieren, ohne sie aufzugeben oder der theologischen Kontrolle zu unterwerfen. Sie erklärten, wenn sie sich auf Aristoteles und Averroes bezögen oder nur nach Anleitung der menschlichen Vernunft schlussfolgerten, sprächen sie wie ein Naturphilosoph oder nach den Philosophen. Dafür bildeten sie

82 Bonaventura, Collationes, no. 16, 497: *errores cavendi in scientiis, qui sacram scripturam et fidem christianam et omnem sapientiam exterminant*.

83 Boethius von Dacien, De summo bono. Ed. *Green-Petersen*; vgl. *de Libera*, Denken (2003); *Darge*, Philosophie (2004).

84 Condamnation. Ed. *Piché*; vgl. *Bianchi*, Censure (1999).

85 Vgl. *Ebbesen*, Arts Faculty (1998); *Putallaz/Imbach*, Profession (1997); *Leppin*, Aristoteles (2008).

die Formeln *loquens ut naturalis* und *secundum philosophos*.[86] Wenn Siger von Brabant wohl im Jahre 1272 die Frage nach der Ewigkeit der Welt und der menschlichen Art diskutierte, betonte er, lediglich die Meinung des Aristoteles und nicht die Wahrheit auszuführen.[87] Boethius von Dacien formulierte deutlich spannungsreicher: Die Welt sei nicht neu, wenn man als Naturphilosoph spreche; sie sei neu erschaffen, nicht ewig, wenn er als Gläubiger rede. Um diese Unterscheidung zu plausibilisieren, differenzierte der Artist zwischen zwei Sprachebenen, was den Weg eröffnet zu einer Differenzierung von Dimensionen der Realität: Dem Naturphilosophen gehöre das durch natürliche Ursachen Mögliche (*possibile per causas naturales*), dem Gläubigen das durch eine höhere, übernatürliche Ursache Mögliche (*possibilia per causam superiorem*).[88]

Die Technik des *loquens ut naturalis* war also mehr als ein Mittel, sich gegen Zensur und Verurteilung zu schützen, sie war eine konsequente Umsetzung der Erkenntnis, dass Aristoteles und die anderen Philosophen nicht vom Standpunkt des Glaubens aus gesprochen hatten, dass also Aussagen, die auf der Grundlage ihrer Texte produziert wurden, deren Standpunkte zu berücksichtigen hatten. Was daraus für die Theologie folgte, inwieweit sie sich auf philosophische Wissensbestände stützen könne, wie sie sich zum Begriff der Wissenschaft im Sinne der ‚Zweiten Analytiken' des Aristoteles verhalte – all diese Fragen beachtete Boethius überhaupt nicht, schob sie stillschweigend, aber entschlossen aus seinem Zuständigkeitsbereich als Artistenmagister heraus. Damit differenzierte er eine naturphilosophische, der menschlichen Vernunft zugängliche Wirklichkeit und eine Glaubenswirklichkeit, die andere Erkenntnisweisen erforderte. In einem Zerrbild erscheint dieses Konzept der Artesmagister in der Vorrede zur Verurteilung von 1277, wenn ihnen vorgehalten wird, um Skylla zu vermeiden, hätten sie sich Charybdis ausgeliefert. Sie behaupteten, so die Zensoren, etwas sei wahr gemäß der Philosophie, aber nicht nach dem katholischen Glauben – als ob es zwei Wahrheiten gäbe, eine der Bibel und eine der verurteilten Heiden.[89] Diese Lehre der doppelten Wahrheit hat so jedoch kein Artist im Paris des späten 13. Jahrhunderts vertreten.[90]

Diese fiktive Theorie bringt jedoch eine fundamentale Verunsicherung der Gelehrtenwelt des späten 13. Jahrhunderts auf den Begriff: Es galt, konkurrierende Geltungsansprüche in ein Verhältnis zu setzen, etwa durch systematische, hierarchisierende Integration wie bei Thomas von Aquin, durch Exklusion wie bei Tempier und Bonaventura, durch Differenzierung und Relationierung wie bei Siger von Brabant und Boethius

86 Vgl. *Bianchi/Randi*, Vérités dissonantes (1993), 39–70.

87 Siger von Brabant, De aeternitate mundi. Ed. *Bazán*, 132, 85 f.

88 Boethius von Dacien, De aeternitate. Ed. *Green-Pedersen*, 351.

89 Condemnation. Ed. *Piché*, 74: *Ne autem quod sic innuunt asserere uideantur, responsiones ita palliant quod, dum putant uitare scillam, incidunt in caripdim. Dicunt enim ea esse uera secundum philosophiam, sed non secundum fidem catholicam, quasi sint due contrarie ueritates, et quasi contra veritatem sacre scripture sit ueritas in dictis gentilium dampnatorum, de quibus scriptum est: ‚Perdam sapientiam sapientium', quia uera sapientia perdit falsam sapientiam.*

90 Vgl. zu dieser Denkfigur *Bianchi*, „Double vérité" (2008).

von Dacien. Umstritten war, ob eine Einheit der Wissenschaften wünschenswert und theoretisch möglich war, umkämpft, wer anhand welcher Kriterien entscheiden durfte, welche Geltungsansprüche berechtigt und welche auszuschließen waren. Dass die in der Pariser *universitas* vereinten Fakultäten in Konkurrenzkämpfe um Einfluss, Ansehen und (Selbst-)Bestimmung verstrickt waren, erschwerte eine rein argumentbasierte Klärung der Differenzen. Äußere Einflussnahmen durch Bischöfe, Päpste oder weltliche Machthaber verkomplizierten die Auseinandersetzungen häufig noch, da jene in gleichem Maße potentielle Bündnispartner wie eine Bedrohung für die Autonomie der hohen Schulen darstellten. Letztlich waren die widerstreitenden Ansprüche von Glauben und Wissen weder inhaltlich noch machtpolitisch vollständig in Einheit aufzuheben. Das wurde in den Deutungskämpfen des späten 13. Jahrhunderts deutlich, die der Pariser Bischof und seine theologischen Berater darum durch Machthandeln beenden wollten. Dies misslang, denn die verurteilten und schon von Bonaventura beanstandeten Lehren wurden in den folgenden Jahrhunderten weiterhin intensiv diskutiert. Sie bewirkten eine beständige Verunsicherung im gelehrten Feld, da sie Positionskämpfe hinsichtlich von Inhalten, Aussageweisen und institutionellen Zuständigkeiten ermöglichten. Unsicherheit durch die Rivalität der Ansprüche von Glauben und Wissen war im gelehrten Feld des Spätmittelalters also ein dynamisierender Faktor, der verschiedene Bewältigungsstrategien provozierte. Boethius von Dacien hatte geahnt, dass eine saubere und schlussendliche Lösung nicht möglich sein würde, sondern man sich mit epistemischer Vorläufigkeit begnügen müsste, die Zuständigkeiten ausdifferenzierte, ohne sie endgültig festzulegen.

Ein viertes und letztes Beispiel: In den letzten Jahrzehnten hat sich das Verständnis des Zusammenlebens von Christen und Juden im mittelalterlichen Europa erheblich gewandelt. Nicht nur sind regionale Unterschiede etwa zwischen dem Mittelmeerraum einerseits und Mittel- und Westeuropa andererseits deutlich geworden, zudem hat die Forschung herausgearbeitet, dass im Alltag trotz teils scharfer exkludierender rechtlicher Regelungen Kooperationen und Kontakte lange Zeit die Regel waren.[91] Diese Verschiebungen sind nicht ohne Kontroversen geblieben, zumal einige Forscher, wie der Beitrag Uwe Israels zeigt, ein allzu leuchtendes Bild jüdischen Lebens in Deutschland während des Frühmittelalters zeichneten. Dass sich die Situation für die jüdischen Gemeinden im Reich, in England oder Frankreich seit den Verfolgungen und Pogromen während des ersten Kreuzzugs erheblich verschlechterte, gilt gleichwohl weiterhin als gesichertes Wissen. Inwiefern das Wirken der Mendikanten entscheidend für eine neue rigorose Judenfeindschaft war,[92] ist umstritten. Für das Spätmittelalter lässt sich eine ideologische Neustrukturierung der christlichen Judenfeindschaft feststellen, die begrifflich als Antisemitismus zu fassen ist, um sie von einer älteren, vorrangig religiös

91 Vgl. zusammenfassend *Borgolte*, Christen, Juden, Muselmanen (2006); *Toch*, Juden (^{3}2013).

92 So *Cohen*, Friars (1982); vorsichtiger *Chazan*, Daggers (1989).

begründeten judenfeindlichen Haltung zu unterscheiden.[93] Diese neue Phase des Denkens über ‚die Juden' war dadurch gekennzeichnet, dass – etwa in den in Spanien entwickelten Vorstellungen des ‚reinen Blutes' – jüdischen Menschen quasibiologistisch ein spezifisches Wesen zugeschrieben wurde, dem sie selbst durch Taufe nicht entrinnen konnten. Ausdruck dieser neuen Realität war die institutionalisierte Suche nach Kryptojuden unter den Konvertiten, den Conversos, wie sie in Spanien seit dem späten 15. Jahrhundert praktiziert wurde.[94]

Ambivalent war durchweg die Rolle des Papsttums.[95] Seit dem Frühmittelalter trat dies als Beschützer basaler Rechte der Juden auf, zugleich unterwarf es das jüdische Leben zahlreichen Einschränkungen. Gregor der Große legte fest, Juden sollten nicht zur Taufe gezwungen werden, Freiwilligkeit sei Voraussetzung für Konversion.[96] Der Klerus solle die Juden nach dem Gesetz behandeln und ihnen keine Rechte vorenthalten. Gregors Bestimmungen wurden seit dem 11. Jahrhundert von seinen Nachfolgern mehrfach aufgegriffen. In ‚Placuit nobis' berief sich Alexander II. 1063 ausdrücklich auf Gregor I., als er Christen grundsätzlich untersagte, Juden Schaden zuzufügen. Gott habe die Juden erhalten und sie verstreut auf der Welt leben lassen. An diesem göttlichen Ratschluss durften seine Anhänger Alexander II. zufolge nichts nach eigenem Willen ändern.[97] Calixt II. schloss sich, wie spätere Bezugnahmen erhellen, in ‚Sicut Iudaeis' an Alexander II. an,[98] Alexander III. wiederum erneuerte diese Bestimmung. Demnach standen Juden und Jüdinnen grundsätzlich unter päpstlichem Schutz, sie unter Zwang zu taufen, sie zu verletzen, zu töten oder auszurauben war ebenso verboten wie eine Störung ihrer religiösen Riten oder die Schändung ihrer Friedhöfe. Als Motiv für diese Entscheidung nennt die Bulle die Milde des Papstes (*ex Christianae pietatis mansuetudine*), die ihn bewege, den Juden ein Schutzschild gegen Verfolgung zu gewähren.[99] Innozenz III., der insgesamt wenig judenfreundlich agierte, erneuerte zwar ‚Sicut Iudaeis', ergänzte jedoch die Feststellung, dass die jüdische Treulosigkeit (*perfidia Iudeorum*) verurteilenswert sei, doch durch die Juden die Wahrheit des christlichen Glaubens erwiesen werde. Daher sei es unzulässig, sie stark zu unterdrücken (*non sunt a fidelibus graviter opprimendi*).[100] Durch die Aufnahme von ‚Sicut Iudaeis' in die Dekretalen (X.5,6,9) schufen die dauernden Bestimmungen der Bulle einen Rahmen für die päpstliche Judenpolitik,

93 Vgl. neben dem Beitrag von Kristin Skottki im vorliegenden Band auch die oben in Anm. 31 genannten Studien.

94 Vgl. *Hering Torres*, Rassismus (2006); *Nirenberg*, Race (2014); *Gebke*, (Fremd)Körper (2020); zum Umgang mit Conversos in Italien vgl. außerdem *Scheller*, Stadt der Neuchristen (2013).

95 Vgl. *Rist*, Popes (2016); *Grayzel*, Changes (1969).

96 Grat. I.45.5; Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 5, 4 f.; dass bis ins 12. Jahrhundert christlicherseits wenig Interesse an einer großangelegten Judenmission bestand, betont *Berger*, Mission (1986).

97 Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 37, 35 f.

98 Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 44, 44.

99 Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 49, 51.

100 Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 71, 74 f., Zitate 74.

ohne zu verhindern, dass diese sukzessive rigoroser wurde.[101] Für die Jüdinnen und Juden resultierte daraus eine Reduzierung von Unsicherheit, gerade auch im Vergleich zum Agieren der weltlichen Obrigkeit und anderer Christenmenschen, ohne Unsicherheitserfahrungen gänzlich zu bannen.

Nicht nur in der päpstlichen Judenpolitik fungierte der göttliche Wille als argumentativer Joker, mit dem die eigene Position nachdrücklich gestärkt werden konnte. Religiöse Rückbindung der Politik stellte so eine wirksame Strategie des Kontingenzmanagements dar. Wer plausibel machen konnte, den göttlichen Willen etwa durch eine richtige Bibelauslegung – soweit dem Menschen möglich – verstehen zu können, stärkte seine argumentative Position und konnte gegenteilige Ansichten zurückweisen. Metaphysische und religiöse Annahmen stabilisierten auf diese Weise den Zusammenhang von Realität und Wirklichkeit, insofern sie ermöglichten, eigene Entscheidungen und Deutungen als in Übereinstimmung mit der allgemeinen Weltordnung zu begreifen, die als Apriori allem menschlichen Tun vorauslag. Hinzu kam, akzentuiert etwa bei Innozenz III., die Vorstellung, der Papst verfüge über ein besonderes heilsgeschichtliches Wissen, das ihm erlaube, die Notwendigkeit zu erkennen, dass Juden unter den Christen lebten, so dass er sich für ihren Schutz einzusetzen hatte. In jüdischen Chroniken wurde diese Rolle des Papsttums anerkannt, Juden gegen von Christen ausgehende Gewalt zu schützen.[102]

Allerdings lässt sich seit Innozenz III. eine judenfeindliche Haltung bei vielen Päpsten ausmachen. Der in Avignon residierende Johannes XXII. ließ die Jüdinnen und Juden 1320 sogar aus dem umliegenden direkten päpstlichen Herrschaftsbereich, dem Comtat Venaissin, vertreiben.[103] Rechtlich war ihm das als ihr Herr möglich, die Maßnahme stellte jedoch einen eklatanten Bruch mit der Tradition des päpstlichen Judenschutzes dar. Sie wirkt widersprüchlich, da derselbe Papst wenige Monate zuvor die Juden gegen Verfolgungen durch die Pastorellen im Kontext des sogenannten zweiten Hirtenkreuzzugs verteidigt hatte. Am 9. Juli 1320 hatte er den Amtsträgern und Adligen eingeschärft, die Juden sollten verteidigt werden, wie es der Frömmigkeit des apostolischen Stuhls entspreche, denn jene würden als Zeugen des katholischen Glaubens erhalten.[104] Die Motive für die Vertreibung der Juden aus dem Comtat Venaissin sind in der Forschung umstritten.[105] Zu klären ist die Frage kaum, da eine entsprechende päpstliche Verfügung nicht überliefert ist. Erhalten haben sich aber

101 Vgl. *Stow*, Attitudes (1981), bes. 168.

102 Vgl. *Rist*, Popes (2016), 40–45.

103 Vgl. *Theis*, Expulsion (2012); *Stow*, Avignon Papacy (1997).

104 Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 306, 319.

105 Vgl. *Theis*, Expulsion (2012), die auf problematischer Quellengrundlage entwickelte älteren Thesen einer Übernahme judenfeindlicher Haltungen aus Frankreich widerlegt hat. Eine grundsätzliche Judenfeindschaft des Avignoneser Papsttums wird dagegen angenommen in *Liberatoscioli*, Juden ohne Päpste (2021).

einige Schreiben Johannes' XXII., die auf die Folgen der Vertreibung Bezug nehmen. So ließ er am 27. Mai 1323 in Châteauneuf eine Maria geweihte Kapelle anstelle der abgerissenen Synagoge errichten. Die Juden, das legt der Papst bei dieser Gelegenheit dar, seien vertrieben worden, nachdem sie trotz wiederholter karitativer Ermahnungen und heilsamer Predigten in der Blindheit ihrer Treulosigkeit geblieben seien (*in sue perfidie cecitate manentes*).[106] Auch in Carpentras, Sitz der Verwaltung des Venaissin, wurde eine Marienkapelle anstelle der Synagoge gebaut, der Besitz der Vertriebenen wurde für deren Ausstattung verwendet. Erneut beklagt der Papst, die Juden hätten sich geweigert, sich dem Licht des katholischen Glaubens zu öffnen.[107]

An dieser knappen Gegenüberstellung zweier Phasen der päpstlichen Judenpolitik lässt sich in mehrerer Hinsicht ablesen, inwiefern Unsicherheiten eine beständige Erfahrung mittelalterlicher Menschen waren: Juden sahen sich wiederholt Verfolgungen und Vertreibungen ausgesetzt, immer wieder trat aber die weltliche und geistliche Obrigkeit als Schutzmacht in Erscheinung, häufig zum Verdruss der christlichen Bevölkerung und nicht selten aus eigensüchtigen Motiven, etwa dem Wunsch, Juden Schutzsteuern abzupressen. Derartige Interventionen schufen jedoch nur eine brüchige Verlässlichkeit. Galt vielen Juden das Papsttum gerade nach den traumatischen Erlebnissen des Ersten Kreuzzugs[108] als eine der wenigen christlichen Einrichtungen, von der sie erhoffen konnten, dass die eigenen Rechte geschützt und Verfolgungen entgegengetreten wurde, zeigte sich seit dem 13. Jahrhundert sukzessive, dass die geweckten Erwartungen und die gemachten Erfahrungen mit dem faktischen Handeln der Päpste nicht mehr umstandslos zur Deckung zu bringen waren. Die Vertreibung der Juden aus dem Comtat Venaissin bildete diesbezüglich nur einen besonders eklatanten Fall. Wirklichkeit und Realität traten so in dramatischer Weise auseinander.

Unsicher war das Fundament christlicher Judenpolitik: Aussagen in Bibel und Patristik ermöglichten verschiedene Auslegungen; der göttliche Wille mochte doch anders zu verstehen sein, als man bislang geglaubt hatte; die Tradition der Vorgänger war zwar bindend, konnte jedoch mit aktuellen Erfahrungen nicht mehr übereinstimmen – so etwa der von Johannes XXII. beklagten fortgesetzten Weigerung der Juden, wohlmeinenden Bekehrungsversuchen zu folgen. Dann galt es, das Verständnis der und die Haltung zur Tradition zu revidieren, wenn dies auch in der diskursiven Ordnung des Mittelalters im Regelfall nicht durch offenen Bruch, sondern durch sublime Verschiebung geschah. Waren aber die Grundlagen des Verständnisses der Realität, die als Apriori allem Deuten und Handeln vorausging, prinzipiell revisionsfähig, konnten sich das eigene Handeln und das Agieren anderer Akteurinnen und Akteure in der jeweiligen

106 Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 321, 337 f., Zitat 337.
107 Apostolic See. Ed. *Simonsohn*, no. 322, 338 f.
108 Vgl. etwa *Chazan*, God (2000).

Wirklichkeit von jenen lösen. Die Bindekraft wie die Orientierungsfunktion der Realität als Apriori nahmen damit ab. Daraus erwuchsen Handlungsspielräume, die Alexander II., Calixt II., Alexander III. und Johannes XXII. in unterschiedlicher Weise nutzten: Die drei Ersten sahen den Schutz der Juden gegen christliche Verfolgung als Aufgabe des Papsttums, Johannes stimmte ihnen im Fall der Pastorellen zu, in seinem eigenen weltlichen Herrschaftsbereich aber hielt er eine umfassende Vertreibung der Juden und eine Zerstörung ihres Besitzes für legitim.

Der geteilte Glaube an die Verbindlichkeit der kirchlichen Tradition und der religiösen Grundlagen der Weltordnung bedeutete nicht, dass eigensinnige Änderungen nicht möglich waren. Insofern war selbst die auf Kontinuitätsfiktionen basierende Herrschaft der Päpste im Mittelalter ein Quell von radikal unterschiedlich gelagerten Unsicherheitserfahrungen: auf der einen Seite für die jeweiligen Päpste und ihr Umfeld selbst, insofern sie sich fragen mussten, ob die bisherige Praxis noch adäquat war oder geändert werden musste, obwohl dies ideologisch nur schwer zu rechtfertigen war; auf der anderen Seite für die betroffenen Jüdinnen und Juden, die durch bitteres Erleben lernen mussten, dass die Institution, die im Hochmittelalter noch gravierende Unsicherheitserfahrungen zu mildern vermochte, insofern sie sich zumindest bemühte, Recht durchzusetzen und die Folgen christlichen Judenhasses einzudämmen, später selbst Verfolgungspraktiken anwandte und dies für gerechtfertigt hielt.

Anhand dieser vier hier nur skizzenhaft ausgeführten Beispiele lässt sich erkennen, wie eine mediävistische Erforschung von Unsicherheit aussehen könnte. Zu untersuchen wären die Auslöser und Gründe für Unsicherheitserfahrungen mittelalterlicher Menschen. Rekonstruiert werden dann deren Weisen, mit diesen Erfahrungen umzugehen. Dabei werden zerstörerische, gewaltsame und exkludierende Reaktionen ebenso sichtbar wie sinnerzeugende, integrierende und pragmatische. Die Relevanz dieser Beobachtungen erhöht sich, insofern sie nicht allein dem Verständnis von (mittelalterlicher) Vergangenheit dienen, sondern dem Erklären des Hier und Jetzt. Wenn wir uns davon verabschieden, uns selbst in einer späten Moderne zu verorten, sondern offenlassen, wie die Gegenwart unserer Erkenntnisgewinnung epochal situiert ist, können wir souveräner und dynamischer mit den etablierten Weisen umgehen, Ordnung in historische Abläufe zu bringen. Das Entwicklungsparadigma lässt sich dann dynamisieren, das Alteritätsparadigma erweitern, dialektische Verbindungen der Deutungsschemata lassen sich spielerisch ausprobieren. Durch diese freieren Formen der Strukturierung und Darstellung der Forschungsergebnisse verlieren überkommene Ordnungsmuster ihre Verbindlichkeit, ohne obsolet zu werden. Die mediävistische Forschung kann sich ihrer dann souverän bedienen, ohne sie bilderstürmerisch zerschlagen zu müssen und damit forschungsgeschichtlich gewachsenes Erkenntnispotential zu verspielen. Wird neben der mittelalterlichen Vergangenheit die eigene Gegenwart erklärungsbedürftig, da sie nicht mehr mit den üblichen Parametern moderner Selbst- und Weltdeutung hinreichend vermessbar ist, und erkennt die Mediävistik es gerade angesichts dieser Erfahrung als eine ihrer Aufgaben an, neue Erklärungen in Bezug auch auf die eigene

Gegenwart zu liefern, erwächst ihr eine neue Relevanz,[109] denn sie erlaubt, strukturelle Analogien zwischen Mittelalter und Jetztzeit auszumachen.

Das Mittelalter bietet uns Heutigen dabei keine einfachen Antworten, wie mit Unsicherheit umzugehen ist. Dazu ist es in seinen technischen Möglichkeiten, seinen institutionellen und organisatorischen Gegebenheiten, hinsichtlich der verfügbaren wissenschaftlichen Erkenntnisse und der herrschenden Weltanschauungen, der diskursiven Regelmäßigkeiten, der Weisen, Selbst, Gruppen und Welt zu bilden, von unserer Gegenwart zu verschieden. Wir leben nicht einfach wieder im Mittelalter, deshalb bietet die Zeit zwischen 500 und 1500 auch keine Blaupause, um heutige Probleme zu lösen. Aber die Untersuchung mittelalterlicher Umgangsformen mit Unsicherheit erlaubt, ein Repertoire von Handlungsmöglichkeiten zu erkennen, die – wie in einem historischen Labor – bereits durchgespielt worden sind. In den Beispielen wären das ein Anschreiben gegen die schicksalhaften Einbrüche von Unsicherheit, der pragmatische Umgang mit scheiternden Plänen, die epistemische Ausdifferenzierung der Welt und das Austarieren der Handlungsspielräume von Religion, Recht und Politik. Daraus lassen sich Einsichten gewinnen, in welcher Richtung wir nach Lösungen für heutige Herausforderungen suchen sollten und welche Denk-, Aussage- und Handlungsweisen sich als fatal erwiesen haben. Zugleich erlaubt es eine Fokussierung auf das Auseinandertreten von Realität und Wirklichkeit im Mittelalter, Problemstellen zu identifizieren, von denen aus die Eigenarten der Gegenwart besser zu erkennen und zu erfassen sind.

Die oben knapp ausgeführten Beispiele ließen sich um weitere ergänzen, in denen Erfahrungen unserer Gegenwart Entsprechungen im Mittelalter haben, ohne das daraus Deckungsgleichheit entstünde. Auszugehen ist einmal davon, dass im Mittelalter und in unserer Gegenwart unterschiedliche Arten und Weisen entwickelt worden sind, mit Unsicherheiten umzugehen. Anzunehmen ist ebenso, dass verschiedene Gründe und Ursachen für Verunsicherung wiederum differierende Wirkungen zeitigen. Schließlich ist zu vermuten, dass sich analoge Problemlagen identifizieren lassen und die historische Analyse gelingende und scheiternde, aus heutiger Sicht produktive und destruktive Weisen des früheren Umgangs mit Unsicherheit untersuchen kann. Diesen Zusammenhängen könnte die mediävistische Forschung weiter nachgehen, wobei sie den Hiat zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht zu schließen bestrebt wäre, sondern ihn nutzte, um beide Pole besser zu verstehen, in ihren Spezifika zu erklären. Nur so könnten Analogien und Unterschiede mit analytischer Präzision erkannt und verstanden werden, was geschieht, wenn Realität und Wirklichkeit nicht mehr kongruieren. Wer weiß? Vielleicht ersinnt eine solche Mediävistik sogar Vorschläge, wie trotz der Allgegenwärtigkeit von Unsicherheitserfahrungen ein Leben und Zusammenleben unter den Bedingungen unserer Gegenwart gelingen könnte.

109 Dass es Anliegen mediävistischer Forschung sein sollte, relevant zu sein, fordern auch die Beiträge in *Jones/Kostick/Oschema* (Hrsg.), Making the Medieval Relevant (2020).

Bibliographie

Quellen

Jean le Bel, Chronique. Ed. *Jules Viard / Eugène Déprez*, 2 Bde. (Société de l'Histoire de France 97) Paris 1904–1905.

Boethius von Dacien, De aeternitate mundi, in: ders., Opera, Bd. 6,2: Topica – Opuscula. Ed. *Niklas Georg Green-Pedersen*. (Corpus philosophorum danicorum medii aevi 6.2) Kopenhagen 1976, 335–366.

Boethius von Dacien, De summo bono, in: ders., Opera, Bd. 6,2: Topica – Opuscula. Ed. *Niklas Georg Green-Pedersen*. (Corpus philosophorum danicorum medii aevi 6.2) Kopenhagen 1976, 367–377.

Bonaventura, Collationes de septem donis Spiritus sancti, in: ders.: Opera omnia, Bd. 5: Opuscula varia theologica. Quaracchi 1891, 457–503.

La condamnation parisienne de 1277. Ed. *David Piché*. Paris 1999.

Francesco Petrarca, Das lyrische Werk. Italienisch und Deutsch. Canzoniere, Triumphe, Verstreute Gedichte. Übers. v. Karl Förster / Hans Grote. Ed. *Hans Grote*. Düsseldorf / Zürich 2002.

Francesco Petrarca, Canzoniere. Ed. *Marco Santagata*. Mailand 1996.

Francesco Petrarca, Le familiari, Bd. 2: Libri V–XI. Ed. *Vittorio Rossi*. (Edizione nazionale delle opere di Francesco Petrarca 11) Florenz 1934.

Siger von Brabant, De aeternitate mundi, in: ders., Quaestiones in tertium de anima, De anima intellectiva, De aeternitate mundi. Ed. *Bernardo Bazán*. (Philosophes médiéaux 13) Louvain / Paris 1972, 113–136.

The Apostolic See and the Jews, Bd. 1: Documents 492–1404. Ed. *Shlomo Simonsohn*. Toronto 1988.

Literatur

Jonathan Adams / Cordelia Heß (Hrsg.), The Medieval Roots of Antisemitism. Continuities and Discontinuities from the Middle Ages to the Present Day. New York / London 2018.

Gerd Althoff (Hrsg.), Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992.

Franz-Josef Arlinghaus, Inklusion – Exklusion. Funktion und Formen des Rechts in der spätmittelalterlichen Stadt. Das Beispiel Köln. Köln 2018.

János M. Bak u. a. (Hrsg.), Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters, 19.–21. Jahrhundert. (Mittelalter Studien 17) München 2009.

Teodolinda Barolini, The Self in the Labyrinth of Time. ‚Rerum vulgarium fragmenta', in: Victoria Kirkham / Armando Maggi (Hrsg.), Petrarch. A Critical Guide to the Complete Works. Chicago 2009, 33–62, 361–368.

Robert Bartlett, The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change, 950–1350. Princeton 1993.

Thomas Bauer, Wann war die klassische Periode der islamischen Kultur?, in: Bacem Dziri / Merdan Güneş (Hrsg.), Niedergangsthesen auf dem Prüfstand / Narratives of Decline Revisited. Bern 2020, 159–173.

Thomas Bauer, Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient. München 2020.

Thomas Bauer, Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams. Berlin 2011.

Zygmunt Bauman, Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache. Berlin 2016.

Zygmunt Bauman, Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg 2008.

Anja Becker / Jan Mohr (Hrsg.), Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren. (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 8) Berlin 2012.

Frank Becker / *Benjamin Scheller* / *Ute Schneider* (Hrsg.), Die Ungewissheit des Zukünftigen. Kontingenz in der Geschichte. Frankfurt (Main) / New York 2016.
David Berger, Mission to the Jews and Jewish-Christian Contacts in the Polemical Literature of the High Middle Ages, in: American Historical Review 91 (1986), 576–591.
Markus Bernhardt u. a. (Hrsg.), Möglichkeitshorizonte. Zur Pluralität von Zukunftserwartungen und Handlungsoptionen in der Geschichte. Frankfurt (Main) / New York 2018.
Luca Bianchi, Pour une histoire de la „double vérité“. Paris 2008.
Luca Bianchi, Censure et liberté intellectuelle à l'université de Paris (XIII^{e}–XIV^{e} siècles). Paris 1999.
Luca Bianchi, Renaissance und ‚Ende' des Mittelalters. Betrachtungen zu einem historiographischen Scheinproblem, in: Enno Rudolph (Hrsg.), Die Renaissance als erste Aufklärung, Bd. 1: Die Renaissance und ihre Antike. Tübingen 1998, 117–130.
Luca Bianchi / *Eugenio Randi*, Vérités dissonantes. Aristote à la fin du Moyen Age. (Vestigia 11) Paris 1993.
Robert Black, The Renaissance and Humanism. Definitions and Origins, in: Jonathan Woolfson (Hrsg.), Palgrave Advances in Renaissance Historiography. Basingstoke / New York 2005, 97–117.
Horst Werner Blanke, Historiographiegeschichte als Historik. (Fundamenta Historica 3) Stuttgart-Bad Cannstatt 1991.
Hartmut Böhme (Hrsg.), Übersetzung und Transformation. Berlin / New York 2007.
Hartmut Böhme u. a., Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels. München / Paderborn 2011.
Luc Boltanski, Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008. Berlin 2010.
Michael Borgolte, Die Welten des Mittelalters. Globalgeschichte eines Jahrtausends. München 2022.
Michael Borgolte, Europäische und globale Geschichte des Mittelalters. Erfahrungen und Perspektiven, in: Francia 43 (2016), 285–302.
Michael Borgolte (Hrsg.), Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch. Berlin 2014.
Michael Borgolte, Mittelalter in der größeren Welt. Mediävistik als globale Geschichte, in: *ders*., Mittelalter in der größeren Welt. Essays zur Geschichtsschreibung und Beiträge zur Forschung, hrsg. von Tillmann Lohse / Benjamin Scheller. (Europa im Mittelalter 24) Berlin 2014, 533–546.
Michael Borgolte, Über europäische und globale Geschichte des Mittelalters. Historiographie im Zeichen kognitiver Entgrenzung, in: Klaus Ridder / Steffen Patzold (Hrsg.), Die Aktualität der Vormoderne. Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität. (Europa im Mittelalter 23) Berlin 2013, 47–65.
Michael Borgolte, Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr. (Siedler Geschichte Europas) München 2006.
Alain Boureau, L'empire du livre. Pour une histoire du savoir scolastique (1200–1380). Paris 2007.
Manuel Braun, Wie anders war das Mittelalter. (Aventiuren 9) Göttingen 2013.
Horst Bredekamp / *Stefan Trinks* (Hrsg.), Transformatio et continuatio. Forms of Change and Constancy of Antiquity in the Iberian Peninsula 500–1500. Berlin / Boston 2017.
Peter Brown, The Rise of Western Christendom. Triumph and Diversity, A.D. 200–1000. (The Making of Europe) Chichester 2013.
Marcel Bubert, Deutungskämpfe – Fake News – Judenmorde. Zur Formierung von Verschwörungstheorien im europäischen Spätmittelalter, in: Archiv für Kulturgeschichte 104 (2022), 15–48.
Marcel Bubert, Aufklärerisches Denken im Mittelalter? Alteuropäische Anläufe zu Differenzierung, Vernunftkult und Religionskritik, in: Anne Conrad / Alexander Maier / Christoph Nebgen (Hrsg.), Bildung als Aufklärung. Historisch-anthropologische Perspektiven. Wien 2020, 159–174.
Thomas Martin Buck / *Nicola Brauch* (Hrsg.), Das Mittelalter zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Probleme, Perspektiven und Anstöße für die Unterrichtspraxis. Münster 2011.
Heinz Bude, Gesellschaft der Angst. Hamburg 2014.
William Caferro, Contesting the Renaissance. Malden (MA) 2011.
Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton 2000.
Nicole Chareyron, Jean le Bel. Le maître de Froissart, grand imagier de la guerre de Cent Ans. Brüssel 1996.

Nicole Chareyron, Une campagne militaire racontée par un témoin de son temps. Jean le Bel en Écosse en 1327, in: Nord'. Revue de critique et de création littéraires du Nord-Pas-de-Calais 25 (1995), 11–21.
Erica Charters / *Marie Houllemare* / *Peter H. Wilson* (Hrsg.), A Global History of Early Modern Violence. Manchester 2020.
Robert Chazan, God, Humanity, and History. The Hebrew First Crusade Narratives. Berkeley 2000.
Robert Chazan, Daggers of Faith. Thirteenth-Century Christian Missionizing and Jewish Response. Berkeley 1989.
Jeffrey Jerome Cohen (Hrsg.), The Postcolonial Middle Ages. New York 2000.
Jeremy Cohen, The Friars and the Jews. The Evolution of Medieval Anti-Judaism. Ithaca / London 1982.
Rolf Darge, Wie kann die Philosophie uns glücklich machen? Boethius von Dacien und das antike Philosophieideal, in: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie 51 (2004), 5–26.
Kathleen Davis / *Nadia Altschul* (Hrsg.), Medievalisms in the Postcolonial World. The Idea of ‚the Middle Ages' Outside Europe. Baltimore 2009.
Wolfram Drews / *Christian Scholl* (Hrsg.), Transkulturelle Verflechtungsprozesse in der Vormoderne. (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Beihefte 3) Berlin / Boston 2016.
Sten Ebbesen, The Paris Arts Faculty. Siger of Brabant, Boethius of Dacia, Radulphus Brito, in: John Marenbon (Hrsg.), Medieval Philosophy. (Routledge History of Philosophy 3) London / New York 1998, 269–290.
Katharina Eisch-Angus, Absurde Angst. Narrationen der Sicherheitsgesellschaft. Wiesbaden 2019.
Miriam Eliav-Feldon / *Benjamin Isaac* / *Joseph Ziegler* (Hrsg.), The Origins of Racism in the West. Cambridge 2009.
Thomas Ertl, Streit ums Globale. Die Grenzen der mittelalterlichen Geschichte, in: Hans-Werner Goetz (Hrsg.), Kontroversen in der jüngeren Mediävistik. Köln 2023, 51–78.
Thomas Ertl / *Klaus Oschema*, Les études médiévales après le tournant global, in: Annales. Histoire, Sciences Sociales 76 (2021), 787–801.
Fabio Finotti, The Poem of Memory. ‚Triumphi', in: Victoria Kirkham / Armando Maggi (Hrsg.), Petrarch. A Critical Guide to the Complete Works. Chicago 2009, 63–83, 375–384.
Peter Feldbauer, Mediterraner Kolonialismus. Expansion und Kulturaustausch im Mittelalter. Essen 2005.
Roy Flechner, How Far is Global?, in: Medieval Worlds 12 (2020), 255–266.
Amalie Fößel (Hrsg.), Gewalt, Krieg und Geschlecht im Mittelalter. Bern 2020.
Garth Fowden, Late Antiquity, Islam, and the First Millennium. A Eurasian Perspective, in: Millennium 13 (2016), 5–28.
Paul Freedman / *Gabrielle M. Spiegel*, Medievalisms Old and New. The Rediscovery of Alterity in North American Medieval Studies, in: American Historical Review 103 (1998), 677–704.
Natalie M. Fryde u. a. (Hrsg.), Die Deutung der mittelalterlichen Gesellschaft in der Moderne. (Veröffentlichung des Max-Planck-Instituts für Geschichte 217) Göttingen 2006.
Daniel Fulda, Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860. (European Cultures. Studies in Literature and the Arts 7) Berlin / New York 1996.
Claudia Garnier (Hrsg.), Konzepte und Funktionen der Gewalt im Mittelalter. Berlin / Münster 2021.
Patrick J. Geary, Herausforderungen und Gefahren der Integration von Genomdaten in die Erforschung der frühmittelalterlichen Geschichte. Göttingen 2020.
Patrick J. Geary, „Multiple Middle Ages". Konkurrierende Meistererzählungen und der Wettstreit um die Deutung der Vergangenheit, in: Frank Rexroth (Hrsg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen. (Historische Zeitschrift, Beiheft N. F. 46) München 2007, 107–120.
Julia Gebke, (Fremd)Körper. Die Stigmatisierung der Neuchristen im Spanien der Frühen Neuzeit. Wien u. a. 2020.

Thomas F. Glick / Antonio Malpica Cuello (Hrsg.), From Al-Andalus to the Americas (13th–17th Centuries). Destruction and Construction of Societies. (The Medieval and Early Modern Iberian World 65) Leiden 2018.

Hans-Werner Goetz, Die christlich-abendländische Wahrnehmung anderer Religionen im frühen und hohen Mittelalter. Methodische und vergleichende Aspekte. Berlin 2013.

Hans-Werner Goetz, Vorstellungsgeschichte. Gesammelte Schriften zu Wahrnehmungen, Deutungen und Vorstellungen im Mittelalter, hrsg. von Anna Aurast u. a. Bochum 2007.

Jack Goody, Renaissances. The One or the Many? Cambridge 2010.

Agnès Graceffa, Les historiens et la question franque. Le peuplement franc et les Mérovingiens dans l'historiographie française et allemande des XIXe–XXe siècles. Turnhout 2009.

František Graus, Pest – Geissler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 86) Göttingen 1987.

Solomon Grayzel, Changes in Papal Policy toward the Jews in the Middle Ages, in: Pinchas Peli (Hrsg.), Proceedings of the Fifth World Congress of Jewish Studies, the Hebrew University, Mount Scopus – Givat Ram, Jerusalem, 3–11 August, 1969, Bd. 2. Jerusalem 1969, 43–54.

Stephen Greenblatt, The Swerve. How the World Became Modern. New York 2011.

Bernard Guenée, Jean Le Bel et le „noble roi Édouard", in: Comptes rendus. Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 152 (2008), 1685–1693.

Thomas Hahn (Hrsg.), A Cultural History of Race in the Middle Ages. London 2023.

James Hankins, Virtue Politics. Soulcraft and Statecraft in Renaissance Italy. Cambridge (MA) / London 2019.

Wolfgang Haubrichs (Hrsg.), Erfindung des Mittelalters. (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 151) Stuttgart 2008.

Johannes Heil, „Gottesfeinde" – „Menschenfeinde". Die Vorstellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert). Essen 2006.

Geraldine G. Heng, Introduction. What Is the Global Middle Ages and Why and How Do We Teach It?, in: dies. (Hrsg.), Teaching the Global Middle Ages. New York 2022, 1–23.

Geraldine G. Heng, The Global Middle Ages. An Introduction. Cambridge 2021.

Geraldine G. Heng, The Invention of Race in the European Middle Ages. Cambridge 2018.

Klaus Herbers / Nikolaus Jaspert (Hrsg.), Grenzräume und Grenzüberschreitungen im Vergleich. Der Osten und der Westen des mittelalterlichen Lateineuropa. (Europa im Mittelalter 7) Berlin 2007.

Max Sebastián Hering Torres, Rassismus in der Vormoderne. Die ‚Reinheit des Blutes' im Spanien der Frühen Neuzeit. Frankfurt (Main) 2006.

Catherine Holmes / Naomi Standen, Introduction. Towards a Global Middle Ages, in: dies. (Hrsg.), The Global Middle Ages. (Past and Present, Suppl. 13) Oxford 2018, 1–44.

Nikolas Jaspert, The Mediterranean Other and the Other Mediterranean. Perspectives of Alterity in Medieval Studies, in: Hans-Werner Goetz / Ian N. Wood (Hrsg.), Otherness in the Middle Ages. (International Medieval Research 25) Turnhout 2021, 37–74.

Hans Robert Jauß, Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. München 1977.

Chris Jones / Conor Kostick / Klaus Oschema (Hrsg.), Making the Medieval Relevant. How Medievalists Are Revolutionising the Present. (Das Mittelalter, Beihefte 6) Berlin / New York 2020.

Bernhard Jussen, Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa 526–1535. München 2023.

Bernhard Jussen, Wer falsch spricht, denkt falsch. Warum Antike, Mittelalter und Neuzeit in die Wissenschaftsgeschichte gehören, in: Matthias Steinmetz (Hrsg.), Spekulative Theorien, Kontroversen, Paradigmenwechsel. (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Debatte 17) Berlin 2017, 38–52.

Ian Kershaw, Achterbahn. Europa 1950 bis heute. München 2019.

Christian Kiening, Alterität und Methode. Begründungsmöglichkeiten fachlicher Identität, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 52 (2005), 150–167.

Daniel G. König, Einleitung. Zwischen Isolation und Verflechtung. Globale Interaktion 600–1350, in: ders. (Hrsg.), 600–1350. Geteilte Welten. München 2023, 11–46.
Catherine König-Pralong, Médiévisme philosophique et raison moderne. De Pierre Bayle à Ernest Renan. Paris 2016.
Catherine König-Pralong / *Mario Meliadò* / *Matteo Sanfilippo* (Hrsg.), The Territories of Philosophy in Modern Historiography. Turnhout 2019.
Jamie Kreiner / *Helmut Reimitz* (Hrsg.), Motions of Late Antiquity. Essays on Religion, Politics, and Society in Honour of Peter Brown. (Cultural Encounters in Late Antiquity and the Middle Ages 20) Turnhout 2016.
Wolfgang Lefèvre, Die Entstehung der biologischen Evolutionstheorie. Frankfurt (Main) / Berlin / Wien 1984.
Joseph Lemberg, Der Historiker ohne Eigenschaften. Eine Problemgeschichte des Mediävisten Friedrich Baethgen. Frankfurt (Main) / New York 2015.
Volker Leppin, Der umstrittene Aristoteles. Die konsequenten Aristoteliker des 13. Jahrhunderts und ihre theologischen Gegner, in: Oliver Auge / Matthias Müller (Hrsg.), Natur und Geist. Von der Einheit der Wissenschaften im Mittelalter. Ostfildern 2008, 31–42.
Alain de Libera, Denken im Mittelalter. München 2003.
Davide Liberatoscioli, Juden ohne Päpste. Inklusion und Judenfeindlichkeit zwischen Rom und Avignon. (Europäisch-jüdische Studien. Beiträge 52) Berlin / Boston 2021.
Sven-Eric Liedman / *Thomas Marxhausen* / *Wolfgang Fritz Haug*, Art. Entwicklung, in: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.), Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 3. Berlin / Hamburg 1997, 553–567.
Graham A. Loud / *Martial Staub* (Hrsg.), The Making of Medieval History. York 2017.
Arnaldo Marcone, A Long Late Antiquity? Considerations on a Controversial Periodization, in: Journal of Late Antiquity 1 (2008), 4–19.
Steffen Mau, Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft. Berlin 2020.
Christoph Mauntel, Gewalt in Wort und Tat. Praktiken und Narrative im spätmittelalterlichen Frankreich. (Mittelalter-Forschungen 46) Ostfildern 2014.
Michael McCormick, Origins of the European Economy. Communications and Commerce, A.D. 300–900. Cambridge 2002.
Mischa Meier, Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. (Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung) München 2020.
Mischa Meier, Ostrom – Byzanz, Spätantike – Mittelalter. Überlegungen zum „Ende“ der Antike im Osten des Römischen Reiches, in: Millennium 9 (2012), 187–253.
Mischa Meier / *Steffen Patzold*, Gene und Geschichte. Was die Archäogenetik zur Geschichtsforschung beitragen kann. Stuttgart 2021.
Katharina Ulrike Mersch, Missachtung, Anerkennung und Kreativität. Exkommunizierte Laien im 13. Jahrhundert. Ostfildern 2020.
Michael Mitterauer, Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs. München 2003.
Robert Ian Moore, The Formation of a Persecuting Society. Power and Deviance in Western Europe, 950–1250. Oxford 1987.
Christian Moser, Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbsthermeneutik von Platon bis Montaigne. (Communikatio. Studien zur europäischen Literatur- und Kulturgeschichte 36) Tübingen 2006.
Marina Münkler, Alterität und Interkulturalität. Ältere deutsche Literatur, in: Claudia Benthien / Hans Rudolf Velten (Hrsg.), Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Reinbek 2002, 323–344.
Anne Chr. Nagel, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970. Göttingen 2005.
Armin Nassehi, Unbehagen. Theorie der überforderten Gesellschaft. München 2021.

Uwe Neddermeyer, Das Mittelalter in der deutschen Historiographie vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Geschichtsgliederung und Epochenverständnis in der frühen Neuzeit. (Kölner historische Abhandlungen 34) Köln 1988.

Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben, in: *ders*., Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV. Nachgelassene Schriften 1870–1873, hrsg. von Giorgoi Colli / Mazzino Montinari. (Kritische Studienausgabe 1) Berlin / New York 1988, 243–334.

David Nirenberg, Communities of Violence. Persecution of Minorities in the Middle Ages. Neuausgabe, Princeton / Oxford 2015.

David Nirenberg, Was There Race before Modernity? The Example of ‚Jewish' Blood in Late Medieval Spain, in: ders. (Hrsg.), Neighboring Faiths. Christianity, Islam, and Judaism in the Middle Ages and Today. Chicago / London 2014, 169–190.

David Nirenberg, Anti-Judaism. The Western Tradition. New York 2013.

Otto Gerhard Oexle, Die Gegenwart des Mittelalters. Berlin 2013.

Otto Gerhard Oexle, Die Wirklichkeit und das Wissen. Mittelalterforschung, historische Kulturwissenschaft, Geschichte und Theorie der historischen Erkenntnis, hrsg. von Bernhard Jussen / Andrea von Hülsen-Esch / Frank Rexroth. Göttingen 2011.

Otto Gerhard Oexle, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 116) Göttingen 1996.

W. Mark Ormrod, Edward III. New Haven / London 2011.

Klaus Oschema, Bilder von Europa im Mittelalter. Ostfildern 2013.

Walter Pohl, Frühmittelalterliche Migrationen und Identitäten im Spiegel naturwissenschaftlicher DNA-Analysen, in: Hans-Werner Goetz (Hrsg.), Kontroversen in der jüngeren Mediävistik. Köln 2023, 177–212.

Joshua Prawer, The Latin Kingdom of Jerusalem. European Colonialism in the Middle Ages. London 1972.

François-Xavier Putallaz / Ruedi Imbach, Profession: Philosophe. Siger de Brabant. Paris 1997.

Peter Raedts, Die Entdeckung des Mittelalters. Geschichte einer Illusion. Darmstadt 2016.

Mary Rambaran-Olm / Erik Wade, What's in a Name? The Past and Present Racism in ‚Anglo-Saxon' Studies, in: The Yearbook of English Studies 52 (2022), 135–153.

Andreas Reckwitz, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2017.

Folker Reichert, Fackel in der Finsternis. Der Historiker Carl Erdmann und das „Dritte Reich", 2 Bde. Darmstadt 2022.

Folker Reichert, Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen. Göttingen 2009.

Frank Rexroth, Abschied vom Epochendenken? Mittelalterbilder in Zeiten der Entkategorisierung, in: Historische Zeitschrift 318 (2024), 115–140.

Frank Rexroth, Keine Experimente! Hermann Heimpel und die verzögerte Erneuerung der deutschen Geschichtsforschung nach 1945, in: Dirk Schumann (Hrsg.), Forschen im „Zeitalter der Extreme". Akademien und andere außeruniversitäre Forschungseinrichtungen im Nationalsozialismus und nach 1945. Göttingen 2020, 297–325.

Frank Rexroth, „Abendland-Substanz-Literatur"? Über Ernst Robert Curtius, sein größtes Werk und die Mittelalterbilder des 20. Jahrhunderts, in: Thomas Schilp / Caroline Horch (Hrsg.), Memoria – Erinnerungskultur – Historismus. Zum Gedenken an Otto Gerhard Oexle. Turnhout 2019, 249–266.

Frank Rexroth, Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters. München 2018.

Frank Rexroth, Geschichte erforschen oder Geschichte schreiben? Die deutschen Historiker und ihr Spätmittelalter 1859–2009, in: Historische Zeitschrift 289 (2009), 109–147.

Frank Rexroth, Das Mittelalter und die Moderne in den Meistererzählungen der historischen Wissenschaften, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 38 (2008), 12–31.

Klaus Ridder / Steffen Patzold (Hrsg.), Die Aktualität der Vormoderne. Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität. Berlin 2013.
Rebecca Rist, Popes and Jews, 1095–1291. Oxford 2016.
Bernd Roeck, Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. München 2017.
Clifford J. Rogers, Edward III and the Dialectics of Strategy, 1327–1360, in: ders. (Hrsg.), The Wars of Edward III. Sources and Interpretations. Woodbridge / Rochester (NY) 1999, 265–283.
Hartmut Rosa, Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Berlin 2013.
Hartmut Rosa, Beschleunigung. die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Berlin 2005.
Philipp Sarasin, Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie. Mit einem neuen Vorwort. Berlin 2019.
Günter Schäfer-Hartmann, Literaturgeschichte als wahre Geschichte. Mittelalterrezeption in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts und politische Instrumentalisierung des Mittelalters durch Preußen. Frankfurt (Main) 2009.
Benjamin Scheller, Erfahrung, Erwartung und Erlösung. Die Stiftungen des Mittelalters als Zukunftspraxis, in: Klaus Oschema / Bernd Schneidmüller (Hrsg.), Zukunft im Mittelalter. Zeitkonzepte und Planungsstrategien. (Vorträge und Forschungen 90) Ostfildern 2021, 185–207.
Benjamin Scheller (Hrsg.), Kulturen des Risikos im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. (Schriften des Historischen Kollegs 99) Berlin 2019.
Benjamin Scheller, Die Stadt der Neuchristen. Konvertierte Juden und ihre Nachkommen im Trani des Spätmittelalters zwischen Inklusion und Exklusion. (Europa im Mittelalter 22) Berlin 2013.
Benjamin Scheller / Christian Hoffarth (Hrsg.), Ambiguität und die Ordnungen des Sozialen im Mittelalter. (Das Mittelalter. Beihefte 10) Berlin / Boston 2018.
Juliane Schiel, Zur Anwendung hochmoderner Theorien auf das Mittelalter am Beispiel der ‚Critical Race Theory'. Ein Beitrag zum wissenschaftlichen Umgang mit einer kontroversen Forschungssituation, in: Hans-Werner Goetz (Hrsg.), Kontroversen in der jüngeren Mediävistik. Köln 2023, 213–232.
Bastian Schlüter, Explodierende Altertümlichkeit. Imaginationen vom Mittelalter zwischen den Weltkriegen. Göttingen 2011.
Nora Schmidt / Nora K. Schmid / Angelika Neuwirth, Spätantike. Von einer Epoche zu einem Denkraum, in: dies. (Hrsg.), Denkraum Spätantike. Reflexionen von Antiken im Umfeld des Koran. Wiesbaden 2016, 1–36.
Falko Schmieder, Entwicklung, Evolution, in: Annika Hand / Christian Bermes / Ulrich Dierse (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der Philosophie des 19. Jahrhunderts. (Archiv für Begriffsgeschichte. Sonderheft 11) Hamburg 2015, 165–190.
Peter Schöttler, Die „Annales"-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft. Tübingen 2015.
Isabelle Schürch / Anja Rathmann-Lutz / Matthieu Gillabert (Hrsg.), Vormoderne postkolonial? Moyen Âge postcolonial? (Traverse 29:2) Zürich 2022.
Alfred Schütz, Theorie der Lebenswelt 1. Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt, hrsg. von Martin Endreß / Ilja Srubar. (Alfred Schütz Werkausgabe V.1) Konstanz 2003.
Alfred Schütz / Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, hrsg. von Martin Endreß. Konstanz ^{2}2017.
Bernd Sommer, Prekarisierung und Ressentiments. Soziale Unsicherheit und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland. Wiesbaden 2010.
Andreas Speer, 1000 Jahre Philosophie. Ein anderer Blick auf die Philosophie des „Mittelalters". Paderborn 2023.
Sita Steckel, Kulturen des Lehrens im Früh- und Hochmittelalter. Autorität, Wissenskonzepte und Netzwerke von Gelehrten. (Norm und Struktur 39) Köln 2010.
Karlheinz Stierle, Francesco Petrarca. Ein Intellektueller im Europa des 14. Jahrhunderts. München 2003.

Kenneth R. Stow, The Avignonese Papacy or, After the Expulsion, in: Jeremy Cohen (Hrsg.), From Witness to Witchcraft. Jews and Judaism in Medieval Christian Thought. (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 11) Wiesbaden 1997, 275–297.

Kenneth R. Stow, Papal and Royal Attitudes toward Jewish Lending in the Thirteenth Century, in: Association for Jewish Studies Review 6 (1981), 161–184.

Valerie Theis, Jean XXII et l'expulsion des juifs du Comtat Venaissin, in: Annales. Histoire, Sciences Sociales 67 (2012), 41–77.

Michael Toch, Die Juden im mittelalterlichen Reich. (Enzyklopädie deutscher Geschichte 44) München ^{3}2013.

Karl Ubl, Rasse und Rassismus im Mittelalter: Potential und Grenzen eines aktuellen Forschungsparadigmas, in: Historische Zeitschrift 316 (2023), 306–341.

Karl Ubl, Sinnstiftungen eines Rechtsbuchs. Die *Lex Salica* im Frankenreich. (Quellen und Forschungen zum Recht im Mittelalter 9) Ostfildern 2017.

Frank Uekötter, Im Strudel. Eine Umweltgeschichte der modernen Welt. Frankfurt (Main) 2020.

Gion Wallmeyer, Wissen über Ungewisses. Politische Berater und die spätmittelalterlichen Kreuzzugspläne (1274–1336). (Europa im Mittelalter 43) Berlin 2023.

Dorothea Weltecke, Minderheiten und Mehrheiten. Erkundungen religiöser Komplexität im mittelalterlichen Afro-Eurasien. Berlin 2020.

Dorothea Weltecke, „Jenseits des Christlichen Abendlandes". Grenzgänge in der Geschichte der Religionen des Mittelalters. Konstanz 2009.

Wolfgang Wieland, Entwicklung, Evolution, in: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 2. Stuttgart 1975, 199–228.

Michael Wild, Öffentlichkeit in unsicheren Zeiten. Zur Analyse öffentlicher Kommunikation in Revolutionen. Köln 2020.

Personenregister

Abdel-Samad, Hamed 254
Abulafia, Anna Sapir 110
Accursio, Mainardo 452
Adalhard von Corbie 320
Aegidius Romanus 456
Agamben, Giorgio 143, 149–152
Akbari, Suzanne 274
Albert von Aachen 395
Aldhelm von Malmesbury 320
Alexander der Große, König von Makedonien 25, 30, 51
Alexander II., Papst 459, 462
Alexander III., Papst 459, 462
Alkuin 320, 326
al-Mutanabbī 259
Althoff, Gerd 275
Ambler, Joy 393
Anderson, Benedict 224, 232
Anselm von Canterbury 99, 110
Antoine-Mahut, Delphine 130
Appadurai, Arjun 208
Arat von Soloi 323
Ariès, Philippe 6
Aristoteles 129, 261, 455–457
Arlinghaus, Franz-Josef 441
Assmann, Jan 171
Astronomus 321, 331
Augustinus von Hippo 302, 330
Augustus, römischer Kaiser 322
Austen, Jane 101
Averroes *siehe* Ibn Rushd
Avicenna *siehe* Ibn Sina

Baader, Gerhard 317
Bacon, Francis 131
Baethgen, Friedrich 54, 69, 74–75
Bak, János 273
Balke, Peder 250
Balthasar, Herzog von Mecklenburg 349
Barlow, Frank 88
Barth, Karl 99
Bartlett, Robert 111, 228–229
Basedow, Dietrich, Ratsherr in Lübeck 359–360
Basedow, Heinrich 357 *siehe* Heinrich II. Basedow, Bischof von Kurland
Basedow, Jordan, Kanoniker in Lübeck 359
Basedow, Sander 359
Bassano da Pessina 386
Bauer, Thomas 8, 127, 217, 429, 435
Beccaria, Augusto 317–318
Beda Venerabilis 323, 330
Bellandi, Simone d'Andrea 371, 377, 384–385
Benedikt, Kanoniker von St. Peter in Rom 69–70
Berger, Peter 39
Berges, Wilhelm 32
Berman, Harold J. 112, 114, 151
Bernward, Bischof von Hildesheim 309
Beumann, Helmut 297, 302
Bianchi, Luca 436
Biskamp, Floris 412
Bitterauf, Theodor 57
Blaschke, Karlheinz 269
Blickle, Peter 5
Blitstein, Pablo 127
Bloch, Marc 12, 33, 91
Blumenberg, Hans 149
Blumenkranz, Bernhard 299, 303
Boethius, Anicius Manlius Severinus 75, 319, 456
Boethius von Dacien 456–458
Boleyn, Anne 10
Bonaparte, Napoleon 233
Bonaventura (Johannes Fidanza) 456–458
Bondi, Georg 52, 72
Boockmann, Hartmut 182, 269
Borchardt, Rudolf 52
Borgolte, Michael 5, 7–8, 85, 173, 183, 225, 231, 235–236, 268–269, 316, 430
Börm, Henning 206
Borst, Arno 32, 317, 322–323, 330–331
Borutta, Manuel 262
Bosl, Karl 5
Bossi, Ilaria 327
Boucheron, Patrick 194
Bourdieu, Pierre 22
Boureau, Alain 436
Bracciolini, Poggio 435
Brackmann, Albert 53–54
Brant, Sebastian 170
Brecht, Bertolt 13
Breivik, Anders 234
Brockelmann, Carl 256–257
Brockmeyer, Henry Clay 134

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

https://doi.org/10.1515/9783111216140-019

Broder, Henryck M. 253
Bronisch, Alexander Pierre 301
Brooke, Christopher 89
Brown, Peter 184, 203–205
Brown, Rachel Fulton 402
Brucker, Jacob 129, 136
Bruni, Leonardo 28
Brunner, Otto 32
Bubert, Marcel 439, 442
Bulst-Thiele, Marie Luise 32
Burckhardt, Jacob 36, 141, 258–259
Burke, Peter 131–133
Bynum, Caroline Walker 274

Caesar, Gaius Julius 52, 322
Calcidius 323
Calixt II., Papst 459, 462
Cantor, Norman 88
Cardozo, Benjamin 145
Carlyle, Alexander J. 142
Carney, James 38
Carocci, Cristofano di Bartolo 378, 382–384
Carvajal, Johannes, Kardinal 344
Caspar, Erich 60
Cassiodor 153, 319, 327
Cassirer, Ernst 31, 142
Cellarius, Christoph 3, 29
Cerha, Friedrich 250
Chabod, Federico 220
Chakrabarty, Dipesh 137, 231, 262, 278, 432
Charle, Christophe 228
Chenu, Marie-Dominique 105
Cheyette, Frederic 275
Chimisso, Cristina 131
Chrétien de Troyes 95
Christian II., König von Dänemark, Norwegen und Schweden 354–355
Christine von Pizan 137
Chroust, Anton 58
Clagett, Marshall 33–35
Cohen, Jeremy 302
Collins, Randall 28
Colonna, Giovanni 451
Colonna, Stefano, der Ältere 451
Constable, Giles 274
Cosmas und Damian 326–328
Cousin, Victor 130
Cristiani, Luca 452
Cromwell, Thomas 10
Cuffel, Alexandra 171
Curtius, Ernst Robert 4, 38

Dagenais, John 137
Daniel, Norman 96
Dante Alighieri 386
Darwin, Charles 434
Daston, Lorraine 407
Datini, Francesco 371–372, 374, 376–379, 382–388
Datini, Margherita 375–376
Davies, Wendy 274
Davis, Kathy 411
Dawson, Christopher 221, 230, 232
de Boer, Jan-Hendryk 409
Degele, Nina 394
del Sera, Luca “ 383
Descartes, René 130
di Benci, Tieri “ 386–387
DiAngelo, Robin 417
Diez, Friedrich 26
Dionysius Exiguus 208, 329–330
Dobcheva, Ivana 322–323
Domaszewski, Alfred von 51
Drebbel, Cornelis 249
Droysen, Johann Gustav 25
Duby, Georges 6, 270, 274
Duhem, Pierre 3
Duns Scotus, Johannes 128

Eastman, Charles Alexander 135
Eberhard, Markgraf von Friaul 324
Eccard, Graf von Mâcon 324
Echevarría Arsuaga, Ana 171
Eco, Umberto 10–11
Edward III., König von England 453–455
Ehlers, Joachim 269
Eichmann, Eduard 69
Eigil, Abt von Fulda 327
Einhard 328, 330–331
Ekkehard IV. von St. Gallen 329
Elbogen, Ismar 303
Elm, Kaspar 164
Engel, Evamaria 269
Engels, Friedrich 270
Epperlein, Siegfried 269
Epstein, Fritz Theodor 75
Erdmann, Carl 34, 47–48, 54–66, 68–70, 72, 74
Erichsen, Gottschalk, Kleriker in der Diözese Schleswig 353–355, 363

Ermenrich von Ellwangen 320
Esch, Arnold 269–270, 342–343, 372
Esders, Stefan 206, 208
Eusebius von Caesarea 206

Faba, Guido 75
Fastrada 332
Fauvelle, François-Xavier 7
Febvre, Lucien 126, 282
Feldman, Martha 381
Ficker, Julius von 25
Fickermann, Norbert 64, 74
Fischer, Jürgen 221
Fischer, Klaus-Dietrich 317, 331
Fliche, Augustin 99, 104, 112
Foucault, Michel 147, 437
Fouracre, Paul 274
Fournier, Paul 99, 104, 112
Fowden, Garth 166, 212
Franz I., König von Frankreich 355
Freidenreich, David 171
Fried, Johannes 182–183, 269, 275
Friedenburg, Daniel 301
Friedrich II., römisch-deutscher König und Kaiser 51–52, 69, 415
Friedrich, Caspar David 250
Froissart, Jean 128, 453, 455
Fukuyama, Francis 271
Fulda, Daniel 406

Galbraith, Vivian 87
Galenos von Pergamon 319, 325, 327
Gatterer, Johann Christoph 30–31
Gauguin, Paul 250
Gaunt, Simon 399
Geary, Patrick 8, 24, 207, 440
George, Stefan 51–53, 63
Gerbert von Aurillac 90
Gerhards, Jürgen 255
Giacometti, Alberto 250
Gibbon, Edward 3, 30
Gierke, Otto von 32, 141, 145
Giesebrecht, Wilhelm von 53
Gisela, Markgräfin von Friaul 324
Gläser, Heinz 76
Glasman, Joël 392
Goar, Heiliger 332
Goethe, Johann Wolfgang von 52, 296
Goetz, Hans-Werner 6, 273–274, 441
Gogh, Vincent van 250
Goldthwaite, Richard 374
Gollwitzer, Heinz 220
Goody, Jack 127, 137
Görtz, Birgit 254
Gothein, Eberhard 51
Graetz, Heinrich 294
Grant, Edward 33
Gras, Norman “ 374
Grauert, Hermann 57
Graus, František 270
Greenblatt, Stephen 435–436
Greer, Margaret 137
Gregor I., Papst 459
Gregor VII., Papst 60, 99–100, 112
Gregor IX., Papst 358
Gregor von Tours 211
Grimm, Jakob 26
Grossi, Paolo 150–151
Grosz, George 253
Grotius, Hugo 151
Guardini, Romano 36
Gundolf, Friedrich 51–52
Gurjewitsch, Aaron 6

Hagen, Friedrich Heinrich von der 26
Halecki, Oskar 225–227, 229
Halpern, Richard 147
Halsall, Guy 204
Hampe, Karl 53, 55
Hancock, Ian 404
Hankins, James 436–437
Harris, William Torrey 134
Hartmann, Martina 272
Haskins, Charles Homer 3, 34, 82, 88–90, 102–103, 106
Hay, Denys 221
Hayez, Jérôme 372, 380
Heer, Friedrich 108
Heffernan, Michael 231
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 32, 134, 136, 253, 258, 434
Heidegger, Martin 136
Heil, Johannes 413, 420–421
Heilig, Konrad Josef 70
Heimpel, Hermann 32, 65, 71, 223, 229
Heinrich I., König des ostfränkischen Reichs 73

Heinrich VIII., König von England 10
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern 190
Heinrich II. Basedow, Bischof von Kurland 357–361, 363
Heinrich Bekelin, Rektor der Universität Rostock 346
Heller, Emmy 76
Heng, Geraldine 277, 396–405, 407–409, 411–413, 419, 430
Henry de Bracton 145
Herakleios 210
Hering Torres, Max Sebastián 419
Herlihy, David 279
Hermann II., Bischof von Kurland 361
Hermann von Scheda 299
Hesdin, Jean de 29
Hewitt, John Napoleon Brinton 135
Hieronymus, Sophronius Eusebius “ 330
Hiestand, Rudolf 223
Hillner, Julia 206
Hippokrates von Kos 327
Hirschfeld, Magnus 253
Hitler, Adolf 51, 233
Hoffman, Philip T. 261
Höfler, Otto 37
Hofmeister, Adolph 341
Holtzmann, Robert 60
Holze, Heinrich 394
Hrabanus Maurus 320
Hu Shi 127
Humbert von Silva Candida 70
Huntington, Samuel 93, 193–194
Huschner, Wolfgang 268

Ibn al-Bannāʾ 259–260
Ibn Ḫaldūn 260
Ibn Nubātah al-Misrī 260
Ibn Rushd 129, 455–456
Ibn Sina 261
Innozenz III., Papst 70, 459–460
Isidor von Sevilla 319, 323, 327
Israel, Uwe 439, 458

Jacob, Christian 131–132
Jacob, Robert 143, 152–153
Jakobus der Ältere 355
Jarnut, Jörg 274
Jauß, Hans Robert 440
Jean le Bel 453–455
Jelavich, Charles 72
Jenks, Edward 146
Jesus Christus 149, 165, 172, 326–327, 330
Joachim von Fiore 57, 70
Joachimsen, Paul 57
Johann von Hennegau, Herr von Beaumont 453
Johannes XXII., Papst 148, 150, 460–462
Johannes Scottus Eriugena 75
Jones, Charles William 330
Jussen, Bernhard 8, 173, 217, 429
Juste, David 317

Kant, Immanuel 253
Kantorowicz, Ernst 34, 47–49, 51–55, 57, 61–64, 66–68, 74, 76, 142–149, 152–153, 274, 442
Karl der Große, fränkischer König und Kaiser 29, 191, 209–210, 222, 230–231, 233, 316, 320, 322, 327–332
Karl V., König von Frankreich 128
Karl V., römisch-deutscher König und Kaiser 355
Kedar, Benjamin 173
Keetman, Jan 254
Kehr, Paul Fridolin 58–63
Keil, Gundolf 317
Kelek, Necla 254
Kelley, Donald R. 131
Kelly-Gadol, Joan 6
Kerolt, Mönch von St. Gallen 329
Kienast, Walther 61
Kiening, Christian 274
Kim, Dorothy 401–402
Klebel, Ernst 65, 71
Klein, Birgit 293
Klewitz, Hans-Walter 61, 69–70
Klibansky, Raymond 75
Kliemann, Katja 293
Klimt, Gustav 250
Knowles, David 99, 101–102
Kocka, Jürgen 270
Kolle, Oswald 253
König-Pralong, Catherine 439
Konstantin I., römischer Kaiser 291–292
Koons, Jeff 253
Koselleck, Reinhart 11, 29, 407, 440
Koyré, Alexandre 33
Koziol, Geoffrey 275
Krause, Johannes 280
Krynen, Jacques 143, 152–153

Küpper, Helmut 72
Kurtz, Joachim 129

Lachmann, Karl 26
Ladner, Gerhart 76
Lagarde, Georges de 142
Lamprecht, Karl 67
Langlotz, Ernst 72
Latour, Bruno 132
Laura, Geliebte Francesco Petrarcas 450–451
Le Bras, Gabriel 99
Le Corbusier (Jeanneret-Gris, Charles-Édouard) 250
Le Goff, Jacques 181, 232, 270, 274
Leclercq, Jean 99, 101
Leja, Meg 331
Leo IX., Papst 60
Leppin, Hartmut 206
Lerner, Robert 143, 146
Levison, Wilhelm 71, 75
Lévy-Bruhl, Lucien 131
Lewis, Bernard 407
Ley, Hermann 127, 168
Leyser, Conrad 204–205
Liebermann, Max 250
Lilge, Frederic 72
Lintzel, Martin 61
Loos, Adolf 250–252
Lothar II., fränkischer König 324
Lotter, Friedrich 295–299, 301–305, 307–310
Löwith, Karl 98
Luckmann, Thomas 39, 171
Lucretius 435
Ludovicus Sanctus de Beeringhen 451–452
Ludwig der Fromme, fränkischer König und Kaiser 316, 321, 324, 329, 332
Ludwig, Emil 53
Luhmann, Niklas 7, 154, 259, 441
Lukas, Evangelist 327
Lüneburg, Hedwig, Ehefrau von Dietrich Basedow 360
Luther, Martin 191, 249, 253
Lyotard, Jean-François 192, 275

Machiavelli, Niccolò 141, 249, 260, 436
MacKinney, Loren 317
Macrobius Ambrosius Theodosius 323
Magnus II., Herzog von Mecklenburg 349
Maier, Anneliese 34–35
Maitland, Frederic 141, 143
Mäkinen, Virpi 150
Mann, Thomas 57
Mannheim, Karl 31
Mantel, Hilary 10–11
Mao Zedong 251
March, James 381
Marcks, Erich 57
Maria, Königin von Ungarn 355
Maria, Mutter Jesu 461
Maria Magdalena 327
Marsilius von Padua 147
Martianus Capella 319, 323
Martin von Tours 332
Martin, George R. R. 11
Märtl, Claudia 272
Marx, Karl 208, 434
Maschke, Erich 38
Matisse, Henri 250
Mauntel, Christoph 441
Mauritius, Heiliger 415–416
Maximilian I., römisch-deutscher König und Kaiser 29
Mayer, Theodor 70
McCormick, Michael 205
McIlwain, Charles H. 143–147
McKitterick, Rosamond 154
Meier, Mischa 206
Meinhard, Domscholaster von Bamberg 60
Meister Eckhart 13
Melis, Federigo 376
Mendelssohn Bartholdy, Felix 253
Menjot, Denis 194
Mentgen, Gerd 395
Merkel, Angela 291, 303
Mersch, Katharina Ulrike 436
Michael Syrus 164
Michel, Anton 70
Mileke, Johannes, Propst von St. Cecilia in Güstrow 345–349, 363
Miró, Joan 250
Mitterauer, Michael 241
Mohammed 172
Mommsen, Theodor E. 76
Montinaro, Federico 204
Moore, Robert Ian 6, 110–111
Moraw, Peter 269
Morris, Colin 6
Morton, Nicholas 392

Morus, Thomas 10
Moser, Johann Jakob 32
Much, Robert 37
Mühlbacher, Engelbert 25
Müller-Mertens, Eckhard 268
Münchow, Christian, Kleriker in der Diözese Kammin 350
Mundill, Robin 401
Murray, Alexander 87
Musitelli, Sergio 327

Nanni, Paolo 386
Nelson, Janet 7, 87, 91
Nicolai, Friedrich 262
Nietzsche, Friedrich 34, 440
Nirenberg, David 403
Nöldeke, Theodor 165, 170
Notker, Mönch von St. Gallen 329
Notker II. (Pfefferkorn), Mönch von St. Gallen 329
Novalis (Hardenberg, Georg Philipp Friedrich von) 36

Ó Cróiníns, Dáibhi 317
Oakley, Francis 142, 148
Oexle, Otto Gerhard 3, 7–9, 23, 29, 47, 66, 147, 181, 269–270, 439, 443
Ohnsorge, Werner 70
Olivi, Petrus Johannis 128
Oncken, Hermann 60
Origo, Iris 371
Oschema, Klaus 430
Ossietzky, Carl von 53
Osterhammel, Jürgen 237
Ottenthal, Emil von 25
Otto I., römisch-deutscher König und Kaiser 91, 94
Otto III., römisch-deutscher König und Kaiser 72
Otto, Walter 57

Panofsky, Erwin 31
Panteleimon 326
Passow, Lorenz, Kleriker in der Diözese Kammin 350
Patterson, Lee 275
Patzold, Steffen 317, 435
Paulus von Tarsus 327
Pearce, Sarah 397, 399–403, 405, 408–409
Pechstein, Max 250
Peckham, Johannes 169
Pennington, Kenneth 148
Perrault, Guillaume 170
Perriand, Charlotte 250
Petrarca, Francesco 3, 28–29, 31, 62, 138, 450–453, 455
Philipp II., König von Spanien 374
Piccolomini, Enea Silvio 29–31
Pippin III. der Jüngere, fränkischer König 332
Pirenne, Henri 90, 317
Platon 52, 323
Plinius der Ältere 323
Pluquet, François-André-Adrien 169
Pohl, Walter 204–205
Pol Pot (Saloth Sar) 251
Pollack, Detlef 114
Pombal, Marquês de 58
Powicke, Frederick Maurice 87
Pringsheim, Alfred 57
Priscian 75
Pucci, Lorenzo, Kardinal 352

Quast, Giselher 416

Radin, Max 143, 145–146
Radulfus Niger 75
Raganfrid, Bischof von Meaux 324
Raj, Kapil 134
Ranke, Leopold von 32, 374
Rapp, Claudia 205
Rassow, Peter 64
Ray, Aniruddha 7
Reichert, Folker 439
Reimitz, Helmut 205
Renan, Ernest 165
Resnick, Irven M. 410
Rexroth, Frank 7, 12, 21–22, 66, 81, 126, 141, 167, 169, 249, 267–270, 282, 307, 315, 442
Rhŷs, John 27
Richardson, Kristina L. 403–404
Riemann, Hugo 37
Riezler, Kurt 55
Ristow, Sebastian 293
Ritter, Gerhard 71
Robert I., König von Schottland 453
Roche, Daniel 228
Röckelein, Hedwig 436
Rodin, Auguste 250
Roeck, Bernd 254–255, 257–261
Rohde, Thomas, Domherr in Schwerin 349
Romulus Augustulus, Kaiser des weströmischen Reichs 29

Roosevelt, Franklin D. 144–145
Rosenstock-Huessy, Eugen 112
Rosenwein, Barbara 275
Rostow, Walt 106, 113–114
Rothfels, Hans 69
Rougemont, Denis de 220
Rudolf, Sohn Eberhards von Friaul 324
Runghe, Johannes, Kleriker in der Diözese Kammin 350
Rürup, Reinhard 32

Said, Edward 98, 109, 394, 397, 407
Salomo 386
Salomon, Ernst von 55
Saltman, Avrom 299
Sarton, George 35
Savonarola, Girolamo 57
Schefers, Hermann 331
Scheller, Benjamin 210, 442
Schieffer, Rudolf 269, 272
Schmid, Karl 33
Schmidt, Helmut 226, 253
Schmidt-Hofner, Sebastian 206
Schmitt, Carl 146–147, 149
Schmitt, Jean-Claude 274
Schmugge, Ludwig 342
Schneidmüller, Bernd 231
Scholz, Olaf 252
Schramm, Percy Ernst 31–32, 72
Schreiner, Klaus 269
Schulin, Ernst 32
Schulthess, Peter 136–137
Sellheim, Rudolf 261
Seneca, Lucius Annaeus 386
Shakespeare, William 52
Sibum, Otto 134
Siger von Brabant 456–457
Silbey, Susan S. 155
Simmel, Georg 24
Skinner, Quentin 142
Skottki, Kristin 93, 96–97, 438
Smail, Daniel 278
Smith, Julia 205
Soeffner, Hans-Georg 171
Sokrates 251
Sölle, Dorothee 13
Sontag, Ray 144
Southern, Richard W. 33, 82–84, 86–114
Spangenberg, Hans 164
Speer, Andreas 429
Spengler, Oswald 90
Spivak, Gayatri 186
Stacey, Robert 399
Stalin, Josef 251
Stauffenberg, Claus von 51
Stearns, Justin 403
Steckel, Sita 436, 439
Stengel, Edmund E. 66
Stevens, Wesley M. 330
Strayer, Joseph 106–107
Sturmi 327
Sybel, Heinrich von 25

Taguchi, Masaki 9
Tannous, Jack 171, 205
Tellenbach, Gerd 33, 37, 59, 61, 64
Tempier, Étienne 456–457
Teuber, Katrin 395
Theoderich der Große, ostgotischer König 153, 204
Theutberga, fränkische Königin 324
Thomas von Aquin 10, 128, 456–457
Thomas von Capua 76
Thomas von Pizan 128
Thomas, Carla María 393
Thorndike, Lynn 4, 33–34
Tierney, Brian 143, 147–152
Timur Lenk 380
Tīzīnī, Tayyib 127
Toch, Michael 294–303, 305–307, 309–310, 395
Tocqueville, Alexis de 131
Tolan, John 406
Tolkien, John Ronald Reuel 11
Töpfer, Bernhard 269–270
Toubert, Pierre 274
Toynbee, Arnold J. 93–96, 98, 113, 127
Troeltsch, Ernst 36
Trump, Donald 436

Ubl, Karl 204, 442
Ueberweg, Friedrich 136
Ullmann, Walter 37, 147
Unruoch III., Markgraf von Friaul 324
Urban II., Papst 60
Usāma ibn Munqiḏ 164

Van Damme, Stéphane 131
Vehse, Otto 67
Villey, Michel 150–151

Vinzenz von Paul 249
Vollrath, Hanna 269–270
Voltaire (Arouet, François-Marie) 251, 253
Voyenne, Bernard 220

Walter, Georg, Professor an der Universität Greifswald 348
Walther von der Vogelweide 13
Wansbrough, John 97, 107
Warburg, Aby 193, 258
Warntjes, Immo 317
Warren, Earl 145
Watt, William Montgomery 255
Weber, Alfred 51
Weber, Max 4, 31, 37–38, 51, 83, 113
Weinberg, Steven 125
Weinfurter, Stefan 269
Weltecke, Dorothea 430
Wenskus, Reinhard 38
Werner, Karl-Ferdinand 181–182, 184
Whitaker, Cord 402
White, Stephen 275
Whitman, James 151
Wickersheimer, Ernest 317
Wickham, Chris 205
Widukind von Corvey 211
Wiemer, Hans-Ulrich 204, 206
Wieruszowski, Helene 76
Wiesner-Hanks, Merry 173
Wifred II. von Cerdaña, Graf 95
Wilhelm I., preußischer König und deutscher Kaiser 25
Wilhelm von Ockham 147–149, 151
Williams, Madi 239
Wimpfeling, Jakob 29, 31
Winker, Gabriele 394
Wintar 327
Wolfgang von Everstein-Naugard, Graf 350, 352
Wolfhard, Priester aus Herrieden 328
Wolfhari, Mönch von St. Gallen 329
Wolfram, Herwig 204
Wood, Ian 208
Wright, William 165
Wyclif, John 57

Yiannopoulos, Milo 402

Zink, Michel 274

Ortsregister

Aachen 65, 69, 152, 230, 316, 323, 326, 328, 330–331
Afghanistan 252, 271
Afrika 7–8, 58, 105, 136, 138, 166, 173–174, 237, 239, 263, 270, 392
– Nordafrika 8, 232, 276, 382–383, 430
Afro-Eurasien 163
Ägypten 228, 257, 321, 403
Aizpute 359
Albanien 446
Alpen 29, 292, 294, 321
Amerika 10, 136, 173, 275
– Lateinamerika 271
– Nordamerika 1, 9–10, 271, 273–277, 432, 434, 449
angelsächsische Reiche 332
Aotearoa *siehe* Neuseeland
Aschkenas 294, 296, 299
Asien 58, 105, 166, 173, 227, 237, 239, 253, 263, 430
– Ostasien 73, 258, 270
– Südasien 271
– Westasien 8, 166, 171, 173, 205
– Zentralasien 172, 270, 276
Äthiopien 172–173
Atlantik 174
Aveney 324
Avignon 371, 376–377, 386, 450, 452, 460

Bad Godesberg 72
Baden-Württemberg 250
Balearen 295
Balkan 64
Bamberg 63
Barberia 382
Barcelona 371–372, 376–377, 384–385
Bath 166
Bayern 271–272, 328
Bayreuth 392, 394
Belarus 230
Bengalen 127
Berkeley 64, 69, 74, 143, 145
Berlin 25–26, 47, 49, 56, 60–62, 65–67, 73, 76, 97, 127, 134, 164–165, 206, 254, 269, 435–436
– Wannsee 75
Bielefeld 269
Blanchland Abbey 454
Bochum 171–172, 269
Bologna 276
Bondi, Georg 52
Bonn 26, 73, 206
Bosporus 192
Boston 135
Bremen 358
Breslau 26
Britische Inseln 432
Brügge 376, 383
Byzanz 51, 90, 191–192, 223, 258, 270, 273

Cambridge 89, 99, 110, 147
Canossa 280
Carpentras 461
Champagne 376
Charlottesville 234
Châteauneuf 461
Chicago 402
China 172–173, 239, 253, 258, 261, 271, 276, 446
Chorasan 261
Christchurch 234
Clermont 304
Clichy 304
Comtat Venaissin 460–461
Corbie 323
Crépy 355

Damaskus 127, 380
Dänemark 73
Deutschland 4, 6, 10, 26, 30, 33, 38, 52, 54, 64, 72, 76, 134, 144–145, 165, 202–203, 206–207, 222, 232, 252, 262, 268, 270, 272–276, 291–294, 297, 309–310, 392–393, 446, 458
– Bundesrepublik Deutschland 5, 182, 268–269
– Deutsche Demokratische Republik 4, 168, 182, 268–269
– Norddeutschland 443
– Süddeutschland 262, 415
– Westdeutschland 262, 270
Diamper 173
Diedenhofen 320
Dillenburg-Manderbach 250
Don 227
Dorpat 47
Dover 455
Dresden 263

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

https://doi.org/10.1515/9783111216140-020

Dublin 317
Dubrovnik 377
Durham 204

Eichstätt 269
Elbe 73
Emmerlev 354
England 10, 71, 76, 131, 146, 152, 167, 217, 262, 270, 274, 304, 372, 399–401, 453, 458
Erlangen 206
Estland 47
Eufrasien 430–431
Eurasien 275, 280
Europa 1, 4, 7–10, 12–13, 28, 58, 82–84, 89–90, 92, 94–96, 105–107, 110–111, 125, 127, 129, 133, 135–136, 138, 152, 164, 166, 171, 173, 182–183, 186–187, 189, 194, 196, 201–203, 205, 217–233, 235, 237–241, 253–255, 257–262, 270–273, 275–281, 291, 293–294, 300, 305, 309–310, 316, 394, 399, 404, 410–411, 415, 429–430, 432, 434, 438, 440, 442, 445–446, 448–450, 458
– Lateineuropa 258, 420
– Mitteleuropa 96, 201, 300, 458
– Nordeuropa 240, 262
– Nordosteuropa 432
– Nordwesteuropa 300
– Osteuropa 96, 230, 236, 262–263, 273
– Ostmitteleuropa 230
– Südeuropa 37, 95–96, 263, 415
– Südwesteuropa 95
– Westeuropa 8, 83, 87, 89–90, 92–96, 103, 107, 110, 172–173, 201, 207, 209, 236, 300, 403, 458
– Zentraleuropa 273

Flandern 106, 372
Florenz 371–372, 374, 377, 380, 383, 385–386, 388
Frankfurt am Main 47, 56, 61, 73, 206, 269
Frankfurt an der Oder 299
fränkisches Reich 304, 330, 332–333
Frankreich 3, 5, 10, 29, 33, 95–96, 130–131, 217, 222, 232, 254, 263, 270–272, 274–276, 376, 382–383, 441, 458
– Südfrankreich 321
Freiburg im Breisgau 136
Fulda 323, 327–328

Gallien 4
Gelnhausen 66
Genua 372, 376, 380, 382–383
Gießen 269
Göttingen 12, 30–32, 58, 163, 166–167, 269, 272, 295, 318, 429
Greifswald 346, 348, 352, 394
Griechenland 73, 95, 134, 253, 324
Großbritannien 33, 205, 274, 431
Güstrow 345–349, 363

Halle an der Saale 53
Hamburg 49, 347
Harvard 144–145
Heidelberg 49, 55, 73, 269, 293
Heiliges Land 60
Hennegau 455
Herrieden 328
Hildesheim 309
Hoyer 354–355

Iberische Halbinsel 270, 276, 295, 383, 397, 400, 419
Indiana 76
Indien 8, 253, 258, 278
Industal 276
Iran 446
Irland 27, 37, 332
Island 229
Italien 90, 141, 152, 259, 270, 275, 294–295, 321, 374, 381
– Süditalien 294

Japan 9, 129, 258
Jemen 261
Jena 56
Jerusalem 60, 294, 310

Kalifornien 145
Kambodscha 251
Kamerun 239
Kammin 349–350, 352–353
Kanada 76
Katalonien 372, 377
Kaukasus 166, 227
Kitzingen am Main 327
Kleinasien 49, 326
Kleve 250
Kogsbøl 354
Köln 291–293, 354, 441
Kongo 173

Konstantinopel 30, 192
Konstanz 171, 317
Kosovo 446
Kurland 359–360, 363
Kyoto 9

Laon 323
Lechfeld 91
Leeds 202, 205
Levante 232
Lissabon 57–58
London 97, 101, 135, 165, 376
Lorsch 323
Lübeck 349, 355, 357–360, 363
Lucca 376
Lüttich 453

Magdeburg 415–416
Maghreb 261
Mailand 376, 386
Mainz 355
Mallorca 372, 377–378, 382–384
Marburg 73
Marokko 446
Mecklenburg 349, 363, 396, 412, 419–420
Mesopotamien 173, 228, 321
Missouri 134
Mittelmeer 185, 189, 273, 321, 430
Mittelmeerraum 49, 90, 95, 111, 203–205, 208–209, 262, 300, 372, 376, 432, 458
Mittlerer Osten 129
Monheim 328
Montpellier 383
München 49, 51, 56–57, 294, 317
Münster 250, 257
Murbach 323

Naher Osten 49, 129, 276, 397
Naugard 352
Neuseeland 234, 239
New York 76
Nicaea 330
Niederlande 165, 355
Northumberland 454
Nottingham 392

Orient 30, 54, 134, 170, 217, 250, 261–262, 308
Oslo 234
Osmanisches Reich 257

Österreich 272
ostfränkisches Reich 94, 292
Ostseeraum 432
Oxford 27, 87–88, 100, 108–110, 204–205

Palermo 52
Parchim 348
Paris 60, 236, 274, 377, 383, 455–458
Pazifik 174
Persien 253
Philadelphia 392
Pisa 372, 377
Polen 225, 229
Polynesien 239
Portugal 57–58, 382
Posen 47, 49
Prato 371–372, 374–375, 377, 385
Preußen 25, 263
Princeton 64, 76, 148, 205
Provence 382–383

Ratzeburg 349
Reichenau 270, 323, 328
Reims 90
Rhein 73
Rheinland 395
Ribe 355
Rom 34–35, 47, 59, 63, 65, 67, 90, 95, 191, 253, 269, 294, 345, 347, 352, 362–363
Romania 382
römisch-deutsches Reich 94, 173, 217, 270, 292, 295, 415, 458
römisches Reich 204, 432
Roskilde 355
Rostock 26, 206, 339, 341–350, 352, 354, 357, 359, 362–363, 394
Rühn 349
Russland 239, 271, 449

Sahara 239
Santiago de Compostela 355
Schleswig 353
Schottland 254, 262, 453–454
Schwarzes Meer 382
Schweden 73
Schweiz 57, 72, 262
Schwerin 347–349
Sepharad 294
Sibirien 73

Singapur 397
Sizilien 294, 321, 382
Skandinavien 273, 432
South Bend 76
Sowjetunion 230
Spanien 58, 90, 152, 310, 355, 382
St. Gallen 323–324, 329
St. Louis 134
Stade 347
Sternberg 347, 395, 419–420
Stockholm 354
Syrien 164, 257

Tartu 359
Tokyo 9
Toledo 305
Tondern 354
Toskana 371
Trier 294
Tübingen 204, 206, 210
Türkei 73, 164, 226, 253, 255, 446
Tyne 454

Ukraine 230, 449
Ural 227
USA 4, 13, 64, 76, 85, 106, 126, 133–135, 141, 164–165, 205, 225, 271, 392, 402, 404, 431, 436, 445
Utøya 234

Valencia 372, 383
Valenciennes 355
Vatikan 104
Vaucluse 452
Venedig 376, 380, 383
Vietnam 446

westfränkisches Reich 295, 310
Westgotenreich von Toledo 301
weströmisches Reich 429, 431
Wien 204–205, 272, 310
Wismar 347
Würzburg 58

York 204

Zürich 257, 274